
SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN

Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft

für

Deutsche Sprache

und

Alterthumskunde.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Achter Band.

Mit Beiträgen von Hasper, Holzapfel, Kannegießer, Kuhn, Liebrecht, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Pischon, San-Marte (Schulz), Straß, Zeune, und dem Herausgeber.

Berlin, 1848.
Verlag von Hermann Schultze.

Neues Jahrbuch

der Berlinischen Gesellschaft

für

Deutsche Sprache

und

Alterthumskunde.

Enthaltend:

sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Achter Band.

Mit Beiträgen von Hasper, Holzapfel, Kannegießer, Kuhn, Liebrecht, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Pischon, San-Marte (A. Schulz), Straß, Zeune, und dem Herausgeber.

Berlin, 1848.

Verlag von Hermann Schultze.

Inhalt

des achten Bandes.

Seite



I.

Nibelungen.

Wien-Ambraser Handschrift.

Von dieser Handschrift und ihrer Abstammung aus dem seitdem verschollenen „Heldenbuch an der Etsch," welches Kaiser Maximilian 1502 — 17 prächtig abschreiben ließ, ist in diesen Blättern (Bd. I, S. 265) schon umständlich geredet, so wie früher (1820) in der Einleitung meiner dritten Ausgabe der Nibelungen (S. XXXVI. XXXIX). Zu Primissers näherer Vergleichuug dieser *Handschrift* mit meiner zweiten Ausgabe (1816), in Büschings wöchentlichen Nachrichten (Bd. I, [1816] S. 341), welche Schottky (ebd. Bd. III, 9. 1817) fortsetzte, bemerke ich noch, daß von den 17 als ihr eigenthümlich mitgetheilten Stanzen die meisten auch in der Hohen Ems-Laßbergischen Handschrift stehen: 1, 2 (nach 1336), 4, 5 (nach 3268), 6, 7 (nach 3636; doch 7 nur deren Wiederholung nach 3676), 8, 9 (nach 3872), 10, 11 (nach 4464), 12 (nach 4512), 13 (nach 5060). Die Stanzen 14 (nach 6300), 15, 16, 17 (nach 6348), treffen in die Lücke dieser Handschrift (5815—6583), wo sie sonst auch wol nicht fehlen würden, wie Docens Bruchstücke (5175—386. 6254—452) andeuten, in welchen sie sämmtlich sich finden. Sie hat auch die der H. Ems-Münchner, so wie der St. Galler und Münchner Handschrift fehlenden 5 Stanzen (7705 eine, 7637 und 7653 je zwei). Mit eben diesen Handschriften fehlen ihr dagegen auch die Stanzen 8441 und 8581 (nicht 8457 und 8481), und mit der H. Ems-Münchner Handschrift fehlen ihr 417 (zwei Stanzen). — Die ganz fehlenden Abenteuren 30, 32, 33, 34, 37, 38, 39, für welche sämmtlich leerer Raum zur Ergänzung gelassen ist (auf ähnliche Weise, wie bei vielen Liedern der Manessischen Handschrift) zeigen deutlich, daß die Nibelungen schon in dem Heldenbuch an der Etsch nicht mehr vollständig wa-

ren; welcher Abgang bei der Vergleichung des Mehr oder Minder der Stanzen anzuschlagen ist. Meine dritte Nibelungen-Ausgabe (1820) enthält in den Lesarten die nähere Vergleichung dieser Maximilianischen Abschrift, welche auch bei der vierten Ausgabe (nach der H.-Ems-Laßbergischen Handschrift, 1842) verglichen ist.

Die ersten 5 Stanzen gab schon Primisser: hier folgen die beiden ersten Abenteuren, welche in der Handschrift nur Eine ausmachen. Die Ueberschrift des Ganzen ist roth, wie die der einzelnen Abenteuren. Die Reimzeilen sind fortlaufend geschrieben, zwischen rothen Linien, mit Punkten oder Strichen nach den Reimen, seltener nach den Einschnitten. Die Stanzen sind mit gemalten Buchstaben, abwechselnd roth und blau, bezeichnet, bilden aber keine Absätze. Die schwarzen großen Buchstaben der Eigennamen und einzelner Hauptwörter sind roth durchstrichen. Einrichtung, Hand und Schreibweise ist so, wie in den übrigen Gedichten dieser umfassenden Abschrift, und entspricht der noch s. g. Kanzleischrift, welche dem Maximilianischen Drucke des Theuerdank zum Vorbilde diente. Eine Abbildung des Anfanges der Gudrun, welche mit mehreren anderen Gedichten allein in dieser Handschrift erhalten ist, habe ich den Erzählungen aus derselben in meiner Sammlung von 100 Deutschen gereimten Erzählungen des 12—14. Jahrhunderts, benannt „Gesamtabenteuer" beigegeben. Im folgenden Abdruck ist die Zählung meiner Ausgaben beibehalten. Sterne bezeichnen die fehlenden Stanzen. Eben diese Stanzen fehlen auch in der Berliner Handschrift (Germania I, 252), die überdieß noch 73—76 ausläßt.

Ditz Puech Heyſſet Chrimhilt

Es iſt in alten mären· wunders vil geſagt 1
von helden lobñwern· von groſſer arbait
von freůden hochzeiten· von wainen vnd von clagen
von kuener Recken ſtreiten· mügt Ir hie wunder horen ſagen:

Es wuchs in Burgunden· Ein vil edel Magedin 5
daz in allñ lannden nicht ſchöner mocht geſin:
Krÿmhilt gehaiſſen ſy ward ein schön weib
darumb müſten degen verliern den leib:

Der minneklichen maid tröten wol gezam
von milten küenen recken nÿemand was Ir gram:
on massen schone so was Ir edler leib
der Junckfrawen tugende die zierten annder weib:

Ir phlagen dreÿ künig edel vnd reich
Günther vnd Gernot die recken lobelich
Geÿselher der Junge ein ausserwelter degen
die fraw waz Ir Sester die Fůrsten hetten Ir gephlegñ:

Die herren waren milt von art hochgeborn
mit crafft vermessen küen die recken ausserkorn
da ze Burgunden was Ir lant genant
sy frůmbdtñ starche wunder· seyt in Etzel Landt:

Ze Wurmbs bey dem Rein sy wonten mit Irer crafft
In dienten von Iren landen vil stoltzer Ritterschafft
mit lobelichen Eeren· vntz an Ir endes zeit
sy sturben seyt iämmerlichen von zwayer edlen frawen neid:

* * * * * *

In disen hohen eren traumbt Krymhilt
wie sy trüeg einen falckhen starch schőn vnd wildt
den Ir zwen Aren ergrümmen, daz sy das můst sehen
Ir kunde in diser welt layder nymmer mer sein geschehen:

Von traum sy do gesagt Ir Můter Vten
sy kund In nicht beschaiden was der gůten
den valchñ den du zeuhest das wirt ein Edelman
dir wel In got behüeten· du můst In schier verlorn han:

Was sagt Ir mir von mannen vil liebe můter mein
rechen so wil ich ymmer sein
sust schön wil ich beleiben bis an meinen todt
daz ich von Recken minne nymmer wil gewÿnnen not:

* *

Chrÿmhilt in Ir můt sich mÿnne gar bewag
seyt lebet die vil gůte vil manigen lieben tag
daz sy west nymmer der mynne wolt Ir leib
seyt wart sy wol nach eren eins Recken küenes Ritters weib.

Das was derſelbe falche den ſy in Irem traum ſach
den Ir beſchied Ir mûter wie ſere ſy das rach
an Ir nachſten magen den flûg ſint
durch ſeins aines ſterben ſtarb vil maniger mûter kindt.

2.

Da wûchs in Niderlanden eins edlen kunigs kind
des Vater hieſs Sigmůnd ſein Mûter Sigelant
in einer reichen purg weiten vnd wol bekannt
inden beẏ dem Rein, das was ze Santen genant:

*

Seyfrid was gehaẏſſen der ſchnelle degen gût
Er verſuechet vil der reiche durch ellenthaften mût
durch ſeines leibes ſterche er rait manige lanndt
hei was er ſchneller degene ſitzen zu Bûrgundien vant:

*

In ſeinen peſten zeiten bey ſeinen jungen tagen
man mocht michel wunder von Seyfridñ ſagen
was eren an im wûchſe· vnd wie ſchön was ſein leib
ſeyt hetten In ze manne die vil waydelichen weib

Man zoch In mit dem vleiſſe als im das wol gezam
von ſeinſelbs mûte was tugende er an ſich nam·
des wurden ſeyt gezieret ſeines vaters landt
daz man In zu allen dingen ſo recht herlichñ vandt:

Er was nu ſo gewachſen· daz er ze hofe rait
die leûte in ſahen gerne manig frau vnd manig mait
im wunſtñ daz ſein wille In ẏmmer trůge dar
holt waren im genûge· des ward der helde wol gewar

Vil ſelten an houe man In reiten lie das kind
nu hieſs mit klaider zieren Sigmund vnd Sigelant
ſein phlagen auch die weyſen den Eere was bekannt
des mocht er wol gewẏnnen baide leût vnd lant.

Nu was Er in der ſterche daz Er wol waffen trûg
wes Er darzû bedorffte das lag an Im genûg
er begunde ſeit ze werben vmb ſchön weib
die trûgen wol mit eren des kunig Seyfrids leib

Do hieſs ſein Vater Sigmůnd kůnden ſeinen man
Er wolt hochzeit mit lieben Freunden han:
die måre man da fůrt in annder kůnig lanndt
den frömbden vnd den kunden gab Er Roſs und gůt gewant:

Wo man vant dhainen der Ritter ſolden
von art der ſeinen mage die edlen kinde ſein
da ladet man zu dem lannde durch die hochzeit
mit dem iungen kůnige ſwert genamen ſy ſeÿt.

Von hochtzeit man mocht wunder ſagen
Sigmůnd vnd Sigelint die mochten wol beiagen
mit gůt michel ere des da lieſs vil Ir hant
des ſach man vil der frömden zů In reiten in das lanndt

Vier hundert Schwert degene die ſolten tragen klaid
mit ſambt Seyfriden vnd manig ſchöne maid
von werche was vnmůeſſig wann ſy Im waren holt
vil der edlen ſtaine die frawen legtñ in das golt.

Nie ſy mit porten wolten worchen auf Ir wat
den iungen ſtoltzen regken des was nicht rat
der wiert der hieſs da ſidelen vil manigen kůenen man
Ze Sunnebenden da ſein Sun Seÿfrid wol Ritters namen gewan.

Do gieng ze einem můnſter vil manig reicher knecht
vnd manig edel Ritter die von Ir hetten recht
daz ſy den tumben dieten als Ine was getan
ſy hettñ kurtzweÿl vnd auch vil maniger frewden wan.

Gote man In Eeren ein meſſe ſang
da hůb ſich von leůten vil michel der getrang
da ſy ze Ritter wurden nach Ritterlicher Ee
mit alſo groſſen eren daz werlich nÿmmer mer ergee

Sÿ lieſſen da ſy funden geſatelt manig march
im hofe Sigmundes der Buhurt ward ſo ſtarch
daz man erdieſſñ hörte palas vnd ſal
die hochgemůten degenne die hetten groſlichñ ſchal

Von weyſen vnd von thumben man horte manigñ ſtos
daz der ſcheffte prechen gegñ den lůfften dos

trümmere ſach man fliegen für den palas dan
von maniges Recken hennde das ward mit vleis getan

Der wirt der ward erlaſſen da zoch man die march
man ſach auch da zebrochen vil manig Buhurt ſtarch
Vil der edlen Stain geuellet auf das gras
ab liechtes ſchildes ſpanngen von hurten das geſchehen was

Do giengen Wirtes geſte' da man In ſitzen riet
vil der edlen ſpeyſe ſy von Ir munde ſchied
vnd wein der allerpeſte des man In vil getrůg
den frömden vnd den kunden pot man eren da genůg

Wie uil Sẏ kurtzweyl phlagen all den tag
vil der varende diete rewe ſich bewag
ſy dienten nach der gab die man da reiche vant
des ward mit lob getzieret alles Sigiſmundes landt.

Der herre der hieſs leyhen Seẏfrid den iungñ man
Landt vnd Burge als het es getan
ſeinen ſchwert genoſſen den gab da vil ſein hant
do liebet In die rayſe daz ſy komen in das landt

Die hochzeit weret vntz an den Sibenden tag
Sigelint die reiche nach alten ſiten phlag
durch Irs Sunes liebe tailen rotes golt
ſy kundens wol gedienen daz In die leute waren holt.

Vil lutzel man der varende armen da vant
Roſs vnd klaider das ſtob In von der hanndt
ſam ſy ze lebñ hetten nicht mer dhainen tag
Ich wēne ye ingeſinde ſo groſſer milte phlag.

Mit lobelichen eren ſchier ſich die hochzeit
von den reichen herren höret man wol ſeyt
daz ſy den iungen woltñ ze einem herren han
des begert nicht herr Seyfrid der vil waidliche man

Seyt daz noch baide lebeten Sigmund vnd Sigelint
nicht wolt tragen die krone ir baider über kindt
doch wolt Er weſen herre fur allen den gewalt
des in den lannden forchte der degen kuēn vnd pald

(*)

Die Stelle von Siegfrieds früheren Abenteuern (Z. 325—428) lautet hier:

Nu waren dem künig die märe geſait
daz da komen weren Ritter vil gemait
die fürten weyſſe praūne vnd herlich gewant
ſein erkant niemand in Burgůndier landt.

Den künig des het wunder von wannen komen dar
die herlichen Recken in war leicht gewar
vnd mit ſo gůten Schilden newen vnd prait
daz im das ſagete nÿeman das was Gunther laid.

Des antwurt Im künig von Metzen Ortwein.
reich vnd kuen mocht Er wol ſein
ſeÿt wir nicht erkennen nu ſolt Ir hayſſen gan
nach meinem Oheim Hagenen den ſolt Ir ſy ſehen lan

Dem ſint kundt die reich vnd auch die frombden lannt
ſint Im die herren kundt das thūt Er vnns bekant
der kunig pat In bringen vnd die ſeinen Man
man ſach in herliche mit Recken hin ze hofe gan

Was ſein der künig wolte des fraget Hagene
Es ſein in meinem hofe vnkunde degenne
die nÿemand hie kennet· habt Ir ſy ye geſehen
des ſolt Ir mir Hagenne der rechten warhait iehen.

Das thūn ich ſprach Hagene· zu einem Venſter er do gie
ſein augen Er do wechen zu den geſten lie
wol behagete im Ir getzierde vnd auch Ir gewannt
Sy waren im vil frombde in der Burgunden lant.

Er ſprach von wannen kumen die Recken an den Rein
Es mochten ſelb fürſtñ oder fürſten poten ſein
Ire Roſs die waren ſchöne· Ir klaider vaſt gůt
von wannen das füeren ſy waren hochgemůt.

Alſo ſprach do Hagene· ich wil des wol veriehen
wie ich Seyfridñ nie mer hab geſehen
ſo wil ich wol gelauben wie es darumbe ſtat
daz es ſey der Recke· der dort ſo herrlichen gat

Er bringet newe måre heer in ditz Lannd
die kuͤenen Nibulůnge ſchlůg des heldes hanndt
Schilbůng vnd Nibelungen die reichen kůniges kind
er frůmbt ſtarche wunder mit ſeiner groſſen krefſte ſint

Da der helt allaine an alle hilffe rait
Er vant vor ainem perge das iſt mir wol geſait
Nibelunges horte vil manigen kuͤenen man
die waren im Ee frömde vntz Er Ir kunde da gewan.

Hort der Nibelunges der was gar getragen
aus einem holen perge nu höret wunder ſagen
wie In wolten tailen der Nibelungen man
da ſach der Degñ Seyfrid den helt des wunder began

Er kam ze Ine ſo nahñ daz er die helde ſach
vnd auch In die degennne Ir ainer darunder ſprach.
hie kumbt der ſtarch Seyfrid der held von Niderlandt
vil ſeltzame måre an den Nibelungen er vant

Den Recken wol emphiengen Schilbůng vnd Nibelung
mit gemainem rate die Edlen fürſten iung
den ſchatz In paten tailen den waydlichen man
vnd begertñ des mit vleiſſe der herre loben In es began

Er ſach von geſaines ſo wir horen ſagen
Hundert kantz wagen es mochten nicht getragen
noch mer des roten goldes von Stibelunge lanndt
daz ſolt In alles tailen des kuͤenen Seyfrids handt

Da gaben ſy im ze miete des Nibelunges ſwert
ſy waren mit dienſte vil vbel gewert
den In da laiſten ſolte Seyfrid der helde gůt
er kundt es nicht verenden ſy waren zornig genůg

Sy hetten da Ir freunde zwelf kuͤen man
das ſtarch Ryſen waren was kund es ſy verſan
die ſlůg ſeyt mit zorne die Seyfrides handt
vnd Reckeñ Sibenhůndert zwang Er von Nibelunge lanndt
Mit dem gůten ſchwerte das hieſs Balmung
durch die ſtarchen forchte vil manig Reck iůng

die ſich zum ſchwerte hetten vnd an den küenen man
das land zu den Burgen ſy im taten vndertan.

Dartzů die reichen kůnige die ſlůg er baide todt
Er kom von Albriche ſeit in groſſe not
der vande ſeine herren recken da ze hant
vntz Er die groſſen ſterch ſeyt an Seyfriden vant

Do kund Im nicht geſtreiten das ſtarch zwerg
alſam die lewen wilde ſÿ lieſſen an den perg
da er die toren kappen ſeyt Albrich an gewan
da was des Hordes here Seÿfrid der der fraÿſſig man

Die da dorſtñ fechten die lagen alle erſlagen
den ſchatz er balde hieſs füeren vnd tragen
da in da vor da namen die Nibelunge man
Albrich der vil ſtarche do die kammern gewan

Er můſt im ſchweren aid er dienet im ſo ſein kindt
aller hannde dinge was Er im gerechte
ſo ſprach von Tronege Hagene das hat Er getan
alſo groſſer krefſte nie mer Recke gewan

Noch wais ich an im mere das mir iſt bekant
einen Lintracken den ſlůg des heldes handt
Er padet ſich in dem plůte ſein haut ware hůrnen
des enſchneidet In kain waffen das iſt dick worden ſchein

Wir ſullen den herren empfahen deſtee bas
daz wir verdienen des Jungen Recken haſs
ſein leib der iſt kuene man ſol In holdñ han
er hat mit ſeiner krefſte ſo manige wunder getan

Do ſprach der kunige des Lanndes nu ſey vnns willekomen
er iſt edel vnd küene das han ich wol vernomen
des ſol auch genieſſen in Burgundien Landt
do gieng der herre Günther da Er Seyfriden vant

Das Ende der 36ſten Abenteure (Z. 8529—8640) iſt:

Da ſprach die kůniginne Ir helde vil gemait
Nu geet der ſtigen naher vnd rechet meine laid
das wil ich ÿmmer dienen als ich von rechte ſol
der Hagenen v̊bermůte der gelone ich Im wol.

Man ainen aus dem hawſe nicht komen lie v̊ber all
ſo hayſs an Vier enden zůnden an den ſal
ſo werden wol errochen alle meine laẏd
des Etzeln degenne wurden ſchier berait.

Die noch hie aufſtůnden die tribens in den ſal
mit ſchlegen vnd mit ſchůſſen des ward vil gros der ſchal
doch wolten nie geſchaiden die fůrſten vnd Ir man
Sy kunden vor treüen an einannder nicht verlan.

Den ſal den hieſs do zůnden des Etzeln weyb
da quelte man die Recken mit fewr da den leẏb
das hawſs von ainem winde vil palde alles empran
Ich wåne das volck dhain groſſer angſt ye gewan.

Genůg rueſſten da awe diſer not
Wir möchten vil lieber ſein in ſturme todt
es möcht got erparmen wie ſein wir alle verlorn
nu richtet vngefůege an vnns die kůniginne Iren Zorn.

Ir ainer ſprach darynne wir müeſſen ligen tot
Was hilffet vnns das grůeſſen daz vnns der Kůnig empot
Mir tůt von ſtarcher hitze der durſte ſo rechte wee
daz ich maẏn mein leben ſchier in diſen ſorgen zergee.

Da ſprach von Tronege Hagene Ir edlen Ritter gůt
Wen zwinge durſtes not der trinck hie des plůt *)
Wie vngewent Ers ware es daucht In groſlichen gůt.

Nu lon euch got herr Hagene ſprach der můede man
daz Ich von Ewr lere ſo wol getrungken han
mir iſt noch vil ſelten geſchenncket beſſer wein
leb ich dhain weyle ich ſol euch ymmer dienend ſein.

Do die anndern das gehorten daz es In dauchte gůt
da ward Ir michel mere die trůncken auch das plůt
dauon gewan vil creffte Ir ettliches leib
des entgalt an lieben freunden ſeyt manig waydeliches weib.

Das fewr viel genote auf ſy in den ſal
da laiten ſys mit ſchilden von In hin ze tal

*) Durch die Wiederkehr desselben Reimwortes ist hier eine Stanze ausgefallen.

der rauch vnd auch die hitze In tetten baide wee
Ich wåne der Jammer immermer an Helden ergee.

Da sprach von Tronege Hagene ſtet zu des Sales wannt
lat nicht die prende vallen auf Ewr helm pant
trettet Sy mit den fůeſſen tieffer in das plůt
es iſt ain vbel hochzeit die vns die kunigin tůt.

In ſůnſt getanen laiden In doch der nacht zeran
noch ſtůnd vor dem Hawſe der kůene ſpileman
vnd Hagene ſein geſelle gelainet vber Rannt
Sy warteten ſchaden måre von den aus Etzelen lanndt.

Da ſprach der Videlåre nu gee wir in den ſal
ſo wånent des die Hůnen daz wir ſein vberal
todt von diſer quale die an vnns iſt getan
ſy ſehent noch vnns degene in ſtreite Ir ettelichen ſtan.

Da ſprach von Burgunden Giſelher das kindt
Ich wåne es tagen welle ſich hebt ein kueler windt
Nu laſs vnns got von himel noch lieber Zeit geleben
Vnns hat mein Sweſter Chrimhilt ain arge hochzeit gegeben.

Da ſprach ainer Ich kieſe den tag
ſeyt daz es vnns nicht beſſer weſen mag
ſo waffent Ir euch helde gedenncket an den leib.
Ja kumbt vnns aber ſchiere des kůnig Etzeln weẙb.

Der Wiert wolte wånen die geſte wåren todt
von Ir arbait vnd von des feŵres not
da lebt Ir noch darẙnne Sechſhůndert kůener man
daz nye kůnig kainer peſſer degene gewan.

Der ellende hůte het wol erſehen
daz noch die geſte lebten wie In halt was geſchehen
ze ſchanden vnd ze laẙde den herren vnd Ir man
man ſach ſy in dem gademe noch vil wol geſunde gan.

Man ſagte Chrimhilden Ir were vil geneſen
da ſprach die Kůniginne das kůnd nẙmmer weſen
daz Ir dhainer lebte von des feŵres not
Ich wil des bas getraŵen daz ſy alle ligen todt.

Noch genaſen gern die fürſten vnd Ir man
ob noch yemand wolte genad an In began
den kunden ſy nicht vinden an dem von Hůnen landt
da rachen ſÿ Ir ſterben mit vil williklicher hanndt.

Des tages wider morgen man In pot
mit hertem vrlauge des komen helde in not
da ward zů In geſchoſſen vil manig ſtarcher geer
ſich wereten Ritterlichen die Recken khen vnd her.

Dem Etzelen geſÿnnde erwaget was der můt
daz ſy wolten dienen das Chrimhilde gůt
dartzů ſy wolten layſten daz In der kůnig gepot
des můs maniger ſchiere von In kyeſen den todt.

Von ſölchem gehaÿſſe vnd auch von gabe man möcht wůnnder ſagen
Sy hieſs golt das rote dartzů mit ſchilden tragen
Sy gab es wer ſein růchte vnd es wolte emphahen
Ja ward nye gröſſer ſolden auf veinde måre gegeben.

Ein michel crafft der Recken dartzů gewaffent gie
da ſprach der kunig Volcker wir ſein et aber hie
ine geſach auf vechten uie helde gernner komen
die das golt des kůniges vnns zware haben genomen.

Da rueffſten Ir genůge naher helde bas
daz wir ſůllen verenden vnd tůn bey Zeite das
hie beleibet nyemand wann wer doch ſterben ſol
da ſach man ſchier Ir ſchilde ſtecken ger ſchůſſe vol.

Was mag ich ſagen mere. Wol zwelfhůndert man
die verſůchten es vil ſere wider vnd dann
da kulten mit den wůnden die geſte wol nach Irem můt
Es mocht nyemannd ſchaiden des ſach man flieſſen das plůt.

Von ferch tieffen wůnden der ward da vil geſlagen
Yeſzlichen nach den frůnden hort man do klagen
die piderben ſturben alle den reichen kůnige her
des hetten holde magen nach In gröſzlichen ſeer.

Hiemit endet diese Nibelungenabschrift Bl. 127, S. b, Sp. 1; Blatt 128 ist ausgeschnitten, Bl. 129, 130 und 131, S. a sind leer, zur Ausfüllung. Hierauf folgt Bl. 131, S. b. die Klage, welche mit der HohenEms-Münchner, St. Galler und den dazu gehörigen Handschriften stimmt, nicht mit der starken Verarbeitung der HohenEms-Laßbergischen Handschrift.

Ditz puech hayſſet klagen.

Hie hebt ſich das måre vil redebåre
vnd were auch gůt ze ſagene nun daz es ze klagenne
den leůten allen gezimpt wer es recht vernẏmbt
der můs es jåmmerlichen clagen vnd iammer im hertzen tragen.

Het ich euch die ſynne daz ſys gar ze mẏnne
hetten *die es* erfunden es iſt von alten ſtunden
heer vil werliche geſait ob es yemand miſſehaget
der ſol es laſſen one haſs vnd hôre die rede fůrbas.

Diſs alte måre hat ain tichter
in ein půch geſchriben des enkundes nicht beleiben
es ſey dauon bekannt Wie die von Burgunden lannt
bey Iren Zeiten vnd bey Iren tagen mit eren het ſich betragen

Dannckwart ain kůnig hieſs der in die weiten lanndt lieſs
den ſtoltzen helden gůten vnd auch der Edlen V̊ten
die da Crone mit Im trůg ſy hetten alles des genůg
daz reiche kunige ſolten haben oder wolten.

Die hetten auch one wan ein Sweſter wolgetan
die nam ſyder ainen man dauon ſich brůefen began
vil maniges gůten rechten not vnd daz Er ſelber den todt
gewan von ſeiner vbermůt Seẏt nam ſẏ aber ain helt gůt
aůs Hůniſchem reiche mit dem ſy herrliche
nach Ir Jammer ſeẏt geſaſs der rede maiſter hieſs das
richten an dem måre wie reich der kůnig were.

Die rede ist genůg wissenlich Er het alle tagelich
Zwelff annder kůnige vnnder Im von der warhait ich das ným
Er phlag vil grosser Eren man gefriesch nýeman so hern
vnnder hayden noch vnnder cristen. Genůge die das wisten
die ryten zů Im in das lannt Er was Etzele genannt
Botelung sein vater hiess der im vil gewalte liess
nach seinem tode vntz an sein stunde ditz märe tůt vnns von Im kunde
daz Er het ze wunsch ain weýb daz tugentlicher frawen leib
bey Ir Iarn nyemandt vanndt Fraw Helche also was die genannt.
Von der schied Er sich mit not der vil gewaltige todt
der nam im seine Wůnne Seyt riedt im sein kůnne
an fraw Chrymhilden der Edlen vnd der milten
***) so ist wol gesait das wie sy zu den Hůnen gesazz**
Als die Edle Helche Ee doch tet Ir zu allen Zeiten wee
Daz sy das ellennde hiess Wann sy der Jammer nicht enliess
gerůen selten kainen tag vnd Ir in dem hertzen lag
wie sy verlos Ir wůnne Ir aller nachstes kůnne
Het Ir Iren lieben man benomen

Auch an der Klage fehlt hier der Schluß, und sie endet so (V. 4067—4172):

Da auch Swåmmelin het genomen
Vrlaůb haým ze lande der In da von Im sande
vnder die Burdenåre dem sagt Er die måre
sunst kam Er wider in Hůnen Landt da Er noch Etzelen vant
den herren Diettreich. Sy frageten alle geleich
wer wider were komen was Er gesehen het vnd vernomen
das sagt Er allen kunde an Etzelen seýt erstůnde
frewde nýemand enfandt da wolt auch in sein lant
Herr Diettrich von Perne das sahen die vil gerne
Fraw Herrat vnd Hildebrant do der kunig das erfant

---

*) Hier beginnt die Berliner Hds. Bl. 57, Sp. 3, dicht hinter der Nibelungen Noth, ohne Ueberschrift, in 3 Spalten auf jeder Seite. Germania I, 268.

daz ſy nicht wolten da beſtan Waz Ime laides was getan
ſo geſchach im nie ſo laide Er machet Sy wainen baide
Hildebranden vnd Diettreichen Welt Ir nu mir entweichen
ſeydt ich mein Volck verlorn han Wie ſol ich aine nu beſtan
Da ſprach der Pernere wie wolt Ir daz ich wêre
on hilff vnd an die mein ein ẙetzlich man die ſein
die Er beẏ Im vil billich hat Ir ſecht wol wie mein ding ſtat
Ich vnd die trawttine mein ſüllen nicht erellent ſein.
Was Etzel vlegen kunde oder piten zu der ſtůnde
darumb wolten ſys nicht lan Er mueſſet on ſy beſtan
Sy vlieſſen ſich der raẏſe manig weib vnd wayſe
beleiben můſt hinder In Etzele wanndelte den ſẏn
von diſen ſtarchen laiden da Sy von Im wolten ſchaiden
als man vns geſagt hat Da nam die fraw Herrat
daz Ir die kůnigine Helche lie doch můeſt es vil beleiben hie
Wann ſis nẏnndert bringen kunden doch fůrtens ſy an den ſtůnden
mit In des het Sy begert Wol Achtzigk tauſent marck wert
Fraw Herrat Vrlaub da genam den frawen da nicht annders getzam
Wann wainen vnd clagen aus der kammer ward getragen
ain ſatel der was reiche den dick werdekleich
Fraw Helche het geriten auf den Satel was geſchniten
der aller peſte Sigelat den yeman in der Welt hat
Ja kan Ich euch beſunder geſagen nicht das wunder
wie dem werch were von gold was Er ſchwåre
vnd von edlem geſtaine Kuniges weib dhaine
peſſern ſatel nie gerait die vil reichen pherdes klait
hiengen nider vntz auf das gras da ſy nu gar beraitet was
Zu Ir verte als ſy kuſte die frawen Sy do kuſte
alle gemaine da was Ir dhaine
Sy wainten alſo ſere ſam do Helche die here
mit tode was von In bekomen ſo ſwinder vrlaub ward genomen
in dhainem hofe von frawen das möcht man wol da ſchawen.

Da ſy vom Wirt vrlaub genamen vnd zu dem hofe in kamen
der kŭnig viel nider fůr todt Im gab der Jammer ſölhe not
daz Er der ſy̆nne nicht behielt vnd ſo krancker witze wielt
daz Er vnuerſunnen lag lebt Er ſeyt dhainen tag
des het Er doch vil klainen frummen Wann Im was an ſein Hertze kumen
die rew alſo manig crafft daz In das laid
lie ſelten ſprechen wardt Er was weder hie noch dort
er was todt noch lebt Er in ainem twalm er ſwebete
darnach ine wais wie manigen tag Wie groſer Herſcheffte Er emphlach
dartzů was Er nu gedigen Daz ſy In aine lieſſen ligen
Vnd nyeman auf In icht achte Wie Ers ſeit bedachte
das hat vnns nyemand noch geſait da herr Diettrich von dann gerait.

Hiemit bricht dieſes Gedicht ab, Bl. 139, S. b, Sp. 2 oben, ſo daß zur Ergänzung des vermuthlich hier auch unvollſtändigen Heldenbuchs an der Etſch Raum blieb. Unmittelbar darauf, Bl. 140, S. a, folgt die einzig übrige Handſchrift des den Nibelungen in aller Hinſicht zunächſt ſtehenden großen Heldenliedes Gudrun.

v. d. Hagen.



II.

Die polnische Königssage,

nach den Quellen dargestellt und kritisch erörtert

von

San-Marte.

Nunc humilis veteres tantummodo Troja ruinas,
Et pro divitiis tumulos ostendit avorum.
Ovid.

Vorwort.

Anmaßend mag es scheinen, daß ein Deutscher es unternimmt, über polnische Mythen und Sagen seine Untersuchungen zu veröffentlichen, und bedenklich, sich einen Erfolg davon bei polnischen Gelehrten zu versprechen. — „Polonia et Slawonia — sagt Piasecki (Chron. Cracov. 1645, p. 41.) — tota abhorret a studiis et artibus Germanorum, et quidquid venit inde et qualecunque illud sit, praeter operas mechanicas, sibi noxium reputat et rejicit suspectum." — Auch heute noch sträubt sich der Pole gegen germanisches Wesen, doch wird er erkennen, daß, wenn ein Fremder hier in sein halbvergeßnes Nationalheiligthum eintrat, es nicht geschah, um es zu germanisiren, sondern um es in seiner ursprünglichen Reinheit und Urheiligkeit, soweit die Mittel reichten, der Mitwelt wieder zur Anschauung zu bringen, und eingeborne Polen, die es vermögen, anzuregen, ihrerseits sein Werk zu unterstützen und weiter zu führen mit dem gleichen freien unbefangenen Forschungstriebe.

Die polnische Königssage, d. h. die sagenhafte Urgeschichte des polnischen Volkes und seiner Fürsten von Anbeginn bis

zur Einführung des Christenthums unter Mieczyslaw im zehnten Jahrhundert, erhellt zunächst und hauptsächlich nur aus den lateinischen Chroniken des Martin Gallus (um 1112), des Kadlubek oder Kadlubko († 1223), des Boguphal oder Boguchwal († 1253) und des Dlugoß († 1480), und einiger anderer minder erheblicher, hat aber mit Ausnahme der Untersuchungen über den Lech besonders durch Schlözer, bisher nur eine höchst ungenügende Erörterung erfahren. Am ausführlichsten behandeln sie die von Linde gesammelten und deutsch herausgegebenen Arbeiten von Ossolinsky, Praczmowski, Czacki, Kownacki und Lelewel (Vincent Kadlubek v. Ossolinski. Warschau, Glücksberg 1822); allein, ausgehend von einem einseitigen und falschen Standpunkte der Forschung, mit dem unglücklichstem Erfolge. In ihrem Drange, überall historische Wahrheit finden zu wollen, vernichten sie einerseits die Sage, ohne andererseits haltbare geschicht'iche Thatsachen dafür zu gewinnen.

Die von ihnen aufgestellten Resultate für die Geschichte mögen die Historiker von Fach würdigen, und zum Theil sind sie schon von gewichtigen Stimmen gewürdigt worden; die genannten Schriftsteller aber eben so wenig, wie die von ihnen geprüften Chronisten haben eine klare Anschauung von der Natur der Volkssage und deren Leben im Volke, und von den Mitteln gehabt, sich ihrer wissenschaftlich zu bemächtigen. — Mit größerem Scharfblick und strengerer Kritik, doch leider nur beiläufig und zu kurz wendet Schafarik in seinen slawischen Alterthümern (deutsch von Mosig v. Aehrenfeld, herausgeg. von H. Wuttke, Leipzig, Engelmann, 1844), ihr seine Aufmerksamkeit zu. — Ausführlicher widmet ihr Röpell einen eignen Abschnitt bei Einleitung seiner Geschichte Polens (Hamburg, Perthes, 1840), jedoch, indem er nur die darüber berichtenden Chronisten zur Basis seiner Untersuchung nimmt, löst er die Sage los von dem unzertrennlich mit ihr verbundenen slawischen Heidenthum, und verliert dadurch gerade den historischen Boden, auf welchem sie erwuchs; weshalb er in der Ueberlieferung der Historiker auch wenig mehr, als ein allgemeines Nationalgefühl, eine gemachte Allegorie oder ein philosophisches Abstractum der wahren Historie zu finden vermochte.

Der Verfasser hat, geleitet von den Grundsätzen, welche die Brüder Grimm in Mythologie und Sagenforschung für alle Zeiten festgestellt haben, und die er bei andern ähnlichen Untersuchun-

gen aus eigner Erfahrung als völlig bewährt erkannt hat, versucht, auf dem entsprechenden Wege in das dunkle Gebiet einer mehr als tausendjährigen Ferne, dunkel hauptsächlich durch Lässigkeit und Unkunde slawischer Gelehrten, einzudringen. Er weiß sehr wohl, daß er die dichte Nacht nicht zum Tage erhellt hat; doch wird ihm das Anerkenntniß genügen, das organische Band, wodurch das Volk und die von ihm getragene Sage lebensfrisch verknüpft war, bestimmter bezeichnet, und mit einigen Streiflichtern die richtige Bahn beleuchtet zu haben, auf welcher weiter zu forschen ist.

Erstes Kapitel.

Japhet.

Wie jede Religion ihre besondere Lehre von der Weltschöpfung dem Volk durch Priestermund als göttliche Offenbarung überliefert, so pflegt auch jedes Volk, das bis zu einem gewissen Bildungsgrade vorgeschritten ist und sich als Volk fühlen gelernt hat, die Sage seiner Entstehung und Verbreitung in seinem Schooße zu hegen, sie an hervorragende Heroen der Vorzeit anzuknüpfen, und diese auf göttlichen Ursprung zurückzuführen, dergestalt, daß die nationale Heldensage sich in den Göttermythus verliert. Wir können nach der Analogie der Sagengeschichte fast aller der Völker, von denen eine solche überhaupt erhalten ist, kaum bezweifeln, daß nicht auch ein ähnliches Verhältniß bei den Slaven überhaupt, und denjenigen Slavenstämmen insbesondere, welche das weite Tiefland von dem schwarzen Meere, den Karpathen und den Elb- und Weichselquellen nordwärts bis zur Ostsee einnahmen, stattgefunden haben sollte. Aber erst mit den zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, mit der Verbreitung des Christenthums, bricht für Polens Geschichte ein heller Morgen an. Keine schriftliche Urkunden Eingeborner aus der Heidenzeit sind uns erhalten, und was von christlichen Schriftstellern der ältesten Zeit uns über das polnische Heidenthum und sein Geistesleben überliefert ist, läßt es nur in den allgemeinsten Umrissen und auch diese nur im trübsten Dämmerlichte erscheinen. Ein wenig lichter ist es an den Nordgrenzen, Lithauen, Preußen, Pommern und Mecklenburg, heller südlich in Böhmen, Mähren und den Donauländern; nur aus dem, was wir hierüber wissen,

läßt sich ein, doch keineswegs immer sicherer, Rückschluß auf das machen, was im Herzen des alten Polenreichs etwa vorhanden gewesen sein möchte.

Folgend dem angebornen Drange des Menschen, seinen Ursprung zu ergründen, und die Geschichte seiner Herkunft und weitern Entwickelung kennen zu lernen, suchte eine jüngere Zeit nachträglich zu bilden, was die Vorzeit ihr nicht überliefert hatte. Die Theilung der Erde unter die Söhne Noas machte Philastrius, Bischof von Brescia (um 387), zum Glaubensartikel, und seit dem fünften Jahrhundert fangen fast alle griechische und lateinische Weltgeschichtschreiber damit an, und die jüngern abendländischen und nordischen, ja selbst morgenländische, wie Abulfaradsh, bis in's funfzehnte Jahrhundert, folgten ihnen darin nach. Martin Gallus und Kadlubek haben sich frei von dieser Sitte erhalten. Der Russe Nestor dagegen (um 1116) folgte der Kosmographie der Byzantiner, nennt jedoch als Bewohner von Japhets Erdtheil nur Völker, nicht aber Namen der Völkerführer, deren einige er erst für eine weit jüngere Zeit anführt. Boguphal geht kurz darüber hin und führt flüchtig die Reihe von Japhet und Janus über Nemroth auf Lech, Rus und Czech. Der Stammbaum in der Chronik des Dzierswa (um 1289—1296 geschrieben) läßt jedoch die Volksführer also folgen: Japhet, Jawan, den die Polen Ywan nennen, Philara, Alan, Anchises, Askanius, Pamphilus, Reasilvia, Alanus, der zuerst nach Europa kam, Negno, der hatte vier Söhne, deren ältester Wandalus war, von dem die Wandaliter, die jetzt Polen genannt werden, abstammen. Am vollständigsten liefert Dlugoß die Genealogie (**Hist. Polon. I. p. 5; ed. Lipsiae 1711**): „**Primus autem homo de genere Japhet venit ad Europam Alanus nomine, cum tribus filiis suis, quorum nomina sunt haec: Isicon, Armenon, Negno. Isicon autem habuit quatuor filios, quorum nomina sunt haec: Francus, Romanus, Momaurus et Britto, a quo primum Brittania dicta et habita est. Secundus autem filius Alani, Armenon habuit quinque filios. Hi sunt: Sochus, Valgotus, Cebidus, Burgundus, Longobardus. Tertius autem filius Alani, scilicet Negno, habuit quatuor filios, quorum nomina sunt haec: Vandalus, a quo Vandali dicti sunt, qui nunc Poloni dicuntur. Secundus filius Negnonis, Targus. Tertius Saxo. Quartus Bogorus. Sic igitur**

ab Isicone primogenito Alani orti sunt, Franci, Romani, et caeteri Latini et Alemanni. A secundo filio Alani orti sunt Gothi et Longobardi. A Negnone autem tertio filio gentes diversae sunt per totam Europam, videlicet tota Russia usque ad Orientem, Polonia maxima terrarum, Pomerania, Cassubia, Suecia, Sarnia, quae nunc Saxonia dicitur et Norvegia. A filio Negnonis tertio, qui Saxo vocabatur, Bohemia et Moravia, Styria, Carinthia, quae nunc Dalmatia dicitur, Lisna, Croatia, Servia, Pannonia, Bulgaria, Elisza. Itaque Negno omnium Sclavorum parens etc."

Dzierswa, so wie Dlugoß schöpften augenscheinlich aus einer und derselben Quelle, und dieß ist entweder der brittische Historiker Nennius (aus dem neunten Jahrhundert) selbst, oder ein Anderer, den Nennius wieder abgeschrieben, da alle drei im Wesentlichen fast wörtlich übereinstimmen, und nur jeder in seiner Weise seine Nation dem allgemeinen Stammbaum anhängt*). Man sieht, daß in Dlugoß nichts neu ist, als die Einschiebung der slavischen Völkernamen, und daß schon sechs Jahrhunderte vor ihm die Gesammtbevölkerung Europas, als in mehrere große durch eigenthümliche Nationalität und Abstammung von einander verschiedne Völkerfamilien zerfallend, erkannt ward, und begreift, daß diese ganze Ableitung nur Gelehrtenmachwerk christlicher Priester, und nichts darin ist, was für polnische Geschichte oder Sage auch nur den geringsten Werth hätte.

---

*) Nennius und Gildas, herausg von San-Marte. Berlin, Röse. 1844. — Nennius § 17: Aliud experimentum inveni de isto Britto ex veteribus libris veterum nostrorum. Tres filii Noe diviserunt orbem in tres partes post Diluvium. Sem in Asia, Cham in Africa, Japhet in Europa dilataverunt terminos suos. Primus homo venit ad Europam de genere Japhet, Alanus cum tribus filiis suis: quorum nomina sunt: Hessitio, Armeno, Negue (var. lect. Negnio, Negno). Hessitio autem habuit filios quatuor, hi sunt Francus, Romanus, Britto, Albanus. Armenon autem habuit quinque filios, Gothum, Ualagothum, Gebidum, Burgoandum, Longobardum Negno autem habuit tres filios, Wandalum, Saxonum, Bognarum. Ab Hisitione autem ortae sunt quatuor gentes: Franci, Latini, Albani et Britti. Ab Armenone autem quinque sunt: Gothi, Walagothi, Gebidi, Burgoandi et Longobardi. A Negnio vero quatuor, Boguarii, Wandali, Saxones et Tàringi etc.

§ 18. — Brutus filius Hisitionis, Hisition, Alanei, Alaneus filius Reae, filiae Silviae Reae, filiae Numae Pamphilii, filii Ascanii; Ascanius filius Aeneae, filii Anchisae, filii Troi, filii Dardani, filii Flise, filii Juvani, filii Japhet etc.

Zweites Kapitel.

Lech.

Mit kühnem Sprunge geht Dlugoß von Negno, dem Vater aller Slaven, ohne Weiteres in das sechste Jahrhundert nach Christo (l. c. I. p. 6.) und erzählt, wie in Pannonien die Bevölkerung über die Maaßen gewachsen sei und sich in innern Kriegen zerfleischt habe. Um diesem Uebel auszuweichen, thaten sich die beiden Brüder Lech und Czech, denen Dalmatien, Serbien, Slavonien, Kroatien und Bosnien gehörte, zusammen und wanderten aus, um neue Wohnsitze aufzusuchen, während die übrigen Brüder in Pannonien zurückblieben. Sie überschritten die Donau und gelangten in die von der Natur so reich ausgestatteten Thäler der March, der Moldau, Eger und Elbe, schlugen auf dem Berge Rzip, der zwischen den drei letzgenannten Flüssen liegt, ihr Standlager auf und leiteten von hier aus die Kolonisation und die allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Sie gründeten die Städte Prag an der Moldau und Welehrad an der March, theilten das Land in Districte, ordneten das Gemeinwesen und die hier wohnenden Völker nannten sich fortan nach ihrem Führer Czechen. Lech aber, der ältere Bruder, zog mit den Seinigen weiter nach der Weichsel. Da fand er große Sümpfe, ungeheure Waldungen, ein rauhes Klima, doch neben viel sandigem auch höchst fruchtbaren Boden. In den Wäldern wohnte eine dichte Bevölkerung, die unlustig zum Ackerbau, dagegen unermüdlich zu Jagd und zu Kriegszügen, es vorzog, in elenden leicht zu verlassenden Hütten ein herumschweifendes Leben zu führen, anstatt sich in Städte einzuschließen. An einem geeigneten Orte gründete er er eine Stadt und diese Niederlassung nannte er Gniezna, d. h. Nest (**gniazdo**), nachmals Gnesen.

In weiterer Fortbildung erzählt die Sage (z. B. bei **Sarnicki, Annal. Polon. IV, c. 14.**), daß, als Lech eines Tages zu waldigen, von mehreren Seeen umgebenen Hügeln gelangte, bei dem Herannahen seines Zuges ein großer Schwarm von weißen Adlern sich erhob und der ganze Hain mit Adlernestern angefüllt gefunden ward. Lech erkannte hierin ein günstiges Vorzeichen, denn der Adler war auch ihm der König der Vögel, und jene Nester schienen ihm den Ort zu bezeichnen, wo auch er, als Herrscher des

Landes, sich sein Nest bauen solle, von wo aus er dasselbe regiere. Er schlug den Hain nieder, erbaute ein festes Schloß auf einem der Hügel, noch heute gora **Lecha**, Lechberg, genannt, errichtete daneben zum Dank den Göttern einen Tempel und erhob den Ort zum Sitz seiner sich nun weiter ausbreitenden Herrschaft. Den Adler aber erkor er zum Sinnbild und Zeichen seiner Macht, weshalb der weiße Adler mit ausgebreitetem Fittig auch später in das nachmalige Wappen des polnischen Reichs aufgenommen ward. Das Volk nannte sich nach seinem Führer Lechiten, dehnte sich bis zu den Küsten der Ostsee aus, uud führte siegreiche Kriege mit den überseeischen Bewohnern des Nordens. —

Soweit die Sage. Im Jahre 1766 setzte der patriotische Fürst Jablonowski, Woywode von Nowgorod, einen Preis auf die Beantwortung der Frage: „Könnte man nicht die Ankunft des Lech in Polen in den Jahren 550 oder 560 durch glaubwürdigere Zeugnisse gleich alter Schriftsteller, oder die kurz nachher gelebt haben, entweder gründlicher, wie bisher geschehen, beweisen, oder diese Meinung entkräften?" — Die zu Richtern ernannte naturforschende Gesellschaft in Danzig ertheilte der Abhandlung Schlözers den Preis (Danzig bei Wedel, 1770). Schlözer durch Karaktergröße, Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn gleich ausgezeichnet, beginnt seine Schrift mit dem Resultat seiner Beweisführung: „Lech kam nicht vor dem Jahre 550 nach Polen; er kam nicht nach demselben; er kam niemals. Lech ist ein bloßer Uebersetzerfehler, ein noch nicht vierhundert Jahre altes Hirngespinst, ein historisches Unding! Laßt ihn in's Reich der Schatten wandeln." — Das hieß einen Raub an dem polnischen Nationaleigenthum begehen, und es entspann sich ein heftiger, zum Theil mit Leidenschaft geführter Kampf um die historische Existenz des Lech. Er veranlaßte den Fürsten Jablonowski zu einer zweiten Preisaufgabe: „Ob nicht Lech wenigstens auf einer wirklich vorhanden gewesenen Sage beruhe?" Durch seine Schrift: **Dissertatio de Lecho (Lipsiae, sine anno;** nach **1770)**, errang Schlözer auch diesen zweiten Preis.

Schon lange vor Schlözer war der historische Lech bereits in Zweifel gestellt. Schleinitz, Bischof von Leutmeritz *), scheint

*) Dobner, ad Hajeki Anal. Bohem. P. I, p 51.

der Erste gewesen zu sein, der schon im siebenzehnten Jahrhundert die Existenz des böhmischen Czech bestritt, mit dem sein polnischer Bruder Lech untrennbar verbunden ist. Sommersberg [1]) nennt die Erzählung von Lech ein Mährchen (historiolam), und die folgenden bedeutenderen Schriftsteller stimmten dem größten Theils bei. So erklärt Lengnich [2]) und vor ihm schon Bayer [3]) den Lech geradezu für eine Fabel. Auch Maskow [4]) spricht mit dem größten Mißtrauen von ihm, und Gelasius Dobner, ein Schriftsteller aus dem Schooße der slavischen Nation, leugnet den Lech. Diesen Aelteren schließen sich die Neuern, Ossolinski und Lelewel, der mit Schlözer gleichfalls den Lech nur als durch Mißverständniß einer böhmischen Chronik entstanden ansieht, an. Für den Lech entschieden sich Karl Krzig und Jordan [5]), Assemann [6]), und ankämpfend gegen Schlözer K. A. Belius [7]), Georg Heinr. Ayrer [8]) und Stanisl. Nalecz Moszenski [9]), ein hitziger Pole, aber ohne alle Kritik und Gründlichkeit, der auch im Kadlubek vom Lech will gelesen haben, für den sogar Kadlubeks absurder Kommentator eine erstaunliche Autorität ist und der auf die Autorität eines Dlugoß Schlösser baut. Der neueste Geschichtschreiber über Polen, Röpell, findet natürlich für den Lech gleichfalls keinen Raum.

Der erste polnische Annalist, der des Lech gedenkt, ist ein Ungenannter, der seine Schrift: **Chronica principum Poloniae cum eorum gestis** nennt. Seine Chronik geht bis zum Jahre 1382, kann daher gewiß nicht älter, sehr wohl aber viel jünger sein, da sehr häufig die Annalisten ihre Chroniken schlossen, wenn sie sich den Begebenheiten ihrer Zeit näherten. Er beobachtet ganz den Gebrauch der Chronisten des Mittelalters [10]), sich auf alte

---

1) Silesiacar. Rer. Script. T. II. p. 19. in marg. Lipsiae 1730.
2) Dissert. de Polon. majoribus.
3) Comment. Academ. Petropol. T. VIII
4) Geschichte der Teutschen, T. II. Anm. p. 216
5) Origines Slavicae.
6) Kalend. Eccles. univers. T. II.
7) De auctoritate Traditionis in historia Dissert.
8) Animadvers. ad Hist. Lechi.
9) In: Dobneri de Lecho sententiam stricturae.
10) Bei Sommersberg. l. c. T. I. p. 13. Scribitur in antiquis Polonorum historiis, quod Poloni antiquitus sunt Lechi seu Lechiti vocati. Quamvis eadem gens gentilitatis temporibus literarum ignara fuit, quod nec aliqua pri-

Historien und Schriften, und auf Traditionen von alten Leuten zu berufen, um von der Wahrheit seiner Erzählung zu überzeugen. Zu beachten ist jedoch, um ihn gehörig zu würdigen, daß er gesteht, über den Ursprung der Polen wisse man eigentlich nichts Gewisses, er hat in polnischen Chroniken nur den berühmten Namen der Lechiten gefunden (und da haben ihm ohne Zweifel Martin Gallus und Kadlubek, den er wacker ausschreibt, vorgeschwebt, die ihr Volk fast durchweg Lechiten nennen), dagegen aber in böhmischen Chroniken vom Lech und Czech. Dieser Lech aber trieft noch, wie Schlözer sich ausdrückt, von den Wassern der Sündfluth, kann also nicht der Lech des Dlugoß und anderer Jüngerer sein, welcher um 550 n. Christo das Polenreich gründete. Von allen Nebenumständen des Lech weiß er gleichfalls noch nichts und so steht er eben so nackt und abstract da, wie die übrigen Völkergründer von Japhets Stamme. Noch ist meines Wissens kein Schriftsteller vor dem Ungenannten entdeckt, der unverdächtig des Lech erwähnt. Höchst bemerkenswerth ist, daß Kadlubek über ihn schweigt. Vincent Kadlubek, Bischof von Krakau, welcher 1223 starb, *sammelte* auf Antrieb seines Königs sehr fleißig alte Ueberlieferungen vom Ursprung der polnischen Nation *); er erzählt, verirrt durch die Lectüre römischer und griechischer Schriftsteller, die Kämpfe der Polen mit den Bastarnen, Alexander dem Großen und den Galliern; es finden sich bei ihm dunkle Anklänge an russische, dänische und skandinavische Sagen; überall hat er seine gelehrten Fühlfäden nach den Geschichtsbüchern fremder Völker, so wie nach den Traditionen des eignen Volks eifrig ausgestreckt, und Korn

---

mordialis originis suae certa possent vestigia reperiri; antiquorum tamen fertur relatibus, Poloniam dudum numerositate gentium viguisse etc. — In Chronicis insuper Bohemorum recolo me legisse, quod post divisionem linguarum factam post diluvium, ut in genesi legitur, dispersae sint omnes gentes per varia loca, de quibus duo fratres Slavi successu temporum, pro possessionibus capiendis, hinc inde habitacula quaesierint, quorum unus Czech, alter Lech appellati sunt; horum tamen unus Czech dicitur, Bohemiam perveniens ibidem mansionem elegit. Lech vero, ubi nunc est Polonia, constituisse dicitur suam sedem. De Czech itaque Bohemi, de Lech autem processerunt Poloni, propter quod Lechiti seu Lechi sunt vocati tunc temporis seu nominati: quibus multiplicatis super terram fama fuit, ut in Polonorum Chronicis reperitur etc.

*) Matthias von Cholewo, der vermeintliche Verfasser der ersten Abtheilung von Kadlubeks Geschichte um 1164 ist rein ersonnen von Ossolinski, Lelewel und Anderen. — S. Dobrowsky's Urtheil in den Jahrbüchern für Lit. 1824. XXVII. — Schafarik, Slavische Alterthümer, her. v. Wuttke. II. 354.

und Spreu zugleich zusammengerafft, um die Nacht der Vorzeit seines Volks in Licht und Glanz zu bringen; aber dennoch sagt er vom Lech kein Wort. — „Würde — fragt Schlözer mit Recht — Kadlubeck versäumt haben, diesen wichtigen Mann, diesen Ahnherrn seines Volks zu nennen, wenn zu seiner Zeit ein Mensch in ganz Polen von ihm schon geträumt hätte?"

Nach Kadlubek kam Boguchwal oder Boguphal, Bischof von Posen; er starb 1253. Nach der Sommersberger Ausgabe gedenkt er des Lech; in der Dobnerschen Ausgabe der weit zuverlässigern Hodiejovischen Handschrift (l. c. T. II. p. 7.) fehlt aber die Stelle. Da heißt es im Anfang des Werks*):

In nomine Dei, Amen. Quamvis Historiographi Lechitarum, qui nunc Polani, a polo arctico nominantur, et alias a Castro Polan, quod in finibus Pomeraniae (nach Sarnicki, Hist. Pol. Schloß Polan in Kolchis) situm est, cui dominabantur, satis ample et verissimo originem Regum et Principum Polonorum et eorum gesta et actus mirabiles et strenuos, praecipue reverendos Pater Dominus Vincentius olim Episcopus Cracoviensis ac ceteri descripserunt, ac perenni memoriae suis posteris scripturae testimonio reliquerunt, tamen quia in scriptis suis de quibus ducibus Majoris Poloniae, praesertim de Premislo Rege terrae ejusdem mencionem facientes, videntur ipsius genealogiae processum obmittere, idcirco ut ad ipsius genitores descendatur, necessarium est, ut progenitores ejusdem et aliorum ducum ac principum latissimi regni Poloniae seu Lechitarum per nomina et terras designentur. Nam quia Lechitae Poloni dicuntur, scire convenit, unde hoc nomine vocentur. Scribitur enim in vetustissimis codicibus, quod Pannonia sit mater et origo omnium Slavonicarum nationum. Pan enim juxta Graecam et Slavorum interpretationem dicitur totum habens; et juxta hoc dicitur Pan in Slavonia major dominus, licet alio nomine juxta diversitatem linguarum Slavonicarum dicatur Gospodzyn Xandzi: Xandz autem major est quam Pan, veluti princeps et superior Rex. Omnes enim domini Pan appellantur, duces vero exercitus Woyewodi nominantur, et

---

*) Sommersberg, l. c. T. II. p. 18. u. f.

hinc Pannonii a Pan dicti, a Jano, nepote Japhet ortum habere dicuntur. Quorum primus princeps ille robustus Nemroth dicitur fuisse, qui primo homines fratres suos cepit subjugare, et obedientiae suae subdere. Ex his itaque Pannoniis tres fratres filii Pan, principis Pannoniorum, nati fuere; quorum primogenitus, Lech, alter Rus, tertius Czech, nomina habuerunt, et hi tres haec tria regna Lechitarum, Ruthenorum et Czechorum, qui et Bohemi ex se et sua gente multiplicati possederunt et in praesenti possident. — Nach mehreren ähnlichen verkehrten und widersinnigen Ableitungen und Erklärungen der Namen der Bulgaren, Dalmatier, Soraben und Kassuben kommt er endlich auf Attila, der sich in Pannonien festsetzte. Die Pannonier oder Hungarn wurden aber nach dem Flusse Wtra genannt. — et quia multae nationes Slavorum ad ipsos (Hungaros) confluxerant, unde tunc non Wtrane sed Wandali sunt appellati, etc. Dann wie her geschneit: Postquam autem Lech cum sua progenie nemora peragrasset, tandem veniens ad quendam locum amoenissimum, agris fertilissimum, piscium et ferarum abundantiam repletum, tentoria sua fixit in eodem, ibique primam habitationem pro sui et suorum conversatione aedificare cupiens dixit: Nidificemus! Unde et locus ille usque ad praesens Gnezna, aut nidificatio appellatur. — Quia aliqualiter a materia, de qua scribere intendebam, digressus fueram, jam nunc ad nostrum propositum redeamus, et ut brevitas scribendi non obscura aditum memoriae valeat commendare, sub brevitate reges, principes atque duces, ac multiplicationem eorundem totius regni Poloniae seu Lechitarum latissimi imperii, prout ex historiis annalibus Polonorum reperi, quae in diversis ecclesiarum codicibus conspexi, et aliqua ex narratione seniorum procerum Poloniae, quibus actus bellici et gesta temporum non ignota primo nota fuerunt, didici et memoriae commendavi. —

Dann, meist nach Kadlubek, und kürzer wie bei Dlugoß, wird von den zwölf Woywoden, von Krak und Wanda u. s. w. erzählt. — Diese ganze Stelle mit Ausnahme des Schlusses, trägt unzweideutig den Stempel der Interpolation und neuern Einschubs an sich. Der vorher erwähnte Ungenannte hätte nicht nöthig gehabt,

sich beim Lech auf böhmische Chroniken zu berufen, wenn er Obiges beim Boguchwal, den er sehr wohl kennt, schon gefunden hätte. Allein auch innere Gründe sprechen dafür. Der Schreiber tadelt geradeso den Kadlubek „und die übrigen," wie Gottfried von Monmouth in seiner brittischen Chronik den Beda und Gildas tadelt, daß sie von Brutus und den englischen Königen vor Cäsar und von Arthur und Merlin schweigen und bringt nun seine Weisheit an, die er aus sehr alten Büchern zwar geschöpft haben will, die aber nicht polnische gewesen sind, wie der Gegensatz später zeigt. Die Verbindung des Lech und Nimrod läßt fast vermuthen, daß der Schreiber hier einen Blick in die Georgienschen Geschichtschreiber gethan habe, nach denen die Armenier, Georgier, Mingrelier, Lesgier und Kaukasier von Thargamos, Japhets Enkel, abstammen. Sie sagen, daß er mit seiner Familie diese Länder zuerst besetzt, bevölkert und nachher unter seine Söhne getheilt, auch daß **Lekos** den östlichen Theil des Kaukasus, Lesghien, und Kawkas den westlichen erhalten habe. Diese Besitznahme und Bevölkerung soll aber unter des babylonischen Königs Nebrod (Nimrod) Regierung geschehen sein. Dieser altlesghische Lekos gehört jedoch auch noch in die Zeit des babelschen Thurmbau's und ist ein ganz anderer, als der später vom Interpolator nach Attila erwähnte. Das Vorbild ferner zu den drei Brüdern Lech, Rus und Czech hat derselbe bei Nestor gefunden (ed. Schlözer B. I. c. 8.). „Die Poliane lebten, jeder an seinem Ort, mit ihren Familien, über welche sie regierten. Unter ihnen waren drei Brüder, Namens Ky, Sczek und Choriv; ihre Schwester hieß Lybed. Kij saß auf einem Berge, wo nun Zboriczew ist; Sczek auf einem andern Berge, nun Sczekovitza genannt, und Choriv auf einem dritten, von welchem Chorivitza den Namen hat." — In dieser und in einer Stelle bei Konstantin Porphyrogenita ist wahrscheinlich der Ursprung des böhmischen Czech und in der Lybed vielleicht die Libuscha zu suchen; von einem Lech und Rus schweigt aber Nestor völlig. Hätte der Schreiber diesen weiter gelesen, so würde er (I. c. 19.) gefunden haben, daß nach Nestors Berichte die Skandinavier, Schweden, Normannen, Anglen und Gothen damals (im neunten Jahrhundert) Warägerrussen, wie noch jetzt die Schweden bei den Finnen Russen heißen, genannt wurden und die Waräger nannten in Konstantinopel sich selbst Russen. B. I. c. 21.

sagt er ausdrücklich: „Und von diesen (aus Skandinavien) neu angekommenen Warägern und von der Zeit an (um 860) hat Rußland den Namen Russen bekommen.“ — So widerlegt Nestor geradezu den Rus; indem er aber die Stifter der drei großen slavischen Reiche, die damals schon hohe politische Bedeutung und ein reges Geistesleben hatten, das böhmisch-mährische (Czechen), das chorwatisch-illyrische (von Choriv, südlich der Karpathen bis zum adriatischen Meere) und das von Kiew nennt, glaubt der patriotische Pole statt des Choriv den Lech, da die Lechiten ja aus Pannonien gekommen, wo Choriv saß, und statt des unbekannt gewordenen Kij den modernen Rus einschieben zu können, wodurch er gleichfalls zu der Nestor'schen Trinität der Slavennation gelangt. In Nestor ist eine so reiche Fülle uralter Stammtraditionen: in allen seinen Erzählungen prägt sich ein so ernstes Ringen, in die Nacht der Vorzeit einzudringen, aus, ein so tiefes Auffassen und gründliches Prüfen der Tradition, die den Stempel lebendiger Existenz im Volksglauben an der Stirn trägt, wenn sie auch nicht durch skandinavische echte Sagen und byzantinische Schriftsteller bewährt würde, daß ihm so wenig wie dem Kadlubek der Lech hätte entgehen können, wenn er damals (1113) schon existirt hätte. Jene Einleitung zum Boguchwal erscheint dagegen als der konfuseste Mischmasch Gott weiß wo? aufgeles'ner Brocken verlorner Gelehrtenverirrung, leeres Etymologisiren ohne die geringste sachliche oder sprachliche Begründung, ein so verkehrtes Zusammenwerfen des Entferntesten und Ungehörigsten, daß, wer auch immer ihr Verfasser sei, die Quelle von diesem Allem nicht eine wirklich vorhandene Volkstradition gewesen sein kann. — Nachdem der Schreiber also die eitle Sucht, an die Spitze des Werks etwas Allgemeines und pomphaft Gelehrtes hinzustellen, befriedigt hat, nennt er dies selbst eine Abirrung von seinem eigentlichen Werke und beginnt nun, auf Grund polnischer Annalen und mündlicher Erzählungen vornehmer alter Herren, die Geschichte Polens. Damit mag Boguchwal sein Werk begonnen haben. Schwerlich kann man dem ernsten Bischof zutrauen, erst ein Langes und Breites zu erzählen, um es sogleich selbst als ungehörig und außerhalb polnischer Quellen belegen zu verwerfen. War es ihm Ernst mit der Sache, so konnte er die Geschichte von Lech, dem Gründer Gnesens,

dieser **Metropolis omnium Lechitarum**, wie er später an einem andern Orte Gnesen nennt, nicht als eine Digression bezeichnen.

Nach Boguchwal schrieb Johannes um 1359, also um 100 Jahre nach jenem. Er schrieb den Kadlubek wörtlich aus, und weiß nichts vom Lech. — Auch der Erzkaplan von Gnesen um 1395, also ein Zeitgenosse jenes Anonymus, hat nicht die geringste Spur vom Lech. Die beiden Letztgenannten bezeugen durch dieses Schweigen zugleich, daß zu ihrer Zeit sie, die den Boguchwal gut gelesen und benutzt haben, in dessen Chronik noch nichts von Lech fanden, daß also jener verworrene Eingang erst nach ihrer Zeit dem echten Werke vorgesetzt sein muß. Die Untersuchung der ältesten Handschriften des Chronisten wird es bestätigen.

Wird hiernach der Lech der polnischen Chronisten in eine beträchtlich neuere Zeit herabgesetzt, so fragt sich weiter, welche Bewandniß es denn mit seinem Bruder Czech habe? Der erste böhmische Annalist **Christianus de Scala** (um 993) giebt ausdrücklich den Prziemysl als den ersten böhmischen Fürsten an. Sein nächster Nachfolger Cosmas, der 1125 starb, kennt den Czech noch nicht. Er beschreibt weitläufig und mit großem Bemühen den Ursprung seiner Nation und zählt neun Fürsten her, die unmittelbar vor dem Borzivoi regiert haben sollen. Nach der allgemeinen Cantilena beruhigt er sich jedoch bei der Vermuthung, daß der Stammvater der Böhmen wohl **Bohemus** geheißen haben möge. Daß er den Czech mit **Bohemus** übersetzt habe, ist nicht wohl anzunehmen. Auch der nächste Fortsetzer des Kosmas so wenig, als Jaroslav (um 1283) weiß vom Czech. Eine deutsche Reimchronik von Böhmen aus dem vierzehnten Jahrhundert, Petrus von Zbraclaw (um 1333) und Franciscus, der unter dem Kaiser Karl IV. schrieb, schweigen gleichfalls von ihm. Aber Dalimil, Domherr von Prag, der um 1300 blühte, war der erste, der den Czech mit sechs Brüdern auf die böhmische Geschichtsbühne brachte. Fand er bei Cosmas den **pater Bohemus**, so konnte er, der böhmisch schrieb, ihn nicht anders als Czech übersetzen. Was er aber von ihm erzählt, kann man nicht, wie Schlözer thut, als von ihm rein erfunden ansehen. Daß er eine ausgedehnte Kenntniß alter Volkstraditionen besaß, ist ihm nicht abzu-

sprechen [1]), und er hat sie in seiner 1282—1314 verfaßten Chronik fleißig benutzt. Die von ihm erwähnte Einwanderung einer Bevölkerung von Süden her, von Dalmatien und Illyrien nach Mähren und Böhmen, und die Erwähnung des Czech mit seinen Brüdern verdient um so mehr Beachtung, als sie durch andere und zwar erheblich ältere Zeugnisse unterstützt wird. Nicht blos, daß Dalimil den mit Czech fast gleichlautenden Sczek bei Nestor vorfand, so geschieht auch in dem ältesten uns erhaltenen slavischen Liede, in den czechischen Snĕmy, die nach Schafarik zwischen 875—900 verfaßt worden sind, des Einzuges der Czechen in Bojohemum (451—495), dreimal Erwähnung (25, 26, 96, 97.) [2]), und ferner berichtet der Kaiser Konstantin Porphyrogenita [3]) (um 949) über die Niederlassung der Chrobaten in den dalmatischen Gegenden Folgendes: Chrobati vero tunc habitabant ultra Bagibaream, ubi nunc sunt Belochrobati; una autem generatio, quinque fratres, Clucas, Lobelus, Cosentzes, Muchlo, Chrobatus, duaeque sorores, Tuga et Buga, una cum suis populis discedens ab ipsis in Dalmatiam venit, ubi Abares incolas invenerunt; belloque per annos aliquot inter eos gesto vicerunt Chrobati, Abarumque alios interfecerunt, alios parere sibi coëgerunt: atque ex illo tempore a Chrobatis possessa haec regio fuit, suntque etiamnum in Chrobatia Abarum reliquiae, et Abares esse cognoscuntur; ceteri vero Chrobati versus Franciam commorabantur, et appellantur hodie Belochrobati, sive Chrobati albi, qui proprio principi subjecti sunt; parent autem Othoni magno regi Franciae, quae et Saxonia. — At a Chrobatis, qui in Dalmatiam venerunt, pars quaedam secessit, et Illyricum atque Pannoniam occupavit. —

Ein Czechenvolk (*Ζήκχοι*) findet sich aber auch schon bei Procop (de bello Gothico, IV. c. 4.), Trans Abasgorum fines, ad montem Caucasum, habitant Bruchi, inter Abasgos Alanosque interjecti. Ponti Euxini littus Zecchi insederunt, quibus Re-

---

1) S. Palacky, Würdigung böhmischer Geschichtschreiber, S. 112, 116.
2) Schafarik, Slavische Alterthümer I, 234.
3) De administr. imper. c. 30, p. 143, B. III. Const. Porphyr. Corpus Script. Hist. Byzant. Bonn 1840.

gem olim dabat Romanus Imperator; nunc Romanis nulla in re parent hi Barbari; obwohl darunter wahrscheinlich die tscherkessischen Zichin (grusinisch Dzichy) zu verstehen sind. — Die Stelle bei Dalimil (s. Dobner l. c. T. II. p. 9.) lautet:

W' srbskej Jazyku gest zemie
Gyez Charwati gest gmie:
W' te zemi biesse lech
Jemuz gmie diegiech Czech.
Ten muzoboystwa se doczynie
Pro nyez swu zemi prowinie
Ten Czech gmiel bratow ſsest etc.

und nach Schafariks Uebersetzung (Slavische Alterth. Th. II. S. 413). „In serbischer Sprache ist ein Land, des Namen Chorwatien ist. In diesem Lande war ein Lech, dessen Name war Czech. Der hatte eines Mordes sich schuldig gemacht, wofür er sein Land verwirkte. Dieser Czech hatte sechs Brüder." — Darauf folgt: „weshalb er Gewalt und Ehre hatte und vor ihnen viel Gefolge, die Czech in einer Nacht zusammen rief, und machte sich mit Allen aus dem Lande auf, welches Chorwatien benannt war, und zog von Wald zu Wald, die Kinder auf den Armen tragend" u. s. w. Das Wort lech bedeutet einen Edelmann, keineswegs ist es der Volksname für Polen, wie schon daraus hervorgeht, daß der Dichter ihn aus Chorwatien, nicht aus Polen ableitet *). Andere, namentlich Moszenski, haben die Uebersetzung Schlözers (lech = Jüngling, mit dem Nebenbegriff vornehmen Standes und der Freiheit), zwar angegriffen, um den Namen Lech als Eigennamen zu retten, aber sie sind die Erläuterung schuldig geblieben, welchen Sinn in diesem Falle jene ganze Stelle haben sollte. Der Mönch Hotmann aus dem funfzehnten Jahrhundert half sich zwar kühn damit darüber hinweg, daß er nachschrieb: „Czechum, aliter Lechum, appellatum;" dieser Ausweg kommt jedoch einer Vernichtung unseres Lech gleich. Nach Dalimil nahmen um 1374 Pulkawa und Merignola, auf Befehl eines Kaisers schreibend, den Czech ohne Anstand in ihre Geschichtsbücher auf, und die folgenden Historiker bis auf Schleinitz und Dobner schrieben einer

---

*) Ausführlich über die Bedeutung des Lech und Czech: Schafarik, l. c. II. 395, 396, 414, 415 und die daselbst citirten Schriften.

dem andern ruhig nach. Mag nun der Anonymus den Dalimil hinsichts des Lech, den er in böhmischen Chroniken gefunden haben will, mißverstanden und falsch übersetzt, oder ihn rein nach der allgemeinen Analogie von den Lechiten abgeleitet haben, so steht doch so viel fest, daß vor dem Anonymus kein Lech irgendwie erweislich zu machen ist. Ist er sonach zum Leidwesen der Polen aus der pragmatischen Geschichte zu streichen, so fragt sich doch, ob er nicht wenigstens in der Tradition gelebt, die sich irgendwie nah oder entfernt an geschichtliche Personen oder Ereignisse angelehnt und weiter zu dem gebildet habe, was Dlugoß u. A. m. davon zu erzählen wissen. Vielfach ist herumgeforscht und mannigfache Hypothesen sind aufgestellt worden, aber nirgend ist er zu fassen gewesen; nirgend in Poesie, Mythologie, Aberglauben, Sprüchwörtern oder wo sonst Spuren alter Traditionen zu suchen sind, hat sich der geringste Anhaltpunkt geboten! Man suchte ihn mit Samo, dem großen Slavenführer im siebenten Jahrhundert, zu identificiren, aber seine und die Thaten des Lech stimmen in keinem Punkte überein. Man spürte den Lech im Lechfelde bei Augsburg, aber übersah, daß diese Gegend schon von den Römern campus Liciorum genannt wurde. Im Vincentius Bellovacensis (Speculum mundi T. II. L. 17. c. 10.), der nach der gewöhnlichen Annahme um 1264 sein weitläuftiges Werk schrieb, das für die Sagengeschichte nicht ohne Wichtigkeit ist, habe ich zwar einen Lechu als König der Viniler oder Longobarden gefunden, die unter Agion und Ibor aus Skandinavien aufbrachen, deren Nachfolger, Agelmund, von den Bulgaren erschlagen ward, und dem darauf die Könige Lamissio, Lechu und Ildeoch folgten. Diese lebten noch vor des Kaisers Zeno Zeit. Mit diesem bloßen Namen ist jedoch nichts anzufangen und außerdem findet sich nirgend ein Anklang an polnische Sagenhelden in dem ganzen Werke. Man fand ferner in der Chronik des Regino, Abts von Prume[1]) (um 891), einen Letzo, der im Kampf gegen Karl den Großen umkam, und von dem auch andere Schriftsteller[2]) berichten, aber diese alle sprechen

---

1) Pistor, Script. Germ. I. 36.: „Eodem tempore misit exercitum cum filio suo Carolo super Sclavos, qui vocantur Bohemi, qui omnem terram eorum depopulantes, Ducem eorum, qui apppellatur Letzo, occiderunt."

2) Annal. Reg. Franc. Pipini, Caroli M. et Ludovici (apud Reuber, Veter. Script. p. 34: „Eodem anno misit exercitum suum cum filio suo Carolo in terram

einstimmig von den Böhmen. Da nun aber die **Annales Metenses** ausdrücklich sagen, das Czechenheer habe aus verschiedenen Völkern und Fürsten bestanden *), die Böhmen sich jedoch zu keinem Lech oder Leszek bekennen, so bleibt zwar noch die Vermuthung übrig, daß dieser umgekommene Letzo entweder ein Krakauer oder ein Pole gewesen sein mag. Allein da dieser Name in Polen schon seit den ältesten Zeiten sehr häufig vorkommt, so berechtigt nichts, ihn mit unserm angeblichen Volksgründer Lech für eine und dieselbe, oder auch nur verwandte Person zu halten. Der Uebergang dieser historischen Person in das Nebelgebiet der Sage ist nirgend durch die leisesten Spuren näher nachgewiesen, oder auch nur angedeutet.

Kromer in seiner polnischen Geschichte fühlte zwar sehr wohl, daß der historische Lech nicht aufrecht zu halten sei (L. I. c. 16. p. 419): „**Neque fabulosum omnino habendum est id, quod diuturno non tantum horum ipsorum populorum (Bohemorum et Polonorum) sed cunctae Slavicae nationis consensu celebratur, Lechum et Czechum principes hisce Slavorum populis praefuisse et nomina indidisse.**“ Wer aber bei den Böhmen und Polen den Lech celebrirt hat, das waren immer nur die gelehrten geistlichen Scribenten, und zwar diejenigen, welche am leichtfertigsten mit der Geschichte umsprangen, und am blindesten abschrieben und umgestalteten, was sie nur zu ihrem Zweck, Lücken auszufüllen, diensames fanden. Namentlich ist von Dlugoß viel zu lernen, wie man Geschichte macht. Entwürdigend aber ist es für den Geschichtschreiber, da der Nationaleitelkeit zu schmeicheln, wo eine strenge Kritik und gewissenhafte Wahrheitsliebe die Fackel vortragen soll.

Ehe im Entferntesten noch an Lech gedacht ward, führten die Polen schon den Namen Lechiten. Auch Nestor sagt (L. I. c. 2.): „Die **Liachove**, Preußen und Tschuden sitzen am Warägischen

Sclavorum, qui Bohemani vocantur, qui omnem terram, eorum patriam depopulatus, ducem eorum Lechonem occidit, et inde regressus, in Vogesum silvam ad patrem venit in loco, qui dicitur Camp.“ ad ann. 805. — Vom Unglück des Lecho oder Letzo (am richtigsten wohl Leszek, schreiben auch die Annales Metenses (Du Chesne, III. p. 291), die Annales Moisacenses Aimonis (L. IV. c. 13), und die Annales Fuldenses des Siegbert v. Gemblours ad. an. 805.

*) Bohemi universi principes diversarum gentium in conspectum regis Caroli pervenerunt.

Meer." L. I. c. 4. fährt er fort: „Denn da die Wolochen (Wälschen) einen Anfall auf die Slaven an der Donau machten, und sich unter ihnen niederließen und ihnen Gewalt anthaten, zogen jene Slaven an die Weichsel, ließen sich dort nieder und nannten sich Ljachen. Und von diesen Ljachen nannten sich einige Poljanen, andere Ljutitscher, andere Masowier, andere Pommern." Und vorher bemerkt er: „Diese Slaven zerstreuten sich auf der Erde und nannten sich nach ihren jedesmaligen Wohnsitzen." Dies ist auch sprachlich gerechtfertigt [1]); der Name Lechen bedeutet Grundbesitzer, Ackerbauer, womit der Begriff der Freiheit sich verbindet, und wie nach Schafarik das neupolnische **Szlachta** sich aus der Wurzel **Lech** herausgebildet hat, so weist auch die polnische Geschichte die ursprüngliche Freiheit der Grundbesitzer, die nur erst in weit jüngerer Zeit sich theilweise in einen bevorrechteten Adel verwandelten, nach, indem die polnische **Szlachta** ursprünglich nichts Anderes, als der Inbegriff aller Freien des Volks war, deren karakteristische Momente die persönliche und dingliche Freiheit waren. **Pole**, das auch jetzt noch polnisch Feld heißt, erläutert schon Gervasius [2]) ebenso. Nirgend nennt bei jenen Völkern Nestor einen Stammvater oder König und bestätigt damit, was Konstantin [3]) schon von den Slaven sagt: daß sie Könige oder Fürsten überhaupt nicht hätten. Bei den Griechen klang die **Cantilena**: daß Mysien von Mysos, Thracien von Thrax, Medien von Medea, Persien von Perseus, Aegypten von Aegyptus, die Celten von Celtes abzuleiten seien. Die ältesten christlichen Schriftsteller fanden Aehnliches in der Bibel, wonach die jüdischen Stämme Edomiter, Kananiter, Koraiter, Leviten u. s. w. nach ihren Patriarchen benannt worden sind. Die polnischen Geschichtschreiber des Mittelalters fanden in dieser Weise bei byzantischen, römischen, deutschen, fränkischen und brittischen Schriftstellern tüchtig vorgearbeitet und alle übrigen Völker Europas in gleicher Weise, wie wir schon im ersten Kapitel oben sahen, mit einem Stammvater versehen; sie fanden

1) Schafarik, l. c. II. 394–398.

2) Inter Alpes Huniae et Oceanum et Polonia sic dicta in eorum idiomate quasi Campania.

3) De administr. imper. l. c. Principes hi populi habent nullos, praeter Zupanos senes, sicuti et caeteri Sclavici populi eandem reipublicae formam servant. c. 29.

bei den stammverwandten Böhmen hinsichts des Czech sogar eine Art historischer Berechtigung dazu. Kein Wunder, wenn Neid und Patriotismus sie zu einem ähnlichen Kunststück bewog, wenngleich sie es mit augenscheinlichem Ungeschick ausführten, und nicht zufrieden mit dem Lech, die Polen von **polus arcticus**, von der pommernschen oder kolchischen Veste Polan, oder gar, wie der angebliche Nacorsus Warmisius (**Specimen Catalogi Codd. Mss. Bibl. Zaluscianae p. 59**), vom Helden Pollachus ableiteten. Das dürfen wir unzweifelhaft annehmen, daß der Lech nur erst frühestens im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo also die Sagen bildende Zeit dem Volke längst entschwunden war, in die Geschichtsbücher sich eingeschlichen, und aus diesen erst dem Volke bekannt geworden ist, und daß daher diesem Helden die Berechtigung fehlt, in der echten Nationalsage eine Rolle zu spielen.

Drittes Kapitel.

Krak und Vanda.

Die Sage von Krak und Vanda hat Dlugoß mit rhetorischer Breite fast zum Roman ausgesponnen. Er verknüpft den Krak mit dem Lech dadurch, daß nach des Letzteren Tode die Häupter der Nation zwölf Woywoden zum Regimente erwählten. Bald aber sei Alles in grenzenlose Verwirrung und Anarchie gerathen, **150** Jahre lang, bis das Volk, sein Elend und seine Ohnmacht begreifend, einen König, den Krak, wiedererwählte. Dazwischen ist ein Stück aus Nestor eingeschoben. Kadlubek beginnt nach einigen allgemeinen Notizen dagegen mit Krak (**Epist. II.**):

Es geht die Sage (**fama est**), daß damals die Gallier fast alle Reiche des Erdkreises erobert hätten. Viele Tausende wurden auf beiden Seiten erschlagen. Den Galliern ward ganz Griechenland zu Theil, den Polen fiel nach ausgerungenem Kampfe alles Land auf der einen Seite bis Parthien, auf der andern bis Bulgarien und auf der dritten bis Karinthien zu. Dort bemächtigten sie sich nach vielen Kämpfen mit den Römern, nach vielem Kriegswechsel, der Städte, setzten Präfecten ein, und erwählten einen, Namens Krakus, zum Fürsten. Aber endlich durch den Luxus jenes Volks in Faulheit versunken, durch die Ausgelassenheit der

Weiber entnervt, werden die Vornehmen durch Gift getödtet, die Uebrigen dem Joche der Eingebornen unterworfen. Solchergestalt wurden die den Waffen Aller Unbesiegbaren durch die Trägheit Weniger besiegt. — (Ep. IV.). Seitdem fingen Einige an, einen Theil der Herrschergewalt an sich reißen zu wollen. Weshalb Krakus, von Karinthien zurückkehrend, ein beredter Mann, Alle zur Versammlung beruft, Aller Augen auf sich zieht, Aller Gunst erjagt, Alle sich geneigt gemacht. „Lächerlich — sagt er — ist ein verstümmeltes Thier, ein Mensch ohne Kopf. Ein Leib ohne Seele, eine Leuchte ohne Licht, eine Welt ohne Sonne, das sei ein Reich ohne König." Er verspricht, wenn man ihn erwähle, wolle er nicht König, sondern nur Theilnehmer der Herrschaft sein. Nicht sich, sondern der ganzen Welt halte er sich geboren. Alsbald wird er von Allen als König begrüßt, führt Recht ein, und verkündet Gesetze. Solchergestalt also ward unser Civilrecht geboren; denn vorher mußte die Freiheit der Knechtschaft dienen, und die Billigkeit dem Unrecht nachstehen, und es galt für recht, was dem am meisten nützte, der die meiste Macht hatte. Daher hätte Polen, von Krakus durch die blühendsten Erfolge vergrößert, nach ihm seinen Sohn als den zur Nachfolge würdigsten, wohl anerkannt, wenn er sich nicht mit dem Verbrechen des Brudermordes befleckt hätte. Es war nämlich in den Höhlen eines Berges (die Neueren nennen ihn Wawel), ein Ungeheuer von unmenschlicher Wildheit, nach Einiger Meinung ein Drache (Olophagum dici putant). Der Gefräßigkeit desselben wurde eine bestimmte Anzahl Vieh preisgegeben. Hätten die Anwohner dieses nicht als ein Sühnopfer dargebracht, so würden sie von dem Ungeheuer um ebensoviele menschliche Häupter gestraft worden sein. Dies Verderben nicht ertragend, entwirft Krakus mit seinen Söhnen heimlich einen Plan. In schwülstiger Rede ermuntert er seine beiden Söhne, zum Wohl ihrer Mitbrüder sich zum Kampfe gegen das Ungeheuer zu waffnen. Alle offene Angriffe gegen dasselbe sind jedoch fruchtlos, bis sie endlich zur List greifen müssen. Rinderhäute, angefüllt mit brennendem Schwefel, werden am gewöhnlichen Orte statt der Rinder aufgestellt und als sie der Drache gierig hinunterschlingt, erstickt er durch die in ihm auflodernden Flammen. Bald aber ergreift der jüngere den älteren Bruder (Dlugoß nennt beide Lech und Krak), nicht wie einen Theilnehmer des Sieges und der Herrschaft, son-

dern wie einen Nebenbuhler, erschlägt ihn und folgt seinem Leichenbegängniß mit Krokodillsthränen. — Vom Ungeheuer — so lügt er — sei er getödtet: und wird vom Vater als Sieger glückwünschend empfangen. Denn oft wird die Trauer des Todes von der Freude des Sieges überwunden. So folgt der jüngere Krakus, ein verruchter Erbe, in dem väterlichen Reiche; aber länger war er durch den Brudermord befleckt, als durch die Herrschaft glänzend, denn in Kurzem ward sein Betrug entdeckt und er zur Strafe seiner Frevelthat zu ewiger Verbannung verurtheilt. — (Epist. VI.). Auf dem Felsen des Drachen ward bald darauf eine berühmte Stadt gegründet und nach dem Namen des Krakus Krakau genannt, damit das Andenken des Krakus ewig dauere. Und nicht eher ließ man von der Leichenfeier ab, als bis sie durch die Vollendung der Mauern der Stadt beendigt wurde, deren Namen auch Einige von dem Krächzen der zum Leichnam des Ungeheuers herbeigeflogenen Raben herleiten.

So groß aber war die Liebe des Senats, der Vornehmen und alles Volks zu dem verstorbenen Fürsten, daß sie sein einziges kleines Töchterchen, Namens Vanda, an die Stelle des Vaters auf den Thron erhoben. Sie gefiel durch die Schönheit der Gestalt, durch jegliche Lieblichkeit der Grazie, Allen so sehr, daß man meinen mochte, die Natur sei in ihrer Ausstattung nicht sowohl freigebig, sondern verschwenderisch gewesen. Denn auch die Klügsten erstaunten über ihre Rathschläge und die hartnäckigsten Feinde wurden milde bei ihrem Anblick. — Als daher ein Fürst der Alemannen (Dlugoß nennt ihn Rithogar) mit dem Vorsatz, dieses Volk zu plündern, eindrang und die Herrschaft, als wenn sie verwaist sei, an sich zu reißen gedachte, ward er früher durch eine dämonische Gewalt (inaudita virtus), als durch die Waffen besiegt. Denn sobald sein ganzes Heer die Königin sich gegenüber sah, ward es wie von einem Sonnenstrahle geblendet. Wie auf Befehl einer Gottheit den feindlichen Sinn ablegend, fliehen Alle die Schlacht und versichern: sie vermieden einen Frevel gegen die Götter; nicht die Schlacht, nicht ein Mensch sei es, den sie fürchteten, sondern eine übermenschliche Majestät verehrten sie in dem Menschen. Ihr König aber sprach, ungewiß ist es, ob von Liebe, ob von Unwillen, ob von beiden zugleich verwundet —: „Vanda gebeut dem Meere, Vanda der Erde, der Luft gebeut

Vanda! Opfere sich Vanda den unsterblichen Göttern für die Ihrigen, ich, meine Häuptlinge, weihe mich für Euch, ein feierliches Opfer, den Unterirdischen, damit eure und deren Nachkommenschaft nicht in Ewigkeit hinaltere unter Weiberherrschaft!" — Sprachs und starb, sich in sein Schwerdt stürzend. —

Von ihr soll der Fluß Vandalus seinen Namen erhalten haben, weil er mitten durch das Reich strömt. Daher wurden Alle, welche ihrer Herrschaft unterworfen waren, Vandalen genannt. Sie aber, jede Ehe verschmähend und die Ehelosigkeit allen Männern vorziehend, starb ohne Nachkommen und lange nach ihr war das Reich ohne König in Schwäche versunken.

Nach Dlugoß ward Krak, der Vater, auf dem Berge Lassota bei Krakau begraben; zu seinem Ehrengedächtniß häufte jedoch der Sohn auf dem Berge noch einen Hügel von solcher Höhe, daß er dadurch alle benachbarten Berge weit überragte. Von der Vanda erzählen er und Boguchwal, daß sie nach so wunderbar errungenem kampflosen Siege, denn sie schloß nach Rithogars Tode mit den Häuptlingen einen ehrenvollen Frieden, ein großes Siegesopfer bereitet, und dann sich selbst als Opfer den Göttern, Angesichts ihres Volks, von der Weichselbrücke hinab in den fluthenden Strom gestürzt habe (ungefähr 750 n. Chr.). Die Mitlebenden aber thürmten, nachdem sie den entseelten Körper den Fluthen wieder enthoben, in der Nähe von Krakau am Zusammenfluß der Dlubnia und Weichsel einen ungeheueren Hügel auf, in welchem ihr Leichnam beigesetzt ward, dem Berge Wawel mit seiner Königsburg gegenüber. Dieser Hügel der Vanda hieß fortan **Mogila**, lateinisch **Clara Tumba**. — Noch Jüngere berichten, man habe später zu Vanda's Verherrlichung auf der Höhe ihre Statue in Erz gegossen aufgestellt und mit folgender Grabschrift versehen *):

„Hic jacet in Tumba rosa mundi, non rosa munda,
Non redolet, sed olet, quae redolere solebat.
Graci regis nata, bene Vanda fit vocitata.
Ut nam hamus piscem trahit ab aequore captum,
Vanda sic formosa omnes traxit speciosa

---

*) Bei Sarnicki, Annal. Polon. L. IV. c. 20. Merkwürdiger Weise finden die beiden ersten Verse sich auch wörtlich in Engelhus, Chron. bei Leibnitz, Script. Brunswic II. p. 1048, jedoch in Beziehung auf Alboin und Rosamunde.

Illius in amorem et in favoris vigorem.
Haec per decorem Almanni vicit furorem,
Nam eo quod spreverat hominum connubia cuncta,
Caelibem haec obtulit Dis mersa flumine vitam
Quam mox arripuit Deorum non floridus hortus.

Ganz anders als mit Lech, verhält es sich mit Krak und Vanda. Ist jener ein künstliches Produkt gelehrter Historiker, so deuten diese auf mythischen, von der Volkstradition getragenen Ursprung. Kadlubek erzählt diese Sage zuerst und zwar mit einer Umständlichkeit und in einer Weise, welche einerseits zwar zeigen, daß sie zu seiner Zeit schon eine gewisse Ausdehnung und Ausbreitung gewonnen haben mußte, anderer Seits aber auch, daß er sie mit schönen Worten und Sentenzen aufzuputzen bemüht war. Das dürfen wir nach der Analogie von hundert andern Schriftstellern seiner Zeit jeden Falls mit Sicherheit annehmen, daß er diese Sage nicht erdichtet, sondern nach einer vorhandenen Tradition wiedererzählt hat. Die Aufgabe der Forschung würde also sein müssen, eines Theils noch aus anderen Quellen das Vorhandensein einer solcher Tradition überhaupt, und andern Theils deren Ausdehnung und den tiefern Zusammenhang mit slavischer Historie oder Mythologie zu ermitteln. In dem Werke von Linde *) ist mit ungemeiner Gelehrsamkeit und großem Fleiße fast alles zusammengestellt, was in Betracht kommen mag, um die Urgeschichte Polens aufzuklären und den sagenhaften Inhalt des Chronisten historisch zu erläutern und mit der wirklichen Geschichte zu verknüpfen. In dem Bestreben der Verfasser aber, Alles, was ihr Chronist erzählt, auch z. B. die Kämpfe der Polen mit Alexander dem Großen und was er sonst aus dem Justin und anderswoher abgeschrieben hat, mit der Geschichte in Einklang bringen und auf wahre Facta zurückführen zu wollen — in diesem Bestreben liegt unsers Erachtens ein verfehltes Bemühen, ausgehend von einem falschen Standpunkt der Forschung; und aller angewandten Gelehrsamkeit ungeachtet blieben daher auch die Endresultate ohne allen festen Halt. In unendlich tieferer Weise hat Schafarik, der slavi-

1) Vincent Kadlubek, vom Grafen Ossolinski, deutsch von Linde. Nebst den hierher gehörigen Schriften des Bischofs Pracmowski, Starosten Czaki, der Herren Kownacki und Lelewel. Warschau. Glücksberg 1822.

sche Jacob Grimm, in seinen slavischen Alterthümern diese schwierige Aufgabe gelöst. — Kadlubek steht mit dem **Vincentius Bellovacensis** und **Albericus trium Fontium**, mit **Saxo Grammaticus** und **Nennius** u. A. m. auf einer und derselben Stufe leichtgläubiger Naivität, nur strotzt er, nicht eben zu seinem Vortheil, von gelehrter Reflexion, pretieusen Sentenzen und einem Wust von historischen Parallelen und anderem weithergeholtem Abraum, der überall besser als in seine Chronik hingehört. Darin aber steht er, freilich ohne seine Schuld, jenen französischen, englischen und deutschen Chronisten unendlich nach, daß er nicht, wie jene, vollständige Romane und Epopäen als Früchte älterer Tradition, oder eine reiche noch lebende Volkssage zur Grundlage seiner Erzählung machen konnte, sondern in Folge der Dürftigkeit der Ueberlieferung sich zu gelehrter Ergänzung, und freilich leider in ungeschicktester Weise, entschloß. Diese Dürftigkeit ist erklärlich, da bis jetzt bei den Polen sich keine Spuren eines Nationalepos oder einer Heldensage, ähnlich der deutschen, fränkischen, nordischen oder wälschen, haben nachweisen lassen. Der Russe hat seine Lieder von Igor und Wolodomir, die Böhmen und Serben haben einen reichen Schatz von uralten Heldengesängen, die bis in die heidnische Zeit zurückreichen: in Polen ist die epische Muse der Vorzeit uns auf immer verstummt. Das Krakauer Land lag jenen Heldengesänge pflegenden Stämmen jedoch zu nahe, als daß das Heldenlied ihm hätte fremd bleiben können. Mag es aber auch zur Zeit Kadlubeks nicht mehr die Kraft gehabt haben, bis in einen Bischofspalast zu dringen, so hätte der Krakauer Bischof doch gewiß erfolgreicher, anstatt in lateinischen und griechischen Büchern fremder Nationen, die Bestätigung der lückenhaften Traditionen in den Hütten der Bauern und in den Versammlungen der Alten des Volks, in den entlegenen Thälern der Berge gefunden. Was er und seine Zeit versäumten, kann die Gegenwart aber noch vielweniger nachholen. Besonders beklagenswerth ist, daß die National-Sage überhaupt, die ohne Zweifel als vorhanden gewesen vorausgesetzt werden darf, nur von lateinisch gebildeten Gelehrten und hochgestellten Geistlichen, und obenein von Geschichtschreibern von Profession in einer sichtlich zum historischen Zweck gemodelten Gestalt aufbewahrt worden ist. Daß bei dieser Behandlungsart aber fast Alles abgestreift werden mußte, was die eigenste Natur und

ursprünglichste Bedeutung der Sage ausmachte, lag nothwendig im Karakter, in der Bildung und in dem Zweck jener Schriftsteller. So sind denn in den Sagen von Krak bis zu Miezyslaw überall nur dunkle Andeutungen und leise Anklänge geblieben, die auf ein frischeres reicheres Leben der ursprünglichen Tradition zwar schließen lassen, die vollständig zu gestalten aber wohl schwerlich noch gelingen wird. Wir können uns daher hier auch nur darauf beschränken, den vorhandenen Spuren alter Echtheit nachzugehen und auf entferntere hinzudeuten.

Ob die Sage von Krak und Vanda ursprünglich lechitisch, czechisch oder chrobatisch gewesen, ist an sich gleichgültig; gewiß ist, daß sie nicht polnischen Ursprungs, da bis zum Jahre **1000** Krakau, das von Krak nicht zu trennen ist, bekanntlich nicht zu Polen gehörte. Daß sie um diese Zeit und noch ein Jahrhundert später noch keine allgemeine Landessage in Polen geworden, ist aus dem Schweigen des Martin Gallus zu schließen, bei dem auch noch Gnesen, nicht Krakau, die Hauptstadt des Reichs ist. Dagegen ist die genaueste Familienähnlichkeit mit der böhmischen Sage von Krok und Libuscha nicht zu verkennen. Mag der böhmische Czech, ähnlich wie Lech, nur eine Fabel oder ein wirkliches Wesen der Sage sein, immer steht er mehr als abstracter Begriff, denn als leibhaftige Person da. Erst seine Nachkommen gewinnen frischeres individuelles Leben. Czech starb kinderlos. Ihm folgte durch Wahl des Volks, slavisch karakteristisch, Krok, ein weiser Mann, Richter, Zauberer und Priester, der den Göttern der Berge, Wälder und Wasser auf Anhöhen opferte, die Zukunft durchschaute, und seine drei Töchter, Kazi, Tetka und Libuscha in der Zauberkunst wohl unterrichtete. Sein Sitz war der Wyschehrad bei Prag (**Sněmy, V. 30—31**). Kazi war die Erste in Erkenntniß der Pflanzen und der Natur überaus erfahren und der Heilkunst wohl kundig, verstand auch allerhand Uebel und Krankheiten zu heilen, weshalb die Nachkommenschaft sie auch für eine Zauberin erklärte. Tetka war berühmt wegen ihrer Kenntniß göttlicher Dinge und sorgte um die Vervollkommnung der heidnischen Götterverehrung; zugleich diente sie ihrer Schwester als Seherin. Die dritte und jüngste, Libuscha, durch ungewöhnlichen Verstand, Edelsinn und viele Tugenden des Geistes ausgezeichnet, ward bei des Vaters Tode vom Volke zur Herrscherin erkoren. Sie hatte zehn

Jungfrauen zur Begleitschaft. Wegen eines richterlichen Ausspruchs von Chrudosch Klenowiz beschimpft, drangen die Aeltesten des Volks in sie, sich zu vermählen. Sie sandte ihr weißes Roß aus, mit der Weissagung, daß der ihr Gemahl sein solle, den es auf einem eisernen Tische speisend finden würde. Das Roß mit den begleitenden Boten fand den Bauer Przemysl, welcher auf seiner Pflugschaar Brod und Wasser genoß, wodurch ihre Weissagung erfüllt ward. Libuscha und er gründeten Prag und viele andere Burgen, die von allerlei Weissagungen den Namen erhielten. Ihm schreibt die älteste Ueberlieferung des dankbaren Volkes die erste Landesordnung und die Festsetzung oder vielmehr die Revision der czechischen Rechte zu. Sie entdeckte fast alle Bergwerke des Landes, ließ ein goldnes Götzenbild, Zelu genannt, gießen und brachte ihm Opfer von abgeschnittenen Nägeln und Haaren, die sie auf Kohlen verbrannte. In der Nähe hauste ein wilder Drache; die Fürstin rief den Ratibor vom Riesengebirge, ihn zu erschlagen (Sněmy 44—45). Die romantische Erzählung von Wlasta und dem Kriege der Weiber gegen die Männer nach Libuschas Tode, hält Schafarik (l. c. II. 422) für das Phantasiegebilde eines Dichters, der sein Mährchen auf die Erklärung des Namens vom Schlosse Děwjn (Mägdeburg), welches dem Wischehrad gegenüber liegt, oder auf irgend eine wirkliche Begebenheit, den Aufstand der Wlasta und ihrer Helfershelfer gegen den Przemysl, gründete. — So erzählen in ihren Hauptzügen die böhmische Sage, wenn auch mannigfach ausschmückend, Hagek, Dubravius, Kosmas, Freher, Aeneas Sylvius; außerdem bezeugen eine Menge sehr alter Lieder, Fragmente, Anspielungen in Sprüchen u. s. w. eine weitverbreitete Tradition, die ganz außerhalb der eigentlichen Geschichte liegt und deren Wurzel tief in das Heidenthum hineingeht, wie denn auch schon zu obigem kurzem Umriß die slavische Mythologie einen langen Kommentar liefern könnte. Christlicher, politischer, historischer erscheint Krak bei Kadlubek, dennoch aber ist er ein Volksgründer und Drachentödter, wie Kadmos, Perseus und Theseus, Hercules und Jason bei den Griechen, wie Frotho, Sigmund und Dietrich bei den Skandinaviern und Deutschen, wie Arthur bei den Wälschen, wie Beowulf bei den Angelsachsen; auch den Lithauern fehlen Drachensagen, wie sie in andern Beziehungen

auch in polnischen und russischen Sagen und Mährchen *) sich erhalten haben, nicht. Göttergleiche Helden reinigen das Land von riesenhaften Ungeheuern, die in Schlangengestalt ihren Schatz bewachen und Menschen verderben. Kraks Söhne kommen im vergoßnen Bruderblut um, sein Andenken lebt unauslöschlich im Volke fort, und knüpft sich an Städte und Berge.

So wenig im Allgemeinen auf bloße Namen Gewicht zu legen ist, so ist es doch nicht ohne Bedeutung, in den ehemals von Slaven bewohnten Gegenden so häufig auf Ortsnamen zu stoßen, die den Namen Krak in sich schließen. In Polen giebt es außer der Stadt Krakau ein Dorf Krakopol, in Pommern giebt es eine ziemlich bedeutende Anzahl von Dörfern und Gütern der Art, als Krakau oder Krakow, Krakewitz, Kraken, Krakenort; bei Magdeburg ein Krokenthor und in der Nähe am rechten Elbufer ein Dorf Krakau, in Steiermark ein Dorf Krakow, in der Lausitz Krakezy und Krakow, in Lithauen Krakieniki, Krakischki, Krakonischki. Constantin Porphyrogenita de adm. imp. c. 37. nennt eine Stadt Cracnacatae am Dneper. Kosmas schreibt seinen böhmischen Krak zwar Crocco, aber das nach ihm benannte Schloß hieß dennoch Krakow und ein Dorf bei demselben Krakowec. Die Form Krok entstand nach Schafarik (l. c. II. 360, 420) aus dem älteren Krak, sei es analogisch wie rob aus rab, rostu aus rastu u. s. w, oder wie das slowakische Hhron aus Hhran, oder durch einen Irrthum des Kosmas und seiner Nachfolger, denen vielleicht die lateinische Form des Slavenführers Chrocus aus Gregor von Tours vorschwebte. Wir dürfen diese Ortsbezeichnungen mit demselben Rechte an Krak, einen früheren slawischen Heros, wenn nicht Gott, knüpfen, wie in Deutschland und Skandinavien sich unzähliche Namen an Odin, Wuotan, Thor und andere germanische Götter und Heroen knüpfen, und wie in Frankreich und besonders auf den brittischen Inseln uralte Ortsnamen Wegweiser in den celtischen oder angelsächsischen Götterhimmel sind.

Aber nicht blos Orts- sondern auch Personennamen aus alter, noch dem Heidenthum angehöriger oder es nahe berührender Zeit bestätigen die besondere Bedeutung des Namens Krak. Wir lesen

---

*) Hanusch, Slavische Mythologie S. 324.

bei Gregor von Tours [1]) und Idatius [2]) von einem alemannischen oder vandalischen König **Chrocus**, der im dritten oder fünften Jahrhundert Gallien verwüstend durchzog und der nach Idatius ein Slave gewesen ist. Aimoin (**de Gestis. Franc. III. 1**), nennt ihn gleichfalls einen Heerführer der Vandalen, die zu den germanischen Stämmen von jenen Schriftstellern nicht gezählt wurden, und der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schreibende Mönch **Albericus trium fontium**, der schon etwas von unserer Kraksage vernommen haben mochte, nennt ihn geradezu einen Fürsten von Krakau [3]).

Die Ostseeslawen kannten einen **Kruko** [4]), den von den Bodrizern erwählten mächtigen Fürsten von Rügen, der **1066 — 1105** mit großer Kraft herrschte, glücklich mit den Dänen und Deutschen kämpfte und ganz Holstein seiner Herrschaft unterwarf. Unter ihm gewann die Insel Rügen ein Uebergewicht über das gesammte polabische Slaventhum.

Blicken wir aber weiter, so finden wir den Namen Krak ebenmäßig in der nordischen Heldensage wieder. In der Dynastie der skandinavischen Inglinger ist der sechszehnte Ottar ein W e n d i l

---

1) Hist. Franc. L. I. c. 30 (ed. Paris 1699. Fol.), p. 25: „Tunc Romam Cornelius († 252), Cyprianus Carthaginem felici sanguine inlustrarunt. Horum tempore et C h r o c u s ille A l a m a n n o r u m r e x, commoto exercitu, Gallias pervagavit. Hic autem Chrocus multae adrogantiae fertur fuisse, qui cum nonnulla inique gessisset, per consilium, ut ajunt, matris iniquae, collectam, ut diximus, Alamannorum gentem, universas Gallias pervagatur, cunctasque aedes, quae antiquitus fabricatae fuerant, a fundamentis subvertit," etc.

2) Excerpta ex Idatio l. c. p. 711. „C h r o c u s, r e x W a n d a l o r u m cum S u a e v i s et A l a n i s egressus de sedibus Gallias appetens, consilio matris nequissimae utens, dum ei dixisset: Si novam rem volueris facere, et nomen adquirere, quod alii aedificaverunt, cuncta destrue, et populum quem superas, totum interfice. — — Qui Rhenum Magantiam ponte ingeniose transiens, primum ipsamque civitatem et populum vastavit, deinde cunctas civitates Germaniae vallans Mettis pervenit, ubi murus civitatis divino nutu per nocte ruens, capta est civitas a Wandalis. — — Post haec cunctas Gallias Chrocus cum Wandalis, Suaevis et Alanis pervagans, alias subsidione delevit, aliasque ingeniose rumpens vastavit. Nec ulla aut caster ab eis in Galliis liberata est. Cumque Arelato obsiderent, Chrocus a Mario quodam milite captus et vinculis constrictus est, qui ductus ad poenam per universas civitates quos vastaverat, impiam vitam digna morte finivit, cui Trasemundus successit in regnum Alamanni adversus Wandalos arma commovunt," etc.

3) Quaedam pars Wandalorum cum Alanis Gallias infestavit Duce Craco, qui fuit Dux Cracoviae ad. an 413.

4) Cruco, filius Grini; Crito. Anal. Saxo a. 1065. Helmold I. 25, 26. Sig. Gemblac. a. 1069. Helmold gedenkt ferner eines Nachkommen des Cruco (bei Leibnitz p. 593): „Rochel, qui fuerat de semine Cruconis, idololatra et pirata maximus.

Kraka. — Unter den alten Skaldenliedern der jüngern Edda, herausgegeben von Resenius, findet sich auch (Dänisaga 63, 64), eins von Rolf Krake, König von Dänemark, von welchem das Gold theils Krake's Saat, theils der Saamen von Fyriswale genannt wird. — Nach der Ragnar Lodbrok-Saga vermählt sich Ragnar Lodbrok mit der im niedrigen Stande gefundenen Kraka, nach ihrer Vermählung Aslauga genannt, einer Tochter Sigurds und Brynhilds, und zeugt mit ihr ein neues Heldengeschlecht, an welches sich die Könige der nordischen Reiche anreihen. — Nach ihr heißt ein Bach, an dem sie die Ziegen gehütet haben soll, Krakubäken (Kraka's Bach), und nach ihr scheint Kraku-mal, der berühmte Todesgesang Ragnar Lodbroks benannt zu sein, dessen auch Saxo Grammaticus *) gedenkt, der gleichfalls bei Frotho III. (L. V. l. c. p. 107), von einer zauberkundigen Kraka erzählt. — Es folgt daraus keineswegs, daß die Slaven den Namen von den Skandinaviern oder umgekehrt, diese von jenen ihn entlehnt haben; denn nicht bloß in den Sprachen, sondern auch in der Mythologie beider Nationen findet sich seit der Urzeit eine so große Masse gemeinsamen Materials, finden sich so viel ähnliche Fortbildungen gemeinsamer Urvorstellungen, daß es gewagt wäre, Derartiges sogleich für Entlehnung zu halten, oder als fremd bei einer oder der andern Nation zu verwerfen.

Der Versuch Ossolinski's und Lelewels (bei Linde) in Krak I. den windischen Fürsten Karat, Boruts Sohn, und in dem wegen des Brudermordes vertriebenen Krak II., den oben erwähnten Chorwat, nach Konstantin Porphyrogenita den Führer der nach Illyrien auswandernden Chorwaten, wiederzufinden, ist in Ermangelung aller Mittelglieder und Uebereinstimmung im Thatsächlichen für mißglückt zu erachten; allein auch Röpells Erklärung (Geschichte Polens I. S. 67), Krak sei nur aus dem Bestreben der chorwatischen Stämme, ihren Krakauern einen Stammvater zu geben, hervorgegangen, ist bei den bemerkten Thatsachen ungenügend und unhaltbare Vermuthung. Auch von der sprachlichen Seite ist es schwierig, dem Krak nahe zu kommen. Röpell (l. c) wirft zwar

*) L. IX. p. 271 ed. Klotz: Cumque in Daniam reversus conjugem Suanlogam, interim morbo cognovisset absumptam, protinus solicitudini remedium solitudine quaesivit, aegraeque mentis luctum intra penatium suorum claustra cohibere passus est.

gelegentlich hin: der Name Krakus, Krak, hänge wohl sprachlich mit dem Namen der Chrobaten, Karpathen (**Karpak** heißt der höchste Gipfel auf den Karpathen) zusammen. Schafarik (l. c. I. 487) bemerkt jedoch: „Dieser Name ist entweder nach dem Namen der Insel Karpathos gräcisirt, oder schon früher von den benachbarten Celten verändert worden; er ist aus dem slavischen **chrib, chr'b**, d. h. Gipfel, Berg, entstanden und bildet somit einen neuen Beweis für das Alterthum der Slawen an den Karpathen. **Chrib** bezeichnet noch gegenwärtig bei den Wenden einen Hügel, eine Höhe. — Der ganze nördliche Bergabhang von der Sutschawa bis an die Weichselquellen hieß vom fünften bis zehnten Jahrhundert **Chrby** und mit Veränderung der Konsonanten **b** in **w**, **Chrwy, Chrwaty**," u. s. w. — Er bemerkt ferner, daß nach Ptolemäus die **Korkonti**, ein deutsches Volk, im heutigen Böhmen saßen, und durch diesen Namen die czechische Benennung des Riesengebirges, **Krkonoše**, ihre Erklärung finde. „Einige denken bei dem Namen **Krkonoše** an **Krakus** (**Krok**, den in den ersten 3 Buchstaben zu suchen allerdings sehr lockend ist) und an das russische **nos**, d. h. Vorgebirge, indem sie damit **Kosmonosy**, ein Dorf und Schloß in Böhmen vergleichen; eine Vermuthung, die uns nicht genugsam begründet zu sein scheint." Wenn der erste Slavist sich nicht weiter wagt, den Krak sprachlich zu begründen, so wird man es gerechtfertigt finden, wenn wir von weiteren Versuchen gleichfalls abstehen. Boguchwals Erklärung durch **Kruk**, Rabengekrächz, die auch bei Kadlubek sich schon findet, sofern die Stelle echt ist, widerlegt sich durch ihre Absurdität von selbst, insofern er den Namen von den Raben herleitet, die krächzend herbeigeflogen kamen, um sich am Aase des getödteten Drachen zu ergötzen.

Dagegen singt Kraka, in der Ragnar Lodbroksage:

„Dies Kleid geziert mit Silber
Ziemt mir nicht zu tragen,
Denn ich heiße K r a k a.
In k o h l s c h w a r z e m K l e i d e
Ging oft über den Gries ich
Am Strand die Geißen hütend.

Der Name wird durch K r ä h e, die Schmutzige, erläutert und es stimmt hiermit auch die Volsunga-Sage, Kap. 52. Das nordische **Kråka**, entspricht dem althochdeutschen **Krâa**, dem angelsächsischen

crave (Rabe), dem lateinischen **corvus**, dem sanskrit. **kârava**, und das polnische **kruk** mag mit dem althochdeutschen **chrockezan** crocitare, krächzen, eine gemeinsame Wurzel haben; indessen ist doch mit der altdeutschen und skandinavischen Sprache dem Krak ebensowenig, wie mit der slavischen in befriedigender Weise nahe zu kommen und eine entsprechende Bezeichnung für uns daraus zu gewinnen.

Wir begegnen endlich in der slavischen Mythologie einem Gott niedern Ranges, **Kurch**, **Kruch**, **Kors**, **Kurko** oder **Krugis**, dessen Namensverwandtschaft mit **Krak** oder **Krok** jedoch von Slavisten von Fach näher nachgewiesen werden mag. Nach **Lasicki, de diis Samogitarum (ed. Graesser, Basil. 1615), p. 48.** ist **Krukis** eine Gottheit, Beschützerin der Säue, die wesentlich von den Schmieden verehrt wurde. Im Lithauischen Mythus soll dieser Gott mit seinem **Budraycis** ungefähr die Stellung gehabt haben, wie im Römischen Vulkan mit seinen Cyklopen. Sie sind göttliche Schmiede. Hanusch (Slavische Mythologie S. 291), bemerkt: „**Krugis (Krukis)** scheint mit dem slavischen **Kruch (Kurch, Curho, Kors)**, im engen Zusammenhange zu stehen und selbst mit dem lithauischen Kurko, denn sie alle sind ursprünglich Sonnengötter und stehen der Fruchtbarkeit vor. Insbesondere ist **Kruch** oder **Kurko** der Herbstsonnengott, also einerseits Gottheit der Früchte, andrerseits schon mit der winterlichen Sonne identisch, daher er auch **Ziemienikas**, der unter die Erde sinkende, in und unter der Erde wohnende Gott ist." — **Gwagnin**, Geschichte des europäischen Sarmatiens, Abth. von den Preußen, S. 64, erklärt den **Kruch** oder **Kurch** als der dritten Reihe der Götter angehörig, welcher bei den Preußen über alle Speisen und häuslichen Lebensmittel gesetzt sei. Nach andern Schriftstellern war er Gott der Früchte überhaupt, besonders des Obstes; nachdem letzteres eingeerntet war, zerbrach das Volk sein Götzenbild, das aus genießbarem Stoffe gemacht und dabei herumgetragen ward, in kleine Stücke, und verzehrte diese mit Andacht. War das Bild aber aus anderm Stoffe gemacht, so trug jeder die Theilchen in größter Verehrung, als die theuersten Reliquien zur Vermehrung seines häuslichen Segens nach Hause.

Wir wagen nicht weiter in die slavische Mythologie, die leider

nur noch zu sehr in chaotischer Nacht liegt, einzudringen, jedoch scheinen uns

1) die Thaten des Krak, des Drachentödters und Städtegründers,
2) das Fortleben seines Namens in vielen Ortschaften solcher Gegenden, wo überall Slaven gesessen haben,
3) und in Personennamen, die nicht bloß Helden slavischer Nation, sondern auch Heroen germanischen Stammes getragen haben,

an und für sich schon anzudeuten, daß dem Krak nicht eine bloß historische, sondern vielmehr eine mythische Natur beizulegen sei, die erst durch sein Uebertreten aus dem Mythus in den Heldengesang des Volks historischen Karakter angenommen hat.

Das Andenken an Krak als einen czechischen wie chorwatischen gemeinschaftlichen Heros hat sich sogar noch bis in das jüngere Mittelalter im Auslande erhalten, und troß grober Entstellung der Figur weist es doch hin auf sein ursprüngliches Heimatland. Alte Zeitbücher aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nämlich erzählen von einem Kampf Hans Döllingers zu Regensburg mit Krako, einem hunnischen, heidnischen Riesen*) Folgendes:

Um 929 oder 930 waren Ungarische Gesandte zu Regensburg, mit denen man wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes unterhandelte. Bei ihnen als Kriegsgefangener oder zur Gesandtschaft gehörig befand sich zugleich ein hunnischer Hauptmann, Namens Krako daselbst, von zehn Werkschuhen Größe, ein äußerst verwegener und immer siegreicher Renner und Stecher. Vierzig Ritter, sagt das Gerücht, hatte er bereits mit gewaltigem Arm erlegt; denn er war ein Zauberer und stand mit dem Teufel im Bunde. Krako trat hervor und sprach: „Wo ist ein Ritter an des Kaisers Hofe, der es wagt, mit mir eine Lanze zu brechen um Leib und Seele, um Gut und um Ehre und daß dem Teufel des Gefällten Seele werde?" Zu der Frechheit und Ruchlosigkeit seiner Aufforderung, auf Leib und Seele mit ihm zu kämpfen, fügte sich noch das Furchtbare seiner wilden Gestalt und seines mit dem Bilde eines fliegenden Teufels versehenen Schildes von blankem Stahle,

*) Büsching. Wöchentliche Nachrichten I, 153.

sein drittehalb Ellen langes und eine gute Mannshand breites Schwert, sein zwanzig Pfund schwerer aus Metall gegossener Helm und sein Harnisch aus Elephantenhaut, dick mit eisernen Schuppen benagelt. — Alle Ritter verstummten; kein Arm erhub sich gegen ihn. Der stolze Krako verdoppelte nun den Schimpf seiner Herausforderung dadurch, daß er sich erbot, es mit drei Rittern zugleich aufzunehmen. Hans Döllinger, ein Bürger von Regensburg, lag im Gefängnis wegen Majestätsverbrechen, als er die Kunde von dem stolzen Hunnen vernahm. Er erbat als Gnade, mit ihm allein kämpfen zu dürfen. Beim Kampfe ward Döllinger zweimal niedergerannt; da läßt der Kaiser ein Kreuz am Kampfplatz aufrichten. Darob entwichen die bösen Geister von Krako und der Heide fällt unter Döllingers Streichen.

Der Stoff dieser Erzählung ist auch in Liedern gesungen, und hängt mit einer slavischen Sage zusammen, die der Professor J. A. Suppantschitz zu Laibach 1807 abdrucken ließ: „Das Turnier zwischen den beiden Rittern Lamberg und Pegam," wozu derselbe bemerkt: Es habe sich zwar kein Lied, das der Slave aus seinen Ursitzen nach Krain brachte, erhalten, doch finde man noch manches alte Lied, dessen Alter sich zwar nicht von den Zeiten der Einwanderung der Slaven nach Krain, aber doch seit einigen Jahrhunderten herschreibe; zu diesen gehöre auch obiges, bei Büsching l. c. abgedruckte Lied, dessen Kampfschauplatz jedoch nach Wien verlegt ist und den österreichischen Edlen Christoph Lamberg (die Familie ist in Krain seit Jahrhunderten ansässig), als Sieger über den mit dem Teufel verbündeten Heiden Pegam feiert. Professor Lindau erklärt den Namen Pegam als korrumpirt aus pogany, d. h. Heide.

Die mythische Bedeutung Kraks tritt noch deutlicher durch die enge Verbindung mit Vanda hervor, der eine ähnliche Bedeutung noch weniger dürfte abzusprechen sein.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob das, was Kadlubek von der allbesiegenden Schönheit und der ungemeinen Weisheit der Vanda sagt, nur rhetorischer Schmuck von seiner Hand ist, oder nicht *);

*) Epist. VI. Nam et prudentum consultissimi ejus stupebant consiliis, et hostium atrocissimi ejus mansuescebant aspectu. Unde Alemannorum tyrannus — — — inaudita quadam virtute prius vincitur quam armis. Omnis enim exercitus ejus, mox ut Reginam ex adverso vidit, velut quodam Solis radio repente percellitur,

in Verbindung mit dem Folgendem muß man aber doch mehr geneigt sein, anzunehmen, daß selbst noch zu Kadlubeks Zeit die Tradition ihr eine dämonische Natur beilegte Denn der Ausruf des feindlichen Fürsten, der bei allen folgenden Chronisten sich wiederholt: **Vanda mari, Vanda terrae, aëri Vanda imperat!** bezeichnet sie deutlich als eine Herrscherin über die Elemente, was nach dem Gange der Erzählung, wo es sich um eine Schlacht mit dem Feind und nicht um Kampf mit der Natur handelt, ganz unpassend und eine leere rhetorische Floskel wäre, wenn man nicht darin eine traditionelle Bezeichnung ihres ursprünglichen Wesens erkennen müßte. — Kadlubek erzählt ferner ihre Selbstopferung durch den Sturz in die Weichsel nicht, doch scheint sie ihm nicht unbekannt gewesen zu sein, da sonst nicht abzusehen, wie der feindliche Fürst dazu käme, zu sagen: **diis immortalibus Vanda pro suis victimet, et ego pro vobis etc.** Dem frommen Priester mag daran gelegen gewesen sein, die Tochter von Krakau's Gründer nicht zu sehr als in heidnischen Greueln befangen darzustellen. Die Uebersetzung des Namens Vanda durch Angel oder Hamen, altpolnisch Wąda jetzt Węda, zeugt nur von der Unfähigkeit der Scribenten, die Natur einer solchen aus dem Heidenthum herüberragenden Figur richtig aufzufassen. Der Name Vanda kommt außerdem in altslavischen Ueberlieferungen nicht vor, der Inhalt der Sage entscheidet jedoch dafür, daß er einen innern Zusammenhang mit der Bedeutung Wasser gehabt haben muß. Im Alt- und Neuslavischen heißt das Wasser woda, im Serbischen

---

omnes velut quodam jussu numinis animos hostiles exuti a praelio divertunt. Afferunt, Sacrilegium se declinari, non praelium. Non hominem se vereri, transhumanam in homine revereri Majestatem. Zu bemerken ist, daß die nordische Freyja, die Göttin der Liebe, die schönste verehrteste und sanfteste Göttin, stets bereit, die Wünsche und Bitten der Menschen zu erfüllen, Freundin des Gesanges, des Frühlings und der Blumen Vanadis, d. h. nympha Vanorum (idis s. nympha) zubenannt war (Grimm, Mythol ed. 2 p. 374). Die Vanir wohnten in Vanaheim unterschieden von den Asen, nach alteddischer Ansicht. Man hat versucht die Asen und Vanen zu scheiden, wie Germanen und Slaven. J. Grimm l. c. 199 lehnt ein Hinüberreichen der Vanen in die slavische Mythologie ab, Schafarik dagegen hält dafür, daß die Vanen vom Volk der Veneden abgeleitet seien, wie die Finnen von jeher bis heute die Slaven Wäni, Wänälainen, Wänälaiset nennen (Slav. Alterth. I. S. 134—140). Der Name Vanda ist mit obigen Van zu nahe verwandt und die Hinweisung der Vanen auf einen fremden von dem der Asen verschiedenen Ursprung nach den von Schafarik beigebrachten Beweisen zu wahrscheinlich, um nicht auch in dem Namen der Vanda schon eine göttliche Bedeutung zu vermuthen.

uda, udaka, im Gothischen való, dänisch vand, im Lithauischen Wandû, wo auch noch ein Fluß Wyndo heißt. Ob das althochdeutsche wanda, turbo, Wirbel, Sturm, damit gemeinsam wurzelt, bleibe dahin gestellt. Aus Nestor sahen wir bereits, daß die Lechiten von den Gegenden, wo sie sich niederließen, ihre Bezeichnungen nahmen, und daß ein Theil davon an der Weichsel saß, der ihr Hauptstrom war. Nach allen Zeugnissen verehrte das slavische Heidenthum Götter des Wassers, und die Ströme waren mit göttlichen Wesen bevölkert. Die Donau ward als heiliger Strom selbst von Stämmen gefeiert, welche ihre Wellen nie gesehen haben; wie sollte da die Weichsel in der Urzeit nicht ihren Gott oder ihre Götter gehabt daben, die mit der Zeit vermenschlicht Heroennatur annahmen? So ist es fast unabweislich, in dem Sturz der Vanda in die Weichsel, die davon den Namen Vandalus erhalten haben soll, und womit jene sich den untern Göttern weihte, um ihre jungfräuliche Reinheit zu bewahren, eine mythische Bedeutung zu finden.

Aus der lithauischen Mythologie hat die slavische sich schon oft die wichtigste Belehrung schöpfen müssen; auch hier zeigt die lithauische Sündflutlehre eine merkwürdige Beziehung.

„In dem obern himmlischen Raume — heißt es *) — ist der Palast der ursprünglichen und allgemeinsten Gottheit, die mit Nothwendigkeit die Menschheit, die Götter und die gesammte Natur leitet. Der Palast heißt Pramžu; in ihm wohnt der höchste Herrscher des Alls, Pramžimas, d. h. vorherbestimmtes Loos. Seine Herrschaft hat keine Grenzen. Einst, als er vom Fenster seines himmlischen Palastes die Welt überschaute, nahm er auf derselben viel Uebles wahr, als Kriege, Mord und Betrug. (Auch der Vanda ging ein Sündenregiment Kraks II. vorher). Er schickte daher auf die sündige Welt zwei fürchterlich wüthende riesige Wesen, Wandu und Weja (Wasser und Sturm), welche mit ungeheurem Sturze über die Erde herfielen und sie in zwanzig Nächten und zwanzig Tagen gänzlich verwüsteten. Pramžimas sah auf die verwüstete Erde hinab, gerade als er die himmlischen Nüsse aß. Er warf daher auf die Erde eine Nußschaale, welche unweit des Gipfels des höchsten Berges (auf unsere Sage angewandt: der Karpathen) niederfiel, wohin sich mannigfaltige Thiere und mehrere

*) Th. Narbut, Dzieje starożytne narodu Litewskiego. Wilno, 1835, I, S. 2.

Menschenpaare geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nußschale, welcher die Riesen nicht Schaden thun durften. Sie schwamm ungefährdet in dem allgemeinen Untergange der Erde einher. Als nun die Gottheit zum dritten Male auf die Welt hinabsah, reuete es sie. Sie verbannte die Riesen in ihre alten Wohnungen; die Gewässer flossen ab, der Sturm legte sich und ein heitrer verjüngter Himmel erleuchtete Alles. Die Menschen vertheilten sich in die verschiedenen Weltgegenden, und nur ein Paar blieb in jener Landschaft, von welchem die Lithauer abstammen." — Freilich sind wir nicht im Stande, die Mittelglieder nachzuweisen, durch welche allmälig der gottgesandte Unhold **Wandů** sich in die Heroine **Vanda** verwandelte, wann und wie die Sage sich um Krakau lokalisirte, wo der den Karpathen so nahe Weichselstrom, die eigenthümlich gestalteten Berge, wie riesige Grabhügel geformt und der höhlenvolle Wawel besonders dazu aufzufordern geeignet waren, und inwieweit czechischer Einfluß bei dieser Umwandlung der ursprünglichen Mythe sich geltend machte. Indeß ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß noch manches Licht hierüber werde gefunden werden, wenn nur mit Umsicht, ohne Vorurtheil und Hypothesensucht und an der rechten Stelle gesucht wird; diese Aufgabe zu lösen, oder der Lösung wenigstens näher zu führen, kann füglich aber nur slavischen Gelehrten vorbehalten bleiben, denen namentlich eine gründliche Sprachkenntniß zu statten kommt, um etwanigen in Liedern und Sprüchen noch umwandelnden Schatten Form und Wesen damit abzugewinnen. Dürfen wir jedoch jetzo schon eine mythische Deutung der Krak-Vanda-Sage, unter der Voraussetzung, daß die obenerwähnten Beziehungen beider Personen zum **Krugis** oder **Kurko** und **Wandů** nicht ganz abzulehnen sind, wagen, so würde sie etwa dahin lauten: „Krak, der Erdgott, die fruchtbare Erde, wurde verwüstet von der Himmelsflut, Vanda, die auf des höchsten Gottes Wink aber wieder abfloß im Strome, und zwar im lechitischen Weichselstrome; worauf der Erde ein neues Leben erstand, und neue Völker sich anbauten, denen der Strom mit seinen Bergen ein Wahrzeichen der Urzeit blieb.

Viertes Kapitel.

Przemysl. Leszek.

Mit der Wanda verschwindet unserer Sage der mythische Boden und sie wird reine Heldensage. Kadlubek erzählt, wie lange nach Wanda's kinderlosem Ableben das Reich gekrankt habe, und fährt (Epist. VIII.) fort: Alexander der Große von Macedonien schickte Gesandte an die Polen, um von ihnen Tribut zu erheben. Aber das freisinnige Volk erschlägt die Abgeordneten, stopft ihre Körper mit Gold und Koth aus und schickt sie so dem Könige mit einem stolzen Briefe zurück, worin sie ihm seinen Ehrgeiz und seine Habsucht vorwerfen und dagegen ihre eigne Tapferkeit preisen. Alexander geräth darüber in großen Zorn; er sendet Heere aus gegen das freche Volk, aber sie werden geschlagen. Der König entschließt sich endlich selbst zu einem Feldzuge. Mit unzählbaren Schaaren dringt er durch Mähren und Schlesien in Polen ein, verbrennt Krakau und läßt die Brandstätte mit Salz bestreuen. Da hemmt die List eines unscheinlichen Mannes (homuncioli) den Heereszug des unbesiegbaren Eroberers. Dieser, ein Goldschmid, stellt nachgemachte Rüstungen auf den Bergen auf, so daß, als sie im Sonnenglanze ins Thal niederblitzten, es den Anschein gewinnt, als stehe dort ein zahlloses Heer. Die Argyraspiden Alexanders gehen daher zum Angriffe vor, fallen aber in den Hinterhalt der Polen und werden alle erschlagen Die Sieger ziehen die Rüstungen der Erschlagenen an, finden dadurch Eingang ins feindliche Lager und treiben den König mit großem Verlust in die Flucht. Den glücklichen Erfinder der Kriegslist erheben sie zum König und nennen ihn Leszko (Leszek), d. h. den Listigen, weil er mehr durch List, als durch Kraft über die Feinde vermochte.

Boguchwal schreibt den Kadlubek ab. Dlugoß dagegen fühlte das Unnatürliche, hier den Alexander einzumischen und substituirt ihm die Pannonier und Mähren, welche die Polen bedrängen müssen. Zugleich entging ihm die Aehnlichkeit mit der böhmischen Sage nicht, und er läßt daher sehr geschickt den Krak auch Böhmen erobern, wodurch er ihn mit dem böhmischen Krok identificirt, und

während ihm Vanda bei den Polen auf den Throne folgt, ist Vanda's Schwester Libuscha seine Nachfolgerin in Böhmen.

Um ferner die Lücke von Vanda bis Leszek auszufüllen, erzählt er, wie nach Vanda's Tode die Polen, um ihre Freiheit zu sichern, anstatt eines Königs zwölf Woywoden, Heerführer, wählen, von welcher Zeit sich die Eintheilung Polens in Woywodschaften herschreibe. Bald seien sie indessen auch dieser nach ihrer Eigenthümlichkeit überdrüssig, und in innere Zwiespalt gerathend, ein Opfer der andringenden Feinde geworden, bis das Reich eben jener listige Mann, den er im Hinblick auf die böhmische Sage auch Przemysl nennt, und nicht als einen Goldschmid, sondern als einen Krieger bezeichnet, gerettet habe. — Seine zwölf Woywoden scheint Dlugoß aus Martin Gallus (Chron. Pol. L. I. c. XIII.) [1]), entlehnt und aus Boleslaws des Großen Zeit in jene dunkle Urzeit zurückverlegt zu haben. Diese zwölf Staatslenker sind ihm ein willkommenes Auskunftsmittel, die einzelnen unter sich zusammenhanglosen Sagen zu verbinden, welches er früher schon einmal anwandte, indem er nach Lechs Tode gleichfalls die gleiche Zahl Männer an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten treten läßt. — Einigen Wink über seine Quelle giebt uns Kadlubek in Epist. IX: „Eine Sache, wunderbar aber sehr glaubwürdig. Es giebt nämlich eine Sammlung von 200 Briefen Alexanders. In einem von diesem schreibt Alexander an Aristoteles folgendermaßen: Damit nicht Unkenntnis meiner Lage dich ängstige, wisse, daß ich mit den Lechiten sehr gut fertig werde. Es ist bei den Lechiten eine berühmte Stadt, die sie Karanthá nennen, an der Nordseite von Pannonien belegen. Sie ist mehr durch die Vertheidiger als durch Schätze, mehr durch Kunst als von Natur sehr fest, aber ich habe sie und das umliegende Land nach Wunsch bezwungen.“ Dann führt er noch ein Antwortschreiben des Aristoteles an, in welchem gleichfalls von den Lechiten und Karanten die Rede ist. — Alte Briefsammlungen Alexanders finden sich häufig im Mittelalter erwähnt, und Lelewel [2]) bemüht sich zu zeigen, daß Kadlubek eine solche vor sich gehabt habe. Was er darin von Scythen lesen mochte, bezog er,

---

1) Habebat autem rex (Boleslaus Chrobri) amicos XII. consiliarios, cum quibus eorumque uxoribus eum curis et consiliis expeditum convivari multociens et coenare delectabatur, et cum eis familiarius et consilii misteria pertractabat.

2) Bei Linde: Vincent Kadlubek, 523–26.

da er Scythen und Slaven für dasselbe Volk hielt, auf die letzteren, und vindicirte nun, überall den Namen Lechiten einschiebend, was er gefunden hatte, seinen Polen. — Nicht sowohl aber auf die oft zwar geheimnisvoll citirten und doch nirgend wieder aufgefundenen Briefsammlungen Alexanders, als vielmehr auf den Nachweis kommt es an, daß die im Mittelalter durch das ganze übrige Europa weitverbreiteten Alexandersagen im dreizehnten Jahrhundert und früher bei den Slaven schon volksmäßig geworden sind; man sammle sorgfältig die wahrscheinlich sehr spärlichen, wenn überhaupt vorhandenen slavischen Zeugnisse für dieselben, und es wird dann sich vielleicht eher entweder das Vorhandensein einer alten Heldenerzählung in reinerer Gestalt, als Kadlubek sie giebt, oder seine gelehrte Prahlerei mit unechten Quellen herausstellen.

Die Sucht, überall historische Wahrheit in diesem dichten Nebel Kadlubeks zu finden, hat auch Ossolinski und Lelewel in die Sümpfe geführt. Auf der Stufenleiter vieler Hypothesen, von denen er eine auf die andre thürmt, hat Ossolinski [1]) die alten Budinen als die Voreltern, den Urstamm der Slaven entdeckt. Er erinnert an die Kriege Alexanders mit europäischen und asiatischen Scythen und meint nun, von Horde zu Horde könne die Sage davon zu den Budinen gedrungen und im Bewußtsein der polnischen Slaven lebendig geblieben sein. Mit dieser uralten Ueberlieferung aber habe sich dann die Erinnerung an die Einnahme Salona's durch Slaven, von welcher Konstantin Porphyrogenita (de adm. imper. c. 29, 30) berichte, verknüpft, denn die Art und Weise dieser Einnahme finde sich im Wesentlichen in der Erzählung von der List Leszeks wieder. Endlich sei nun hiezu drittens das Andenken an die slavischen Nationalkämpfe mit den Awaren gekommen, und aus diesen drei Bestandtheilen solchergestalt die Sage erwachsen, welche Kadlubeks Chronik uns mittheile, deren Held Leszek wohl Niemand anders sein könne, als Samo, jener bekannte Anführer der Slaven gegen die Awaren. Dieser Ansicht Ossolinski's schließt sich auch Lelewel [2]) in sofern an, als er annimmt, der Krieg mit den Awaren sei es, welchen uns Kadlubek hier schildere. Nicht undeutlich giebt er zu verstehen, daß er auch den Leszek für Samo halte und geht

1) Bei Linde l. c. S. 31, 36, 48 folg.
2) Bei Linde l. c. S. 499—530.

sogar so weit, den hier genannten Alexander geradezu für einen Khan der Awaren zu erklären. Mit solchen durch keine andere Zeugnisse unterstützten Combinationen kann man jedoch aus jedem Alles und aus nichts jedes machen. So wundersam auch oft die Sage combinirt, so pflegt sie es doch nur mit einzelnen großen politischen Ereignissen oder hervorragenden historischen Personen zu thun. Das Einfache ist ihr stets das Genehmste. Jene allgemeinen Kämpfe der Slaven mit Alexander oder anderen südlichen Heerführern entbehren des individuellen Lebens; der einfache Kern der Sage, der geeignet war, im Volksglauben Wurzel zu fassen und fest zu haften, ist die List des Leszek. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Einnahme von Salona eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Kriegslist des Leszek hat, obwohl das karakteristische Aufstellen von Waffen auf den Höhen darin fehlt. Konstantin Porphyr. c. 29. erzählt, wie die Römer in Salona in Dalmatien sich festgesetzt und die Sklavinen, die auch Abaren genannt wurden, beraubt und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geführt hatten. Nachdem sie dies lange Jahre erduldet, **Sclavi, qui trans flumen** (Donau) **habitabant, qui et Abari dicti, re considerata dixerunt inter sese: „Romani hi ex quo primum trajecerunt, praedamque nacti sunt, numquam trajicere desinent; itaque aliquid contra machinemur.“ Hoc igitur consilio Sclavi sive Abari, cum Romani aliquando flumen transmisissent, positis insidiis illos adorti oppugnarunt viceruntque; ac sumptis eorum armis vexillis et reliquis signis bellicis trajecto praedicti Sclavi flumine ad Clausuram (Clisa,** Klissa) **venere, quos ubi viderunt Romani qui illic excubias agebant, conspectis vexillis et armatura gentilium suorum, gentiles eos esse suos arbitrati, cum ad Clausuram praefati Sclavi accessissent, transitum illis permiserunt. Sed intromissi Romanos oppido expulerunt, necnon etiam laudatam urbem Salonam occuparunt; ibique sedibus positis paulatim ex eo tempore incipientes praedari Romanos in campis et in locis editioribus habitantes deleverunt, eorumque loca invaserunt.**

Ganz ähnlich erzählt Konstantin dasselbe im folgendem Kapitel 30: die Dalmatier zogen auf Raub aus über die Donau und bargen ihre Beute in Salona: **postquam igitur pro more rur-**

sum missi sunt Salona praesidiarii, alii a primis, idem consilium et ipsi ceperunt trajeceruntque contra Abares, incidentes vero in illos non sparsos, ut antea, sed collectos, non solum nihil effecerunt, sed omnium gravissima passi sunt, partim caesi, partim capti; neque quisquam fuit, qui e manibus illorum evaderet. Percontati vero quinam et unde essent, intellectoque ab ipsis se mala supra commemorata perpessos esse, insuper de loci qualitate inquirentes, quasi ex auditu amore accensi in vinculis eos tenuerant, et vestibus eorum sumptis equisque conscensis, flammula et reliqua signa, quae secum attulerant, tollentes more exercitus, Salonam petierunt; cognito igitur tempore quo a Danubio redire soliti erant praesidiarii, quod erat magnum sabbatum, eodem die venerunt. Multitudo autem omnis, cum urbi appropinquaret, sese occultavit; mille vero, qui equos et vestes Dalmatarum sumpserant, ut fallerent, ulterius perrexerunt. Oppidani cognitis signis suis et vestitu, praeterea die quo redire ipsis solenne, portis apertis gratulabundi eos exceperunt. Illi vero statim ac intrassent, portas occupant, et signo reliquis, qui in insidiis erant, dato, accurrere ac ingredi jubent. Interfecerunt itaque omnes cives, et ex eo tempore Dalmatiam universam occuparunt, sedemque illic suam collocarunt, exceptis oppidulis mari adjacentibus, quae se ipsis non tradiderunt, sed in Romanorum potestate permanebant. Videntes itaque Abares pulcherrimam esse hanc terram sedes illic posuerunt. — Hierauf folgt die oben S. 35. mitgetheilte Stelle von den Chrobaten, welche die Abaren vertrieben. Aus Kap. 29. ist klar, daß Konstantin Abaren für Slaven hielt, und da die Chrobaten die Nachfolger der Abaren waren, so liegt die Annahme nahe, daß die Tradition von der abarischen Kriegslist sich auch bei den Chrobaten einbürgerte und nationalisirte, denn oft geschah es, daß die siegenden Völker Traditionen ihrer Besiegten sich aneigneten. In unserer Sage berechtigt uns der Kampfschauplatz, die Zerstörung Krakau's und der Andrang der Feinde von Süden her gleichfalls, die Tradition für chrobatisch zu halten; denn fast immer weist das Local auf die Heimat der Sage hin. Wenn Röpell (Gesch. Polens S. 72) sie nur deshalb für polnisch lechitisch hält, weil Przemysl Leszek genannt wird und die Polen später noch mehrere Leszeks

kennen, so scheint uns dies nicht genügend, um die letztangeführten Gründe für ihren chrobatischen Ursprung, selbst ganz abgesehen von der Eroberung Salona's, zu entkräften.

Fünftes Kapitel.

Die Fürstenwahl.

„Nach diesem Leszek I. — fährt Kadlubek, **Epist. XII**, der auch hier noch der älteste Berichterstatter ist, fort — gab es auch noch einen andern Fürsten dieses Namens, der aber aus einer andern Ursache Leszek genannt wurde.“ Polen entbehrte wieder einmal *eines* Königs; man stritt um die Thronfolge; Aufruhr überall, jeder rang nach der Herrschaft. Nach langem Zwiespalt und blutigen Kämpfen wählte man endlich Einige, denen ein besonderes Vertrauen geschenkt ward, und diese kamen überein, die Wahl des Fürsten durch ein Wettrennen zu Rosse zu bestimmen. Ein Ziel werde aufgestellt; wer dahin zuerst gelangt, sei König. Während die Ausführung jedoch noch vertagt wird, sucht ein Schlaukopf sich dadurch den Sieg zu sichern, daß er den ennplatz rings um das Ziel mit heimlich versteckten Fußangeln belegt und für sich nur einen schmalen Weg offen läßt. — Leider aber gerathen zwei Jünglinge, arm und aus niedrigstem Stande, auf den Gedanken, scherzweise nach dem Ziele zu laufen; wer zuerst dahin gelange, solle von dem Andern als König begrüßt werden. Bald aber verwunden sich ihre Füße in den Fußangeln; sie entdecken die List des ersten Betrügers, verlegen auch den offen gelassenen Fußweg, und jeder denkt nun, ihre Entdeckung Allen verheimlichend, bei sich im Stillen nach, wie er den Betrug bestens für sich benutze. Der Wahltag kommt; auf ein dreimal wiederholtes Zeichen spornen alle Theilnehmer ihre Rosse nach dem Ziele hin; die jedoch bald in die Fußangeln gerathen, stürzen und allgemeine Verwirrung bereiten. Nur einer jener beiden Jünglinge sprengt unversehrt zuerst zum Ziele hin; ihm folgt mit wundersamen Kreuz- und Quersprüngen, zum großen Gelächter des Volks, jener zweite Jüngling, der zunächst nach jenem das Ziel erreicht. Da entdeckt sich, daß der Sieger sein Roß mit eisernen Schirmschienen versehen hat, so daß ihm die

Fußangeln nicht schadeten. Man hält ihn daher für den Erfinder des Betruges, reißt ihn wüthend in Stücke und ruft den unter Volksgelächter zu zweit Angekommenen zum König aus (Epist. XIV). Dieser stellte nun die Einigkeit im Innern her, schaffte Frieden gegen außen, war ein trefflicher Regent, behauptete die Würde des Reichs und den äußern Glanz, wo es darauf ankam, war jedoch selbst ein Muster der Mäßigkeit und Tugend, und eingedenk seiner niedern Herkunft, ließ er zum Zeugnis seiner Demuth stets bei öffentlichen Feierlichkeiten neben dem Throne seine früheren Bauernkleider aufhängen, während der Königsmantel seine Schultern schmückte.

Nach Dlugoß war die Ebne, wo der Wettlauf stattfand, am Ufer des Flusses Prandnik bei Krakau, und der Tag des Rennens ein erster October des neunten Jahrhunderts; die List wird etwas anders erzählt; ihr erster Erfinder hieß Leszek, der erwählte König ward jedoch auch so genannt, „da dieser Name damals bei den Polen sehr gebräuchlich war; er eroberte Pannonien, Böhmen, Mähren und Deutschland. Mit Beziehung auf Martin Gallus läßt Dlugoß es dahin gestellt, ob dieser Leszek II. es war, der im Kampfe gegen Karl den Großen fiel, und dessen schon oben S. 33 Erwähnung geschah. Zu beachten ist, daß selbst Dlugoß noch den Schauplatz bei Krakau sein läßt, was bei Kadlubek unbestimmt bleibt. Es fehlt daher noch die vollständige Berechtigung, diese Sage für rein polnisch zu halten; indessen verleugnet sie ihren echt slavischen Karakter in keiner Beziehung. Das Pferd war den Slaven nicht minder wie den Germanen heilig und ihnen ein prophetisches Thier. Dietmar von Merseburg bezeugt es (V. 17, p. 812) von den Luitizern *) oder Wilzen; die Vita beati Ottonis episcopi Bambergensis (bei Canisius III, 2, 70), von den

*) Terram cum tremore infodiunt, quo sortibus emissis rerum certitudinem dubiarum perquirant, quibus finitis cespite viridi eas operientes, equum, qui maximus inter alios habetur, et ut sacer ab his veneratur, super fixas in terram duorum cuspides hastilium inter se transmissorum supplici obsequio ducunt, et praemissis sortibus, quibus id explicavere prius, per hunc quasi divinum denuo augurantur; et si in duabus his rebus par omen apparet, factis completur; sin autem, a tristibus populis hoc prorsus omittitur.

Pommern[1]), Saxo Grammaticus vom Rosse des Swantowit der Rügier[2]); ferner das **Chronicon Livonicum vetus** (ad an. 1192, bei **Gruber** p. 7), von den heidnischen Liven[3]), Duisburg (Chronik III), von den alten heidnischen Preußen[4]); die Ehsten legten selbst zur christlichen Zeit den Pferden noch weissagende Kraft bei[5]) und mit Pferdeköpfen ward der mannigfaltigste Aberglaube getrieben[6]). Die böhmische Libuscha sandte ein weißes Roß aus, das ihren Gemahl bezeichnen sollte, und es war ein altes polnisches Sprüchwort bei den Polen: „Wer nie auf einem Schimmel gesessen, saß nie auf einem guten Pferde"[7]). In Gemäßheit des slavischen Heidenthums ist daher in der Sage mehr auf das Pferd, als auf das Wettrennen der Nachdruck zu legen und dem Volksglauben entsprechend; indem aber die Wahl des Fürsten von der Schnelligkeit des Rosses abhängig gemacht wurde, ward das Wettrennen zugleich ein religiöser Act und ein Gottesurtheil. Dies ist

---

1) Habebant caballum mirae magnitudinis, et pinguem, nigri coloris, et acrem valde. — — Um den Ausgang eines Krieges zu erfahren: hastae novem disponebantur humo, spatio unius cubiti ab invicem separatae, strato ergo caballo atque frenato sacerdos, ad quem pertinebat custodia illius, tentum freno per jacentes hastas transversum ducebat ter atque reducebat, quod si pedibus inoffensis hastisque indisturbatis equus transibat, signum habuere prosperitatis, et securi pergebant, sin autem, quiescebant.

2) ed. Klotz L. XIV, p. 501. Praeterea peculiarem albi coloris equum titulo possidebat (numen) cujus jubae aut caudae pilos convellere nefarium ducebatur. — — — Auspicia quoque per eundem equum hujusmodi sumebantur cum bellum adversum aliquam provinciam suscipi placuisset, ante fanum triplex hastarum ordo ministrorum opera disponi solebat, in quorum quolibet binae e transverso junctae, conversis in terram cuspidibus figebantur, aequali spaciorum magnitudine ordines disparente, ad quos equus ductandae expeditionis tempore solenni precatione praemissa a sacerdote e vestibulo cum loramentis productus, si propositos ordines ante dextro quam laevo pede transcenderet, faustum gerendi belli omen accipiebatur, sin laevum vel semel dextro praetulisset, petendae provinciae propositum mutabatur.

3) Ponitur lancea, calcat equus; pedem vitae deputatum (d. h. den rechten) nutu dei praeponit. Orat frater ore, manu benedicit, ariolus deum Christianorum equi dorso insidere et pedem equi ad praeponendum movere asserit, et ob hoc equi dorsum tergendum, quo deus elabatur, quo facto, dum equus vitae pedem praeponit, ut prius, frater Theodoricus vitae reservatur.

4) Prussorum aliqui equos nigros, quidam albi coloris propter deos suos non audebant aliqualiter equitare.

5) Grimm Mythol. Ed. I. p. CXXI. Besucht ein Beichtvater einen Kranken, so achtet man auf die Haltung seines Pferdes, wenn er sich nähert. Geht das Pferd mit gesenktem Kopfe einher, so verzweifelt man an der Genesung des Kranken (Hupel Topograph. Nachr. II. 146).

6) Grimm Mythol. Ed. II. S. 41, 42, 624, 625.

7) Aus Rysinski Poln. Wörterb. I, 95, bei Linde l. c. S. 176.

gewiß der ursprüngliche Sinn der Sage, obwohl noch heute die Pferdewettrennen ein Hauptvergnügen der Kleinrussen sind und früher einen wesentlichen Theil der Leichenfeier bei den Bewohnern der Ostseeküste östlich der Weichsel bildeten, so daß alter Cultus und Landessitte in der Tradition sich leicht verschmelzen konnten. Es erzählt nämlich der Angelsachse Wulfstan aus dem Ende des neunten Jahrhunderts: „Es ist Sitte unter den Ehsten, daß, wenn jemand gestorben ist, er im Hause unverbrannt bei seinen Verwandten und Freunden einen, zuweilen auch wohl zwei Monate liegen bleibt, und zwar die Könige und die andern vornehmen Männer um so länger, je größer ihr Reichthum ist; zuweilen dauert es ein halbes Jahr, daß sie unverbrannt bleiben und außer der Erde in ihren Häusern liegen, und in der Zeit, daß die Leiche im Hause liegt, soll da Trinken und Spiel sein bis zu dem Tage, da man sie verbrennt. Darauf an demselben Tage, an welchem sie die Verstorbenen zum Scheiterhaufen tragen wollen, da theilen sie seine Habe, soviel davon nach dem Trinken und Spielen noch übrig ist, in fünf oder sechs oder mehr Theile. Hierauf legt man sie vertheilt aus, den größten Theil wenigstens eine (englische) Meile vom Hofe entfernt; dann den zweiten, dann den dritten Theil, bis alles auf die Weite einer Meile ausgetheilt ist. Doch der geringste Theil muß am nächsten an dem Hofe liegen, wo der todte Mann befindlich ist. Sodann versammeln sich alle diejenigen Männer, welche die rascheſten Rosse im Lande haben, wenigstens in fünf oder sechs Meilen von der Habe. Nun sprengen sie Alle auf die Habe los. Der Mann, der das schnellste Roß hat, kommt zuerst zu dem größten Theile, und so einer nach dem andern, bis Alles gewonnen ist. Der aber erhält den geringsten Theil, welcher am nächsten zum Hofe nach der Habe reitet. Dann zieht jeder seines Weges mit seinem Theil und darf Alles für sich behalten. Darum sind dort auch die schnellen Pferde ungewöhnlich theuer." — Auch Weissel (Chronica alter preußischer Historien, Königsberg 1599, 4. Bl. 25) erzählt von den alten Preußen: Sie pflegten eine Leiche, die man auf einen Wagen gelegt hatte, zu Pferde mit großem Geschrei bis an die Grenze des Dorfes zu begleiten. Hier angekommn, jagten sie Alle um die Wette nach einem Geldstück, welches auf einem eingerammten Pfahle lag. Der Sieger behielt das Geldstück.

Die List mit den Fußangeln findet ihre entsprechenden Seitenstücke sowohl in der nordischen Sage, wie in der Geschichte. Der berühmte Starkathr, der nordische Herkules, von dessen thatenreichem, mehr als hundertjährigem Leben die nordischen Sagen voll sind, that einst von Skandien aus unter der Regierung Frotho's IV. einen Zug gegen Rußland, wo Folko, nachdem er der Dänen Herrschaft abgeschüttelt hatte, herrschte. Ueberrascht und auf keinen Widerstand vorbereitet, nahm dieser Fürst zu einer List seine Zuflucht. Er belegte den Weg mit spitzigen Eisen, die in jeder Lage drei Spitzen dem Fuß entgegenstreckten und glaubte dadurch Starkathrs Zug aufzuhalten. Dieser entdeckte jedoch bald die List, ließ die Füße seiner Krieger mit hölzernen Schuhen versehen und verfolgte den Folko bis zu den Permischen Gebirgen, wo er umkam. So erzählen Saxo Grammaticus (L. VI. l. c. p. 157), Johannes Magnus u. A. m. nach alten nordischen Ueberlieferungen, eine Kriegslist von den russischen Slavenstämmen, die nach Heinrich dem Letten (Origines S. 41) im Jahre 1205 von den Letten wiederholt ward, als König Wolodomir von Polotz gegen Riga zog, doch mit Verlust vieler Leute zurückgeschlagen ward. Bald darauf, 1209 — erzählt derselbe Chronist (S. 67) — wollten die Kuren mit Beistand der Ehsten, Lithauer, so wie eines Theils der Semgaller und Polotzischen Russen, Riga, das den deutschen Rittern gehörte, durch Ueberrumpelung erobern. Die Ritter von Dünamünde und Wenden und die treu gebliebenen Liven eilten der Stadt jedoch zu Hülfe, und um den Marsch der Kuren bei ihrem Anzuge aufzuhalten, wurden Fußangeln (claviculi ferrei tridentes) auf den Weg gestreut. — So wie wir oben aber in dem Roß beim Wettlauf eine tiefere mit dem Heidenthum in Beziehung stehende Bedeutung erkannten, glauben wir auch hier, daß die Sage schon, so zu sagen, verweltlicht worden ist.

Die oben absichtlich zu Unterstützung unserer Ansicht ausführlich mitgetheilten Quellenschriftsteller bezeugen den allgemeinen Gebrauch der Slaven, bei dem Weissagen durch Pferde, die Rosse über Stäbe oder Speere schreiten zu lassen, und es scheint daher unabweislich, daß der heidnische ursprüngliche Kern der Sage nichts Anders als ein ganz gleiches Pferdeorakel enthielt, durch welches der König bestimmt werden sollte und aus welchem zur christlichen Zeit jene trügerische List sich entwickelte.

Es ist ferner echt slavisch, daß jeder aus dem Volke an dem Wettlaufe Theil nimmt; ein Jüngling aus niederm Stande (fortuna tenuis, conditione humillimus, sagt Kadlubek) gewinnt die Herrschaft. So zeigt sich hier wieder die schon einmal bemerkte gleichberechtigte Stellung aller Mitglieder des Stammes. Dem entsprechend heißt es in einem altslavischen Fragmente (Königinhofer Handschr. ed. Swobada p. 193, 221):

„Jeder Vater herrscht in seinem Hause,
Männer ackern, Weiber nähn die Kleider,
Aber stirbt des Stammes Haupt, verwesen
Alle Kinder insgesammt die Habe,
Sich ein Haupt erkiesend aus dem Stamme,
Das, wenn's frommt, sich stellt zum hohen Tage
Mit den Räthen, Rittern, Stammeshäuptern."
(S kmetmy, s lechy, władykamy).

Der oben schon berührte Zweifel gegen die reinpolnische Nationalität dieser Sage steigert sich, abgesehen von dem von Dlugoß nach Krakau hinverlegten Lokal, noch durch die Erzählung Kadlubeks, daß der König seinen alten schlechten Kleidern einen Platz am Throne angewiesen habe. Zu den schon bemerkten verwandtschaftlichen Zügen der Krak-Vandasage mit der böhmischen Krok-Libuschasage tritt auch diese mit der böhmischen Sage von Przemysl übereinstimmende Erzählung. Przemysl stieg vom Pfluge hinwegberufen unmittelbar auf den böhmischen Thron, und zur Erinnerung an seine Herkunft ließ er seine Schuhe, in denen er eben geackert hatte, neben dem Throne aufhängen. Noch zur Zeit des Kosmas wurden sie zum Andenken in der fürstlichen Kammer auf dem Wyschehrad aufbewahrt. „Tollit secum suos cothurnos ex omni parte subere consutos, quos fecit servari in posterum, et servantur Wissegrad in camera ducis usque hodie." Denn Przemysl hatte gesagt: faciam eos in aevum servari ut nostri posteri sciant, unde sint orti (Cosm. chr. Boh. p. 18). Wir trauen weder Kadlubek noch Dlugoß zu, daß sie absichtlich und willkürlich hier karakterische Züge den Böhmen entlehnt haben, dürfen vielmehr von Kadlubek, der hier nicht aus Griechen und Römern seine Erzählung aufstutzte, obwohl in Epist. XIII. und XV. auch wieder der Gelehrtenkram durchschlägt, annehmen, daß er der lebendigen Tradition folgte. — Erwägen wir jedoch, welch bedeutendes

böhmisches Element schon durch Mieczyslaws Vermählung mit der böhmischen Fürstentochter Dubrawka in das polnische Leben übergehen mußte: wie die nahen Beziehungen Boleslaws Chrobry zu Böhmen, und die Stellung beider Völker, dem deutschen Reiche gegenüber, dies stammverwandte Element nähren mußten, und weiß man aus Beispielen anderer Nationen, wie leicht Stammsagen, von einer auf die andere, zumal stammverwandte Nation übertragen wurden, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß vielleicht schon im zehnten Jahrhundert eine ähnliche Uebertragung der czechischen Sagen von Krok, Libuscha und Przemysl stattgefunden habe, an welche chrobatische ähnliche Traditionen mit heimatlichen Elementen sich knüpften, und in dieser Mischung und Wandelung von den Polen als ihr Nationaleigenthum vindicirt wurden, zu einer Zeit, da Krakau zum polnischen Reiche schon gehörte. — Die bisher aufgeführten abgerissenen, unter sich zusammenhanglosen Geschichten sind von den polnischen Chronisten ohne Kunst und ziemlich gewaltsam durch die beim Tode Lechs, der Vanda und des Leszek jedesmal entstehende Noth über die Wahl eines neuen Königs, zu einem Ganzen mehr zusammen gelöthet, als organisch verbunden und bezeugen auch damit ihre ursprüngliche Fremdartigkeit und Getrenntheit. Eben die Art ihrer Verbindung ist aber echt nationell und darin besonders beruht das Recht, diese anscheinlich fremden Kinder, wenn auch nicht als eingeborne, dennoch als vollständig adoptirte Kinder des polnischen Volks gelten zu lassen. Es offenbart sich darin das Ringen des Volks nach einem geregelten staatlichen Zustande und der Kampf der unbedingten Freiheit des Einzelnen mit der Nothwendigkeit, sich einem Oberhaupte, als Lenker der Gesammtheit des Volks, unterzuordnen. Diese Idee liegt in der böhmischen Fassung der entsprechenden Sage in keiner Weise; sie ist der polnischen Fassung der Tradition ganz eigenthümlich. In diesem Wechsel zwischen Anarchie und Monarchie, diesem Kampfe zwischen der absoluten Freiheit der Einzelnen und der einigen Herrschergewalt des Fürsten offenbart sich eine welthistorische Vorahnung des künftigen Schicksals Polens, welche von jenen alten Chronisten durch ihre Darstellung unbewußt ebenso ausgesprochen ward, wie die Ursach zu jenem Wechsel und Kampfe tief von Anbeginn im Volkskarakter begründet gefunden wird, — eine Vorahnung, die

durch die Geschichte im Lauf der Jahrhunderte nur zu sehr bestätigt worden ist.

Sechstes Kapitel.

Leszek III. Popiel I.

Leszek II. — erzählt Kadlubek Epist. XVI. weiter — hinterließ einen Sohn, der sowohl auf den Thron wie in seinen Tugenden dem Vater würdig nachfolgte. Er besiegte den Julius Cäsar in drei Schlachten und schlug den Crassus bei den Parthern aufs Haupt, und, indem er ihm geschmolzenes Gold in den Hals gießen ließ, rief er ihm zu: „Du hast nach Gold gedürstet, so trinke denn Gold!" Er herrschte über die Geten, Parther und die Völker hinter den Parthern. Die Schwester des Julius Cäsar, Julia mit Namen, zur Gemahlin nehmend, erhielt er Baiern als Brautgeschenk, indem er ihr dagegen Sambien schenkte. Sie legte zwei Städte an, die eine nach dem Bruder Julius, jetzt Labuß, und die andere nach sich Julie, jetzt Lublin, benennend. Da Julius auf Betrieb des römischen Senats später aber jenes Brautgeschenk der Schwester zurückforderte, verstieß letztere Leszek III., behielt jedoch den mit ihr ehelich erzeugten Sohn Pompilius bei sich zurück. Eine Concubine trat an die Stelle der Königin und mit dieser und mehreren andern erzeugte er noch zwanzig Söhne, deren jeden er mit einem Fürsten- oder Herzogthum oder einer Grafschaft ausstattete; den Pompilius als rechtmäßigen Erben setzte er aber zum König über Alle, dem nicht bloß das Slavenreich, sondern auch die benachbarten Völker gehorchen mußten. Die Brüder ehrten seine Satzung gewissenhaft, und voll Pietät und ohne Neid erkannten sie den Pompilius beim Tode des Vaters als ihren König an.

Dlugoß, wie er mit feinerem historischem Takte schon früher Alexander den Großen aus Kadlubeks Erzählung gestrichen hatte, läßt auch hier den wunderlich eingeschobenen Julius Cäsar schwinden; weiß dagegen, daß um jene Zeit (im neunten Jahrhundert) die Pannonier sehr heftig von den Griechen und Italiern mit Krieg

bedrängt wurden. Unter den inständigsten Bitten und Darreichung kostbarer Geschenke luden sie Leszek III. ein, sich an die Spitze ihrer Heere zu stellen. Er schlug, nach manchen Wechselfällen, jene Völker in mehreren Treffen und vertheidigte so nicht bloß das Volk der Pannonier, die mit seinem Volke stammverwandt waren, gegen deren Angriffe, sondern machte ihm auch jene tributbar. Andere, z. B. der Commentator des Kadlubek, macht sich die Sache noch leichter, indem er kurzweg: **Getis, i. e. Pruthenis, et Parthis i. e. Ruthenis, et aliis regionibus, usque ad orientem post Ruthenos imperavit** — interpretirt. — Ossolinski (bei Linde S. 415 —625) steht mit ihnen in gleicher Reihe, wenn er in Kadlubeks Julius Cäsar den gothischen König Hermannrich glaubt entdeckt zu haben. — Dem Boguchwal schon sind die Namen der 20 unehelichen Söhne Leszeks III. bekannt, und er wie Dlugoß zählen sie weitläufig mit den ihnen verliehenen Ländern her: Kasimir und Wladislaw, die Kassuben, Boleslaw, Barwin und Bogdal, die Pommern, Otto, Przybislaus und Czeszemir, die Holstein, Jaxa und Semiam, die das Land der Serben, Semovit, Prämislaw und Semomislaw, die Zgorzelice oder Brandenburg erhielten, Vislaus, der Miedziborze oder Magdeburg erbaute, ferner Spicigner, Spicimer, Sbigneus und Sobeslaus. — Dlugoß in patriotischem Feuer will ausdrücklich nicht diese ehemalige Größe des Polenreichs verschweigen, damit sein Vaterland erkenne, wieviel von ihrem Reiche die Deutschen an sich gerissen hätten. (L. I. p. 66, l. c.).

Die Erzählung von vielen Söhnen eines angesehenen Stammhelden wiederholt sich oft, besonders wenn dadurch die Verwandtschaft verschiedener Stämme derselben Nation motivirt werden soll. In geringerem Maße begegneten wir dieser Methode schon im ersten Kapitel. Nach Fredegar hatte der große Slavenführer Samo auch von zwölf Weibern aus dem Geschlechte der Winider zweiundzwanzig Söhne und fünfzehn Töchter (Epit. p. 627, Ausgabe des Gregor von Tours, Paris, 1, 1699). Bei Gottfried von Monmouth (Chronik der brittischen Könige (L. II. c. 1.) hat Ebraucus, König der Britten, von zwanzig Weibern, dreißig Töchter und zwanzig Söhne, die halb Europa eroberten und sich darin theilten; und nach Bairischer Sage hatte Babo von Abensberg dreißig Söhne, deren jedem der Kaiser Heinrich II. eine Grafschaft schenkte

und von denen alle Dynastengeschlechter in Baiern ihren Ursprung genommen haben sollen (vgl. die Fabel von des Babo von Abensberg dreißig Söhnen v. Lang, München 1813, 4.). Auch Priamus reitet mit zwanzig Bastarden in die Schlacht (**Liet von Troyen** des Herbort v. Fritzlar, ed **Frommann.** Quedlinburg und Leipzig, Basse 1837, V. 4820 und Anm. S. 267), und Kadlubek selbst bringt in **Epist. XVII.** das Beispiel des arabischen Königs Crocinius bei, der — unglaublicher Weise fast — 70 Söhne mit Concubinen gezeugt hatte, deren Treue gegeneinander und ihre Verwandten das Reich groß und mächtig gegen Außen gemacht hatte. — „O — setzt er hinzu — daß doch die Pompiliaden auch so gethan hätten!"

Unleugbar ist, daß in dieser Theilung des weiten Slavenreichs ein großes nationales Element uns entgegentritt, wie wir ein ähnliches bei den früheren Sagenabschnitten vermißten. Es ist, wie Röpell richtig bemerkt, das Bewußtsein der ursprünglichen Einheit aller Slavenstämme von der Elbe bis gen Rußland und von den Quellen der Weichsel bis zur Ostsee. Die spätere Zeit kannte factisch nur die Getrenntheit dieser Stämme an der Ostsee, Havel und Elbe von dem eigentlichen Polen, nicht mehr ihre Vereinigung unter einem Herrscher. Die Sage giebt die Erläuterung dieses Getrenntseins in ihrer Weise. — Popiel (**Pompilius**), als Oberherr über Alle, wird der Mittelpunkt. Die Stammsage, wie wir sie bisher fanden, weitet sich aus zur Nationalsage. Wir stehen aber jetzt auch im Begriff, den Schauplatz der früheren Sagen, Krakau, das bisher als Metropole des Reichs galt, zu verlassen und uns ins Herz von Großpolen nach Gnesen und Kruswice zu begeben. Denn auf Martin Gallus gestützt, erzählt schon Dlugoß, daß Popiel seine Residenz von Krakau, sei es, daß es ihm zu entfernt vom Mittelpunkt des Reichs lag, oder daß er dem alten Reichssitze den früheren, fast untergegangenen Glanz wieder verleihen wollte, nach Gnesen verlegte. Bald aber ward er auch des dasigen Aufenthaltes überdrüssig, und es kam die gewöhnliche Neigung der Könige über ihn, sein Andenken durch Baudenkmale den Nachkommen stets lebendig zu erhalten, weshalb er in den weiten Ebenen Kujawiens auf einer hohen Landzunge des großen Goplosees sich eine stattliche Königsburg erbaute, und daneben eine Stadt, Namens Kruswice, gründete. — Mit diesem Verlassen des früheren Bodens der Sage

stehen wir zugleich an dem Beginn eines ganz neuen Sagencyklus, in welchem die bisherigen zahlreichen czechischen und chorwatischen Färbungen und Beziehungen gänzlich verschwinden; die Sage gewinnt in ihrem historischen Fortschritt eine Stätigkeit, die sie bisher nicht geoffenbart hat, bis sie in das Gebiet der beglaubigten Geschichte eintritt, und diese ist die Geschichte des eigentlichen Polens. Die Sage betritt nunmehr zum ersten Male mit Sicherheit die großpolnische Vatererde.

Siebentes Kapitel.

Popiel II.

„Eloquar, an sileam? Pudor est aperire pudorem;
Postulat in facie menda colore tegi!"

So beginnt Kadlubek die Graungeschichte Popiels II., Sohnes Popiels I. (minor Pompilius, wie er sich Epist. XVIII. ausdrückt). Martin Gallus kennt, wie wir unten sehen werden, nur einen Popiel. Dlugoß dagegen dehnt die Geschichte weiter aus: „Popiel I. hatte nicht mit der Herrschaft zugleich den edlen und hohen Sinn seiner Väter ererbt; denn er ergab sich der Ruhe und Schlaffheit, überließ seinen Halbbrüdern, die ihm treu mit Gut und Blut dienten, die Kämpfe mit den Feinden auszufechten, und hielt sich dabei vorsichtig im Hintertreffen, weshalb denn auch die Nachwelt nichts Großes und des Nachruhms Werthes von ihm zu melden weiß. Er starb schon in jungen Jahren und hinterließ aus rechtmäßiger Ehe nur einen einzigen Sohn, der nach ihm Popiel genannt wurde. — Auf die Nachricht von Popiels des Aeltern lebensgefährlicher Krankheit eilen sogleich alle zwanzig Brüder nach Kruswice; aber am Tage vor ihrer Ankunft hatte er bereits das Zeitliche gesegnet. Mit dem lebhaftesten Schmerze bestatten sie den Verstorbenen nach den damaligen Gebräuchen mit großer Feierlichkeit, und treten sodann sogleich mit den Angesehensten des Volkes zusammen, um die Ruhe und Sicherheit des Reichs zu berathen. Aus Liebe und Treue zu dem Hingeschiedenen und aus fortdauernder Pietät gegen ihren Vater erheben sie den jungen Prinzen als Popiel II. auf den Thron und leisten ihm den Eid der Treue und des

Gehorsams. Da er indeß noch unmündig war, vereinigen sie sich, die Vormundschaft über ihn zu führen und erwählen mehrere würdige Männer, welche die Regierungsgeschäfte bis zu seinen gereifteren Jahren besorgen sollten."

Entartet in jeder Weise, stimmt Kadlubek überein, allen Lüsten ergeben, vergalt der junge König Hingebung mit Haß, Freundschaft mit Verfolgung, Liebe mit Mord, Treue mit Verrath, Gehorsam mit Tyrannei. Sein schändliches Weib (Dlugoß, jede Gelegenheit gern ergreifend, den Haß seiner Landsleute gegen die Deutschen zu nähren, macht sie zu einer deutschen Fürstentochter) erfüllt durch betrügerische Reden ihren Gatten mit Argwohn und Haß gegen seine rechtschaffenen Oheime: seine Herrschaft sei durch Ehrgeiz derselben beschränkt und bedroht; er möge wählen, ob er ein Knecht oder ein Freier sein wolle; nicht wie Oheime benehmen sie sich, sondern wie Patrone, wollen ihn gängeln wie ein Kind; nicht, um sie zu beherrschen, haben sie ihn zum König ernannt, sondern um inzwischen selbst die Gewalt zu erringen; sie nennen ihn ihre Creatur, und ihren Ränken solle er zum Spielball dienen. Und — schließt sie — aus vorsichtiger Sorge öffnet man mit Recht Adern des Bluts und beschneidet die wilden Triebe des Weinstocks. — Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne Wirkung. Popiel stellt sich lebensgefährlich krank und bittet dringend seine Oheime, sich bei ihm zu versammeln, des Trostes wie des Rathes wegen. Wie auf göttliche Eingebung sagt er jedem besonders geheimnisvoll seinen Todestag vorher; sie sollen über die Thronfolge berathen; ihn rufe sein Schicksal ab; doch für fortlebend, nicht für erloschen, für lebendig und nicht für todt werde er sich achten dürfen, wenn er ihre Liebe zu ihm sehe und er das Todtenmahl mit ihnen feiere. Mögen sie daher dem Lebenden noch gewähren, was sie dem Todten gewähren würden! — So sprach er unter falschen Thränen, und Alle, der ganze Hof brachen in Weinen und Wehklagen aus. Die Jungfrauen rauften ihr Haar, die Frauen zerkratzten ihr Gesicht, die Matronen zerrissen ihre Kleider. Trefflich wußte die Königin die allgemeine Rührung zu benutzen; mit dem täuschendsten Schmerze, in wahrer Verzweiflung umfaßte sie leidenschaftlich die Oheime, sank Einem nach dem Andern in die Arme, beschwur sie, küßte sie, rang die Hände jammernd, so daß selbst die Männer vom tiefsten Schmerze hingerissen wurden. So allgemein, so hef-

tig wurde der Ausdruck der Trauer, das Klagegeschrei, der Sturz der Thränenströme, das Wehegeheul und Gewimmer, daß selbst die ehernen Bildsäulen, die im Königssaale aufgestellt waren, in hellen starken Tropfen Thränen entströmen ließen. Nach heidnischer Sitte wurden nun die Leichenfeierlichkeiten mit großer Pracht und unter ausgesuchten Schmausereien begangen, und nachdem die Oheime der Wein einigermaßen vom Weinen entbunden hatte (**quos mero aliquantisper a moerore solutos**), sprach der König seine Gemahlin tröstend an, verwies diese auf die so eben von ihnen bethätigte Liebe und Theilnahme, und flehte sie, darin zu verharren. Sie schwören, sich eher lebendig begraben zu lassen, als seine Wohlthaten zu vergessen. Mit tiefbewegter Stimme sagt er dann Allen ein herzliches Lebewohl, und ließ sich einen goldenen Becher reichen, um den letzten schönen Bund durch einen letzten Trunk zu festigen und zu besiegeln. Der Becher war aber mit besonderer Kunst gearbeitet, indem das eingegossene Getränk, wenn es ihn auch nur bis zur Hälfte füllte, dennoch schäumend bis oben an den Rand aufstieg, durch den Hauch des Mundes oder der Nase jedoch bis auf seinen wahren Gehalt wieder zurücksank. Ein tödtliches Gift war darin enthalten. Der König ergriff den Becher, that, um jeden Verdacht zu vermeiden, als ob er daraus trinke, und Niemand bezweifelte es, da der Pokal, als er ihn absetzte zur Hälfte geleert erschien; dann gab er ihn weiter und ließ die Oheime alle der Reihe nach den unheilvollen Trank genießen.

Nun aber versicherte er, wie die lange Anstrengung des Festes und der Gespräche ihn aufs Aeußerste erschöpft habe, und bat, ihm Ruhe zu gönnen. Alle entfernten sich mit inniger Rührung und er sank, scheinbar sehr ergriffen, in den Thronsessel zurück. Die Oheime, bald von der Kraft des wirkenden Giftes taumelnd, wurden für trunken gehalten, und stürzten zur Erde. Alle starben im Laufe der Nacht. Der grausame Tyrann aber verweigerte ihnen das Begräbnis und sprengte aus, die Rache des Himmels habe sie ereilt, da sie sich gegen den König verschworen hätten. Nach dem Untergange dieser edlen Sterne des Vaterlandes aber warf der verworfene Despot die Maske ab, trat die Ehre mit Füßen und überließ sich jeder Unzucht und jedem Frevel. Er, der Erste auf der Flucht, stets der Letzte im Treffen, der Feigste in der Gefahr, der Geübteste in jeder Art von Verbrechen, schamlose Orgien mit

Weibern feiernd, er ward auch durch ein unerhörtes Strafgericht heimgesucht. Denn aus den Leichnamen der Oheime, die der König unbegraben hatte bei Seite werfen lassen, brach eine ungeheure Schaar von Mäusen hervor, die ihn über See und Sümpfe, über Ströme und selbst hinter angezündete Holzstöße so lange verfolgten, bis er mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen, eingeschlossen im höchsten Thurme, den Bissen der Unentfliehbaren erlag und gänzlich von ihnen aufgezehrt wurde.

So erzählt Kadlubek mit rednerischem Pomp die schauderhafte Begebenheit, die Dlugoß noch ausführlicher geschmückt und ausgedehnt hat; letzterer giebt den Söhnen Popiels auch die Namen Lech und Popiel. — Noch jetzt werden bei dem kleinen — vielleicht kleinsten — Städtchen Kruswice — denn es zählt nur ungefähr 300 Einwohner — auf einem Hügel am westlichen Ufer des Goplosees die Ruinen eines achteckigen Thurmes von sehr alterthümlicher Bauart gezeigt, der unter dem Namen des Mäusethurmes und als der Schauplatz des Unterganges von Popiel und seinem Geschlechte bekannt ist.

Kurz und einfach dagegen erzählt Martin Gallus (Chron. I. c. 3, ed. Bandtke, Varsaviae 1834), dessen Chronik mit dem Jahre 1109 schließt, der sie nach Ossolinski um 1109—1110 schrieb und nach Schlözer (Nestor, Russ. Annal. I. S. 26) 1138 starb, die Sage wie er sie aus dem Munde alter Leute vernommen hatte: Narrant etiam seniores antiqui: quod iste Popiel a regno expulsus tantam a muribus persecutionem patiebatur, quod ob hoc a suis consequentibus in insulam transportatus, et ab illis feris pessimis illuc transnatantibus in turre lignea tam diu sit defensus, donec prae fetore pestifero multitudinis interemptae ab omnibus derelictus, morte turpissima, monstris corradentibus, exspiravit. Dann aber setzt er hinzu: Sed istorum gesta, quorum memoriam oblivio vetustatis abolevit, et quos error et ydololatria defoedavit, memorare negligamus, et ad ea recitanda, quae fidelis recordatio meminit, ista succincte nominando transeamus. — Der Chronist verschmäht also, auf diese im Munde des Volks noch lebende, doch aus der Heidenzeit noch herrührende Erzählung weiter einzugehen, bekundet jedoch

nicht bloß das Vorhandensein der Sage, sondern auch ihren weiter verzweigten Inhalt, so daß wir das, was wir ausführlicher bei Kadlubek darüber lesen, nicht füglich als von ihm erdichtet, sondern als einer auch zu seiner Zeit noch lebendigen Tradition nacherzählt, annehmen dürfen. Er verweist uns ferner auf das Heidenthum und weist damit die Begebenheit bis wenigstens in das neunte Jahrhundert, wenn nicht weiter, zurück.

Als heidnisch tritt uns zunächst die Vielweiberei des Leszek III., der die 20 Oheime Popiels ihre Entstehung verdanken, entgegen, so wie wir sie auch später bei Mieczyslaw wiederfinden werden. Sie war bei den heidnischen Slaven allgemeine Sitte. Aus den fast gleichzeitigen Lebensbeschreibungen des H. Adalbert von Prag wissen wir, daß sein Streben, diese unchristliche Sitte zu vertilgen, mit ein Hauptgrund zu dem Hasse der böhmischen Vornehmen gegen ihn war; und in dem Heldenliede der Königinhofer Handschrift (ed. Swobada, Prag 1829) singt der Held Záboi voll Ingrimm:

„Und da kommt der Fremdling
Mit Gewalt ins Erbland,
Und mit Fremdlingsworten
Hier gebeut der Fremdling,
Und was Sitte dort ist,
Dort im Fremdlingslande,
Morgens bis zum Abend
Giebt zu wahren folgsam
Kindern er wie Frauen.
Eine Eh'genossin
Soll mit uns von Wesna (Frühlingsgöttin, Jugend)
Gehn bis zur Morana" (Todesgöttin, Tod).

Aus Nestor (B. I. K. 12, ed. Schlözer) ist abzunehmen, daß nur die Slaven, welche das Christenthum angenommen hatten, zu seiner Zeit die Polygamie aufgegeben, die heidnischen Slaven sie dagegen beibehalten hatten. Unsere Chronisten, welche die beiden Popiel (mit gewiß größerem Rechte weiß Martin Gallus nur von einem) mit dem klassischen Namen Pompilius belegen, nennen mit priesterlich-delicaterem Ausdruck zwar die mehreren Weiber nur Kebsweiber, die reinere Tradition wird sich jedoch wohl der Volkssitte unumwunden angeschmiegt haben.

Popiels **Todtenmahl** entspricht, wie auch Kadlubek selbst schon andeutet, der allgemeinen slavisch-heidnischen Sitte der **Tryzna**, welches Wort **Kollar** (**Wyklad, p. 86**) von **tryzen, trud**, Trauer, herleitet. Bei den Ostseebewohnern fanden wir bereits nach Wulfstans Berichte ähnliche Schmausereien bei Begräbnisfeierlichkeiten. Außer zu Ehren eines so eben Verstorbenen, wurden auch jährliche allgemeine Todtenfeste gefeiert. Nestor (B. I. K. 12.) berichtet von den Radimitschen, Wiatitschen und Severiern (an der Oka und Sosha), die er als äußerst roh und bestialisch schildert: „stirbt Jemand von ihnen, so feiern sie ihm zu Ehren eine **Tryzna**; dann richteten sie einen großen Scheiterhaufen zu und verbrannten ihn. Dann sammelten sie die Gebeine, legten sie in ein kleines Gefäß und setzten es auf eine Säule am Wege." — Ueber die Art und Weise der Feier berichtet er ausführlicher (B. IV. K. 4.) bei der Rache der Großfürstin Olga gegen die Drewier: „Sie schickte an die Drewier und ließ ihnen sagen: siehe ich bin schon auf dem Wege zu euch; haltet viel Meth in Bereitschaft vor eurer Stadt, wo ihr meinen Gatten erschlagen habt, damit ich über seinem Grabe weine und ihm eine **Tryzna** feire." Als sie das hörten, schleppten sie ein Menge Honig zusammen und sotten Meth. Nun nahm Olga einige wenige von ihren Leuten mit sich und kam so zum Grabe ihres Gemahls und beweinte ihn. Dann befahl sie den Leuten einen großen Hügel aufzuwerfen und nachdem dies geschehen, eine **Tryzna** zu feiern. Hierauf setzten sich die Drewier zum Zechen nieder. Olga befahl ihren Knaben, ihnen dabei aufzuwarten. — Als die Drewier betrunken waren, befahl sie ihren Knaben, ihnen noch besser zuzusprechen, sie selbst ging nun bei Seite und befahl ihren Leuten, die Drewier niederzuhauen." — Bei ihrem Tode gebot jedoch Olga, sie zwar zu begraben, aber keine **Tryzna** über sie zu feiern (ebd. B. V. K. 6), da sie als getaufte Christin ferner diesen heidnischen Gebrauch nicht beibehalten mochte. — Zechen und Schmausen war immer ein Hauptheil des Festes. Die Letten hatten im Jahre 1212 in einem Gefechte mit den Deutschen ihren Anführer verloren, lösten aber dessen Kopf durch Rückgabe eines angesehenen Gefangenen aus, **ut saltem capite recepto debitas post eum cum potationibus celebrarent more paganorum exequias** (**Gruber, orig. Livoniae**, S. 93). So sind die Völlereien bei Leichenbegängnissen, die wir täglich noch heute in Polen

finden, auch noch als fast zweitausendjährige Reste des Heidenthums anzusehen, die auszurotten, der sonst so rührigen Priesterschaft noch nicht gelungen ist.

Die Verzehrung Popiels durch Mäuse bietet einen mythologischen Anhaltpunkt nicht dar, man rechne denn dahin, daß Popiel sich umsonst durch Feuer, Wasser, Erde und Luft (im Thurme) zu vertheidigen sucht, also daß die Elemente dem Verworfenen ihre Hülfe versagen. Eine schlechte Wiederholung der alten Sage findet sich bei Dlugoß zum Jahre 1237: „Der Herzog Miecslaus, wegen seines schwachen Verstandes **Choscisko** zubenannt, hatte bei der Theilung Mazoviens unter seine Brüder durch Konrad, Kujawien erhalten. Viele Witwen und Waisen hatte er über Gebühr und Recht beraubt, ihre Kühe geschlachtet, ihr Vermögen an sich gerissen und damit den Großen und Kriegern von Kujawien ein glänzendes Gastmahl zugerichtet. Während sie aber beim Schmause sich befanden, kamen auf Gottes gerechten Strafbeschluß unzählbare Mäuse herbei und begannen den Herzog zu verschlingen. Der drohenden Gefahr zu entgehen, besteigt er ein Schiff und steuert in das Wasser und in die Flüsse. Allein es fruchtete nichts; stets von den Mäusen durch alle Gewässer verfolgt, kam er endlich elendiglich um und ward von ihnen aufgezehrt.“ — Desto mehr ähnliche Sagen kommen in Deutschland vor. Dietmar von Merseburg erzählt eine solche von einem Edlen, der die Besitzungen der Klemenskirche geplündert hatte. Andre erzählen sie vom Bischof Adolf zu Köln zum Jahre 1112, noch Andere vom Mainzer Bischof Hatto, der im Anfang des zehnten Jahrhunderts, und zwar nach jüngerer Tradition im Mäusethurm bei Bingen sein Ende gefunden haben soll. In die deutsche Poesie ging die polnische Sage insofern über, als sie Rollenhagen in seine Froschmäusler (der Frösch und Mäuse wunderbare Hofhaltungen, Magdeburg 1600, Th. I. B. III. K. 13), anscheinlich nach Dlugoß, doch abkürzend und abweichend, aufnahm; nachdem er die Hattosage erzählt hat, fährt er fort:

„Pompill den andern dieses Namens,
König in Poln, der seines stammes
Alle verwannten vmbgebracht,
Tödten sie auch mit jhrer macht.
Denn der gab für, er were schwach,
Foddert sein Blutsfreund ins Gemach,

Begert, das sie das Königreich
Seinen beyden Söhnen zugleich
Gönnen wolten gantz vnverandert,
Wenn er durch den Todt von jhnen wandert.
Als sie jhm das versprochen hatten,
Auch jhre rechte Hand drauff thaten,
Both er jhnen ein Ehrentrunk;
Als den auch annahm Alt und Jung,
Hies er sie ein wenig abweichen,
Ob ein Schlefflein jhn wollt beschleichen;
Sobald sie aber gehn von ihm,
Fallen sie Tod vom gifft dahin,
Damit sein Weib nach seinen willen
Den Ehrentrunk hat lassen füllen.
Der König sprach zu der Geschicht:
„Die todten Meuse beissen nicht."
Aber wie er in seinem Saal
Darauff anstellt ein frewdenmahl,
Und trunkner weiß im Juchzu spricht:
„Die todten Meuse beissen nicht!"
Kommen ein hauffen Meuß gerannt,
Vnd beissen jhn an Fuß vnd Hand,
Fahren jhm nach dem Angesicht,
Das er sich gar kann schützen nicht.
Er lest ein Fewr vmb sich her dammen,
Sie lauffen durch kohlen vnd Flammen.
Er lest sich führen ins Meer,
Sie schwimmen nach mit grossem Heer;
Er steigt auff den Thurm Krotzwitzka;
Sein Weib vnd Kind find er alda.
Die Meuß steigen mit hauffen nach
Durch Fenster, Thüren vnd Gemach,
Fressen jhn, sein Weib vnd zween Sohn;
Sein Reich, sein Freud wird spoth vnd hohn.
Darumb wenn Gott vns straffen wolt,
An schwimmen es nicht mangeln solt.
Wer vor ergangen Ding betracht,
Vnd gegenwärtigs hat in acht,

Draus zukünftigs ermessen kann,
Den halt ich für ein weisen Mann."

Was nun die ursprüngliche Heimat unserer Sage betrifft, so hat der Professor Kühnast zu Thorn in einer kleinen lithographirten Schrift (die Sage von Popiel, Bromberg 1836) versucht, die oben erwähnten deutschen Erzählungen, die sich in Merseburg, Köln und Mainz localisiren, aus der Popielsage herzuleiten, die aus Polen dahin deutsche Priester und Mönche gebracht hätten. Indeß ist der Beweis, daß ein gewisser Wechselverkehr polnischer und deutscher Kirchen und Klöster, namentlich durch Kölner Cisterziensermönche, schon im elften Jahrhundert bestanden habe, doch zu allgemein, um daraus Folgerungen ziehen zu können. Er sucht ferner den mazowischen Ursprung der Sage dadurch nachzuweisen, daß er die von Martin Gallus angeführten **seniores antiqui**, auf deren Aussage sich dieser Chronist beruft, für Heiden erklärt. Nur noch in Mazowien habe aber das Heidenthum im elften Jahrhundert geblüht; von dieser Landschaft wären allein die Reactionen gegen das von Großpolen angenommene Christenthum ausgegangen, daher könne die Sage nur aus Mazowien zur Kenntnis des M. Gallus gelangt sein. Dazu komme noch, daß Kujawien, worin Kruswice liegt, wo die Sage spielt, Bewohner mazowischen Stammes gehabt, und auch politisch bis 1237 zu Mazowien gerechnet worden sei, in welchem Jahre sich die Sage bei dem erwähnten mazowischen Fürsten Miecslaw wiederhole. Röpell (Geschichte Polens I, S. 74) zeigt jedoch, daß die obige Auslegung der Stelle des M. Gallus auf Mißverständnis beruhe, und die **seniores antiqui** nicht Heiden gewesen zu sein brauchen; Gallus sagt auch in der That nur, daß er von den Königen nichts erzählen wolle, deren Andenken durch Heidenthum befleckt sei. Es sei ferner bis jetzt unbekannt geblieben, worauf die Behauptung beruhe, daß Kujawien ursprünglich Bewohner mazowischen Stammes gehabt habe, wenn auch Kujawien bis um 1230 etwa mit Mazowien politisch vereinigt gewesen sei, so datirt dies doch nur seit der Theilung unter Boleslaws III. Söhnen, M. Gallus (S. 90) sage aber deutlich, daß zu seiner Zeit erst hinter der Weichsel Mazowien angefangen habe:

„Illi vero, qui de manibus hostium evadebant, vel qui suorum sedicionem devitabant, ultra fluvium Wysla in Mazoviam fugiebant."

Noch weniger aber möchten wir die am Schluß jenes Schriftchens gemachte Deutung der Sage vertreten. „Ihr Wunder — sagte Kühnast — beruht echt national auf einem Wortspiel, wozu bekanntlich unter den slawischen Sprachen keine geeigneter ist, als die polnische. — Ein fast eben so allgemein verbreiteter Glaube, als die polnische Sage selbst, erklärt nämlich **Myszy** (Mäuse) für einen veralteten Namen der Unterthanen Popiels. Unsere Sage ist mazowisch (?), es versteht sich, daß eine zweite Deutung der **Myszy** nicht im Polnischen zu suchen ist; denn die ältesten von Bentkowski und Rakowiecki gesammelten mazowischen Sprachdenkmäler zeigen eine ganz nahe Verwandschaft mit dem Russischen, während sie dem Polnischen fremder erscheinen, wie schon Bandtke bemerkt hat. Die Mazuren gehörten also dem östlichen der beiden slavischen Hauptsprachzweige an. Wie sinnig ist somit ihr Gegensatz zu den Polen in die Sage verflochten! — Der älteste russische Annalist Nestor kennt **Myszy** als den Namen für die freien stammrussischen Mannen *), die polnisch męzy heißen würden. Der Uebergang des ę in u oder y (denn das Russische hatte von jeher für diese beiden Vokale ein Zeichen), als karakteristische Lautwandlung zwischen den beiden slavischen Hauptsprachstämmen, ist schon von Linde bemerkt worden, und Bandtke führt dafür einige hundert Beispiele gerade in sogenannten offnen Sylben an. Können wir nun die bäuerlichen Verhältnisse der offenbar ursprünglich kleinrussischen **Smardones** des Tyniecer Stiftungsbriefes, einer der ältesten polnischen Urkunden, nur aus altrussischen Verhältnissen, wo derselbe Name sich findet, erklären, wie mögen wir da die dargebotene Erklärung des Wortspiels verwerfen? der mazowische Name bewahrte wenigstens, wie sich aus einer sorgfältigen Zergliederung der historischen Nachricht des Martinus Gallus über

---

*) Die in Bezug genommene Stelle habe ich nicht mit Sicherheit ersehen können. Die **Myszy**, die er etwa anführt, sind indessen ohne Zweifel die **Mischi** des Constantin Porphyrog. (de admir. imp. C. 48), oder des Procop. (de bello Gothico IV c. 2). Hinc a latere (Lazorum, proxime Iberiam, **Meschi**, jam inde antiquitus Iberibus subditi, in montibus habitant, non asperis nec sterilibus, sed omni fructuum genere feracissimis, accedente Meschorum in colendis agris ac praesertim vineis dexteritate. Montes celsissimi, vestiti nemoribus, aditque difficillimi regioni huic imminent et ad Caucasios montes excurrunt. — Wahrscheinlich die Mittelkaukasischen Misdschegier (von den Russen gewöhnlich Tschetschenzen genannt), obwohl Prokoisch und Nakorsch vielleicht nicht abgeneigt wären, jene **Meschi** qui in montibus habitant für Bergmäuse zu erklären.

die große heidnisch-mazowische Reaction gegen großpolnischen Druck und ihrer späteren Entstellung so klar ergiebt, länger als viele andere Slavenstämme die von Dietmar in markirten Umrissen geschilderte, auf politischer Gleichstellung aller Freien gegründete Slavenverfassung."

So wäre also der historische Kern der Sage, daß ein Fürst des nestorischen **Myszy** von seinen Unterthanen ermordet worden sei, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn nur der obenangestellte „allgemein verbreitete Glaube, daß **Myszy** ein veralteter Name der Unterthanen Popiels sei," eine nähere Begründung gefunden hätte; die aus Gallus hergeleitete Prämisse, daß die Sage mazowisch sei, fällt aber durch die begründete Entgegnung Röpells schon zusammen. Denn abgesehen davon, daß, wie schon oben bemerkt ward, Gallus Mazowien an das rechte Ufer der Weichsel verlegt, und er Kruswice als eine zu Polen gehörende blühende Stadt bezeichnet, welche jedoch in den Kämpfen des Herzogs Wladislaw mit seinem Sohne Zbigniew, der sich darin verschanzt und viele Heiden aus der Ferne zu seiner Hülfe herbeigerufen habe, ums Jahr 1093 (nach Dlugoß 1096) zerstört worden ist*), so beginnt derselbe Chronist auch zugleich L. I. c. 1. mit den entscheidenden Worten: **Erat namque in civitate Gneznensi, quae nidus interpretatur Slavonice, dux, nomine Popiel etc.** Hienach, wie auch nach Kadlubek, war Gnesen der Sitz des Reichs, und es bekundet sich hiedurch zur Genüge der echtpolnische Ursprung und die sichere Heimat der Sage, die sich nun gänzlich von Krakau abwendet; weshalb denn auch Dlugoß in seiner Weise, um die historischen Könige an die mythischen und sagenhaften in zusammenhangender Folge knüpfen zu können, von einer Verlegung der Residenz von Krakau nach Gnesen zu erzählen weiß, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben.

Achtes Kapitel.

Piast.

Martin Gallus giebt das älteste und reinste Zeugnis über die Sage, weshalb wir ihn mit seinen eignen Worten wollen reden lassen:

*) M. Gallus L. II c. 8.: Sicque Cruswica divitiis prius et militibus opulentum, ad instar pene desolationis est redactum.

L. I. Cap. 1.

„Erat namque in civitate Gneznensi, quae nidus interpretatur Slavonice, dux nomine Popel, duos filios habens, qui more gentilitatis ad eorum tonsuram grande convivium praeparavit, ubi plurimos suorum procerum et amicorum invitavit. Contigit autem ex occulto dei consilio duos illuc hospites advenisse, qui non solum ad convivium non sunt invitati, verum etiam a civitatis introitu cum injuria sunt redacti, qui statim civium illorum inhumanitatem abhorrentes, et in suburbium descendentes, ante domunculam aratoris praedicti ducis pro filiis convivium facientis, forte fortuna devenerunt. Ille vero bonae compassionis pauperculus hospites illos ad suam domunculam invitavit, suamque paupertatem eis benignissime praesentavit. At illi pauperis invitacioni gratanter inclinantes, et hospitalitatis tugurium subeuntes, bene, inquiunt, nos advenisse gaudeatis, et in nostro adventu bonorum copiam et de sobole honorem et gloriam habeatis."

Cap. 2.

„Erant enim hospicii domestici: Pazt, filius Choszyzconis, et uxor ejus Repta (Repca) vocabulo nuncupati, qui cum magno cordis affectu pro posse suo hospitum necessitati ministrare satagebant, eorumque prudentiam intuentes, secretum, si quid erat, cum eorum consilio perficere disponebant. Cumque de more resistentes colloquerentur de plurimis, et peregrini, an ibi potus aliquid habeantur? inquirerent, arator hospitalis respondit: „Est — inquit — mihi vasculum cerevisiae fermentatae, quam pro caesarie filii quem habeo unici tondenda praeparavi, sed quid prodest hoc tantillum? Si libeat, ebibatis." —

Decreverat enim rusticus, ille pauper, quando dominus suus dux filiis convivium praeparaverat, nam in alio tempore prae nimia paupertate non posset aliquid obsonii pro suo tondendo parvulo praeparare, et quosdam amicorum et pauperum non ad prandium sed ad jentaculum invitare. Qui etiam porcellum nutriebat, quem ad illud servitium reservabat. Mira dicturus sum, sed quid valet, dei magnalia cogitare, vel quis audet, de divinis beneficiis

disputare? Qui temporaliter pauperum humilitatem aliquociens exaltat, et hospitalitatem etiam gentilium remunerare non recusat. — Imperant igitur hospites securi cerevisiam propinari, quam bene noverant potissando non deficere sed augeri; usque adeo enim crevisse fertur cerevisia, donec vasa mutuata replerentur omnia, et quae ducis convivantis invenere vacua Praecipiunt et porcellum supradictum occidi, unde X situlae, Slavonice Cebri, mirabile dictu, memorantur adimpleri. Visis igitur Pazt et Repta miraculis, quae fiebant, aliquid magni praesagii de puero sentiebant. Jamque ducem et convivas invitare cogitabant, sed non audebant, nisi prius peregrinos hoc inquirant. Quid moramur? Consilio itaque hospitum et exhortatione dominus eorum dux et convivae omnes ipsius ab agricola Pazt invitantur, neque rustico suo dux invitatus condescendere dedignatur. Nondum enim ducatus Poloniae erat tantus, neque princeps orbis tanto fastu superbiae tumescebat, nec tot cuneis clientelae stipatus, ita magnifice procedebat. Inito de more convivio, et habundanter omnibus apparatis hospites illi puerum totonderunt, eique Semovith vocabulum, ex praesagio futurorum, indiderunt."

Cap. 3.

„His itaque peractis puer Semovith, filius Pazt Chossisconis, viribus et aetate crevit, et de die in diem in augmentum proficere probitatis incepit, eotenus quod rex regum et dux ducum eum Poloniae ducem concorditer ordinavit, et de regno Popiel cum subole radicitus extirpavit. — Narrant etiam seniores antiqui — (etc. s. oben S. 72 bis transeamus). — Semovith vero, principatum adeptus, voluptuose vel inepte juventutem suam non exercuit, sed usu laboris et militiae probitatis famam et honorum gloriam acquisivit, atque sui principatus fines ulterius quam aliquis antea dilatavit. Cujus loco decedentis Lestik, filius ejus, subintravit, qui paternae probitati et audaciae gestis sese militaribus adaequavit. — Lestik quoque morienti Semimizl ejus genitus successit, qui parentum memoriam et genere et dignitate triplicavit."

Die auf Gallus folgenden Historiker lassen uns erkennen, wie in ihren Händen die Sage sich wandelte, wuchs und zur Geschichte verarbeitet ward. Kadlubek beginnt die Piastensage (L. II. Epist. III.): „Als das Geschlecht des Pompilius mit der Wurzel ausgerottet war, folgte eine neue Fürstenreihe, die um so erhabener wuchs, je niedriger ihre Abstammung gewesen sein soll. Denn eines ganz geringen Ackermanns Sohn, Semovit mit Namen, bildete sich mit Eifer, erwuchs in Fleiß, ward durch Tugenden geweiht. Durch sein eignes, nicht der Seinigen Verdienst wird er zuerst zum Befehlshaber des Heeres erhoben, dann mit der königlichen Würde geschmückt, was ihm in früher Jugend schon soll geweissagt worden sein.“

Nun erzählt er das Wunder mit den Fremden, wie M. Gallus, nennt den **Piast** (sein Weib **Rzepica**), jedoch einen Einwohner von Kruswice, und verlegt so, abweichend von Gallus, den Schauplatz von Gnesen nach dem Orte, der wahrscheinlich auch zu seiner Zeit schon das Wahrzeichen von Popiels Untergang, den Mäusethurm, besaß und ihn also bezeichnete. Semovit erweckte nun gleichsam den unter der Asche ruhenden Funken des polnischen Ruhmes, und schrieb Polens unsterblichen Namen so zu sagen in die Zeichen des Thierkreises. Er brachte nicht bloß die Nationen wieder zur Abhängigkeit zurück, welche die Schlaffheit des Pompilius verloren hatte, sondern dehnte seine Herrschaft auch noch über neue Gebiete aus, denen er Decane, Quinquagenarien, Centurionen, Collegiaten, Tribunen, Chiliarchen, Heeresführer, Städtepräfecten, vorsitzende Primipilaren, und überhaupt allerlei Machthaber vorsetzte. — Nach einer von ihm selbst gefühlten Abschweifung fährt er dann (**Epist. X.**) fort: Auf Semovit folgte sein Sohn Leszko, dem Leszko sein Sohn Zemomysl, welche beide durch Hochsinn, Körperkraft, glückliche Erfolge und jede Königstugend ihre Vorfahren fast überstrahlten. — Boguchwal und nach ihm Dzierswa fangen schon an, die Sage mit einer bestimmten Zeitrechnung zu versehen:

„**Tempore autem hujus Lestconis (sc. II.) Christus de virgine natus esse estimatur. Imperante autem Nerone — — Lestco — — debitum carne in senectute exsolvit;**“ und das Chronicon principum Poloniae bei Stenzel (**Script. rer.**

Silesiae.) setzt den Regierungsantritt Popiels II. ungefähr auf das Jahr 800 fest. Nach Boguchwal wird auch schon Piast selbst und nicht erst sein Sohn Semovit zum König erhoben, und die beiden wunderbaren Fremden erklärt er für die Märtyrer Johannes und Paulus. Um das Wunderbare der Erhebung eines schlichten Bauers auf den polnischen Königsthron zu erläutern, läßt er jene beiden Fremden zur Zeit der Königswahl noch einmal zurückkehren und sie die durch langes Gezänk bei der Königswahl fast verhungernde und vor Durst verschmachtende Volksmenge durch das Wunder der Meth- und Fleischspendung leiblich stärken, in Folge dessen es denn nicht fehlen kann, daß der von ihnen so ausgezeichnete Piast zum Könige erwählt wird. Dlugoß schließt in weitgespreitzter Erzählung seinen Vorgängern sich an, fügt jedoch aus eigner Machtvollkommenheit den Zug aus der Sage des böhmischen Przemysl auch hier wieder ein: daß Piast, nachdem er zum König erwählt worden, in seiner Bauerntracht und in Bastschuhen zum königlichen Palast schritt, wo er erst den Königsschmuck anlegte, jedoch befahl, die Bastschuhe sorgfältig im königlichen Schatze aufzubewahren, damit sie seinen Nachkommen zur Nachahmung dienen möchten, wie er von der niedrigsten Herkunft zur höchsten Ehre gelangt sei, und wie sie vor allem vor Hochmuth und Ueberschreitung der Schranken der Gerechtigkeit und der Mäßigung sich zu hüten hätten. Piast, aus Abscheu vor dem grauenvollen Untergange Popiels zu Kruswice, verlegte die Residenz auch wieder nach Gnesen und starb in dem hohen Alter von 120 Jahren. Ihm folgte Semovit, der außer dem, was Kadlubek von ihm erzählt, auch noch die Turniere in Polen einführte, die Pannonier, Alemannen und Pruthenen besiegte u. s. w. und im zwei und dreißigsten Jahre seiner Regierung starb. Ihm folgte Leszko und diesem Zemomysl."

Ueberblicken wir den Sagenkreis von Lech bis Leszek II., so trat nach der Darstellung der Chronisten immer ein Fürst als Bändiger der Willkür und Beendiger alles Elends wieder an die Spitze des Volks, das sich selbst zu regieren sich stets unfähig gezeigt hatte, und führte das Schiff des Staates aus dem Sturme der Zwie-

tracht und des inneren Zerwürfnisses in den Hafen der Ruhe und des Glücks. Wir fanden darin bereits eine von den Chronisten unbewußt ausgesprochene weltgeschichtliche Vorahnung des künftigen Schicksals Polens. Der Abschnitt von Leszek II. bis Popiel einschließlich zeigt uns wundersam die Kehrseite jenes eben bemerkten Ganges der Begebenheiten; er zeigt, wie die Herrschergewalt, forterbend im Königsgeschlechte von dem Vortrefflichsten endlich bis zum Verworfensten gelangt und das Volk nicht minder in den Abgrund maßlosen Elends hingestürzt wird, und es scheint fast die Sage das nachmalige polnische Wahlreich rechtfertigen zu wollen. Nicht leicht wird bei irgend einem andern Volke eine Sage gefunden, die in ihrer Totalität in der nachmaligen Geschichte des Volks so treu sich abspiegelt.

In den erwähnten beiden Hauptabschnitten schien die Sage sich in den Extremen erschöpft zu haben. Aber mit Piast beginnt ihr eine neue Periode wunderbarer Entwickelung; indem sie der Geschichte näher tritt, durchleuchtet auch schon wie ein dämmerndes Morgenroth in dem Wunder bei dem Haarbeschneidungsfest Semovits das Christenthum die heidnische Sage. Glänzender bricht sein Strahl herein beim Wunder der Heilung des Mieczyslaw von seiner Blindheit, und mit Mieczyslaw selbst wirft die Sage ihr Zaubergewand ab, und tritt als Geschichte in den Völkersaal des christlichen Europas.

Der Inhalt der beiden Sagen von Popiel (popiol, Aschenhausen, popielec, Asche, daher Popiel einer der sengt und brennt, ja der Böse selbst) und von Piast bildet einen einfachen erhabenen Gegensatz. Ein böser Fürst, nationaler Tugend und menschlicher Gerechtigkeit entfremdet, eine Schande und Geißel seines Volks, den himmlischen Mächten verhaßt, wird von ihnen mit dem Verlust seines Thrones und Lebens und mit dem Untergange seines ganzen Hauses gestraft. — Der edle Piast, gastfrei, bieder und fromm, wird um dieser Tugenden willen auf den Thron erhoben, und der Stammvater eines großen Geschlechts. Die Zeit, in welcher die historische Thatsache, welche der Piastsage ohne Zweifel zum Grunde liegt, in die Vorzeit entrückt und durch Tradition im Gedächtnis der Lebendigen fortgepflanzt, sich mit dem Schleier der Sage zu umhüllen begann, ist die der ersten Einführung und Be-

festigung des Christenthums in Polen, und zugleich der Herrschaft des gefeierten Piastenstammes selbst in seiner schönsten Blüte. Nicht Scribenten, welche um die Gunst des Königs buhlten, — nicht Priester, welche fanatisch den alten Glauben verfolgten, waren die ersten Träger der Sage, sondern das Volk selbst, aus dessen Munde Martin Gallus sie zuerst empfing und in sein Geschichtsbuch eintrug. Noch bildete das Heidenthum mit seinen alten Sitten und Gebräuchen das urheilige Mark des Volkslebens, Sitten, die nicht zu vergessen noch zu verdammen waren, während doch schon das geöffnete Auge des Geistes die alte hingesunkene Welt in dem neuen verklärenden Lichtglanze der aufgegangenen Sonne des wahren Heils erblickte. Was Polen je Großes, was Gewaltiges und Herrliches sah, es übertraf nicht die Thaten des großen Boleslaw. Was Boleslaw je Großes, Herrliches und Heiliges gethan, sein Ruhm, seine Ehre und seine Herrlichkeit fanden ihren Ursprung in der Wurzel seines Stammes, in Piast. Piast ist zugleich der Ahne des Christ gewordenen Mieczyslaw; darum noch mehr als bei jedem andern seiner Vorfahren, mischt sich in der Erzählung so wunderbar heidnischer Inhalt und christliche Gestaltung, und zeigt sich so deutlich und zugleich doch auch so natürlich das Hereinziehen christlicher Ideen in die heidnische Erinnerung. Merkwürdig ist der Kampf im christlichen Gemüthe des Martin Gallus, als er das Wunder von dem sich mehrenden Getränk und der Speise an Piasts Tische zu erzählen sich anschickt. Nach seinem Glauben kann nur der Christengott solch Wunder vollbringen, und dennoch wagt er weder das Geschehene zu leugnen, noch für Zauberei zu erklären. „Wer — ruft er in seinem Dilemma — kann wagen, über Gottes Gnaden zu streiten? Der so oft den Niedrigen erhöht, warum sollte Er der Gastfreiheit selbst der Heiden ihren Lohn versagen?" Und damit giebt er uns zugleich ein ehrwürdiges Zeugnis seines echten Nationalkarakters. — Weniger ängstlich waren seine Nachfolger; immer bestimmter wird dem heidnischen Brauche christliche Deutung untergeschoben. Unsere Aufgabe sei es auch hier, aus der historischen Hülle, die römische Priesterhand darüber geworfen hat, den nationalen und heidnischen Kern zu lösen.

Wieder, wie schon öfter, tritt uns auch hier bei Piast und Semovit die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit des

Grundbesitzers entgegen, vermöge deren er ein lebendiges berechtigtes Mitglied der Nation ist und zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ja mit Einstimmung des Volks zur Regierung über dasselbe befähigt wird. Gallus selbst giebt Cap. 2 (S. 81) am Schluß ein wichtiges Zeugnis darüber ab, wie damals in der Vorzeit der Fürst dem Volke noch näher und in weniger abgeschlossenem Verhältnisse zu ihm stand.

Demnächst ist es die ideale Gastfreundschaft, welche der Erzählung ein echtes altslavisches Gepräge giebt. Helmold spricht in mehreren Stellen seiner Chronik mit dem größten Lobe von derselben und bezeichnet sie ausdrücklich als eine besonders hervorstechende Nationaltugend [1]), ebenso wie sie es noch heute bei dem jetzt lebenden Geschlechte ist. Bei den Wenden führte der Gott der Gastfreundschaft den Beinamen **Božák**, d. h. der göttliche, gottselige (**Kollar, Sláwa Bohyně p. 265**). Bei den Lithauern hatte die Gastfreundschaft ihre Vertretung in dem Götterpaar Numeias und Peskia, das bei den Samogiten Swecias und Wiesnia hieß. Bei den südlicheren Slaven und besonders bei den alten Russen fanden die behagliche Ruhe und Muße ihre göttliche Personification in dem mythischen Wesen Uslad oder Oslad (slawisch **oslada** Versüßung, **osladzać** oder **oslodzić** versüßen) und die geselligen Freuden in Godu oder Hodu (**sc. Bóg** oder **Boh**, d. h. Gott der Gastmäler; **hod** heißt gelegene Zeit, feierliches Fest, Gasterei, Schmaus). [2]) Während ursprünglich offenbar dem Volke der Gegensatz zwischen dem ungastlichen Könige Popiel, der die beiden Fremden (es ist zu beachten, daß Lithauer und Samogiten für die Gastfreundschaft auch ein Götterpaar haben) von den Pforten seines Palastes wegwies, und dem gastlichen Bauer Piast, der sie freudig in seine ärmliche Hütte aufnahm, genügte, bezeichnet Martin Gallus diese wundersamen Gäste jedoch schon als „auf verborgenem Rathschluß

---

1) Illic experimento didici, quod antea fama cognovi, quia nulla gens honestior Slavis hospitalitatis gratia. — — Erat enim apud eos (Ranos) hospitalitatis plenitudo et parentibus debitum exhibent honorem. Statim enim, ut aliquem inter eos aut debilem fecerit infirmitas aut decrepitum aetas, haeredis curae delegatur plena humanitate fovendus. Hospitalitatis enim gratia et parentum cura primum apud Slavos virtutis locum obtinent. Nec enim aliquis egenus aut mendicus apud eos repertus est (Chronic. Slav. ed. Reineccii Steinhemii, Francof. 1581, I, 67. c. 83. II. c. 12. p. 90).

2) Hanusch Slavische Mythol. S. 379.

Gottes Gekommene (**ex occulto Dei consilio duos illuc hospites advenisse**);" noch weit mysteriöser treten sie bei Kadlubek auf, reich an feierlichen rhetorischen Phrasen; sein Commentator sagt, nach Einigen seien es Engel oder Apostel gewesen; bis Boguchwal und Dlugoß das Geheimnis verrathen, es seien die Märtyrer Johannes und Paulus gewesen. Diese bei den jüngsten Zeugnissen erst vorkommenden Namen scheinen Ossolinski (bei Linde l. c. S. 415—625) in seinem wunderlichen Drange, überall historische Wahrheit zu finden, auf die seltsame Spur geführt zu haben, daß die beiden Fremden Abgesandte des großmährischen Königs Swatopluk gewesen seien, deren Namen er sogar durch viele künstliche Hypothesen glücklich herausgefunden hat, nämlich Johannes von Venedig und Paul Kaich. Um seine Beweisführung jedoch, die nicht zu widerlegen ist, unbegreiflich zu finden, muß man ihn selbst nachlesen.

Die Haarbeschneidung war eine religiöse Feierlichkeit bei den Slaven, die schon Gallus als heidnischen Gebrauch bezeichnet. Im siebenten Jahre wurde dem Kinde der eigentliche Name beigelegt, es den Göttern geweiht und als Opfer das abgeschorne Haar hingegeben. Während bei den Germanen gerade das lange lockige Haar das Kennzeichen des Freien und das kurzgeschnittene Haar das des Unfreien und Knechtes war, herrschte bei den meisten Slavenvölkern der älteren und zum Theil auch noch der neuern Zeit die Sitte, das Haupt geschoren zu tragen; und es gehört in das Gebiet der Fabeln, wenn Historiker, wie Dlugoß, behaupten, daß diese Sitte erst von Kasimir I. (1040) in Folge eines päpstlichen Befehls in Polen eingeführt worden sei. Allerdings machte der Papst diesem Könige zur Bedingung (**Id. Tom. I. L. III. p. 211 ed. Lips.**) **comam barbaro more non nutrire, sed auribus patentibus ad instar catholicarum et latinarum nationum tonsuratam caput gestare**; wenn aber Kasimir in Clugny wirklich die Tonsur empfing, was sehr bestritten ist, so konnte das Gebot sich doch nur auf ihn selbst beziehen, die Priesterglatze beizubehalten, wie sie in katholischen Ländern bei den Priestern, nicht im Volke, Sitte war. Nach Saxo Grammaticus (**Hist. Dan. L. XIV. p. 499, ed. Klotz**), hatte die ungeheure Bildsäule des obersten Lichtgottes der slavischen Rugier auf Arkona, des auch bei den

übrigen Slaven gleich hoch gefeierten Swantowit einen geschornen Bart und geschornes Haar, als Symbol der Sonnenscheibe, an seinen vier Köpfen. „**Corrasae barbae, crines attonsi figurabantur, ut artificis industriam Rugianorum ritum in cultu capitum aemulatam putares.**" Und den Gebrauch, das abgeschnittene Haar den Göttern zu opfern, finden wir ebensowohl bei den Böhmen, als bei den Lithauern, und fern bei den östlichen Slaven am Obi, die in Ermangelung reicherer Opfer Wolle von ihren Kleidern, oder Haare von ihrem Haupte der **Zlota Baba** opferten, da Niemand ohne Opfer vor dieser Göttermutter erscheinen durfte (Tkany, Mythol. S. 210). Fast immer war mit religiösen Festen weltliche Schmauserei verknüpft, und wie die heutigen Christen bei Taufen ihrer Kinder, richteten Popiel und Piast gleichmäßig ein Gelag zu jener Feierlichkeit an.

Das Wunder der Meth- und Fleischspendung bei diesem Haarbeschneidungsfest fand in der christlichen Zeit umsomehr Glauben und erhielt natürlich eine um so tiefere Deutung, als die Heilige Schrift in dem Wunder des Heilandes bei der Hochzeit zu Kanaan und der Speisung der Jünger und des Volkes am Meere Tiberias bedeutsame Beispiele von Aehnlichem darbot; wie denn auch um 955 der heilige Dunstan in England ein ähnliches Wunder vollbrachte [1]), als bei einem Besuche des Königs Eadwi und seines Hofes bei der Gönnerin Dunstans, Aethelflede, die königlichen Mundschenken das Faß mit Meth, so oft sie es geleert zu haben meinten, stets neu gefüllt fanden. — Allein für eine rein christliche Erdichtung kann das Wunder schon deshalb nicht füglich genommen werden, weil es ein im slavischen Heidenthum tiefbegründeter und nach Einführung des Christenthums fortdauernder nationaler Grundzug war, die Zukunft zu ergründen, und die Götter durch mannigfache Gebräuche darum zu befragen. Daß diese Erforschung des künftigen Geschicks vorzüglich bei dem Tauf- und Haarbeschneidungsfest eines Kindes stattgefunden haben mag, liegt schon in der Natur dieses Festes selbst; Martin Gallus giebt aber auch eine bestimmte Hinweisung darauf, indem aus diesem Wunder auf eine große Bestimmung des Sohnes des Piast ge-

1) Lappenberg, Geschichte Englands I. S. 398.

schlossen und mit Bezug hierauf ihm der Name Semovit, oder wie Andere ihn schreiben Siemovith und Ziemowith [1]) gegeben ward. Siemię heißt polnisch der Same, und wit oder wĕt (witija oder wĕtija) ist die Wurzel unzähliger slavischer Wörter und Namen, ursprünglich so viel wie rathen oder beschützen bedeutend, sodann aber das sieghafte bezeichnend, als witĕz, der Sieger, und Wita, Witan, Witas, Witasa, Witek, Witohost, Witomir, Radowit, Bohowit, Budewit, Dalewit, Hostiwit, und der Gott Swaty Wit (Swantowit), der heilige Sieger [2]). So ist also Semovit der sieghafte Sproß des Piast, der Same zu künftigen Siegen, wie er sich denn in diesen Eigenschaften auch nach alten Chronisten wirklich im spätern Alter bewährt hat [3]). Swantowit war aber der höchste Lichtgott der westlichen Slaven; er war derjenige Gott, welcher am meisten um die Zukunft befragt ward, und die bei seiner Verehrung üblichen Gebräuche sind wohl geeignet, dem Wunder bei Piast's Feste eine mythologische Deutung und Erklärung zu geben.

Helmold (Chron. Slaw. I. 53) sagt: „Est autem Slavorum mirabilis error; nam in conviviis et compotationibus suis pateram circumferunt, in quam conferunt non dicam consecrationis sed exsecrationis verba sub nomine Deorum, boni scilicet et mali, omnem prosperam fortunam a bono Deo adversam a malo dirigi profitentes, ideo etiam malum Deum sua lingua Diabol sive Zcernoboch i. e. nigrum Deum appellant. Inter multiformia autem Slavorum numina praepollet Zwantewith Deus terrae Rugianorum, utpote efficacior in responsis, cujus intuitu caeteros quasi semideos aestimabant.“ — Nach der Histor. Episcop.-Camin (Script.

1) „Die neueste polnische Schreibweise Ziemowit ist unrichtig. In alten Handschriften wird z für s geschrieben. Die bekannten Namen Semowit (in russischen Jahrbüchern) Semislaw, Semitĕch, Semižian, Semibor, Semota, Semik, Semian etc., bürgen für die Ursprünglichkeit des S. In einer polnischen Handschrift von 1450, bei Lelewel (Księgi Ust. polsk. 133), ist durchweg Semonit = Semowit geschrieben. Bielski schrieb richtig Semowyt, aber doch schon Zemomysl; Blazowski 1611 Zimowit, Zymomysl." Schafarik Slavische Alterth. II, 369.

2) Dobrowski, Slawin p. 412. Schafarik l. c. I, 433. II, 369.

3) Albern ist die Erklärung bei Boguchwal p. 23: qui (Semowit) quatuordecim annos suae aetatis habens patri in regno successit, et ob hoc Semowit tam a patre, quam ab aliis fuerat appellatus; Semowit enim dicitur jam loquens, quia annum quartum decimum suae aetatis ante mortem patris conscenderat.

rer. germ. ed. Ludewig p. 510), waren im Tempel des Swantowit zu Sedin (Stettin) gleichfalls crateres aurei et argentei, in quibus augurari solebant, et ex illis potabant nobiles, si quando lux festa venisset. — Nach Saxo Grammaticus hielt die Hand der kolossalen Bildsäule des Swantowit einen Becher oder ein Trinkhorn, das jährlich mit Getränk gefüllt, jenachdem letzteres sich darin minderte, ein fruchtbares oder unfruchtbares Jahr weissagte (L. XIV. p. 499 ed. Klotz). „In dextra cornu, vario metalli genere excultum, gestabat, quod sacerdos sacrorum ejus peritus, annuatim mero perfundere consueverat, ex ipso liquoris habitu sequentis anni copias prospecturus. — Solennis eidem cultus hoc ordine pendebatur. Semel quotannis post lectas fruges, promiscua totius insulae frequentia ante aedem simulacri litatis pecudum hostiis, solenne epulum Religionis nomine celebrabat. — — — — Postero die (sacerdos) populo prae foribus (templi) excubante detractum simulacro poculum curiosius speculatus, si quid ex inditi liquoris mensura subtractum fuisset, ad sequentis anni inopiam pertinere putabat. Quo annotato praesentes fruges in posterum tempus asservari jubebat. Si nihil ex consuetae foecunditatis habitu diminutum vidisset, ventura agrorum ubertatis tempora praedicabat. Juxta quod auspicium, instantis anni copiis nunc parcius, nunc profusius utendum monebat. Veteri deinde mero ad pedes simulacri, libamenti nomine, defuso, vacuefactum poculum recenti imbuit: simulatoque propinandi officio statuam veneratus, tum sibi, tum patriae bona civibusque opum ac victoriarum incrementa solennium verborum nuncupatione poscebat. Qua finita, admotum ori poculum nimia bibendi celeritate continuo haustu siccavit, repletumque mero simulacri dexterae restituit. Auch ein riesiger Kuchen wurde bei dem Feste verspeist. Placenta quoque mulso confecta, rotundae formae, granditatis vero tantae, ut pene hominis staturam aequaret, sacrificio admovebatur. Quam sacerdos sibi ac populo mediam interponens, an a Rugianis cerneretur, percontari solebat. Quibus illam a se videri, respondentibus, ne post annum ab hisdem cerni posset, optabat. Quo precationis more non suum aut populi fatum, sed futura messis incrementa poscebat. Consequenter

sub simulacri nomine praesentem turbam consalutabat, eamque diutius ad hujus numinis venerationem sedulo sacrificii ritu peragendam hortatus certissimum cultus praemium, terra marique victoriam promittebat. — His ita peractis, reliquum diei plenis luxuriae epulis exigentes, ipsas sacrificii dapes in usum convivii et gulae nutrimenta vertere, consecratas numini victimas intemperantiae suae servire cogentes. In quo epulo sobrietatem violare piam aestimatum est, servare nefas habitum. — Spricht Saxo zunächst zwar hier nur von der großen Herbstfeier, so bieten das gefüllte Trinkhorn, der kolossale Kuchen, die Schlemmerei nach dem Feste und die Verwendung der Opferspeisen zum Gastmahle, die, wenn sie durch die Kraft des Gottes sich wunderbar mehrten, seine besondere Gnade bezeigen mußten, hinreichende Parallelen dar, um an diese heidnischen Opfergebräuche, die in verwandter Weise gewiß auch bei den übrigen Slaven geherrscht haben, mit größerer Wahrscheinlichkeit das Wunder bei Piasts Feste zu knüpfen, als an die Erzählungen der Heiligen Schrift oder mit noch schärferem Fernblick, an den Heliotrapezon der frommen Aethiopen, an den Wunderbecher des Dschemschid, oder an den Speise und Trank dem Erlesenen unerschöpflich spendenden Heiligen Gral der französischen Romane des Mittelalters *). — Auch nicht für eine zufällige Angabe möchten wir es erachten, daß das Thier, welches Piast zu dem Gastmahle schlachtete, ein junges Schwein gewesen ist. Denn müssen wir nach Obigem in dem Feste der Haarbeschneidung nicht eine bloß weltliche, sondern eine religiöse Feier erkennen, so ist das dazu geschlachtete Schwein auch kein gewöhnlicher Festbraten, sondern ein den Göttern dargebrachtes Opfer, wenn es auch, wie etwa bei jenem Feste des Swantowit, nachher zur Speisung der Gäste verwendet wird. Die Verehrung dieses Thiers, und vorzugsweise des Ebers, hatten die Slaven mit den Germanen und mit den alten Celten gemein. Dem Freyr war ein goldenborstiger Eber geweiht, und die wälschen Mährchen, Triaden und Bardendenkmale liefern unzählige Zeugnisse für die Heilighaltung der Schweine. Von den Slaven berichtet Dietmar von Merseburg (ed. Rein. Steinh. VI. p. 65): „Est urbs quaedam in pago Redariorum Riedegast nomine,

*) Leben und Dichten Wolframs v. Eschenbach. Von San-Marte II. S. 366. Magdeburg. Creutz 1841.

tricornis ac tres in se continens portas, quam undique silva, ab incolis intacta et venerabilis circumdat magna. Duae ejusdem portae cunctis introeuntibus patent, tertia, quae orientem respicit et minima est, tramitem et mare juxtapositum et visu nimis horribile, monstrat. — Testatur idem antiquitas, errore delusa vario, si quando his seu a longo rebellionis asperitas immineat, ut e mari praedicto aper magnus et candido dente e spumis lucescente exeat, seque in volutabro delectatum terribili quassatione multis ostendat." Hierauf ist ohne Zweifel die ahnungsschwere Erscheinung zu deuten, die nach den ältesten Legenden der H. Adalbert hatte, als er am Meeresufer hingehend, unmittelbar vor seinem Tode das Meer seltsam, wie von einem Meerungeheuer aufgeregt, aufbrausen sah. „Carpunt iter secus litora maris! et fit collisio repente undarum, quasi se moveat aliqua ingens bestia maris, et ad aures gradientium fragor ille validus venit. Comites securi audiunt, medius (Adalbertus) Senior atrocissime obstupuit, et veluti pavida mulier consternatus exhorruit etc." (Act. Sanctor. T. III. p. 196. Antwerpen 1675). Einen Grund für die Heilighaltung dieser Thiergattung findet man darin, daß sie die Erde aufwühlt, und die Menschen von ihr das Pflügen des Ackers erlernt haben, wie andrer Seits namentlich die Sau das Symbol der Fruchtbarkeit ist. Lasicki (de diis Samogit. p. 47), erwähnt der samogitischen Göttin Kremata, der die Säue und Schweine geweiht waren, und zu deren Ehre die Samogitier Oefen aufstellten und als Opfer Bier darauf gossen.

Neuntes Kapitel.

Mieczyslaw.

Auf Semowit also folgte Leszek IV., auf diesen Semomysl, dessen Gemahlin jedoch zu seinem tiefen Bedauern mehrere Jahre kinderlos blieb. Endlich ward sie gesegneten Leibes, doch wehe, der Tag so hoher Freude ward zugleich zu einem Tage tiefer Trauer. Denn das Kind, das sie der Welt gab, ward blind geboren und die Kümmernis über dieses Unglück steigerte sich noch

bei den liebenden Eltern dadurch, daß ihnen auch ferner keine Kinder mehr geschenkt wurden.

Ungeachtet der Sohn zu ewiger Blindheit verurtheilt schien, ließ der Vater, der ein Gott wohlgefälliges Leben führte, dennoch ihm eine äußerst sorgfältige Erziehung geben. So erreichte der Knabe das siebente Jahr und der Herzog ordnete zu Gnesen ein großes Fest zu seiner Haarbeschneidung an, wobei er den Namen Miezko mit Beziehung darauf erhielt, daß er seit seiner Geburt, wegen seines anscheinlich unheilbaren Uebels, seinen Eltern soviel Betrübnis, wenn auch ohne sein Verschulden, verursacht hatte.

Während nun der ganze Hof und die Vornehmsten des Volks mit vielen Gästen bei dem Festmahle sitzen und die lauteste Fröhlichkeit in dem Schlosse herrschte, zog aber der Fürst sich von dem Jubel zurück, und blieb theilnahmlos, indem er, des Unglücks seines Kindes gedenkend, aus tiefster Brust seufzte. — Da erscholl plötzlich die Kunde, der blinde Knabe sei sehend geworden. Unglaublich erschien es dem Vater, bis die Mutter selbst von der Tafel aufstand, zu dem Kinde hinging und die Wahrheit der Nachricht dadurch bestätigte, daß sie den Knaben selbst in den Saal führte. Unermeßlich war die Freude bei allen Anwesenden, als er die, welche er nie zuvor gesehen hatte, an der Stimme wieder erkannte, als er selbst die Wohlthat des Augenlichts fühlte, und sich in Freudenbezeigungen gegen die Eltern erging. Eine fromme tiefe Rührung ergriff die Mutter, ein heiliger Ernst den Vater, und mit den ältesten und vertrautesten Räthen trat er zusammen, um zu erwägen, was das Wunder zu bedeuten habe? Sie erklärten es dahin, daß bisher auch das Polenreich gewissermaßen in Nacht und Blindheit befangen gewesen; daß Mieszko aber von den Göttern bestimmt sei, es zu erleuchten und zu einem Glanze empor zu führen, womit es alle andere Nationen überstrahlen werde. — Damals mochte solche Deutung wohl zulässig erscheinen; die Folgezeit aber lehrte bald die richtigere Deutung und bewährte die erstere in einer vollkommneren Weise als diese ursprünglich gemeint war.

Bei dem im Jahre 963 erfolgten Ableben des Semomysl wurde Mieszko nach so wunderbarem Vorgange ohne Widerspruch zum Herzog der Polen ausgerufen. Nicht schien in den ersten Jahren seiner Regierung von der Vorsehung die Verkündigung erfüllt werden zu wollen, die das Haupt des siebenjährigen Knaben schon

mit dem Schimmer der Glorie umgeben hatte; denn unglücklich war er in seinem ersten Kriegszuge gegen den deutschen Heerführer Gero, welcher die Slaven in Pommern und in Polen angegriffen hatte und aufs Haupt schlug. Dabei, meldet die christliche, die heidnische Sitte beschönigende Sage, liebte der junge Fürst mehr als billig die Sinnenlust, denn er hielt sich sieben Kebsweiber; aber — darin mochte ein Wink des Himmels erkannt werden — er erzielte mit ihnen keinen Erben. Die Gefahr, mit welcher er sein Reich von der wachsenden Macht des deutschen Kaisers bedroht sah, trieb ihn an, sich näher dem Böhmenherzog Boleslaw, der sich in ähnlich bedrohter Lage befand, anzuschließen; die nahe Stammverwandtschaft ihrer Völker half das Freundschaftsbündnis der beiden Slavenherzöge befestigen. Im Jahre 965 bewarb sich Mieszko um die Hand der Dubrawka, der Tochter des Herzog Boleslaw, welche lateinisch **Bona**, d. h. die Gute, genannt ward, und nicht bloß dem Worte nach, sondern auch der That nach, diesen Namen mit Recht führte.

Dubrawka war dem Christenglauben eifrig zugethan; mochte anfangs ihr Herz und ihre Seele sich auch sträuben, die Hand einem heidnischen Manne hinzugeben, in dem Wunsche ihres Vaters erkannte sie den höhern Wink des Vaters im Himmel, der zu Großem und Herrlichem sie zu berufen schien. Mit glänzender Pracht und großem Gefolge zog die Prinzessin in Gnesen ein, und das Vermählungsfest ward noch in demselben Jahre 965 gefeiert. Tief aber bekümmerte sie es, den Gemahl noch in den Irrthümern des heidnischen Götzendienstes verstrickt zu sehen. Nicht bloß hatte er schon seine Kebsweiber vor der Vermählung entlassen müssen; rastlos arbeitete sie auch mit geängstigtem Gemüthe, sich mit ihm im Glauben zu vereinigen, und vor den Gefahren des ewigen Verderbens seine Seele zu bewahren. Sie unternahm daher das Werk seiner Bekehrung; der wahre Glauben lieh ihren Worten die siegende Kraft, und schon im folgenden Jahre hatte sie die himmlische Freude, daß Mieszko sich zu der Lehre Christi bekannte und er sich entschloß, in die Gemeinschaft der christlichen Kirche einzutreten. Er versprach für sich und sein Volk die Annahme der Taufe. — Die Vornehmsten des Reiches wurden zu dem großen Acte nach Gnesen beschieden, und hier empfing mit ihnen der Herzog das heilige Sacrament, bei welchem er, den früheren Namen Mieszko ab-

legend, den neuen Namen Mieczyslaw empfing; und auch seine Schwester wurde getauft und erhielt den Namen Adelheid. Dann aber wurde des Herzogs Ehebund mit Dubrawka aufs Neue christlich eingesegnet.

Nun aber ward erst erfüllt, was dem siebenjährigen Knaben bei seinem Haarbeschneidungsfest verkündigt ward; nun erst war es gestattet, das damalige Wunder nach der Wahrheit zu deuten. Denn bis dahin schmachtete Polen noch in der Nacht des Heidenthums; bis dahin war das Auge Mieszko's dem himmlischen Lichte der Wahrheit verschlossen, nun aber öffnete es sich dem ewigen Lichte; das Eis des Unglaubens schmolz und des Polenvolkes wilde Rebe ging über in den wahren Weinstock des Lebens und es ward dem Tode der Ungläubigkeit entrissen. „So machte — sagt Martin Gallus — nach billiger Ordnung der allmächtige Gott den Mieszko zuerst leiblich sehend, dann geistig, damit er durch das Sichtbare zum Unsichtbaren hindurchdringe, und aus der Kenntnis der Schöpfung die Allmacht des Schöpfers erkenne."

Mehrere Tage dauerten die prächtigen Feste zur Feier der Taufe und der wiederholten Vermählung, und vom Herzoge reich beschenkt ziehen die Getauften und Gäste in ihre Heimat zurück. Sogleich aber beginnt auch Mieczyslaw von warmem Eifer für die neue Lehre erfüllt, dieselbe kräftig zu befestigen, gründet die Metropolitankirchen Gnesen und Krakau und außerdem noch sieben Bisthümer und viele Kirchen und Klöster, dotirte sie reich mit Gütern, Einkünften, Zehnten und Kirchengeräth; und der Adel stand nicht an, dem Beispiel seines Fürsten thätig zu folgen. Nicht genug den neuen Bau zu gründen und zu befestigen, es kam auch darauf an, in gleicher Weise das alte verdammliche Heidenthum überall auszurotten. Deshalb wurden nach einem strengen, im Einverständnis mit den Großen des Reichs und Erben des Landes vom Herzog erlassenen Befehl, die heidnischen Idole zerbrochen und die Bilder der alten Götter und ihre Tempel den Flammen überliefert. Wer jene noch fortan verehrte, sollte am Leben und Gute gestraft werden.

Der Herzog machte mit der Ausführung dieses Befehls in Gnesen selbst den Anfang. Wir erinnern uns, daß, als Lech, der vermeintliche Stammvater der Polen, zum ersten Male nach der Gegend kam, wo nachmals Gnesen von ihm gegründet ward, er

ein Schloß auf dem Lechberge und dabei zugleich einen Tempel erbaute, worin er Götzenbilder nach dem Wahnglauben der Heiden aufstellte. Dieser Tempel war ein rohes kunstloses Bauwerk *), jener rohen Zeit entsprechend, aus behauenen Feldsteinen, von sehr geringem Umfange, nur sechs und dreißig Ellen lang und zwölf Ellen breit, nicht nach architektonischer Regel mit Loth und Wage, sondern so nachlässig gemauert, daß die Umfassungsmauern dicker waren als die Fundamente. Mieczyslaw begann den Vertilgungskampf gegen die alten Götter damit, daß er ihre Bilder aus diesem Gebäude herausriß, in den nahen See Swiente (jetzt moorige Gärten an der Posener Vorstadt) versenken und den alten Tempel zerstören ließ. Dagegen baute er an dessen Stelle eine Kirche zur Ehre des Christengottes, und weihte sie dem heiligen Märtyrer Georg. Diese, von dem hohen Alter dem Untergange nahe gebracht, wurde im Jahre 1782 wieder hergestellt, jedoch so, daß noch die Spur des alten Umfangs zu bemerken ist, indem sie auf den alten Fundamenten, ohne daß diese ausgegraben oder verringert worden wären, auferbaut worden ist.

Im übrigen Reiche aber ging das Vertilgungswerk nicht so leicht und schnell von statten. Denn da fast in allen Städten und Dörfern dergleichen Bilder der Götter und Göttinnen standen, auch wohl an manchen Orten sich Widerspruch gegen den herzoglichen Befehl zeigte, indem das Volk nicht so bereitwillig dem alten Glauben entsagen mochte, so ward als letzter Zeitpunkt der vollständigen Ausführung der siebente März festgesetzt, an welchem Tage dann in ganz Polen alle Götzenbilder, nicht ohne Wehklagen Vieler, welche nur aus Furcht dem Herzoge gehorsamten, vernichtet wurden. Und mit solcher Strenge ward auf die Gebote der neuen Lehre gehalten, daß z. B. wer ertappt ward, in der Fastenzeit Fleisch gegessen zu haben, dem die Zähne ausgebrochen wurden. — „So — sagt Dietmar von Merseburg — ward das in diesen Gegenden neu verkündigte göttliche Gesetz durch solche äußere Gewalt besser, als durch die von den Bischöfen angeordneten Fasten und Bußübungen gefestiget.“

---

*) Monumenta eccles. metropol. Gnesnensis, per Martin Siemienski, praelat. custod. ejusd. eccles. Im Auszuge wiedergedruckt. Posnaniae 1823.

Soweit dasjenige aus Mieczyslaws Leben, was als der Schluß der polnischen sagenhaften Geschichte anzusehen ist, und den Uebergang zu der ferneren beglaubigten Historie bildet. Als Quellen der vorstehenden Erzählung haben uns Dietmar von Merseburg, Martin Gallus und Dlugoß gedient. Die ferneren Thaten Mieczyslaws, seine Kämpfe mit den Deutschen und slavischen Nachbarvölkern und seine mehr oder minder angezweifelten kirchlichen und Staatsinstitutionen liegen außer den Grenzen der gegenwärtigen Erörterung, und verweisen wir dieserhalb auf Schafarik, Slavische Alterthümer II. S. 368 — 377, und auf Röpells treffliche Geschichte Polens B. I. — Auf dem heidnischen Boden, der sich noch in dem Haarbeschneidungsfest und in der Vielweiberei Mieszkos kund giebt, erbaut sich unter eifrig geschäftiger Priesterhand die Bekehrungsgeschichte des Königs und seines Volkes zum christlichen Glauben und nimmt fast den Styl der Legende an. Nur schließlich führt Dlugoß (Hist. Pol. II. p. 94) uns noch einmal auf das Heidenthum durch die Bemerkung zurück, daß von jener Götzenvernichtung durch Mieczyslaw sich der zu seiner Zeit noch hier und da fortdauernde Gebrauch herschreibe, gewisse Bilder in Sümpfe und Seen zu werfen.

„Septima dies Martii ad confringendum abolendumque ea in universis Polonorum regionibus a Miecslao indicta est, qua adveniente quaelibet civitas, quaeque villa deorum suorum simulacra confringere et confracta in paludes, lacus et stagna prosequente utriusque sexus populo demergere, saxisque obruere, cultoribus deorum dearumque et iis praesertim, quibus sacra eorum erant quaestui profusius ingemiscentibus, illachrimantibusque non tamen quicquam metu praefectorum Ducalium mutare audentibus, coacta est. Quae quidem deorum et dearum idolorumque confractio et immersio, tunc facta apud nonnullas Polonorum villas, simulacris Dziewannae et Marzannae in longo ligno extollentibus, et in paludes in Dominica Quadragesimae Laetare projicientibus et demergentibus repraesentatur, renovatur in hunc diem, nec hujus consuetudinis vetustissimo effectus usque modo apud Polonos defluxit.“ — Der Chronist erläutert L. l. p. 38. die Marzanna durch Ceres und Dziewanna durch Diana. Mit besserem Recht aber finden Grimm und Schafarik in der ersteren eine Todesgöt-

tin, indem der Name vom polnischen marznąć, böhmisch mrznauti, russisch merznut, frieren, abzuleiten ist. Frost, Winter und Tod sind aber in der slavischen, wie germanischen Mythologie einander verwandte Begriffe. Die alten Slaven begannnen ihr neues Jahr im März, mithin in der Zeit, wo Mieczyslaw die Götzenvernichtung befahl, und welches dieselbe Zeit war, in welcher allgemein das Heidenthum in Schlesien, in der Lausitz und in Böhmen, so wie in Polen sein Frühlingsfest feierte, welches auch nach Einführung des Christenthums sich in dem volksüblichen Gebrauche des sogenannten Tod- oder Winter-Austragens in mannigfachen Formen erhielt, worüber das Nähere ausführlich von J. Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Ausg. S. 730—735 zusammengestellt ist. Allerdings mögen die christlichen Priester sich bemüht haben, dem Tode und scheidenden Winter, der in Gestalt von Puppen aus Stroh, Lumpen oder Tannenzweigen unter Jubel der Dorfbewohner in Wasser und Pfützen geworfen ward, den Begriff des nun abgelegten Heidenthums unterzuschieben, schwerlich jedoch hat diese Deutung im Volke Wurzel gefaßt, wie die auf uns gekommenen Reste dieser Gebräuche bezeugen.

Zehntes Kapitel.

Deutung der Piastensage.

Zum Schlusse bleibt noch Röpells Auffassung der Piastensage näher zu erörtern, der wir uns um so lebhafter entgegenstemmen müssen, je bedeutender derselbe sich als Historiker bewährt hat. Er sagt (l. c. I. S. 78, 79): „Piast ist ein Bauer, in engen Verhältnissen lebt er mit seiner Frau Repicza; ihm wird die Verkündigung der Größe seines Hauses; Zemowit, sein Sohn, zeichnet sich durch Thätigkeit und Tapferkeit aus, wird Kriegsführer seines Volks und zuletzt von demselben zum Fürsten erhoben. Das ist der im Ganzen dürre Inhalt der Sage, welche nur in der Schilderung von Piasts armem Leben und seiner Gastfreiheit eine poetische Füllung zeigt. Halten wir uns nun an diesen Inhalt, so gewinnen wir ebenfalls nichts weiter, als etwa die Andeutung, daß das piastische Fürstenthum aus der altslavischen Gemeinfreiheit — Piast,

der Vater des ersten Fürsten als armer Bauer dargestellt — durch Kriegsbedrängnisse hervorging, welche einen tüchtigen Führer an die Spitze seines Stammes brachten, der dann seine Führerschaft in eine fürstliche Häuptlingsstellung verwandelte. — Erinnern wir uns aber, daß der Sagenkreis von Leschek uns das Geschick des lechitischen Stammes als eines Ganzen, seine ursprüngliche Einheit und seine Zerspaltung in viele kleinere Zweigstämme darstellte, und sehen wir dann zu, ob nicht vielleicht die Piastensage uns etwa die Schicksale des polnischen Stammes überliefert, so gewinnt wirklich diese Sage einen weitern Inhalt. Piast ist der Sohn des Choscisko, d. h. des Wanderers (choditi, chodzic, gehen, wandern), er selbst ein Bauer (den Namen Piast wage ich sprachlich nicht zu erklären, vielleicht hängt er mit piastować, pflegen, kultiviren, zusammen, so daß Piast Einer, der das Land pflegt, kultivirt, also ein Bauer heiße. Der Name Repta, Repicza, Brzepicza, könnte an rzepka, die Rübe, rzepnisko, ein Rübenbeet, erinnern; doch bleibt die Anwendung von dieser Etymologie auf den Namen der Frau des Piast, als sei sie die Gartenpflegerin, während er den Acker pflegt, immer gewagt). — Piasts Sohn heißt dann Ziemowit, d. h. der Landeroberer; der Enkel Zemimysl, d. h. der Landordner; der Urenkel Miesko, Mieczyslaw, mit welchem die Sage bereits in die geschichtliche Zeit tritt. Uebersehen wir diese Namen, so scheint kaum zu verkennen, daß eben auch diese Sage die Zustände des polnischen Volks ganz abstract unter den Namen der Fürsten personificirt hat: die Einwanderung, die erste Niederlassung, die weitere Eroberung des Landes, endlich die Einrichtung des neuen Gemeinwesens. — Zwischen Ziemowit und Ziemomysl schieben Gallus und Kadlubek noch den Lestik, Lestko ein; aber schon der Umstand, daß sie gar nichts Besondres von ihm zu berichten wissen, zeigt in Verbindung mit dem übrigen Fortschritt in den Namen, daß dieser eingeschoben sein wird, um die Fürstenreihe etwas länger zu machen."

Was zunächst Röpell oben im Anfang als poetische Füllung, also als Werk frei dichtender Phantasie und willkürlicher Erfindung bezeichnet, ist nach dem in den vorigen Kapiteln Angeführten nichts weniger als das, vielmehr Ueberrest und Zeugnis slavischen Heidenthums und echter Tradition.

Demnächst aber hüten wir uns, angelockt von verfänglicher

Namen-, Wort- und Sylbenklauberei, mit den alten Chronisten, von denen Schafarik in gerechtem Mißmuth rügt, daß diese Polen nicht einmal polnisch verstanden hätten, auf dieselbe Stufe der Unkritik zu treten! Wie wenig auf solche Namendeutung zu geben ist, die freilich bei den Chronisten des Mittelalters bis zum Ueberdruß und Lächerlichen beliebt war, zeigt die große Verschiedenheit ihrer Ableitungen untereinander und von denen neuerer gediegener Slavisten.

1. Chosciško.

Bei M. Gallus, Kadlubek und Boguchwal, lautet der Name nach den Handschriften verschieden: **Chosisco**, **Chossisco**, **Choszysto**, **Chosischo**, **Chosisstco**, **Choszyszco**, **Chosziszco**, **Cosziszco**, **Cossico**, ja sogar **Cchosficio**! Boguchwal sagt: **Chosziszco ex eo quia paucos pilos oblongos in capite habebat; Chosziszco enim scopa dicitur, unde chosziszco diminutivum quasi scopula parva fuerat.** „Er dachte an **koštiště** (Besen), vom Stamme **kost** (**keř**, Busch) *). Schafarik schreibt **Chostisko**, „richtiger **Kościuszko**." — Nach der Ueberschrift **L. I. c. 1** bei M. Gallus war auch Popiel **Chosisco** zubenannt, obwohl er den Piast auch ausdrücklich **filius Choszyzconis** nennt, der jedoch auch nach ihm nicht Popiels Sohn ist. Kadlubek hat den Namen weder bei Popiel, noch bei Piast; sein Kommentator schreibt den Boguchwal ab; Dlugoß nennt den Popiel **Chwostek, quod significat vilem, attritum et deformem scopam**; — den Namen des Vaters von Piast verschweigt er. Vom Herzog Mieczyslaw von Mazovien (**ad an. 1237 L. VI. p. 658**), bemerkt er jedoch: **propter mentem capitis parum sanam appellatus Chosesiko.** Die Ableitung Röpells von **choditi**, **chodzic**, gehen, wandern, hatten wir oben.

2. Piast.

Nach Röpells selbst nur als unsicher hingestellten Vermuthung soll er mit **piastować**, kultiviren, zusammenhängen. Nach Schafarik (l. c. S. 361) würde er altczechisch **Pěst**, neuczechisch **Pjst** heißen. Boguchwal sagt: **Hic ob hoc dictus Pasch** (zu verbessern in **Pasth**) **est, quia fuit statura brevis sed robustus corpore et decorus aspectu.** — Andere haben, um den Namen zu er-

---

*) Schafarik, Slavische Alterth. II. S. 353.

klären, daraus einen Wagner gemacht (polnisch **piasta, i. e. modiolus**, czechisch **pjist, i. e. modiolus, pavicula, tudicula.** M. Gallus schreibt (**ed. Bandtkje**) **Pazt**, Kadlubek **Piast.**

3. Semowit.

Sein Name ward schon oben als der sieghafte Sproß, der Same zu Siegen, S. 89 erläutert.

4. Leszek IV.

Sein Name wird einstimmig, nach Schafarik **l. c. II.** S. 361 jedoch ungenügend, durch **astutus**, listig, erklärt. Ihn aus der Königsreihe hier mit Röpell auszustreichen, fehlt es an genügendem Grunde, da auch M. Gallus ihn aufgenommen hat, dem eine Geschichtsmacherei, wie seinen Nachfolgern, nicht vorzuwerfen ist.

5. Semimysl.

Bei Gallus **Semimizl, Szemimizl, Zemimizl.** Schafarik (**l. c. II.** S. 369) nennt Boguchwals Erklärung: **Zemomisl, quod interpretamur terras praecogitans**, verkehrt; er schreibt: Semomysl. Kadlubek und Dlugoß: **Zemomysl, i. e. terram recogitans.**

6. Mieczyslaw.

Dietmar von Merseburg schreibt **Misecko**; M. Gallus **Methko, Mestko**; Kadlubek, **L. II. Ep. 10. Dictus est Mieszko, i. e. turbatio, quia caeco nascente parentes turbati sunt etc.** Darnach wäre er also ein anderer Tristan. Boguchwal **p. 24. Poloni — — — turbati dicebant: ecce, iterum mieszka in regno! Mieszka id est confusio, seu turbatio aut commotio dicitur.** Dlugoß schreibt **Mieszko** und giebt dieselbe Erklärung **I.** S. 87. Dagegen erklärt er den bei der Taufe angenommenen Namen **Miecslaus** S. 58. **quod significat: iturus in proelium.** Andere nennen ihn **Mezzlaus, Mazslaus, Mezslaus**; Naruszewicz: **Mieczyslaw.** In einer gleichzeitigen Quelle, der **Donatio civitatis Schinesghe (Gniezno,** Gnesen), **Joannis XV. an. c. c. 991 (ap. Muratori, antiqu. Ital. med. aevi. T. V. 831)** wird **Misica** durch **Dagon** wiedergegeben, nach Schafarik (**l. c. II. 370, 373**), der alle übrigen Erklärungen für grundloses Geschwätz erklärt, Uebersetzung des polnischen **Mečislaw** (deutsch Schwerdtesruhm, althochdeutsch **degan**, slavisch **mečnik**, vergl. das deutsche **degen**, das französische **dague**, das spanische **daga**, mittellateinisch **dagge, pugio**). Nach demselben ist **Mieszko** die Abkürzung des Namens

Metschislaw, Metschko, č in š verwandelt Meschko (wie **Lešek, Leško, Leška**).

Wähle man nun unter diesen verschiedenen und größten Theils höchst unsicheren und schwankenden Bedeutungen der Namen, wie sie dem jeweiligen Zweck am diensamsten scheinen mögen, was denn noch Anderes bezeichnen sie, als Eigenschaften und Beschäftigungen, von denen stets bei allen Völkern die meisten Personennamen entlehnt sind? Dürfen wir bei den vielen mythologischen und nationaleigenthümlichen Anhalts- und Vergleichungspunkten, und dem ausdrücklichen Zeugnis des Martin Gallus annehmen, daß die Sage überhaupt gemacht und absichtlich erfunden sei? Wie ist es glaublich, daß die dichtende Phantasie eines Volks seine Vorzeit so eisig kalt, so erstaunlich abstract aufzufassen und darzustellen vermöchte? Die Geschichte bietet kein ähnliches Beispiel. Wer war in Polen im neunten oder zehnten Jahrhundert fähig, mit so kalter Reflexion und mit so klarem Ueberblick der Volksentwickelung längst verflossener Jahrhunderte die Geschichte durch bezeichnende Fürstennamen darzustellen, zumal bei einem Volke, dem historische Wissenschaft und Neigung dazu entschieden fremd war, und das sogar erst in neuester Zeit sich fast krampfhaft aufgerafft hat, von seiner Vorzeit zu retten, was noch zu retten ist? Nicht heidnische Priester können die Sage also gebildet haben; wir müßten dann Spuren eines Göttermythus darin erkennen können; nicht Gelehrte, denn deren gab es nicht; nicht Sänger, wie die Barden, Skalden oder Rhapsoden anderer Völker, denn auch von ihnen findet sich bei den Polen keine Spur. Röpells Ansicht ist die Frucht des fortwirkenden Mißgeschicks, daß die alte echte polnische Nationalsage nur durch Historiker, und zuweilen, mit Ausnahme von M. Gallus, der zweideutigsten Art, aufbewahrt ward, die sie lediglich benutzten, um die Lücken der Geschichte damit auszufüllen, die demgemäß von dem blühenden Baume der Tradition alles Laub und alle Blüten abstreiften, um einen glattgehauenen dürren Merkpfahl für ihre Regentenregister daraus zu gewinnen und die den Zauber der poetischen Anschauung durch die nüchternste Prosa zerstörten.

Wir verwerfen die Ossolinskische Sucht, der Sage das phantastische Faltengewand abzustreifen, um sie in der wenig erbaulichen historischen Nacktheit zu erblicken; aber wir sträuben uns in gleicher Weise, sie durch die geschichtsphilosophische Retorte zu einem

leichenhaften Abstractum hinschwinden zu lassen. Welche historische Thatsachen ihr auch mögen zum Grunde gelegen haben, welche Deutung ihr auch mittelalterliche Priester und neuzeitige Philosophen mögen gegeben haben: nach Form und Inhalt bleibt sie uns immer nur eine aus der slavischen Heidenzeit herrührende Tradition, welche nicht ex post erfunden, sondern bei den polnischen Stämmen von Geschlecht zu Geschlecht durch den Mund ehrwürdiger Männer, deren Herz warm schlug für die Größe und Herrlichkeit ihres Volks, sich fortpflanzte und so die Stelle der Geschichte seiner Vorzeit vertrat: sich erweiternd und fortbildend, wie jede mündliche Erzählung, nicht absichtlich, sondern unbewußt, kraft des Nahrungsstoffes, der aus dem schöpferischen lebendigen Volksgeiste ihr zufloß: nicht Allegorie oder Mythus, noch Philosophem, sondern ein Kind treu genährt vom Volksglauben, geboren und erwachsen auf polnischer Vatererde, gereift in der Religion und unter den Sitten des mitlebenden Volkes.

Nicht ist uns mehr vergönnt, die Sage — und es gilt dies nicht allein von der Sage der Piasten, sondern auch von jener bis zu Krak und Vanda hinauf — in ihrer reinen Ursprünglichkeit und Fülle zu erblicken; der Nebelduft einer mehr als tausendjährigen Ferne umhüllt ihre heroische Lichtgestalt, und nur wie ein luftiger Schatten umschwebt sie die alte Heimat, die in reuiger Wehmuth ihr die eigene Grabschrift entgegenruft:

Nunc humilis veteres tantummodo Troja ruinas,
Et pro divitiis tumulos ostendit avorum.



III.

Ueber den Antheil der Frauen an der Dichtkunst des 17. Jahrhunderts.

Vorlesung am 13. Jan. 1848 bei der Stiftungsfeier der Berliner deutschen Gesellschaft.

Wenn wir uns bei unsern Festversammlungen der Gegenwart der Frauen erfreuen; so wird es nicht nur keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ich mir heut erlaube, auf das hinzuweisen, was von Frauen für die Dichtkunst in unsrer Muttersprache geleistet worden ist; sondern man muss sich wundern daß noch Keiner unsrer Vortragenden diesen Gegenstand für seine Vorlesung gewählt hat. Schon hieraus aber sehen wir, daß dies Feld noch wenig bearbeitet worden ist, und in dieser Beziehung wird der Vortragende die verehrten Zuhörerinnen um Verzeihung bitten müssen, wenn auch er kein durchgeführtes Bild seines Gegenstandes geben kann, da uns nur wenig Quellen zur Hand sind, hier etwas Vollständiges zu liefern.

Wie hoch aber von den ersten Anfängen des deutschen Volkes an das Geschlecht der Frauen ist gehalten worden, wie unsere Vorväter in ihnen etwas Göttliches gesehen und auch in dieser Hinsicht als dem Christenthum näher stehend erkannt worden sind als jedes andre Volk; wie die ganze Zeit des Minnegesanges das Geschlecht in tausend Zungen verherrlicht und hoch geehrt hat: so finden wir doch bis zu den Zeiten der Reformation keine Dichterinn des deut-

schen Volkes genannt, wenn nicht die Velleda der alten Deutschen in der nordischen Völuspasage als solche angesehen werden sollte. — Denn wenn der galante Lehms in seinem Werke: „Teutschlands galante Poetinnen" die Windsbeckin „als Ehegemahlinn des unter Kaiser Friedrich Barbarossa berühmten Ritters und vornehmen Ministers als eine vortrefflich-moralische Poetin, welche gar herrliche Vermahnungen an ihre Tochter geschrieben," darstellt und von ihr weiß: „daß sie zur Kaiserlichen Hofmeisterinn declarirt und die Ehre gehabt bei denen angestellten Spielen, worinnen man um den Preis der edlen Poesie stritt, den Siegern die Kränze ausgetheilet": so möchte das jetzt wohl keiner mehr Goldast nachschreiben, abgesehen davon, daß die Lehren der Windsbeckin jünger als Barbarossa sind und ins 13. Jahrhundert gehören. — Aber überhaupt finden wir zur Zeit des Minnegesangs so wenig als in den folgenden Jahrhunderten eine Dichterinn erwähnt, und auch Klara Hätzlerinn (in Prag) aus Augsburg hat ihr sogenanntes Liederbuch von 1471 nicht gedichtet, sondern nur gesammelt oder abgeschrieben.

Erst als die Glaubensbesserung ein neues Leben auch in den Herzen der Frauen entzündete und deutsche Lieder in den Kirchen gesungen wurden, da hören wir auch zuerst Frauen einstimmen in den heil. Gesang. — Eine Königinn ist es, welche zuerst in tiefer Herzensbedrängniss zu frommem Liede den Mund öffnet. Maria, Kaiser Karls V., des Bedrängers der Evangelischen, fromme Schwester, Königinn von Ungern, Luthers Freundinn, hat unter manchen Anfechtungen ihr gläubiges tiefbetrübtes Gemüth in dem schönen Liede: „Mag ich Unglück nicht widerstahn" ausgeschüttet, vielleicht zur selben Zeit, als ihr Bruder zu Augsburg den Glauben zerstören wollte, in welchem sie allen Trost fand. Ihr aber gesellt sich eine andre fürstliche Frau zu, die edle Churfürstinn Sibylle von Sachsen, welche die Klage um den gefangenen und verstoßenen Gemahl in einem Liede ausströmt, wenn wir nicht annehmen wollen, daß dies nur in ihrem Sinne gedichtet sei. Aber nach diesen Erscheinungen wird es wieder auf dem deutschen Parnass still von weiblichen Stimmen, und erst als im 17. Jahrhundert durch Opitz der Dichtkunst ein neuer Weg gebahnt und sie aus tiefer Verachtung wiederum auf die Höhen des Lebens gehoben wird, sehen wir auch wieder Frauen in die Reihen der Dichter treten.

Und um die mir heut zugemessene Zeit nicht zu weit zu überschreiten, sei es mir erlaubt meinen ausgebreiteten Gegenstand zu beschränken und nur zu reden

von dem Antheil, welchen die Frauen des 17. Jahrhunderts an der Dichtkunst genommen haben.

Freilich mögen wohl viele, vornehmlich in den Wehen des 30jährigen Krieges, in frommen und tröstenden Gesängen Kraft und Ergebung gefunden haben, welche uns nicht bekannt worden sind, und eben so sind uns auch viele Namen von Dichterinnen genannt, welche uns aber nichts hinterlassen haben, woran wir den Gehalt ihrer Dichtkunst prüfen könnten, daß schon dadurch die Reihe der Dichterinnen uns zusammenschmelzen wird; aber immer werden uns noch so viele zu erwähnen übrig bleiben, daß wir erkennen müssen, welche weite Verbreitung die neu erwachte Dichtung auch unter dem schönen Geschlechte gefunden hat.

Sehen wir freilich auf die Dichtkunst dieses Zeitalters, so wird sie unserm Geschmack im Allgemeinen nur wenig zusagen, weil die breite und langweilige Art der Darstellung und der allgemein angenommene Alexandrinervers, den man sogar, als hätte man alles Gehör verloren, im Sonett anwendete, unserem Ohr und unserem gewohnten kürzern und kernigen Ausdruck wenig zusagen; weil auch nicht allein die Form, sondern noch mehr das innere Wesen der Dichtkunst dieser Zeit des wahrhaft Dichterischen oft allzusehr entbehrt und endlich auch das Gelegenheitsgedicht, nicht das von Göthe gerühmte, sondern das bestellte oder was gleich ist, das erpresste, welches den Dichtern selbst zur Last und zum Jammer wird, wie es uns Simon Dach in treuherziger Verzweiflung schildert, so allgemein verbreitet ist. So durchgreifenden Mängeln wird dann freilich auch die Dichtkunst der Frauen dieses Zeitalters unterliegen.

Nur eine Gattung der Dichtkunst, weil sie auch rein deutsch war und nicht äußerlicher Sitte und der Schmeichelei und Fremdthuerei zugänglich, nicht aus Kriecherei und äußerm Drängen, sondern aus des Herzens tiefstem Bedürfniss und aus treuem frommem Herzen hervorgegangen war, nehmlich das evangelische Kirchenlied, hat sich schön und rein in dieser Zeit erhalten und ihm haben sich auch die Frauen am meisten ergeben. Neben diesem finden wir von ihnen vornehmlich noch Lieder und Oden, Sonette, das Lehrgedicht

und Gelegenheitsgedicht nach Opitzens Vorgange und die Heroide oder den Heldenbrief nach Hofmannswaldaus Beispiel behandelt.

Wir wissen, daß in der Zeit des 17. Jahrhunderts, als unser Vaterland eine lange Zeit ein Raub der Fremden gewesen, in vielen Herzen das Vertrauen zum eignen Vaterlande untergegangen war und eine unwürdige Sprachmengerei, wie wir sie leider! noch immer nicht losgeworden sind, vornehmlich nicht in wissenschaftlichen Schriften, unsre hohe edle Sprache völlig zu ersticken schien, mehrere Sprachgesellschaften sich bildeten, deren Zweck vor Allem war, vaterländische Gefühle in die Brust der Deutschen zu pflanzen und deutsche Sprache, Sitte und Dichtkunst neu zu beleben und zu gestalten.

Diese Gesellschaften mussten auch dazu beitragen, die Frauen für die Dichtkunst zu gewinnen, obgleich nur eine dieser Gesellschaften eine größere Zahl Frauen in sich aufgenommen hat. Denn es war etwas vom Nachklange jenes arabischen Ausspruchs: *) „daß man die Henne erwürgen müsse, welche singen wolle wie der Hahn" auch wohl in manchem Deutschen übrig geblieben und es schien Vielen gegen die Sittsamkeit und Schüchternheit des Geschlechts zu streiten, wenn eine Frau öffentlich als Dichterinn auftreten wollte. Da aber viele Fürstinnen vorangingen und allmählich die Ordensgesellschaften sich ihnen auch öffneten, finden wir bald, vornehmlich gegen das Ende des Jahrhunderts, eine große Zahl Dichterinnen.

Philipp von Zesen, der viel Geschmähte und viel Gelobte, war der Erste, welcher in seine deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft Frauen aufnahm. Diese Gesellschaft war am 1. Mai oder Rosenmonat des Jahres 1643 auf Zesens Veranlassung mit Dietrich Peterson in Hamburg gestiftet worden. Am dritten Tage gesellte sich ihnen Johann Christoph von Liebenau aus Preußen und ein Jahr später Gottfried Hägenitz aus Görlitz zu. Von nun an fing aber die Gesellschaft an so mächtig zu wachsen, daß man sie in vier besondre Zünfte: die Rosen-, Lilien-, Näglein- oder Nelken- und Rautenzunft theilen muste. Das

---

*) Urtheil des arabischen Dichters Pharezdaki, als ein schönes Gedicht einer Araberinn gelesen wurde. S. Morhof Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie. S. 404.

allgemeine Ordenszeichen war ein Rosenstock mit drei großen weißen Zibeth- oder Balsamrosen, wovon eine völlig, die andere nur halb aufgeblüht, die dritte noch ganz Knospe war, alle aber in einem lichtblauen Felde von den Strahlen der Sonne beleuchtet wurden. Doch blieb späterhin dies Zeichen allein der ersten oder Rosenzunft eigen, welche in neun Zunftsitzen neun mal neun Zunftglieder umfaßte. Die Lilienzunft hatte sieben Zunftsitze zu sieben Zunftgenossen und ihr Sinnbild war die weiße gefüllte oder vollblättrige Lilie. Fünf Zunftsitze zu fünf Zunftgenossen nahm die Nelkenzunft ein und führte als Sinnbild das weiße vollblättrige Näglein. Diese drei Zünfte, zusammen mit 155 Mitgliedern, waren 1678 vollzählig, daß noch die vierte, die Rautenzunft, gebildet wurde, welche nach dem Vorbilde der Stadt Gottes aus zwölf Zunftsitzen zu zwölf Mitgliedern bestehen sollte, aber wohl nie völlig zu Stande gekommen zu sein scheint. Der Rautenstock mit seiner goldgelben Herzblüthe war ihr Sinnbild. — Jedes Mitglied mußte ein mit der Hauptblume seiner Zunft verwandtes eignes Sinnbild und einen besondern Gesellschaftsnamen annehmen. Das Ordenszeichen jeder Zunft war ihre Blume, auf einem goldnen oder silbern-vergoldeten Brustpfennig, welcher an einem, an Farbe damit übereinstimmenden Bande getragen wurde.

Diesen Orden nun machte der Stifter Philipp von Zesen, der Färtige genannt, welcher überhaupt durch geistliche Gedichte und Erbauungsbücher die Hochachtung der Frauen sich erworben hatte und als Hauptbeschützer weiblicher Talente dastand, auch den Frauen zugänglich, während sein heftiger Gegner, Johann Rist, den seinigen, den Schwanenorden an der Elbe, auf immer den Frauen verschloß.

Es werden uns aber zwei Dichterinnen genannt, welche dem Orden angehörten: Catharina Regina von Greiffenberg, geborne Freiherrin von Seyssenegg, welche unter dem Namen „der Tapfern“ Obervorsitzerinn der Lilienzunft, und ein Fräulein von Feldheim, welche unter dem Namen der Klugen, Oberzunftmeisterinn der Nägleinzunft gewesen ist.

Catharina Regine von Greyffenberg lebte größtentheils in Nürnberg und dichtete Sonette, Lieder und Gedichte zu gottseligem Zeitvertreib, welche ihr Vetter, Hans Rudolf von Greyffenberg, Freiherr von Seyssenegg, 1662 zu Nürnberg, 12. herausgegeben hat.

Sie schrieb auch: Teutsche Uranie, oder geistliche Betrachtung von der Geburt und Jugend des Herrn Christi, in 12 Meditationen, Nürnb. 1678, 8. — Passionsbetrachtungen in 12 Sinnbildern; Neustadt 1653, 8. (Nürnb. 1672 und 1683 neu aufgelegt). — Siegessäule der Buße und Glaubens wieder den Erbfeind christlichen Namens; Nürnb. 1672, was der Freiherr von Stubenberg ein Helden- und Engelwerk nennt, und es könnte sein, daß ihr eben dieses den Namen der Tapfern verschafft hat, wenn sie nicht früher schon, doch nicht vor 1669, der Rosengesellschaft angehört hat. In Valvasors Ehre des Herzogthums Crain, einer Chronik dieses Landes, finden wir von ihr ein Gedicht zur Ehre dieses Buches und Landes, freilich auch in Alexandrinern, woraus wir folgende Proben als Beispiel ihrer Dichtungen herausnehmen. Es ist das Lob ihrer Freundinn, Frau Maria Isabella, Gräfinn von Zinzendorff, geborne Gräfinn von Lamberg aus Crain, welche sie also besingt:

Ich selber hab gekennet
Sehr viel! In allen war ein Geist der Lieblichkeit,
Der Freundschaft süße Seel, ein Herz, da Liebe brennet
In tugendlicher Flamm, voraus die Zier der Zeit,
Crains Krone, Ehr' und Schmuck, die Freundinn meiner Sinnen,
Die nicht nur bloß allein ihr auch mein Vaterland
Mit ihrer Tugend ziert; derwegen diß Beginnen *)
Vor alles mich erfreut, weil sie dadurch bekannt.
Der Frühling Lilien-Weiß von ihrer Schönheit blühet,
Im Sommer sich die Erndt des reifen Geist erweist
Der im Verstand und Hitz auf Serafinisch glühet,
An Klugheit, Schön und Schärf sich übertrefflich preist;
Durch Wohlbelesenheit ist wie ein reiner Spiegel
Ihr Wissenschaft erfüllt mit allerlei Geschicht,
Die im Gedächtniß auch verharren ohne Flügel
Die und mehr Tugend noch die Lobes-Cron ihr flicht
Durch treuer Freundin Hand, die Laybach lobt und liebet
Vor diese Freundschaft Blum, die es hervorgebracht.

Eine größere Reihe von Dichterinnen treten uns aber im Pegnitzischen Blumenorden entgegen. Dieser Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz war von Georg Philipp Harsdörfer und seinem Freunde Johann Klai im Jahre 1644 bei

*) Nemlich das Werk Valvasors.

dem Vermählungsfeste eines Doppelpaars, Herrn Carl Erasmus Tetzel von Kirchensittenbach mit Fräulein Anna Felicitas Haller von Hallerstein, und Hrn. Hieronymus Wilh. Schlüsselfelders mit Fräul. Maria Salome Tetzel von Kirchensittenbach, gestiftet worden. Beide Freunde hatten ein Schäfergedicht zu diesem Feste gedichtet und dem, welchem der Preis zuerkannt würde, sollte ein Lorbeerkranz mit Blumen unterbunden zuertheilt werden. Keiner aber wollte sich den Kranz zusprechen. Da löste Harsdörfer das Band des Kranzes und ließ aus den Blumen und Gewächsen derselben Klai eine auswählen, welcher den Klee nahm, während Harsdörfer eine Maiblume wählte, dann den Kranz wieder zusammenband und am Bande aufhängte. Die Blumen, sagte er, sollen das Merkmal unserer Hirtengesellschaft sein, welche forthin die Gesellschaft der Blumenhirten heißen mag. Wird aber in Zukunft einer oder der andere Liebhaber deutscher Sprache zu uns treten, der soll mit einer Blume aus jenem Kranze beschenket und in unsre Gesellschaft aufgenommen werden. Weil aber die Blumen verdorrten, so sollte jede auf ein weißes Band mit Seide und zwar an dem einen Ende des Bandes, an dem andern der Hirtenname des Mitgliedes gestickt werden. Harsdörfer hieß nun Strephon und Klai Claius. — Wie treulich aber der Orden auch die Hirtenpoesie zu üben hatte, war doch sein Hauptzweck als Sprachübung, Gottesehr und Tugendlehr, aufgefasst worden und er neigte sich ganz zur geistlichen Dichtung hin, wie denn auch die Passionsblume oder Grenadilla, welche aus Peru nach Spanien und von dort nach Deutschland gekommen war, das zweite Sinnbild des Ordens wurde und die Anspielung auf Christus den Hirten, der unter den Rosen weidet, immer durchscheinet. Dies Alles musste nun auch die Frauen anziehen und es war natürlich, daß der Schäfer seine Schäferinn mit in den Orden zog und mit ihr in dem von dem Orden nachher erworbenen Irrhain oder Irrgarten, worin den Hirten besondere Hütten aufgerichtet wurden, lustwandelte. Es werden aber unter den Schäferinnen genannt: Diana I., Silvia, Dorilis, Magdalis, Daphne, Mornille, Celinde, Florinde, Philinde, Dorinde, Diana II., Erone, Chlorinde, Amaryllis, Albanie, Amorillis, Doris, Regilis und Phöbe, also 19, von denen wir nur die bedeutendsten hervorheben wollen.

Diana I. war die Gattinn eines Herrn Nikolai, Canzlers in Stade, welche, wie es scheint, durch Johann Rist Harsdörfer bekannt wurde, welcher sie in den Orden aufnahm. Siegmund von Birken, Floridan, hat sie besonders besungen und nennt sie die edle Pegnitzschäferinn, den Preis von Cimbrien; doch hat Herdigen in seiner Geschichte des Ordens uns wohl Proben aus den Gedichten auf sie, aber leider! nicht aus ihren eignen Liedern aufbehalten.

Silvia, Frau Katharina Margaretha Dobenecker, war die Gattinn des brandenb.-baireuthischen Kammerraths Joh. Baptist Dobenecker, und wurde 1668 in den Orden aufgenommen. Ihre Blume war amara dulcis oder Je länger, je lieber, mit der Beischrift: Suchend was droben ist und der Erklärung:

Je länger man denket an himmlische Freuden,
Je süßer das Denken, je lieber es ist.
Mein Herz sich dessen hier tröstet im Leiden,
In Hoffnung des süßen das bittre vergisst,
Ich werde je länger, je lieber mich üben
In Proben, was droben zu suchen, mich üben.

Mit dem zweiten Vorsitzenden der Gesellschaft, Floridan, Siegmund von Birken, stand sie in beständigem Briefwechsel, und er hat seinem Guelfis oder Niedersächsischen Lorbeerhain ein langes Gedicht von ihr vorangesetzt, welches mit folgendem Sonett endigt:

Wie, daß ein Birkenbaum uns jetzund Früchte bringet,
Der sonsten fruchtlos ist, und ohne Nutzen blüht,
An dem man Blätter nur im ganzen Sommer sieht,
Hat ihn denn die Natur verwandelt und verjünget?
Seht hier, was edle Frucht aus diesem Baum entspringet,
Was Wunder, daß ein Stamm der Birke Lorbeern zieht,
Ein ganzer Lorbeerhain aus ihme blüht und glüht,
Dem nichts die Zierde raubt, den keine Zeit bezwinget.

Du edler Birkenbaum, sei immer frisch und sprosse
In Lorbeerbäumen aus, und alles überschosse,
Beziere du das Feld, wie andre sonst den Wald,
Und gönn' den Schatten nur, dem, der sich mit beglänzet,
Dein edler Wipfel sei mit Immergrün bekränzet,
Also dein Ruhmgerücht in aller Welt erschallt.

Sie starb 1683 und ist auch nach ihrem Tode als eine mit Ruhm gekrönte Poetinn gepriesen worden.

Dorilis, Frau Maria Catharina Stockfleth, geborne Frisch aus Nürnberg, Gattinn des Lic. Heinr. Arnold Stockfleth, Brandenb.-Baireuthischen Generalsuperintendenten, war kaiserlich gekrönte Dichterinn und wurde 1668 in die Blumengesellschaft aufgenommen. Ihre Blume war Vergißmeinnicht! mit der Beischrift: des Himmels Gegenhall, und der Erläuterung:

Vergiß mein nicht! diß ist ein Wort für deine Kinder,
Ich hör, mein Gott! die Stimm gehört für mich nicht minder,
Sie dringet in mein Herz, es folget diesem Schall
In mir: Vergiß mein nicht! des Himmels Gegenhall.

Es ist von ihr ein Gedicht in Floridans Todesgedanken, ein Sonett vor dessen Guelfis, ein Glückwunschgedicht auf Silvia, als sie in den Orden trat, und Andachten aus dem Müllerschen Erquickstunden in Verse gebracht übrig, wie sie an dem geistlichen Gedicht Makarie das Meiste gearbeitet hat. Sie starb 1692. Wir führen als Probe ihrer Dichtungen das oben erwähnte Sonett an, weil es uns das geübte Ohr der Dichterinn zeigt, welche hier nicht den schwerfälligen Alexandriner, sondern statt dessen den vierfüßigen Trochäus gewählt hat:

Der, so Daphne pflag zu lieben
Bleibet ihr noch heut geneigt,
Denn der Göttersinn nicht weicht.
Ist sie gleich ein Baum geblieben
Der nur Blätter hat getrieben,
Liebt doch Phöbus was ihr gleicht,
Lorbeerlaub Ihn stets bezweigt.
Was von Lorbeern hier geschrieben,

Floridans gelehrtes Sinnen,
Schwingt sich auch zur Götter-Zinnen,
Will des Phöbus Opfer seyn,
Der selbst Wunder-Fürstlich singet
Und mit Davids Harfe klinget
Liebet diesen Lorbeer-Hain.

Auch in dem Lobgedicht auf Silvia verlässt sie den Alexandriner und wählt den Daktylus oder Anapäst:

Wie seh' ich die zierlichen Haare umwunden
Mit Lorbeer, der Dichterkunst herrlichem Preis?
Die zartesten Hände vom Bande gebunden,
Das keine berühret ohn Arbeit und Fleiß.
Sind dann im Geschlecht verachteter Frauen,
Jetzt Kronen und Kränze der Künste zu schauen?

Ja! Sylviens göttlich-begeisterte Flammen,
Verdunkeln nicht wenig den Dichtern ihr Licht
Die Tugend ist selbsten von weiblichem Stammen
Wer sollte nicht ehren ihr kluges Gedicht?

Magdalis, Frau Regina Magdalena Limburger, war die Gattinn des dritten Vorsitzenden der Gesellschaft, welcher Siegmund von Birken 1607 folgte. Er hieß Myrtillus II., war Pastor der Gemeine zu Kraftshof *), eine kleine Meile von Nürnberg, und legte 1676 den Irrhain der Gesellschaft an, welcher ihr bis zu unsrer Zeit geblieben ist. Seine Gattinn wurde sechs Jahre nach ihm 1668 in den Blumenorden aufgenommen und ihr die Dreifaltigkeitsblume mit der Beischrift: „im Herzen" gepflanzet, beigelegt. In Floridans Todesgedanken und seinem Niedersächsischen Lorbeerhain finden wir einige Gedichte von ihr. Sie starb 1691.

Auch Daphne, Frau Barbara Juliane Penzel, geborne Müllner aus Nürnberg, Gattinn des gräfl. Hohenlohe-Pfedelbachschen Hofdiakonus und Consistorialassessors Conrad Penzel, war kaiserlich gekrönte Dichterinn und hat in Floridans Todtenandenken und seinem Guelphis Gedichte hinterlassen, eine Müllersche Erquickstunde in ein Lied umgesetzt und im Altdorfschen Gesangbuche: Neu erweckte himmelschallende Liederfreunde, 1604, 12., das Lied: „Meiner Seele müder Fuß hat der Ruh nun Ueberfluß" gedichtet. Ihre Blume war das Lorbeerkraut mit der Beischrift: „ewig gekrönt zu werden." — Sie wurde 1668 in den Hirtenorden aufgenommen und starb 1674.

Mornille. Frau Gertraud Möller, geb. Eifler aus Königsberg i. Pr., war die Tochter des Professors M. Eifler und Gattinn des Professors der Medicin Dr. Peter Möller daselbst. Sie hatte etliche hundert Sonett- oder Ringeloden, auch vier Theile Arien, jeden zu 60 Oden, und ein Werk von der Rose in Saron gedichtet und war ebenfalls kaiserlich gekrönte Dichterinn. Sie wurde 1671 in den Orden aufgenommen, und ihr der aus ihren Namen Möllerinn versetzte Schäfername Mornille gegeben, mit der Blume Ehrenpreis oder Veronica und der Beischrift: „des Himmels im Herzen gebildet." Der gelehrte Morhof sagt von ihren Oden (S. 403 seines Unterrichts von der deutschen Sprache

*) Er disputirte auch: de descensu Christi ad inferos cf. Prof. Omeis de claris quid eusdam, Noriberg. p. 76.

und Poesie): sie sind so wohl gesetzet, als sie der beste Poete setzen mag. Es fehlet hier nicht allein nichts an Erfindung, an Eigenschaft und Zierlichkeit der Rede, an gehöriger Kunstrichtigkeit, sondern ich darf kühnlich sagen, daß sie einigen Dichtern unsrer Zeit, die dennoch einen Namen gesucht und erlanget haben, weit vorzuziehen sei." Sie hieß der Preußen berühmteste Dichterinn. Ihre geist- und weltlichen Oden hat Joh. Sebastian mit Melodien begleitet, Hamb. 1675 Fol. — Im Jahre 1683 verlor sie ihren Gatten, doch finde ich ihr eignes Todesjahr nicht angezeichnet. — Als Probe ihrer kleinern Gedichte stehe hier ihr Glückwunsch-Sonett auf die Verlobung Siegmunds von Birken, Floridan, mit seiner Braut.

Floridan will mit Florinden,
Sich in treuer Lieb verbinden.
Himmel! der du Treue liebst,
Und den Treuen Wohlfahrt giebst,
Der du selbst sie willst entzünden,
Laß sie vielen Segen finden.
Was du schmückest, was du übst
Sey, daß du sie nie betrübst.
Ihre Hülle, Meng und Fülle,
Sey Vergnügung, Lust und Ruh
Ein Gemüthe, Herz und Wille
Seyn sie beide und auch du
Laß sie stets mit dir verbinden
Floridan zusammt Florinden.

Wenn auch der Inhalt dieses Gedichts nichts Anziehendes in sich trägt, erkennen wir doch die geübte Dichterinn in der leichten Behandlung des Verses und Reimes.

Ihr reiht sich eine andre hochgepriesene Sängerinn an, Celinde im Blumenorden genannt. Wie Mornille die Hauptdichterinn der Preußen, so Celinde die der Schlesier. Fräulein Elisabeth von Senitz oder Semnitz in Breslau wurde 1673 von Birken in den Blumenorden aufgenommen mit der Jasminblume oder der Jesmine: „Sprechend von der Jesusliebe!" — Birken hat ihr als Zeichen seiner Verehrung den 2. Theil seiner Pegnesis gewidmet. — Sie hat eine Sammlung geistliche Lieder gedichtet, zwölf an der Zahl, welche sie 1674 Birken überschickte, von denen mehrere erhalten sind, die uns an die Art der Dichtungen

Knorrs von Rosenroth und der späteren Pietistenschulen erinnern und von großer Innigkeit zeigen. —

Das neunte: der Seele Herzens-Gruft für ihre gekreuzigte Liebe heißt:

Vergönn' Erlöser meiner Herzens-Gruft
Daß Dich dieselbe zu ihr ruft,
Daß sie Dich, aller Schätze Schatz, behält.
Sie liebt Dich mehr als Erd und Welt,
Sie liebet Dich als ihre Himmelslust,
Dich, edles Kleinod, meiner Brust!

Ich lege Dich, o Herr der Herrlichkeit!
Mit tausend Thränen überstreut,
Mit Klag' und Seufzern in dies Ruhgemach
Das mir durch Angst und Reue brach,
Das schließet Dich, o meiner Seelen Ruh,
Mit Glaube, Lieb' und Danken zu.

Das elfte: der Seelen wahre Sicherheit heißt:

Tritt Seele! tritt vor Jesu Nägel-Mal,
Da findest du ein lieblich Rosenthal,
Betracht es wohl und denk in deinem Herzen,
Das ist die Burg und Zuflucht meiner Schmerzen.

Da ist der Brunn, woraus das Leben quillt,
Da ist der Strom, der Gottes Zorn gestillt,
Da ist der Fels, der für uns wurd' geschlagen,
Daß uns der Durst der Seele nicht darf plagen.

Da ist der Port zum schönen Paradeis,
Wann uns befällt der kalte Todesschweis,
Wann wir getrost im letzten Kämpfen ringen,
So müssen wir durch Jesu Wunden dringen.

Kraft seines Bluts, das wie Rubinen leucht,
Wird unser Herz im Abendmahl befeucht,
Daß wir versöhnt mit freudigem Gewissen
Dieß Leben und die langen Sorgen schließen.

Mein Himmelstrost! mein ein'ges Freudenlicht!
Nimm diesen Dank und meine Demuthspflicht
Verstatte mir in deiner Seitenhöle
Zu sicherm Trost die Ruh für meine Seele.

Dieß Rosenthal hab ich mir auserwählt
Zur Sicherheit, wenn mich die Sünde quält,
Wenn ich im Kampf mit Tod und Satan liege,
Flieh ich dahin, versichert, daß ich siege.

Florinde war die zweite Gattinn Siegmunds von Birken, Clara Catharina und wurde 1674 in die Gesellschaft aufgenommen, nicht wie Herdigen sagt, als gelehrte Muse, sondern um den Frauen einige Ehre und Vergnügen zu gönnen, bei den in den anmuthigen Frühlingstagen in dem Irrhain angestellten Gesellschaftsversammlungen mit zugegen zu sein, um bei solchem beliebten Aufenthalte einiger unschuldiger Ergötzlichkeiten zu genießen. Ihre Blume war die rothe Provinzrose mit der Beischrift: unter den Dornen wachsend. Sie starb 1679.

Aus den übrigen Hirtinnen heben wir nur noch drei: Diana II., Erone und Amaryllis hervor.

Diana II., Frau Maria Dorothea Omeis, war die Gattinn des 4. Präses der Blumengesellschaft, Herrn Magnus Daniel Omeis, Prof. zu Altdorf, unter dem Namen Damon der Norische oder der zweite, Ordensmitglied. Maria Dorothea, geborne Rost, war in Spanien von deutschen Aeltern zu St. Lucar in Andalusien geboren. Sie war in erster Ehe mit Herrn Pielhuber vermählt gewesen und heirathete, nachdem sie verwittwet, 1677 Omeis, durch welchen sie 1679 in den Orden eingeführt wurde und die Granatenblüthe mit der Beischrift: „Namensverwandt mit Granadillen" erhielt. Denn die Granadille oder Passionsblume war die Blume des Ordens selbst und so sollte ihre Blume dieser verwandt sein, wie sie durch Granatenblüth an ihr Vaterland Spanien erinnert werden sollte. Es wird ihr eine geistliche Betrachtung im Poetischen Andachtsklang zugeschrieben.

Erone, Frau Barbara Helena Kopsch, geborne Lange aus Nürnberg, Gattinn eines Herrn Kopsch, ist uns schon merkwürdig, weil sie eine große Zeit ihres Lebens in Berlin gewesen. Noch als Jungfrau wurde sie in den Pegnitzorden 1679 aufgenommen und erhielt die Alant-Wurz mit der Beischrift: „In den Heiland verliebet" zur Blume. Sie verheirathete sich 1686 und ging mit ihrem Gatten nach Berlin, späterhin nach Amsterdam. Sie war auch als Kupferstecherinn und Meisterinn in feinen Arbeiten in Elfenbein, Wachs, Alabaster und ausgeschnittenem Papier, auch als Mahlerinn bekannt. Auf Birken hat sie über seine Verpflanzung aus Böhmen nach Nürnberg ein Gedicht in der Pegnesis gemacht, wo sie ihn unter dem Bilde einer jungen Birke, die versetzt wird,

mit der Ueberschrift: versetzet ergötzet! darstellt. Sie sagt darin:

So musst dieß edle Reiß der kleinen Birke ziehen,
Weil bessern Wachsthum ihm die Gotteshand gebaut.
Das rauhe Wildenstein heißt diesen Sprossen fliehen,
Auf den die Neronsburg mit Mutterblicken schaut.
Was schadt der Wechsel dann? dieß bringet kein Verletzen
Was die hochweise Hand der Gottesallmacht fügt,
Er wollt dies heilge Reiß in Noris Erde setzen,
Wo Fleiß und Tugend wächst und Faulheit unterliegt.
Oliven fruchten nicht bei den gemeinen Eichen,
Man lässt im Fichtenwald nicht leicht den Lorbeerbaum,
Die Palmen pflegen sich zu Palmen nur zu neigen,
Granaten blühen wohl am fetten Myrtenbaum.
Was nutzt des Demants Licht im finstern Schoos der Erden,
Wenn nicht die Sonn darin mit ihren Farben spielt?
Gold muß durch Feur und Prob vertheurt und köstlich werden,
So daß an ihme nichts von Schlacken werd' gefühlt.
Der Edle Birken sollt auf dem Gebürge grünen,
Dieweil sein Cederngeist bei Cedern besser steht,
Man sucht den Honigbau gemeiniglich bei Bienen,
So auch seins Auferziehn in Nürnberg wohlergeht.

Auch hat sie ein Trauergedicht auf Königs Friedrich I. Tochter, der Erbprinzessinn von Hessen-Cassel, Louise Dorothea Sophie, † 1705, Gemahlinn des Erbprinzen Friedrich, nachherigen Königs von Schweden, gedichtet, unter dem Titel: die Betrachtung des die Sterblichkeit vernichtenden Geistes. Es fängt an:

Ein Kind von dieser Welt erwählt sich Nichts und Schatten,
Ein aufgeweckter Geist steigt immer nach der Höh.
Lässt Erde mit der Erd und ihrem Schein sich gatten
Und trachtet, daß sein Fuß ob jenen Sternen steh.
Was unter ihm sich weist ist ihm nur Graus und Ekel,
Denn seiner Klarheit Licht zertreibt der Thorheit Nacht,
Es zieht den Lastern ab die Schmink und Schandendeckel,
Weil er bey Sünd und Fleisch mit schärfsten Waffen wacht.
Ihn kann kein Schatz noch Pracht, noch falsches Lob verdunkeln,
Der Zucker eitler Lust ist ihm als Gift und Qual,
Die Wahrheit leuchtet ihm als Sternen und Carfunkeln,
Ob ihn schon noch umschleußt der niedre Erdenball.

Ihr Todesjahr ist nicht bekannt.

Clorinde, Frau Magdalena Götze, geb. Stephan, kam in ihrer Kindheit mit ihren Aeltern aus Ungarn nach Nürnberg. Sie

zeichnete sich früh durch Verstand und Talent aus und ein Gedicht über Dr. Heinrich Müllers geistliche Erquickstunden verschaffte ihr noch als Jungfrau die Ehre der Aufnahme in den Blumenorden 1680. Es wurde ihr die Magdalenenblume oder Narde mit der Beischrift: „meinen Heiland zu salben“ zuertheilt. Sie verheirathete sich nachher an einen trefflichen Künstler in Goldarbeit, welcher aber auch der unglücklichen Kunst nachhing, Gold machen zu wollen und dadurch das ansehnliche Heirathsgut seiner Gattinn, an 40,000 Gulden, in Rauch aufgehen ließ. Das arme Weib gerieth dadurch in Mangel und Dürftigkeit und hatte, als nun der Gatte starb, von seinen Gläubigern viel zu dulden, führte aber die ihr angehängten Rechtsstreitigkeiten mit großem Verstande und gewandter Feder, daß die Rechtsgelehrten sich darüber verwunderten. Sie hat auch ganze Bände ihrer geistlichen und weltlichen Gedichte sehr schön mit eigner Hand zusammengeschrieben, welche aber nachher verloren gegangen sind. — Ihr erstes Gedicht nach ihrer Aufnahme in den Blumenorden war das Trauergedicht auf Floridan, dessen Anfang als Beispiel ihrer Dichtungsweise hier eine Stelle finden möge:

Soll ich die Feder denn das erstemal ansetzen
Mit so betrübter Hand,
Und sie zur Dankbarkeit mit heißen Thränen netzen?
Soll mir das schöne Band,
So ich unlängst empfing, zur Trauerbinde dienen?
Weil selbst der Musen Schaar,
Weil selbst der Helicon im Klageschmuck erschienen,
So bleibt das Sprüchwort wahr:
Wanns Haupt darnieder liegt, so trauern alle Glieder,
Und sehen ganz betrübt.
Nun liegt ja unser Haupt, ach! Floridan darnieder,
Den wir so sehr geliebt.

Wir erwähnen endlich noch Amaryllis, Frau Anna Marie Nützel, geborne Paumgärtner, beides alte Nürnbergische Patriziergeschlechter. Ihr Gatte war Rathsherr in Nürnberg, sie aber schon in ihrer Jugend durch Gedichte, welche als vortrefflich anerkannt wurden, berühmt. „Es ist, sagt Amarantes, unserm löblichen Orden nicht eine geringe Zierde dadurch zugewachsen, wann selbiger die Ehre hatte diese zehnte Muse unter die Zahl derer andern Mit-

glieder ihren hohen und vornehmen Namen einzuzeichnen," obschon die hohe Ehrfurcht vor einer hohen Nürnberger Patrizierinn neben der Trefflichkeit ihrer Dichtungen aus seinen Worten auch durchzublicken scheint. Amaryllis wurde 1680 in den Orden aufgenommen und der Majara, mit der Beischrift: „Mit Nutzen zierend" ihr zugelegt. — Nur sechs Jahre ist sie Theilnehmerinn des Ordens gewesen. Sie starb am 30. October 1685. Sie hat viele ungedruckte geistliche und weltliche Gedichte hinterlassen. Aus ihrer Trauerode auf Birkens Tod mögen hier die drei Endverse stehen:

Doch weil dieses Werthen Scheiden
Nicht zu meiden,
Gönnen wir ihm seine Ruh.
Sein Verlangen ist gestillet
Und erfüllet,
Das ihn trug dem Himmel zu.
Da der holdbeliebte Hirt,
Ewig sicher weiden wird.
Sein Gedächtniß wird doch bleiben
In dem Geist-beflammten Schreiben,
Welches ihn vorlängstens schon zu den Sternen hingeführt.

Nun ihr bunte Napeinnen!
Geht von hinnen,
Schüttelt eure Blumröck ab,
Streuet Rosen, Rittersporen,
Floramoren,
Um des theuren Schäfers Grab,
Schmückt mit Blumen diese Blum
Deren edler Ruch und Ruhm,
Jetzt an Salems Auen grenzet,
Wo die Blum zu Saron glänzet,
Da sie sich der Granadill ewig giebt zum Eigenthum.

Ey, so lebe so versternet,
Uns entfernet,
Neu-belebter Floridan!
Dichte, singe neue Psalmen,
Prang mit Palmen,
Die dir reicht die Himmelsbahn,
Leb in deiner neuen Ehr,
Bei dem frohen Engelheer.

Dein Nam soll bei uns auch leben,
Und gleich dir verewigt schweben,
Ja, der theure Floridan, wird vergessen nimmermehr.

Der dritte aber früheste und berühmteste Orden, der 1618 zu Weimar gestiftete Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft, hat nur eine Frau in seinen Orden aufgenommen, aber wir müssen glauben, daß er grade der erste gewesen, der es gethan hat, da für diese Aufnahme das Jahr 1645 genannt wird. Dies ist Sophie Elisabeth, die Gemahlinn Augusts und Tochter Johann Albrechts von Meklenburg Güstrow „des Vollkommenen," welche nach ihrem Gemahl „die Befreiende" genannt wurde, von deren Gedichten aber keine Kunde auf uns gekommen ist, wie allerdings ganz andre Gründe als die Dichtkunst die Aufnahme in diesen Orden bewirkten. Nur im deutschen Palmbaum des Unverdrossenen 1674 ist von ihr ein Gedicht von 16 Alexandrinern an den Unverdrossenen gerichtet, von dem Lehms in seinem Buche „Teutschlands galante Poetinnen" sagt: die Poesie ist schon vortrefflich genug, da sie von einer so hohen und klugen Prinzessinn herrühret und zweifle ich nicht, daß sie in andern Wissenschaften wird eine höhere Staffel erreichet haben.

Außer den genannten, als Theilnehmerinnen an den Orden uns aufbehaltenen Dichterinnen finden wir aber noch eine große Zahl in Deutschland. Auch sie kommen uns allerdings nur im evangel. Deutschland entgegen und nur eine einzige Frau wird als kaiserlich gekrönte Dichterinn genannt, welche dem römischen Glauben zugethan gewesen, nehmlich die als Albanie in den Hirtenorden aufgenommene Anna Maria verwittwete Baroninn von Weißenfeld, von deren Gedichten aber uns nichts weiter bekannt ist. — Sonst finden wir aber wie überhaupt die Dichtkunst in diesem Zeitraum, dichterische Frauen, außer Nürnberg und dem Rhein, vornehmlich im Nordosten Deutschlands und wie wir schon Schlesien und Preußen erwähnt haben, werden uns auch noch Lausitz, Brandenburg, Sachsen, Pommern und Westpreußen Dichterinnen aufzeigen.

Wie schon oben erwähnt, war zunächst das Kirchenlied Gegenstand der Dichtung weiblicher Gemüther und unter diesen haben wir zuerst zu nennen Luise Henriette, Churfürstinn von

Brandenburg, Gemahlinn des großen Churfürsten, welcher vier Lieder: Jesus meine Zuversicht, Ich will von meiner Missethat, Ein ander stelle sein Vertrauen, und Gott, der Reichthum deiner Güte, zugeschrieben werden. Man hat ihr zwar unter dem Vorgeben, daß sie als Niederländerinn des Deutschen nicht so kundig gewesen sei, diese Dichtungen absprechen wollen, aber die Beweise, daß der Präsident Otto v. Schwerin der Dichter derselben sei, sind keineswegs genügend und berufe ich mich auf meine Vertheidigung der Autorschaft der Churfürstinn in meinen Denkmählern III. S. 214. Das uns gewiß allen bekannte Lied Jesus meine Zuversicht hat in seiner ersten Ausgabe, in einem Gesangbuche, Berlin 1653, neben andern kleinen Abweichungen der spätern Ausgaben im 10. Vers die Lesart:

Nur daß ihr den Geist erhebt
Von den Lüften dieser Erden,

was uns richtiger zu sein scheint, als von den Lüsten. Nicht in Erdenluft soll der Geist athmen, über alles Irdische soll er sich dorthinauf heben, wo das Herz ewig zu sein wünscht.

Unter den fürstlichen Dichterinnen nennen wir noch: Anna Sophie, Landgräfinn zu Hessen, Tochter Landgrafs Georg II. zu Hessen-Darmstadt, geb. zu Marburg den 17. Debr. 1638, 1656 Pröpstinn, 1680 Aebtissinn des Stifts Quedlinburg, welche herausgab: Der treue Seelenfreund Christus Jesus, Jena 1658 (Lpz. 1675), worin geistl. Betrachtungen, Lehrgedichte und erbauliche Gesänge enthalten sind. Folgende Probe ist aus dem Bußlied: Ach, ich bin verirrt gegangen:

V. 2. Aber, wo soll ich hin wenden
Meinen matten Wanderstab?
Soll ich denn mein Leben enden
In der Wüsten ohne Grab?
Weil ich auf so vieles Flehen
Keine Straße kann ersehen,
Da ich mich kann kehren hin:
Ach, daß ich verirret bin.

V. 3. Kehr ich mich zu jenen Hügeln
Daher sonst mein Labsal kam,
Da ich von den Gnaden-Flügeln
Meines Gottes Hülfe nahm:
Diese weisen mir jetzunder
Von den Klippen nichts herunter

Als nur lauter Donnerkeil
Und geschärfte Todespfeil.

V. 10. Deine Wunden sind die Leiter
Drauf man steiget himmelan,
Drauf die Engel sind Begleiter
Drauf uns nichts verletzen kann.
Dahin will vor allen Dingen
Ich mich auf im Glauben schwingen,
Da find ich gewiß bereit
Jenes Lebens Seligkeit.

Neben dieser Fürstinn steht Auguste Magdalena, Landgräfinn zu Hessen, Tochter Ludwigs VI., Landgrafen zu Hessen-Darmstadt *), geb. 1657, † 1674, so daß sie nur 17 Jahr alt geworden. Sie hat ein ganzes Buch geschriebener Gedichte hinterlassen, welche sie: Thür zur deutschen Poesie nennet, und worin viel Besseres enthalten scheint, als die gewöhnlichen Gedichte jener Zeit. z. B.:

Was der rechte Adel sei.

Du rühmest dich edelgeboren
Und bist doch dein eigener Knecht,
Hast du dir den Adel erkoren,
Schau, daß du ihn habest mit Recht!
Der Knechtschaft entzieh dich fein recht,
Die du dir hast sonsten erkoren,
Sei nicht der Affecten ihr Knecht:
So bist du recht edel geboren!

Wie man in der Rache verfahren soll.

Thut dir jemand was zuwider,
So sei langsam in der Rache,
Lege deinen Zorn bald nieder
Und befiehle Gott die Sache.

*) Zur Uebersicht des Genealogischen:

Georg II. v. Hessen-Darmst. † 1661,
Gemahlinn Soph. Eleon. v. Sachsen.

Ludwig VI. † 1678,
Gem. 1. Mar. Elis. v. Holst.-Gott.
† 1665
„ 2. Elis. Dor. v. Sachs.-Gotha
† 1709.

Anna Sophie, geb. 1638,
Aebtissinn von Quedlinburg,
† 1683.
Dichterinn.

Magdalene Sibylle,
geb. 1652, Gem. Wilh. Ludw.
v. Würtemberg 1673.
† 11. Aug. 1712.
Dichterinn.

Aug. Magdalene,
geb. 6. März 1657
† 1. Sept. 1674.
Dichterinn.

Langsam nutzt in allen Dingen,
Darum muſs man wohl bedenken,
Eh man etwas will vollbringen,
Daß es uns nicht drauf darf kränken.

Aria.

Jesu, warum weinest Du?
Was für übergroße Schmerzen
Dringen Dir zu Deinem Herzen
Jetzund überflüssig zu?
Sag, o Liebster, sag es mir,
Jesu, warum weinst Du hier?

Drei andre Fürstinnen aus dem Hause Würtenberg reihen sich diesen an. Die eine Eleonore Juliane, Gemahlinn des Herzogs Friedrich Carl von Würtenberg und Tochter des Markgrafen Albert von Brandenburg Onolzbach oder Anspach, geb. 13. Okt. 1663, vermählt 1682, verwittwet 1698. Von ihr ist ein geistliches Lied gedichtet: Eilet fort ihr Jammerstunden, welches in das Stuttgarter Gesangbuch von 1705 aufgenommen worden ist und in den Anfangsbuchstaben der Verse Namen und Stand der Dichterinn andeutet. Wir heben nur V. 9 hervor:

Bist du dann, mein Herz, beschweret,
Laß es sein, sei wohlgemuth!
Ach! wie bald ists umgekehret,
Gott kann alles machen gut.
Kommt doch auch der Rosenflor
Aus dem Dornenpusch hervor,
Auf das trübe Trauerweinen
Pflegt die Sonne bald zu scheinen.

Die andre ist Magdalene Sibylle, Gemahlinn Herzogs Wilhelm Ludwig von Würtenberg, Tochter des Landgrafen Ludwigs VI. von Hessen-Darmstadt, Schwester der obengenannten Prinzessinn Auguste Magdalene. Sie war den 28. April 1652 geboren, vermählt 1673 und hatte eine Zeitlang bei der Schwester ihrer Mutter, der verwittweten Königinn Hedwig Eleonore von Schweden, Gemahlinn Carl X. Gustav und Großmutter Carl XII., in Stockholm gelebt. — Auch sie ist als Liederdichterinn, deren Gesänge in das Stuttgardter Gesangbuch von 1705 aufgenommen

sind, zu nennen. Auch ein Andachtsbuch hat sie unter dem Titel: Das mit Jesu gekreuzigte Herz, Stuttg. 1591 geschrieben, und ist am 11. Aug. 1712 gestorben. — Wir geben als Probe ihrer Dichtungen die Endverse ihres Liedes: Fahr hin, o Eitelkeit:

O Engelsüße Lust!
Ach möcht' es doch geschehen,
An jenen Ort zu gehen,
Der keiner Klag' bewußt.

Ach möcht' es heute sein,
Daß mein Mund möcht erklingen
Das dreimal Heilig singen
Und gehn zur Hochzeit ein.

Ach, Jesu, komm doch bald!
Ich bin bereit zu gehen,
Reiß mich nach vielem Flehen
Aus diesem Jammerwald.

Wohlan! ich bin erhört,
Mein Heil, wird nicht verweilen,
Die Lösungsstunden eilen,
Mein Bitten ist gewährt.

Wie so das fürstliche Haus Hessen-Darmstadt drei Dichterinnen in diesem Zeitraum aufzuweisen hat, reiht sich ihm das gräfliche Haus Schwarzburg-Rudolstadt an. Zwei Schwägerinnen sind es, welche hier zu den bedeutendsten Liederdichterinnen zu rechnen sind. Ludomille (Ludämilie), Elisabeth Gräfinn zu Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 7. April 1640, war die Tochter Ludwig Günthers von Schwarzburg und der Gräfinn Aemilie von Oldenburg. Ausgezeichnet durch hohe Geistesgaben, wie sie auch in der lateinischen Sprache große Kenntnisse hatte, ergab sie sich mit großem Eifer der deutschen Dichtkunst, vornehmlich aber, dem Zuge ihres frommen Herzens folgend, der Dichtung des geistlichen Liedes, so daß sie Paul Gerhard, ihren Zeitgenossen, weit überholend und nur ihrer Schwägerinn nachstehend, 215 Lieder gedichtet hatte. Sie war mit ihrem Vetter Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen verlobt, als sie am 12. März 1672 als Braut mit ihrer 2 Jahr jüngern Schwester Christiane Magdalene an demselben Tage starb. — Ihre Lieder sind unter dem Titel: „Die Stimme der Freundinn," Rudolstadt 1687, 8.

erschienen und finden sich zum Theil noch in unsern Gesangbüchern. Wir nennen nur die beiden: Jesus, Jesus nichts als Jesus, und Schaff in mir Gott ein reines Herz. — Das erste findet sich im geistlichen Liederschatz, das zweite dort und auch in unserm neuen Berliner Gesangbuch. Der 3. und 4. Vers des letztern heißen:

Verwirf vor deinem Angesicht,
Ob ich es gleich verdienet,
Mich, allerliebster Vater, nicht,
Weil Jesus mich versühnet.
Laß nimmer, nimmer, nimmermehr
Mich fallen, als dein Kind, so sehr,
Daß du es von dir werfest.

Dein'n heilgen Geist nimm nicht von mir,
Den bösen Geist vertreibe,
Daß ich, als nie entführt von dir,
Stets deine sei und bleibe,
Beherrsche du Herz, Sinn und Muth
Durch deinen Geist, so ist es gut
Im Leben und im Sterben.

Ihr schließt sich ihre Schwägerinn an, Aemilie Juliane, Gräfinn von Schwarzburg-Rudolstadt, Tochter Albert Friedrichs, Grafen zu Barby *). Sie war am 19. Aug. 1637 geboren, mit Albrecht Anton, Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt, dem Bruder der vorigen Dichterinn, am 7. Juni 1665 vermählt und starb als Mutter des Fürsten Ludwig Friedrich, nachdem ihr die einzige Tochter vorangegangen war, 69 Jahr alt, am 3. Decbr. 1706. — Sie war eine fromme, gelehrte und durch ihre geistlichen Schriften hochgeschätzte Frau. Ihre geistl. Lieder erschienen unter dem Titel: Der Freundinn des Lammes geistlicher Brautschmuck, Rudolstadt 1714, und vollständiger in einer 2. Ausgabe: Der Freundinn des Lammes täglicher Umgang mit Gott, Rudolst. 1742, 8. in 2 Th. — Von den 587 Liedern, welche sie gedichtet hat, sind noch wenige

*) Zur Genealogie:

Ludwig Günther von Schwarzburg,
Gem.: Aemilie von Oldenburg.

Albr. Anton, Gr. v. Schwarzb. Gem.: Aemilie Juliane v. Barby. Dichterinn. † 3. Decbr. 1706.	Ludämil. Elisabeth, Braut des Gr. Christ. Wilh. Dichterinn. † 12. März 1672.	Christiane Magdalene. † 12. März 1672.

Ludwig Friedrich.

gekannt. Das eine aber, welches auch in unsre Gesangbücher übergegangen sind, das bekannte Sterbelied: Wer weiß wie nahe mir mein Ende, ist ihr mit Unrecht abgesprochen worden und man könnte viel mehr glauben, daß der Tod ihrer beiden Schwägerinnen an einem und demselben Tage die Veranlassung dieses Liedes geworden sei. Auch zwei andre Lieder: Es mag, was auch will geschehen, und: Mein Herz sei Gottes Lobethal, finden sich in früheren Gesangbüchern des 18. Jahrhunderts.

Wir schließen diesen Reigen fürstlicher Dichterinnen mit Sophie Eleonore von Braunschweig und Sophie Eleonore von Limburg. Sophie Eleonore von Braunschweig-Bevern war die Tochter Ferdinand Alberts von Braunschweig-Bevern, des jüngern Bruders des Romanschreibers Anton Ulrichs und Zöglings Joh. Schottels und Birkens. Sie wurde am 5. März 1674 geboren und wurde Stiftsfräulein zu Gandersheim, dem ehemaligen Wohnsitz der berühmten Roswitha. Sie starb an den Blattern im 31. Jahre am 14. Jan. 1711 (nach and. 14. Debr. 1710). Sie hat neun geistliche Lieder: Ueber die 7 Blutvergießungen Christi Jesu, 1696 im Druck erschienen, hinterlassen, welche weniger spielend sind, als man aus dem Titel schließen möchte. Wir geben Anfang und Ende der 5ten Blutvergießung als Beispiel ihrer Dichtweise.

Komm, liebe Seel, laß doch das Eitle liegen,
Sieh Jesum an, das wird dich mehr vergnügen,
Der ist dein Trost, der ist dein bester Freund,
Ja, das ist der, so dich aufrichtig meint.

Laß, Jesu, mich doch wohl zu Herzen fassen,
Weswegen du dein Himmelreich verlassen,
Warum du hier erduldt viel Spott und Hohn,
Daß unsre Seel im Himmel ewig wohn'.

Da bring sie hin durch dein so großes Leiden,
Wanns dir gefällt, sie hat Lust abzuscheiden
Von dieser Welt, um bald bei dir zu sein,
Erfüll den Wunsch, du liebster Heiland mein!

Soll aber ich allhier noch länger leben,
So wollst du selbst ganz fleißig Achtung geben
Auf meine Seel, du liebster Seelenhort,
Daß sie dich rühm, ohn alles Ende dort.

Sophie Eleonore, geborne und vermählte Gräfinn und Semper-Freiinn zu Limburg. Sie war schon vor der Geburt verwaiset und von dem sterbenden Vater, wie sie selbst erzählt, dem himmlischen Vater übergeben worden. Der „sagt sie" hat mich aus harten Trübsalen allezeit heilig und herrlich wieder herausgeführet, ja, da ich auch von allen andern meines Standes und Hauses an dem Landes und sonstigem väterlichen Erbtheil allein ganz leer ausgehend zurück stehen müssen, mir doch mein Loos gefallen aufs lieblichste, auch dessentwegen das beste Erbtheil worden ist, weilen ich Gott den Allmächtigen zum Vater bekommen, welcher mir nicht nur in dem sonstigen jugendlichen Elend des Waisenstandes, sondern denen über etliche 30 Jahr anhaltenden vielen schweren, wenig-erhörten, mehr denn männlichen Glauben oder Kräfte erforderten Trübsalen und Verfolgungen durch seine allmächtige Hand augenscheinlich dergestalt beigestanden, daß ich daher vor vielen wie ein Wunder bin und rühmen mag, wie Gott meine starke Zuversicht gewesen sei.

Sie war wie eine fromme, so auch enie theologisch gelehrte Frau und hat sowohl Lehr-, Klag- und Trost-Reimen und Lieder hinterlassen als ein Werk: „das geistliche Kleeblatt" oder „Christliche, nützliche und höchst nothwendige Betrachtung, wie ein Christ recht glauben, christlich leben und sich zum seeligen Sterben Christlich vorbereiten solle." Dies hat sie schon in ihrem 14. Jahre entworfen und nachher ihren 5 Töchtern geweiht, wie Lehms sagt: mit so erbaulichen und affectueusen Worten, daß sie niemand als ein steinernes Gemüthe ohne empfindliche Regungen durchlesen kann."

Zu ihren Dichtungen gehört eine geistliche Ode, aus welcher ich folgende Stellen als Beispiele ihrer Dichtweise anführen will:

Was willt du, Jesu, von mir haben?
Ist doch schon alles dein vorhin
Was ich in, um und an mir bin,
Ich hab ja nichts als deine Gaben:
So nimm mich mir und geb' mich dir
Dein bin ich, ach, verbleib in mir!

Du fragst mich, ob ich dich auch liebe?
Ja, Herr, ach, warum fragstu mich?
Der du es besser weißt als ich
Und siehest, wie ich mich betrübe

Daß ich von dir entfernt muß sein,
O Jesu, meine Freud allein.

Du liebst mich auch, doch oft mit Schweigen,
Verbirgst im Unglück dein Gesicht,
Das scheint, als liebtest du mich nicht,
Bald kommstu wieder mir zu zeigen,
Wie meine Treu mit Gegentreu
Von dir, mein Schatz, belohnet sey.

und das schöne Ende:

Ich will dich rühmen, meine Stärke,
Es wird dich rühmen jedermann
Und sagen: das hat Gott gethan,
Das sind des großen Gottes Werke:
Er wend der Seinen Leyd in Freud,
Und ihrer Feinde Lust in Leyd.

Gott ist mein Felß und Burg, ich sencke
Ja ihn den Hoffnungs-Ancker ein,
Wenn alles scheint verlohren seyn,
Wodurch ich denn mein Schifflein lencke
Und aus den Wellen zieh empor,
Ob's fast versuncken war zuvor.

Du stillest, Herr, der Wellen brausen,
Der ungestümme Trübsals-Wind,
Vergehet auff dein Wort geschwind,
Er mag auch noch so schröcklich saussen,
Der gröste Sturm, die höchste Noth
Weicht, wann du wilt, Herr Zebaoth.

Ey nun, so will ich Gott vertrauen,
Und ihm mit Glauben hangen an,
Ihn lassen nicht, er segne dann;
Bald werd ich seine Hülffe schauen,
Wenns nicht in dieser Welt geschicht,
Find ich sie doch in jenem Licht.

Wie wir gesehen, daß so die Dichtkunst der Frauen, wenn im Ganzen auch nur die geistliche, an den Höfen des Südwestens und Nord-Deutschlands, in Stuttgardt, Darmstadt, Rudolstadt und Braunschweig verbreitet war; so finden wir nun auch noch eine große Zahl Dichterinnen außer den Ordensgesellschaften und Höfen

in den übrigen Theilen Deutschlands, von denen wir nur noch zum Schluſs einige der bedeutenderen anführen wollen.

In Sachsen ragt vor allen hervor die Gattinn des ersten Ministers und Staatsdirectors am Dresdener Hofe, Freiherrn Nikolaus von Gersdorf, Henriette Catharina von Gersdorf, geborne von Friesen, als ein Stern hoher Wissenschaft, doch auch sie glänzt am meisten als geistliche Dichterinn, indem sie die ganze Passion des Heilands in Sonette gebracht hat, welche auch im Druck erschienen sind. — Aber auch im Lehrgedicht hat sie sich ausgezeichnet, namentlich in einem Gedicht an einen den Thron besteigenden Fürsten, wahrscheinlich Johann Georg III. von Sachsen, welcher 1658 seine Regierung anfing, denn schon als Jungfrau war sie als Dichterinn berühmt und wurde vom Professor Ostermann germanicarum princeps puellarum, vom Professor Prätorius longe eruditissima virgo genannt und 1665 vom Dr. Rappolt in Leipzig mit den Musen und Sappho verglichen; Morhof aber nennt sie noch in ihrem Alter: die unvergleichliche Zierde ihrer Zeit. — Und wenn wir die Lehrgedichte dieser Zeit kennen, werden auch wir zugeben müssen, daß sie mit dem ihrigen sich kühn den als erhaben nnd herrlich angesehenen Dichtern an die Seite stellen kann. Wir geben als Probe aus dem oben genannten Gedicht folgende Stelle:

Gib, daß Weisheit seine Crone, und kein Felß so standhaft sey
Als die Wahrheit seiner Worte! daß wie Gold so fromm und treu
Und erfüllet, was er spricht, er sich fest ins Herz verschreibe
Und daher sein fürstlich Wort ihm auch allzeit heilig bleibe,
Und er lerne Glauben halten! gib, daß unter seinem Schutz
Niemand über Unrecht seuffze, Falschheit, Geitz und Eigennutz
Laß stets ferne von ihm seyn, die nur der geringen Seelen
Laster sind; regier ihn HErr, sich ein besser Theil zu wählen
Als was blos die Augen füllet; nicht der eitlen Erde Pracht
Ist der Fürsten rechte Zierde, die ihr Ansehn herrlich macht.
Liebe des geliebten Volks, ein recht väterlich Erbarmen
Ueber der Bedrängten Noth und der Dürfftigkeit der Armen,
Langmuth, die sich nicht entrüstet, Wohlthun, Sanftmuth, Gütigkeit,
Recht mit Billichkeit versüßet, ist das prächtig schöne Kleid
Und der herrliche Gefolg, der Respect und Ruhm gebiehret,
Und ein heiligs Fürsten-Haupt mehr, als alle Cronen ziehret.
Vater, lehre diß erkennen, durch dein himmlisch Gnaden-Licht
Unserm neuen Landes-Vater, so wird's wahrlich fehlen nicht,

Daß er wird in dieser Zeit noch bey seiner zarten Jugend
Ein lebendig Muster seyn rechter Fürsten Kunst und Tugend,
Die sie hier kann göttlich machen, wenn er selbst sich klüglich hält
Und nach Davids Fürsten-Regel Hauß und Regiment bestellt.

Auch von ihrer Tochter Charlotte Justine von Gersdorf wird gerühmt, daß sie schon im 16. Jahre griechisch, lateinisch und französisch verstanden habe und in der Theologie bewandert gewesen sei, auch ihre Muse aufs lieblichste sich habe vernehmen lassen.

Andre Dichterinnen Sachsens sind Eleonora Gast in Dresden, welcher eine Aria auf die **Menuet d'Anjou** zugeschrieben wird, welche wir als Beispiel weltlicher leichterer Dichtung anführen wollen.

1.

Falsches Gemüthe, so läßt du's geschehen,
Daß mich dein Schluß
Voller Verdruß
Ohne Zufriedenheit ängstigen muß;
Soll ich nun deine Veränderung sehen?
Was mich ergetzt
Hat mich zuletzt
In die ersinnlichste Marter gesetzt.
Ist es auch möglich, daß alles Verpflichten
Leichter, denn Winde und Schatten vergeht?
Ey so kann leichtlich der Glaube vernichten,
Welcher auf lauter Betruge besteht.

2.

Aber, ach leyder, was nutzet das Klagen,
Weil sich mein Licht
Wider die Pflicht
An ein gantz anderes Hertze verspricht:
Besser, sich aller Betrübniß entschlagen,
Weil doch kein Fleiß,
Mühe noch Schweiß
Unsere Herzen zu änderen weiß.
Sollte der Himmel die Liebe nicht rächen,
Wann ihn die schmertzliche Reue versühnt,
Dencke, so werd ich zum wenigsten sprechen,
Trügliche Seele, du hast es verdient.

3.

Diesemnach will ich das Lieben verschweren,
Dessen Confect,
Das sich versteckt,
Herber, als bittere Aloe schmeckt,
Selbigen, die es am eifrigsten ehren,
Die sich verliebt
Immer betrübt,
Welches für Wollust Verdrießlichkeit giebt.
Aendert auch demnach verwirrte Gedanken
Tugend und Ehre die bleiben getreu,
Wohl mir, ich kenne die eitelen Schranken,
Laß mich, Cupido, mein Leben ist frey.

Ebenso wird genannt Dorothea Groß, geborne Pfeiffer, wie es scheint aus Leipzig. Ihr Gatte war Pastor in Ober-Frankenhayn gewesen und sie lebte als Wittwe bei ihrer Tochter unweit Rochlitz. Wir haben von ihr ein Hochzeitgedicht: das Lieben ohn Ende, von 1707, und ein Trauergedicht und andre Gelegenheitsdichtungen. — Eine Tochter des berühmten Capellmeisters Strunck in Dresden, später verheirathete Lachs, ist auf gleiche Weise berühmt und hat auch dem Leichengedicht eine mildere Farbe zu geben verstanden.

Ueber den Tod eines geliebten Sujets.

Aria.

1.

Bist du geliebte Seele
In deines Grabes Höle
So zeitig schon gebracht?
Muß der in tieffer Erden
Zu Staub und Asche werden,
Den ich so werth geacht?

2.

Wann der schon liegt im Grabe,
Den ich geliebet habe,
Vor alles in der Welt;
Will ich das Grab auch wehlen,
Weil nunmehr meiner Seelen
Zu leben nicht gefällt.

3.

Ich such nun auch das Sterben,
Da du schon mußt verderben,
Mein mehr, als halbes Ich:
Mein Geist sehnt sich von hinnen,
Zun hohen Himmels-Zinnen,
Ich weiß, da find ich dich.

4.

Du bist vorangegangen,
Ich warte mit Verlangen,
Bis ich dir folgen soll:
So schlaff du werthe Seele,
In deiner dunkeln Höle,
Mein Engel schlaffe wohl.

In Halle wird die Tochter des Hofpostmeisters Madeweis, später verehelichte Fetz, als gelehrte Dichterinn genannt.

Cantata.

Aria.

Kann wohl auf diesem Rund der Erden
Auch größrer Schmerz zu finden seyn,
Als wenn sich zwei getrene Seelen,
Unwißend eyfersüchtig quälen?
Ach mein Verhängnüs saget Nein;
Denn meine Brust fühlt die Beschwerden,
Und allzu Marterreiche Pein!

Recitat.

Der Ursprung meiner Pein
Muß eingebildte Liebe seyn;
O Schmertz, ich möchte mich darüber fast entseelen!
Daß mein so werthes Licht
Ein mir so unverdientes Urtheil spricht.
Ach Himmel gieb nicht zu,
Daß wir uns länger quälen!
Und du getreue Brust
Sag ihm: Er sey nur meine Lust,
Ja, daß ich ihn ganz unauffhörlich liebe,
Und in der Asche noch ihm auch getreu verbliebe.

Aria.

Mein Hertze soll verdächtig seyn,
Weil ein verliebter Augenschein,
Mich ungefähr erblicket.
Doch schwer ich bey des Himmels Krafft,
Daß solcher Liebe Eigenschafft
Mich nimmermehr bestricket.

Recitat.

Doch, ich hab allbereit gesiegt,
Weil mein geliebtes Leben
Mir die Versicherung gegeben,
Es sey mit meiner Treu vergnügt;
Ja zur Versieglung bleibt
Ein reiner Liebes-Kuß,
Der mir in meine Seele schreibt:
Erwehle nunmehr diesen vesten Schluß.

Aria.

Wer Gedult und Treue heget,
Wird von keinem Sturm beweget,
Soll er noch so hart geschehn.
Denn der Ancker treuer Liebe
Bleibet von dem falschen Triebe
Stets unüberwindlich stehn.
Wer Gedult und Treue heget,
Wird von keinem Sturm beweget,
Soll er noch so hart geschehn.

In Leipzig ist Regina Maria Pfitzer, als Nachahmerinn Hofmannswaldau's in Heldenbriefen und als Dichterinn in Duetten und Arien ausgezeichnet.

Aria.

Höret mich, ihr dunkle Schatten,
Zarten Lüffte klagt mit mir:
Und ihr Thränen könnt euch hier
Mit den Silberbächen gatten.
So will ich mein Leid vergraben,
Und mich nur mit diesem laben:
Komm Tod, und zeige mir die Grabes-Thür.
Höret mich, ihr dunckle Schatten,
Zarten Lüffte klagt mit mir.

Aria.

In beliebter Einsamkeit
Suchet meine Brust Vergnügen;
Macht ein andrer sich bereit
Durch die Lustbarkeit zu siegen,
So gedenkt mein stiller Geist;
Wer sich aus den Troublen reißt,
Der kann sanfft und ruhig liegen.
In beliebter Einsamkeit
Suchet meine Brust Vergnügen.

Aria.

Komm süßer Tod, du Labsahl meiner Sinnen,
Und reiß die Brust aus diesem Angst-Spital;
Der Jammer will durch alle Glieder rinnen,
Ach führe mich in dein Vergnügungs-Saal.
Ich soll, ich muß stets unglückselig lieben,
Und Amors Raserey sucht mein Betrüben,
Ja, ich bin reich an Thränen, Angst und Quaal;
Komm süsser Tod, du Labsahl meiner Sinnen,
Und reiß die Brust aus diesem Angst-Spital.

So könnten wir uns auch noch nach Anspach und Darmstädt zurückwenden und dort zwei Dichterinnen Hoffmann und Anna Euphrosyne Moyen, geborne Pachelbl von Gehag, hier Susanne Elisabeth Reuß und Juliana Patientia Schult nennen, könnten Maria Elisabeth von Hohendorf und Dorothea Eleonore von Rosenthal, zwei dichterische Freundinnen in Schlesien, und Demuth Eleonore Schulz in Sorau unsern Reihen anschließen, Anna Owena Hoyers aus Holstein, welche auch den Ruhm deutscher Dichtung nach Holland getragen, und noch manche andre Dichterinn anführen, wenn es uns nicht an Zeit und Raum gebräche und wir noch zum Schlusse zweier Dichterinnen erwähnen müssten im fernen Deutschland am Ausströmen der Weichsel und der Peene.

Danzig war in den unglücklichen Zeiten des 30jährigen Krieges vor allen Städten beglückt, Handel und Wissenschaft blühten und der hochverehrte Heros der Dichtkunst selbst, Martin Opitz, brachte hier die letzten Tage seines Lebens zu und hat daselbst seine Ruhestatt gefunden. So konnte auch hier die Dichtkunst nicht zurückbleiben, muste bald auch in die Kreise der vornehmen Welt ein-

dringen und auch die Frauen mit ihrer Herrlichkeit erfüllen. Unter diesen wird nun als bedeutende Dichterinn genannt Constantia Sirenberg oder Czirenberg, Tochter des Bürgermeisters Sirenberg, welche die baltische Sirene genannt und in lateinischen Versen besungen wird, doch scheint von ihren eignen Gedichten sich nichts erhalten zu haben.

Neben ihr aber nennen wir noch eine Jungfrau, welche den Preis der Dichtkunst der Frauen ihrem Vaterlande Pommern gesichert hat. Sibylle Schwarz, die dritte Tochter des fürstl. geh. Landraths und Bürgermeisters zu Greifswalde, Christian Schwarz, eines kühnen und edlen Mannes, war in Greifswalde 1621 geboren. Unter den wilden Drangsalen des Krieges genoss sie durch einen vertriebenen Magister, Gerlach, einer gelehrteren Erziehung, als sie sonst wohl Jungfrauen in dieser Zeit zu Theil geworden sein mag. Sie lernte lateinisch und wurde mit der Mythologie der Alten, wie mit dem alten Testament bekannt. Durch ihren Bruder lernte sie die holländischen Dichter, besonders Kats, kennen und wurde also früh mit Liebe zur Dichtkunst entzündet, daß sie schon im 11. Lebensjahre versuchte, ihre harmlosen kindlichen Gefühle in Worte zu kleiden. Dazu führte sie auch das stille Leben auf ihren ländlichen Meierhof Fretow am Meere, und die Verwüstung desselben durchglühte sie mit vaterländischen Gefühlen und erfüllte die jugendliche Brust mit Schmerz. Ihre Phantasie war nicht glühend, sie schien wohl zärtlicher Freundschaft hingegeben, aber die Liebe zu fliehen, lieber sterben als lieben, ruft sie wohl öfter aus, wählt sich den Sinnspruch:

Laß dich nur nichts zu sehr belieben,
So wird dich nichts zu sehr betrüben,

und spottet der Liebe, der Kunst sich ergebend, und doch scheint als ob ein geheimer Schmerz das jungfräuliche Herz verwundet und ihr das Sterben leicht gemacht habe. — Ihr Lehrer war nach Danzig gegangen und über das wilde Kriegsgebrause, welches zwischen Peene und Weichsel toste, hinweg sendete die Schülerinn dem Meister die Klänge ihrer jugendlichen Leier in dreien Briefen. Der dritte und letzte war vom 18. März 1638. Wenige Monate nachher starb die kaum siebzehnjährige Jungfrau unter den Rüstungen zur Hochzeit ihrer Schwester Emerentia. — Wenn man denkt, wie es auffallen musste eine so zarte Jungfrau mit einer

Fülle von Liedern, die auch eine spätere Zeit anerkennen konnte, hervortreten zu sehen und vielleicht als die erste, welche die jungfräuliche Scheu durchbrach, öffentlich mit ihren Liedern zu erscheinen; so kann sie wohl ein Wunder ihrer Zeit genannt werden, wie Morhof thut, denn sie hat, sagt er, vom 13. Jahr an Verse geschrieben, „die vor solche zarte Jugend und zwar eine Jungfer unvergleichlich sind." Ihre Gedichte erschienen indeß erst unter dem Titel: Sibyllen Schwartzinn vohn Greiffswald aus Pommern Deutsche Poetische Gedichte, Danzig 1650, von ihrem Lehrer herausgegeben mit 2 Kupferstichen. — Er rühmt unter ihrem Bilde ihren Geist, denn schön sei sie nicht gewesen, wie ihr Bild denn ein breites Gesicht mit von einander abstehenden Augen zeigt.

Ihre Gedichte sind auch zum Theil geistlich, sowohl Kirchenlieder, wie das von Rambach in einzelnen Versen aufgenommene Pfui pfui dich du schnöde Welt, als das geistliche Drama Susanna und eine Reihe kunstloser Lieder und Sonette. — Mit einer Probe derselben wollen wir unsern Vortrag enden und möge er nur ein Bild gegeben haben von der Fülle dichterischer Kraft, welche selbst in einer Zeit in der Brust deutscher Frauen gewesen, welche als eine der leersten in der Geschichte deutscher Dichtkunst dasteht.

1. Aus dem Scherzliede auf den unadlichen Adel.

Wer den Weg der Demuth kennet,
Der ist edel nur allein:
Wer sich selbst unedel nennet,
Der mag zweymahl edel seyn,
Der ist edel vom Gemüth
Und nicht schlecht nur von Geblüth.

Marius will nicht viel preisen
Seiner Ahnen Ruhm und Schild,
Sondern will viel lieber weisen
An ihm selbst der Eltern Bild.
Denn es sind nur bleiche Wangen,
Die mit frembder Röthe prangen.

---

2. (An den Tod.)

Nimm mich doch in deinen Rachen
O du bitter süßer Tod.
Fretow soll mein Grab mir machen,
Denn so endet sich die Noth.
Was zu Fretow war geschworen
Wehre das ins Werck gesetzt,
So wer ich jetzt nicht verloren
Sondern ewiglich ergetzt.
Doch es bleibt nicht ungerochen
Daß ein solcher Eid gebrochen!

---

3. Sonett.

Ist Lieb ein Feur, und kann das Eisen schmiegen,
Bin ich voll Feur, und voller Liebes-Pein,
Wovon mag doch der Liebsten Hertze seyn?
Wanns eisern wär, so würd es mir erliegen,
Wanns gülden wär, so würd ichs können biegen
Durch meine Gluth. Solls aber fleischern seyn,
So schließ ich fort: Es ist ein fleischern Stein;
Doch kann mich nicht ein Stein, wie sie betriegen.
Ists dann wie Frost, wie kalter Schnee und Eiß,
Wie preßt sie dann aus mir den Liebes-Schweiß?
Mich deucht: Ihr Hertz ist wie die Lorbeer-Blätter,
Die nicht berührt ein starcker Donner-Keil.
Sie sie verlacht Cupido deinen Pfeil,
Und ist befreyt für deinem Donner-Wetter.

IV.

Ueber Sprachreinheit.

Verehrte Gesellschaft und Versammlung!

Erwarten Sie nicht von mir, wie der heutige festliche Tag unsrer Sprachgesellschaft wohl fordern könnte, einen ausführlichen und abgerundeten Vortrag über irgend einen Theil der tiefergehenden Sprachforschung oder der historischen Grammatik, der älteren deutschen Literaturgeschichte oder auch nur der Gottschedischen Periode: dazu hatte ich, ganz andrem Berufe augenblicklich hingegeben, in der kurzen Frist zwischen der ehrenden Wahl der Gesellschaft und dem auf den 4. d. M. eigentlich angesetzten Stiftungstage derselben weder Zeit genug, noch Bücher genug hier, ohne deren Ballast unser Eins doch nicht leben, wenigstens nicht lesen kann. Damals blieb mir eben nur Zeit, einige wenige Sprachbetrachtungen niederzuschreiben, die ich aus denselben Gründen auch heute noch der verehrten Versammlung vortragen zu dürfen die Erlaubniß mir erbitten muß. Ich sagte „einige wenige Sprachbetrachtungen“ — und schon höre ich die geehrten und uns ehrenden Besucherinnen aufathmen, deren mir durch jenes Geständniß vielleicht zugewendete Gunst ich nun aber durch die weitere Versicherung mir zu sichern hoffe, daß ich mich ernstlich der Kürze zu befleißigen beabsichtige. Freilich ist der Begriff des Langelesens immer wesentlich vom Urtheile des Langweiliglesens, dieses aber doch wieder vorzugsweise von dem Gefühle abhängig, daß man

von den Freuden der Tafel, die nothwendig zu einem festlichen Tage gehören, nicht allzulange fern gehalten werde. Um nun aber in jeder Beziehung vor Ihnen, verehrteste Damen, zu bestehen, will ich lieber gleich noch von vornherein verrathen, daß jene meine wenigen Sprachbetrachtungen vor dieser durch und durch deutschen Gesellschaft vorzugsweise von der süßen französischen Sprache handeln sollen.

I.

Der bisherige verehrte Ordner unsrer Gesellschaft hat im eben abgelaufenen Jahre unter der Aufschrift „Deutsche Sprache in Deutschland" dreimal in der hiesigen Vossischen Zeitung (1843) der Sprachreinigung oder beßer der Sprachreinheit im Allgemeinen wieder das Wort geredet. Noch in den jüngsten Nummern desselben Jahres und derselben Zeitung, die in ihren leitenden Artikeln, wenigstens in dem hier zunächst hergehörigen Sinne immer noch ein gut Theil deutscher und deutlicher reden dürfte, hat ein andrer Ehrenmann seine gerechte Entrüstung über die englisierte Kunstsprache, der eben aufdampfenden Eisenbahnen ausgesprochen, die uns nicht nur ehrliche deutsche Ausdrücke (wie z. B. Wagen) in englischem Wortgewande und fast französischer Aussprache (wagon) zurückbringt, sondern dazu plötzlich eine neue Unzahl in englischer Sprache seit Wilhelm dem Eroberer einmal geduldeter, zum Theil auch bildbar gewordener französischer Wörter auf das Geleise unsers Lebens- und Volksverkehres hereinschleudert.

Der Verfaßer der letztgenannten Klage, trotz seiner bescheidenen Versteckunterschrift (K. M.) leicht erkennbar, hat in viel früheren Jahren schon der hier wieder von ihm vertretenen Sauberkeit oder Säuberung der Muttersprache gedient und somit einer reinen Ueberzeugung ein Mannesleben hindurch sich treu erwiesen. Derselbe gab nämlich schon im Jahre 1813 zum Besten der Lützowschen Freyschaar „Kriegsberichte im Deutschen Gewande" (Erste Lieferung), im folgenden Jahre 1814 aber ein „Ausführliches Verteutschwörterbuch der Kriegssprache"*) heraus, das an Eigenthümlichkeit der Versuche, an Kühnheit der Wagnisse in der Wortbil-

*) Leipzig 1814. In Verschleiß bei Bruder und Hofmann (XII. u. 388 S. gr. 8). Siehe Karl Müllers Nachgelaßene Schriften durch Varnhagen.

dung kaum von der etwas später (im J. 1817) erschienenen und dem Bundestage übergebenen „Wehr- und Schirmanstalt" von Teutwart Smitson, oder von des berühmten Oerstäd's Versuche die griechisch-lateinische Kunstsprache der Physik und Chemie zu verdeutschen, übertroffen worden ist.[1])

Der Letztgenannte ergriff, mehr geist-, als erfolgreich, die jetzt zum Theil nur noch im Nordischen lebenden Wurzel- oder Stammwörter Ild (das Feuer), mit seinen bildbaren Ableitungen zur Bezeichnung des Sauerstoffes, Brint für Waßerstoff, Äsk (die Asche) für die Alkalien, Syre (Säure) für die Säuren, Salt für die Salze; welcher Versuch an die nicht minder wohlgemeinten, aber auch nicht minder willkürlichen, ja wilden und blinden Griffe Oken's in seiner Naturgeschichte erinnert, die uns nicht nur Erze, sondern Brenze (für Inflammabilien), Irden (für die Erdarten), Kerfe (für die Insekten), Lurche (für die Amphibien) u. s. w. auftischt, oder an den einstigen Vorschlag eines der anwesenden verehrlichen Mitgliedern unsrer Gesellschaft, vom Bernstein herüber die Electrität Bernkraft, für Magnetismus aber auf gut nibelungisch Tarnkraft zu sagen, wobei der verehrliche Hellseher nur übersah, daß die früherstorbene, selbst geheimnißvolle Wurzel tarn oder darnjan,[2]) nur das verdunkelnde, verhüllende und unsichtbar machende Vermögen, nicht die magnetisch heraustretende Inkraft des Eisens bezeichnete.

Ich knüpfe hieran die Erinnerung an ein, nicht nur durch die Zeit und den Ort seines Erscheinens, sondern auch die eigens dazu geschnittenen, schon damals weit über die hiesigen Ungerischen hinausgehenden deutschen Lettern merkwürdiges Buch, welches im Jahr 12 d. i. 1804 „zu Paris in der Drukerei der deutschen Sprachfreunde" erschien und dessen Verfaßer die Arznei- oder Heilkunde (für deren

---

1) Vgl. Gottsched's Versuch die Ausdrücke des Kriegswesens zu verdeutschen in seiner deutschen Sprachlehre, 8. Aufl. 1762. S. 195 — 197; auch Reinhold's Allgem. Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegskunstsprache (Darmstadt bei Leske), Theodor Hildebrandt's Kriegs-Handwörterbuch (Erlangen, Enke. 1820, 8.), Hoyer's Allgemeines Wörterbuch der Artillerie (Stuttgard, Cotta); Perrin-Parnajon Real-Kriegs-Wörterbuch aller im Land- und Seekriegswesen vorkommenden ausländischen und deutschen Kriegs-Kunstausdrücke und Wörter. Leipzig, 1811. — C. Ad. Löhr Großes Kriegswörterbuch. Mannheim, Bansheim 1845 rc. gr. 8., u. s. w.

2) Gothisch darnjan (1. Timoth. 6, 5.: es steht tarnjan), altf. dernian, althochd. tarnjan, tarnen, mittelhochd. tarn-chappe, tarn-hût.

lateinischgriechischarabischen Wortmischmasch es bekanntlich ein eigenes, mehrmals schon aufgelegtes, dickleibiges Wörterbuch von Krause[1]) giebt), von Paris aus und schon damals, in ein rein deutsches, nur allzu wolkisch zugeschnittenes Sprachgewand zu kleiden beeifert war: ich meine D. A. Saiffert's „Beiträge zur übschaftlichen Arztneilehre der Suchten oder der sogenannten langwierigen Krankheiten."

Fürchten Sie nicht, meine verehrten Damen oder Frauen, daß ich hier dem abscheulichen **Purismus** huldigen oder Contingent zuführen will. Ich für mein Theil pflege mir die Sache im Durchschnitt etwas leichter und — schwerer zu machen: Wer wollte sich auch z. B. die Mohrenmühe geben, Fürst Pückler's unsaubres Deutsch, so wie seine frivole oder leichtsinnige Gedankenwelt, oder auch Freiligraths barokе Reime umzudeutschen? Was hilft da Uebersetzen, auch das glücklichste? Ich halte es, soviel es angeht, vielmehr mit dem ursprünglich reinen Gedanken, dem unwillkürlich auch eine saubre deutsche Ausdrucksweise zu Gebote zu stehen pflegt. Was aber der bunte Markt des Werkeltagslebens, die Amts- und Angststube des Rechtspflegers, die Holzburg der Hohen Schule, mit ihrer unabweislichen Allmacht an Fremdlingen aufbürden, such' ich nach bestem Vermögen abzuschütteln oder mir vom Leibe zu halten. Dennoch ehre ich Campe's Scheuerversuche „mit Lauge und Sand," [2]) so wie die vielen Fremdwörterbücher von dem Ebengenannten, von Adelung, von Alvensleben, Dicke, Beer, Dobel, Folk, Franke, Götz, Heinzelmann, Heyse, Hoscha, Kaltenschmidt, Kiesewetter, Kuhn, Löwe, Meyer, Niemann, Örtl, Petri, Ritsert, Robolsky, Salzmann, Schiffner, Schweizer-Orell, Sommer, Venator, Weber, Weikert, Wilster, Wiedemann, Winkelmann, und vieler Andrer, [3]), auch Namenloser, mir immer ein erfreulicher Beweis des reinigenden Bedürfnisses gewesen sind. [4]) Mehr aber

---

1) L. Krause.

2) Xenien.

3) Auch früherer: Beyschlag, Sammlung ausländischer Wörter, die im alltäglichen Leben öfters vorkommen. Nördlingen, 1774, gr. 8.; Zobel Verdeutschwörterbuch in seinem Neu angerichteten Hand- und Reisebuch. Altdorf, 1755. Andrer Haupttheil, S. 78 rc.; Sperander A la Mode, Sprache der Deutschen oder Handlexikon aus fremden Sprachen entlehnter Wörter. Nürnberg, 1723.

4) Adolf Wagner sagt: „Wer eine Hanswurstjacke zu tragen verschmäht, ist darum noch kein Schulfuchs und daraus daß die Sprachreinigung vor Manchen

als Campe's Matrosen- oder Citronenpressen (wie konnte Ein Mann den Augiasstall, der sich seit Jahrhunderten angehäuft hatte, ausmisten wollen?), erfreuten mich stets die gesunden und glücklichen Treffer eines Arndt, eines Jahn und andrer Ehrenmänner, die nicht aufs Verdeutschen auszugehen brauchten, weil sie unmittelbar deutsch dachten. Ueberdieß wird uns immer tiefer eingehende Erforschung wie Aufdeckung unsers eigensten Sprachreichthumes durch alle Jahrhunderte seiner Entfaltung von selber nicht nur einen immer größeren Schatz von Ausdrücken, die einst gelebt haben und für erneutes, erhöhtes Bedürfniß wieder lebendig werden können, zuführen, sondern über das Wesen der Wißenschaft, wie über unsre Weltstellung unsern Blick immer freier, unser Verfahren immer sichrer, unser Denken selbstwüchsiger und selbständiger werden laßen, so daß auch unsre Sprache durch ihren nie erstorbenen Bildungs- und Frühlingstrieb alles schmarotzerhaft Angesetzte von selber immer mehr abstoßen und ausmerzen, mit eigenen Blüten sich schmücken und ihre Priester (die Schriftsteller) für den Lorbeer romanisch gelehrter Bildung lieber den schlichten Eichkranz gemeindeutscher Verständlichkeit als seinen schönsten Ruhm und Ehrenkranz anstreben werden.

Schon jetzt fließen uns aus der Vergangenheit, wie in der Gegenwärtigkeit unsrer Muttersprache aus ihren Vorrathskammern (den unverkürzt gebliebenen Mundarten) reiche Quellen silberreiner Rede. Zwar tadelte einst Adelung Bürgern, daß er so veraltete Ausdrücke, wie traun, traut, behagen, Spende, frommen, verkünden 2c. wieder gebraucht habe; wer aber nimmt jetzt (und wie wenig Jahre sind seitdem verfloßen?) noch Anstand und Anstoß, jene gewiß nicht allzuhochtrabenden Ausdrücke zu gebrauchen, seit ein Rückert Wörter würfelt? Was ist überhaupt in der Sprache veraltet zu nennen, seit Schmellers bayrisches oder oberdeutsches Wörterbuch und ähnliche Werke uns gelehrt haben, daß keine wesentliche Wurzel oder Wortbildung erstirbt, sondern

bis zur lächerlichen Sprachfegerei getrieben und die Sprache knechtisch abgerichtet, in eine Schnürbrust gezwängt, in einen Pferch gesperrt wird, folgt noch nicht, daß Lotterhaftigkeit und Unselbständigkeit dasselbe seien, was anständige Freiheit und Haltung, unbesonnene schlaffe Nachgiebigkeit gleich musterhafter vielseitiger Bildsamkeit. Uns wenigstens sind die verständigen Bemühungen der Sprachreiniger als Damm und Wehr gegen die leidige Nachäfferei des Fremden immer schätzbar gewesen."

in irgend einer Mundart der Muttersprache, in irgend einer Mark des Vaterlandes in frischem Gebrauche des wirklichen Bedürfnisses triebkräftig fortlebt und daß nur das Schriftdeutsch aus nachweislichen Gründen sich beengt hat, sich aber auch, wie wir es seit Göthe und seit 1813 erlebt haben, täglich wieder in seinem geistigen Zollvereine, d. i. in seinem Wortreichthum, weil in der Gedankenfülle erweitert. Manche Mundart spricht nach vielen Seiten noch rein deutsch, wo die andre welschen gelernt hat. Der Norddeutsche sagt schulgelehrt **Colophonium** (oder **Calfunium**), der Süddeutsche kennt nur sein Geigenharz. Eben so kennt dieser kein **Mobiliar**, sondern nur Fahrnisse; die **Portchaisen** des Berliners sind dem Wiener Tragseßel, die **Charpie** Leinfasern,[1]) der **Taxator** heißt oberdeutsch Schätzmeister, wie umgekehrt der bayrische **Conducteur** in Norddeutschland nur Schirrmeister ist oder war. Dagegen heißt die **Auction** an der Spree, an der Isar und an der Wien Vergantung, die **Obligation** ist dort ein schlichter Schuldschein, die **Illumination** eine einfache Beleuchtung, der **Carneval** ein Fasching oder eine Fasnacht und für das **Savoir vivre** an der Seine kennt der Wiener eine Findigkeit (nicht Spitzfindigkeit), der nach andrer Seite Anstelligkeit und Ausrichtigkeit entsprechen würde.

Blicken wir nun aber obenein in frühere Jahrhunderte des Sprachgebrauches, welcher mehr als ausreichenden Fülle begegnen wir da! Nur allein das 16. und 17. Jahrhundert — (die verschrieenen und verschuldeten) — wie reich an reiner deutscher Rede gegen die jetzige Sprachverwirrung! und wie Vieles lebte damals allgemein anerkannt, was jetzt scheinbar als Neugebilde die Annahme oder Anstellung erst langsam wieder gewärtigen muß. — Campe und Voß vermeinten für **Déjeuné** neben das bekannte Frühstück Frühmahl gestellt zu haben; schon Hans Sachs aber sagt „das Frühmahl nahmen alle zwen" oder „Ich will ihn gleich zum Frühmahl laden." — Campe glaubte für Botanisieren zuerst kräutern vorgeschlagen zu haben und schon 1673 sagt Beier (in seinem **Geographus Jenensis**, S. 268) von dem wohlbekannten Fuchsthurme bei Jena „Wie denn der hohe und runde Thurm, die

*) Auch Waißel, Waizel, Maißel: Schmeller B. Wrtb. IV, 173. II, 627—623; vgl. Wuzel in IV, 208.

Warte des zerstörten Schloßes Kirchberg von der studierenden Jugend, welche ihn aus Lust und Liebe zum Kräutern besucht, genannt wird der Fuchsthurm, wiewohl in einer andern Meinung und wohl verblümter Weise;" und noch heute heißen in Oberdeutschland die für Apotheken Wurzeln und Kräuter Suchenden Kräuterer.[1]) — Herzog Ludwig von Anhalt-Köthen, der Mitstifter der fruchtbringenden Gesellschaft, gebraucht in seiner gereimten Reisebeschreibung 1597 für Pyramide Nadelsäule,[2]) welches an die Nadel der Kleopatra erinnert. — Niclas Manuel Deutsch, der Berner Bürgermeister, Dichter und Maler, sagt in seinem „Fastnachtspiele vom Bapst" 1522 (8°) für Brille (ohne Zweifel Beryll) Augspiegel; Achilles Gassurus 1533 für Comet haariger Stern,[3]) wofür 1578 Jakob Heerbrand auch Pfauenschwanz gebrauchte.[4]) — Christian Mühlich sagt 1688 in seinem „Christlich anmuthigen Spatzierbüchlein"[5]) für Bibliothek Buchladen, in älteren Glossen kommt für Pergament stets Buchfell vor. Der Renner des Hugo von Trimberg sagt um das Jahr 1300:

Daz sint driu wandelwort ûf erden:
Daz was, diz ist, jenz mac noch werden,

und Gottfried von Straßburg im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vieren, wo wir hochdeutscher — quadrieren.

Wer von uns hat nicht schon von Vorhut und Nachhut, statt Avant- und Arrièregarde gesprochen, welche das Mittelhochdeutsche auch schon an die Hand gibt?[6]) Und welche Zeitung, um hiemit zur Gegenwart zurückzukehren und einen andren naheliegenden Gedanken anzureihen, spricht jetzt nicht fast lieber schon von einer Heerschau, als von der Revue? Oberdeutschland hat das

---

1) Auch das selbst schauerlich klingende Wort Lustseuche glaubte Campe geschaffen zu haben und doch sagt schon 1566 Hoppenrod („Wider den Hurenteuffel, Bl. 34."): „Damit denn die Herzen, die es hören, als mit dem Pfeile der Lustseuche getroffen und verwundet werden," oder (46 a.): „Als die Leute zu Sodom und Gomorra aus unerhörter Lustseuche sich für Lot's Haus machten;" eben so (31 a) „alle Lustseuche und Schelmerey."

2) Beckmann's Anhaltische Geschichte (1726) III, 202.

3) „Ein kurtz Unterricht von den Kometen und haarigen Sternen. O. J. u. O. 4."

4) Predigt „Von dem erschreckenlichen Wunderzeichen am Himmel, dem neuen Kometen oder Pfawenschwantz. Durch Jacob Hersbrand." Tübingen 1578 (Chytraei historia der Augspurgischen Confession. Rostock, 1577).

5) Nürnberg. 12, I, XXXII.

6) Vorhuot — nâchhuot.

deutsche Wort, das selbst im Mittelhochdeutschen schon vorkommt, immer im Munde behalten, wie auch die Chronik von der hilligen stat Cölln im Jahre 1499 dafür Herschauung sagt. — Jedermann gebraucht jetzt Sternwarte, das für Observatorium vor nicht langen Jahren erst gewagt wurde. Eilbote ist jetzt so gäng und gäbe, wie Eilwagen. Kantel, das Jahn in der früheren Plamannschen Erziehungsanstalt für Quarreau blitzschnell bildete, sagt jetzt jeder Buchbinder, der damit handelt, und jeder Schulknabe, der damit kantelt oder umkantet. — Campe's Zerrbild, das Jean Paul [1]) als eine der glücklichsten gelungensten Wortbildungen begrüßte, als ein Wort, das überall an jeder Göttertafel der Dichtkunst tafelfähig sei und dem er selbst Zerrgesicht, Zerrgeburt, Zerrtonstück, Thümmel aber Zerrgemälde nachbildete, ist jetzt in Jedes Munde, und der Glimmstengel des Berliner Landwehrmannes wird bald sein Bürgerrecht errungen haben, wie am Ende auch des pommerischen Kutschers Edelmannsherberge für Casino durch Aller Mund gegangen sein würde, wenn die Casino's nicht auch zu bürgerlichen Instituten herabgesunken wären. — Wer scheut heute noch in Scherz und Ernst Campe's Stell dich ein? wer sein Sieh dich um, das im Niederdeutschen fortlebte [2]) und schon im J. 1228 als Höhenname (circumspice te sive Se thic umme) vorkommt [3]), wie ein kleines Oertchen in der Grafschaft Stolberg noch heute Sieh dich vor, auf Rügen eine Landzunge Kieköver, fälschlich Kiekufer verlandkartet, heißt — Benennungen, die nicht schlechter sind, als das schöne Lug in's Land, oder, um doch auch aus der süßen französischen Sprache etwas anzuführen, das seltsame, in allen besten Wörterbüchern aufgeführte Was ist da [4]).

Dieß letzte, demnach gut französische Wort, wobei mir noch unwillkürlich der mehr als wunderlichen Leute an der Seine bier en brod [5]) einfällt, gemahnt zugleich an eine eigenthümliche Art der Verdeutschung, welche zu allen Zeiten der gemeine Mann

---

1) In der Vorschule der Aesthetik.

2) Auch als Eigenname; z. B.: Südeckum Bemerkung über Veredlung der Schafzucht. Braunschweig, 1800, 8.

3) Et ab hac via usque subtus tres montes, qui circumspice te sive Sethic-umme nominantur: siehe Berlin. Monatschrift 1796. Aug.

4) Un Was ist da ist das Fenster hinten in der Kutsche (Berline).

5) Für Merte oder Kaltschale.

bei uns ausgeübt hat, der sich nicht denken mag, daß ein Fremdling in seine Wälder und Hütten zu dringen versuche ohne Deutsch zu verstehen; d. h. er nahm, gastfreundlich und treuherzig, jeden Fremdling, den ihm falsche Gelehrsamkeit oder die Fremdsucht höherer Stände zuführte, für einen ehrlichen deutschen Michel und handhabte das Wort so lange, bis es erträglichen deutschen Klang und Sinn annahm, ganz in derselben Weise wie aus dem Sanhedrin der Hebräer ein griechischen Συνέδριον wurde. Das deutsche Leb wohl, Fahr wohl oder B'hüet di Gott muste früh dem welschen à Dio und á Dieu weichen; was dieses aber bis zum Berlinischen Atché für sonderbare Stufen durchgemacht hat, weiß Jeder. Schon Fischart konnte 1590 sagen „Das gauklerisch Nempt so für gut, bettlerisch Dankhabt, Jedermanns Adi." Noch wunderlicher gestalteten sich im Munde des früheren Deutschen Bauern die französischen Trinksprüche — das zubringende Avusch und das zurückdankende Grammerschi [1]) aus. — Fischart bildet, wie man wohl auch im Scherze noch jetzt von einem maulhängkolischen, pflegmattischen, kollerischen und sangwinischen Temperamente redet, in seinem Sprachübermuthe für Fundament[2]) — das UntenamEnd, aus Rhetorik macht er die Redtorich, aus der Republik eine Reichpöbligkeit, was an den neueren Wortwitz über die Serviles, die sehr Vieles, und die Liberales, die lieber Alles hätten, erinnert; und Schuppius macht 1659 in seinem Regenten-Spiegel aus der Alchimisterey eine „Alkühmisterey, die aus Kühmist Gold mache."

Aber ich sprach vom gemeinen Manne, der in seiner Arbeitsamkeit zwar ein dolce far niente oder ein passer le temps nicht kennend doch nicht nur gläubig von pasterlantant spricht oder den Obelisken vor Sans-souci in den Basilisken umtauft, den Virtuosen sich zum Fertigosen, den Actuarius in Aktenverwahrius, verständigt, aus renoviren, wenigstens in Berlin, ein renefühtren (reinmachen) heraushört, den literarischen Verein in den lutherischen, das gastrische in ein garstiges Fieber, sondern einen Schritt weiter die Fourage in Futterage sich zurückdeutscht, das Amalgamier-Werk zum kürzeren Schmierwerk um-

1) Fischart (ep. 25.) hat Grandmercy.
2) Das Mittelhochdeutsche sagte dafür Fultement.

stempelt, die Alléebrücke bei Dessau in Jalgenbrücke, das Rondel in Rundtheil, den Lusthain bei Braunschweig, den griechische Afterbildung Philomele's Lust benannte, in Vielmannslust, das französische Pflanzdorf Beaurégard in der Mark in Burengaren (d. i. Bauerngarten)[1], das Unguentum Neapolitanum in Umgewendeten Napoleon übersetzt[2]). Auf gleiche Weise wurde aus der Cloake eine Kothlake, aus dem Mädchen-Institut ein Gestüt, der Civil-Verdienstorden zum Zuvielverdienstorden; die liebende Berliner Köchinn bezeichnet der fragenden Amtsgenoßinn ihren Glücklichen als ihren Kussin (vom Küssen), mit dem sie kuiraßiert, daß ihm blaublümerant wird, und der was dawider spricht, wird mordsakrirt, statt massacrirt. Inzwischen hat der Officier du jour, der lieber sich ergehen möchte, — die Schur; die planchette wird zum Blankscheit. So soll bekanntlich auch der Pumpernickel seinen Namen erhalten haben aus bon pour Nickel (credat Judaeus Apella). Aber sicher wurden auf diesem Wege die Armagnacs zu Armen Gecken, und Rochelle wurde im Gegenspotte der Schweizer, denen man die Kuhschelle vorgeworfen, zur Roßschelle[3]). Die Wildschur aber ist aus dem slavischen wlko (der Wolf) verdeutscht. Bäume werden ratzenkahl (radical) abgefreßen[4]), und banquerot ist in Schwaben bankreutig. Das Podagra ward früh zum Potengram:

Bachus der Vater,
Venus die Mutter,
Ira die Hebamm'
Zeugen das Pfotengram.[5]).

Es giebt ein ganzes Buch solcher immer fortwirkenden Verdeutschungen, das schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts un-

---

1) Aehnlich ist in Halle Brunos Warte zur Braunen Schwarte geworden, wie Braunschweig aus Brunswic.

2) Siehe August Fuchs: Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter (Dessau, 1842, 8.) S. 114.

3) Zinkgreff's Apophthegmata rc.

4) In diesem Sinne deutet der Teutschen Sprache Ehrenkrantz 1644, S. 76. Almanach aus Als man nach (Christi Geburt).

5) Paullini: Zeitkürzende Lust III, 468. Vgl. (in dem Liede „So lang' ich lab, lob' ich den Wein" bei Moscherosch): „Alle die haben das Podagram, sind worden dem Weine gram," und Fischart's „Fußgrammiger, pfotengrammischer Kruckenstupfer."

ter dem Titel eines Bauernlexikons herauskam[1]). Der in den genannten Beispielen wirksame Trieb war übrigens schon in frühesten Zeiten thätig. Ob so das alt- und mitteldeutsche Sent aus synodus wurde, laßen wir dahingestellt, aber sicher ist schon das althochd. Arnbrust (mittelhochd. armbrust) aus ar(cu)balista (franz. arbalête)[2]) entstanden, eben so liebstöckel (lubistichil), aus Levisticum, Kartoffel aus Tartuffe, Muselmänner aus Moslemim. Den nach Italien einbrechenden Deutschen wurde Verona früh zu Bern, Ravenna zu Raben, Livorno zu Leghorn und Milano zum schönen Mayland; Valeriana wurde Baldrian, Pyrethrum Bertram (berhtram, die Pflanze). Die fallende Sucht (valjandiu suht) mußte der h. Valentin übernehmen. Das Cap finis terrae hieß früher auf Karten und in Reisebüchern nicht anders als Finsterstern. Die Jesuiten waren im 16. und 17. Jahrh. Jesuwider. Ich kehre nach dem Gesagten, durch die letztgenannten Beispiele an die jahrhundertlichen Kriegszüge der Deutschen erinnert, noch einmal zu Karl Müllers Verdeutschwörterbuche der Kriegssprache zurück; auf welchen redlichen „Versuch," ungeachtet des bei seiner Abfaßung noch vielfach einwirkenden Mangels an gründlicher Einsicht in den geschichtlichen Reichthum wie die wahren Wortbildungsgesetze der Muttersprache, in einem Augenblicke wohl wieder hingewiesen werden darf, wo bei dem vor einiger Zeit ausgesprochenen Allerhöchsten Befehle, daß fortan im Heere nie mehr Capitain, sondern Hauptmann gesagt werden solle, gewiß eben so wenig stehen geblieben werden wird, als bei der Umwandlung der Kopfbedeckung und des Waffenrockes. Dieselbe königliche Ehre, wie hier dem Hauptmann, widerfuhr im Jahre 1817 bereits in Würtemberg dem Corporale, der zum Rottmeister erhoben wurde, von welchem Worte Zinkgreff (in seinen Apophthegmata) noch sagen konnte „Rottmeister, welchen die Newe Teutsche Corporal und dannenhero die Bauern Capporal nennen"[3]). Immer sieht es in unserm deut-

1) Vgl. „Paradoxa oder seltsam klingende, doch klar und wahr gemachte Redensarten." Regensburg, 1710. 152 S. 4. Eben so Heinzelmann Probe einer Sprachverähnlichung an den fremden Wörtern im Teutschen. Stendal, 1798. 8.

2) Vgl. arquebuse, Hakenbüchse.

3) In den Kriegsbefehlswörtern oder der Kriegsordnung des alten Stadthauptmanns Joh. Joseph Zehner 1655. 1665 (aus Daniel Trautweins Chronik S. 711

schen Heerwesen noch so buntscheckig und zwiesprachig aus, wie wir in ein Beispiel aus Wolfram von Eschenbachs Parcival (340, 16. 17) schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts einkleiden können, wo jener sagt:

die **rotte** wâren âne zal,
die dâ mit **kumpanie** riten,

oder wie viel später Christian **Gryphius** in seinen „Der Teutschen Sprache Unterschiedenen Altern" (S. 112) spottete:

„Heißt den Hauptmann **Capitain**[1]) und die Wachen **Sentinellen**,
Das heißt Alles nach raison de la Guerre wohl bestellen."

Ueberblicken wir aber die wüste Masse fremder, namentlich französischer Ausdrücke, welche seit dem 16., mehr noch dem 17. Jahrhunderte in unsre Kriegssprache gedrungen sind[2]), ernstlich, so ist nichts dabei sonderbarer, als daß wir grade in der Handwerkssprache der **Soldateska** bis zum **Spion** hinab eigentlich nur unser eigenstes Eigenthum, freilich in Italien wie Frankreich wunderlich umgewelscht, zurückerhielten und so mit unserm eigenen, vom Franzmann abgetragenen Rocke einherstolzen. **Diez** sagt in seiner gediegenen Grammatik der romanischen Sprachen (I, 55) in dieser Beziehung ganz hieher gehörig: „Jede der romanischen Mundarten besitzt (aus geschichtlichen bekannten und in dem Werke ausgeführten Ursachen) einen kleinen Vorrath ihr ausschließlich eigener deutschen Wörter. Dieß war nach der Lage der Dinge zu erwarten und man muß sich nur wundern über den **großen Kern gemein romanischer aus dem Deutschen entlehnter Bestandtheile**, denn von der Summe von siebenhundert kommen auf alle Mundarten zusammen, die walachische abgerechnet, über zweihundert. Diese allgemeine Verbreitung gewisser Ausdrücke läßt sich zwar theils durch Staatseinrichtungen und Sitten der Germanen, theils durch den Völkerverkehr erklären, bleibt aber immer in dem

---

—716 abgedruckt in Gräters Iduna und Hermode 1814. St. 41. 42. S. 161, 163—164) heißt der erste Mann der beiden ersten Rotten (jede Rotte hat hier **sechs** Mann) **Corporal**, die ersten der drei andern Rotten **Rottmeister**. Jede Corporalschaft hatte fünf Rotten, eine Kumpanei drei Corporalschaften.

1) Bekanntlich stammt dieses aus Großgriechenland (κατὰ πᾶν).

2) **Lavater's** Kriegsbüchlein (Zürich, 4.) mußte 1667 schon eine „Dolmetschung fremder Kriegerischer Wörter" geben. Ihm ging 1596 (zu Frankfurt a. M.) das noch deutschere große **Kriegsbuch** von **Bernhard Fronsperger** (Fol.) voraus.

Umfange, worin sie Statt fand, bemerkenswerth. Die deutschen Fremdlinge gehören übrigens in die verschiedensten Kreise der Begriffe. Obenan steht freilich das Kriegswesen: den Germanen blieb freilich das wichtige Vorrecht den Kriegerstand zu bilden [1]). Kein Wunder also, daß sich auch die Provincialen gewöhnten, die zum Heerwesen gehörigen Gegenstände und Verhältnisse, die ihnen ohnehin mitunter neu waren, so zu nennen, wie sie sie täglich nennen hörten, und so geschah es daß zuletzt die meisten lateinischen Ausdrücke für diesen Kreis von Begriffen verschwanden: selbst **bellum** ward, mit Uebergehung des klanglosen wie durch **wërra** [2]), Streit, Empörung [3]) ausgedrückt [4]). Andre Eindringlinge dieser Gattung sind (in ihrem deutschen Klange) **sturm, scura, kempho, heriberga, wahla, brunja** (prov. **bronho**), **halsberc, helm, zarga, brandr** (altn.), **flamberc, barta, asc** (goth.), **gêr, spioz, sper, flits, daròth, stràla, bolz, fano, gundfano** [5]), **bergfried, hurt, skirman, britil, sporo, roup** und andre. Zahlreich sind auch die übergegangenen Ausdrücke aus dem Staats- und Rechtswesen u. s. w. [6]).

2.

Diese angeführten Diezischen Worte könnten Einen glauben machen, es sei hier von den zahlreichen welschen Fremdlingen in unsrer deutschen Sprache die Rede; das ist nämlich der reichen, reinen und rüstigen Diutiska Schicksal gewesen durch den Ablauf der Zeiten, daß sie jede romanische Unterjochung des deutschen Volkes, jede Unterjochung des deutschen Geistes an sich abspiegeln

---

1) In Italien verbot Theodorich der Große den Römern jede Waffe bis auf's Messer zu tragen (Anonym. Valesii, 1681. S. 620); seine Gothen würden die ruhliebenden Bürger schon vertheidigen (Cassiodor. Var. VIII, 3. IX, 14. XII, 5).

2) Guerra, guerre; die Wirren unsrer Zeitungen und Tage.

3) Rixas et dissensiones, quas vulgus werras nominat (Capitul. Coroli Calvi XXIV, 15).

4) Ueberdieß verschwand fast allgemein exercitus, pugna, proelium, acies, galea, cassis, clypeus, gladius, ensis, telum, pilum, pugio; doch erhielten sich auch mehrere, wie dux, hostis, inimicus, arma, lorica, scutum, spatha, hasta, sagitta.

5) Aus gund-vanâri wurde in Italien der gonfaloniere.

6) Viele deutsche Ausdrücke des Französischen fallen wohl erst der Landsknechtszeit anheim, nach denen ja ein Spiel lansquenet heißt. Die Ausdrücke der Spiel-, Trink-, Fluch- und Freßsucht (trinquer, carous, allous, carousser, schlottroncq, morguesouppe, Bransquatter, Bestallong, Arrigelt, faire halt, frélore etc.), gehören wohl dieser Zeit an.

mußte. Das weltliche (oder juridische) Latein, das kirchliche und das gelehrte, und darnach und darneben Italienisch und Französisch, haben uns auch die Sprache verunziert und vergiftet, wie wir an Leib und Seele, an Staat und Kirche, die lateinische Schule, die spanischen Stiefeln, die welsche Praktika und Finanz, endlich die Franzosen haben durchmachen müßen; Rom und Neurom (Paris), Kirche und Staat haben, nachdem die Väter hier aus den Ostseeniederungen das Kapitol erstiegen und zerstört, nochmals den deutschen Geist vielfach in Feßeln geschlagen, die er von Zeit zu Zeit, nur Schirtt für Schritt vermöge seiner eingebornen Kraft und Berufung bricht, bis er die welsche Welt ganz überwunden, d. h. selbst durchdrungen haben wird. **Tam diu Germania vincitur**, dürfen wir auch in diesem Sinne mit Tacitus ausrufen. So lange und noch immer wird deutsches Wesen untergraben und überschüttet! 1) „O ihr gewelschte Teutschen, ruft ein im J. 1644 zu Straßburg herausgekommenes Büchlein, „Der Teutschen Sprache Ehrenkrantz" (bei J. P. Müller, 8°) aus: O ihr gewelschte Teutschen, wie vndanckbar seit ihr gegen ewrer Muttersprach, da ihr lieber in frembden Sprachen stammeln, als in deren, welche euch angebohren zu vollkommener Wohlredenheit gelangen, viel lieber bei der frembden hinden nach, als bei ewren Landsleutten vorangehen,

---

1) „Der deutsche Körper zuckt zuweilen unter der romanischen Ueberwältigung, kann sie aber nicht von sich abschütteln. Er wird zuweilen wild, erhebt sich, schlägt um sich und glaubt den alten Feind nun sicher und für immer los geworden zu sein, aber kaum legt er sich wieder auf die Bärenhaut, so sitzt auch der Alp schon wieder auf ihn und preßt ihm den Athem aus. Seit 2000 Jahren, wie oft haben wir mit Rom gekämpft nnd immer wieder huldigten wir Rom und wurden Rom's Sklaven. Die alten Römer waren kaum von uns siegreich überwältigt, so zog uns das neue Rom still und listig das Joch der Hierarchie über den Nacken. Kaum hatten wir auch dieses gebrochen, so lag uns schon wieder das Joch der römischen Justiz auf dem Halse. Wieviel und oft haben wir mit Frankreich gekämpft, um auch auf dieser Seite der römischen Umstrickung uns zu erwehren. Aber auch hier fielen wir, so oft wir siegten, immer wieder in die Netze des alten Feindes. Noch heute sind wir theils von römischer Hierarchie und ganz von römischem Rechte, theils von französischer Sprache und Gesinnung und ganz von französischer Tracht und Mode beherrscht. Ueberall ist es römischer Einfluß, unter dem wir stehen, körperlich, geistig, politisch und kirchlich." Literaturblatt zum Morgenblatt, 1843, N. 85. S. 340. — Schon im J. 1571 erschien zu Augsburg von Simon Rote ein „Deutscher Dictionarius, das ist solcher schwerer, unbekannter deutscher, griechischer, lateinischer, hebräischer, welscher, frantzösischer, auch andrer Wörter, so nach vnd nach in Deutsche Sprache kommen sind," und 1620 zu Basel ein zweites solches Verdeutschwörterbuch von Bernhard Heupold „Dictionarium erklärent allerley schwerer Wörter, so in die Deutschen Sprache eingerissen sind."

bey jenen die Thür zue als bey den ewrigen vffschliessen wolt, vnnd also dafür halten, daß in frembder Sprach den geringsten Fehler reissen ein Todsünde, hingegen in ewrer Muttersprach eine Bachanterey vber die andre begehen, keine schande sey. Mein lieber Landsmann, so offt du ein Spannier, einen Frantzosen vnnd Italiener in jhrer Muttersprach reden hörest, so offt gedencke vnd halte dafür, daß du einen Essig von der Lateinischen Sprach kostest vnd ein Lied von der alten Dienstbarkeit hörest. Hergegen wann du dein eygen teutsche Muttersprach hörest, so hastu einen reinen Wein, eine vnbefleckte Jungfraw, eine keusche Königinn." Was unserm eigensten Denkwesen, unsrer ursprünglichsten Empfindungsweise widerspricht und widerstrebt, kommt von romanischer Weltanschauung herüber, sei es von der Mutter (von Rom), sei es von der Tochter (Paris): es sind nicht Worte nur, sondern Werke, es sind tief unterscheidende Wahrzeichen der Gesinnung, ungeheure Verschiedenheiten der Ansichten von Treue, Gerechtigkeit, Billigkeit, Gegenseitigkeit, wahrem Austausche geistiger Erkenntnisse u. s. w., welche deutsches und welsches Wesen noch immer im Gegensatze, im Kampfe zeigen; es sind die Völkerzustände selbst, welche gegen einander gären und von denen die Sprache nur der Wiederhall ist. Ihre krankhafte Vermengung ist daher nur Folge und Zeugniß innerer Preisgebung, innerer Verbildung, wie sehr sie auch Bildung und Fortschritt zu sein behauptet oder scheint.

Wie würde es wohl mit reiner, dem gemeinen Mann verständlich eingehender Rede aussehen, wenn mit Einem Male die geheimen Schreibstuben des Gerichtes zu öffentlichem Rechtsverfahren geöffnet würden? Ich für mein Theil glaube, diese Gerichtsstätten würden, wie der hiesige rheinische Gerichtshof im Lagerhause, schon aus dem einfachen Grunde lange Zeit hindurch noch leer bleiben, weil Bürger und Bauern darin, wenigstens in der zähen todten Kanzleisprache immer wieder nicht schlichte deutsche Rechtsentscheidung, sondern römische Rechtswindung vernehmen müßen? Leibnitz rühmt einmal:*) „Und ich weiß, daß bei gewissen berühmten Gerichtshöfen sorgfältig darauf gesehen wird, daß kein lateinisches Wort in der Richtersprache sich einschleiche?" Das dürfte noch heute auf keine Kanzlei passen, und wenn auch im Jahre 1823 der

*) Guhrauers Leibnitz's Deutsche Schriften I, 74.

weimarische Landtag in seiner Sitzung am 16. und 17. Mai bei Strafe festsetzte, daß nicht mehr Advocat, sondern Sachanwalt, Rechtsbeistand, Sachwalter gesagt werden solle," so macht, wie darum noch nicht eines jeden Bürgers Sache treu verwaltet, einem jeden Bauern in seinem Rechte wahrhaft beigestanden werden wird, Eine Schwalbe auch noch keinen Sommer [1]). In der Aktenherrschaft, nicht minder in der Wißenschaft, die einst durch die Kirche erzogen wurde, sind wir sachlich und sprachlich auch heute noch durch und durch von den Römern abhängig. Freie Forschung in Ehren, aber fast jeder Theil unsers Wißenschaftslebens bewegt sich noch, wie in seinem innersten Denken, so auch äußerlich in einem schauerlich entarteten Latein, und namentlich ist das Deutsch der Philosophie jetzt wieder bei Weitem schlechter als zu Wolf's und Leibnitzens, ja selbst als zu Kant's Zeit, der doch schon viel wieder in der Form verschuldete. Hätten unsre neuesten Philosophen, die Fischart wörtlich durch Gernkluge verdeuscht, uns von den tiefsinnigen sog. Mystikern des deutschen Mittelalters etwas mehr als ihren letzten Ausläufer, Johannes Tauler, oder gar als den noch späteren Jakob Böhm gelesen, d. h. gründlich durchgearbeitet und in ihrem herrlichen Bemühen in deutscher Rede Alles, das Höchste wie das Tiefste, auszudeuten gewissenhaft gewürdigt, sie würden nicht ein solches Undeutsch reden, wie sie thun, würden vielleicht auch eine deutschere und deutlichere Gedankenentwicklung davon getragen haben.

Ich werde mich wohl hüten, die Meister vom Stuhle (nicht einmal die Todten, geschweige denn die unter uns Lebenden) vor das Gericht der Muttersprache zu fordern; aber in ihren Jüngern oder Beurtheilern mögen sie doch einmal Rede stehen, wobei ich noch der tieferen Sprachverrenkung geschweige, welche aus der Einmischung lateinischer (und griechischer) Satzbildung hervorgeht, wodurch unsrer selbständigen, ursprünglichen Redeweise conjunctionelle und participiale Constructionen beigemischt werden, die ihr gänzlich widerstreben; ich übergehe ferner philosophische Deductionen, die, obgleich kein einziges Fremdwort in ihnen vorkommt, dennoch in ihrem ganzen Sprachgewande durch und durch undeutsch zu nennen sind; und hebe hier bloß einige gar zu arge Beispiele

---

1) Es ist ein Tropfen in's Meer, und doch besteht dieses aus solchen.

philosophischer Sprachunsauberkeit eben durch Fremdwörter hervor, welche ich einem erst im vorigen Jahre erschienenen fleißigen Buche von einem Nachfolger des Dessauischen Kolbe[1]), von dem auf dem Gebiete der romanischen Sprachen wohl bewanderten, (leider aber zu früh verstorbenen) Dr. August Fuchs, gleichfalls zu Dessau, „Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen“ [2]) entnehme. Fortmann in seinem Buche „Ueber das Wesen und die Bedeutung der historischen Entwickelungen“ (Wesel, 1840) sagt:

„Weil uns der Schöpfergedanke nicht in seiner primären Unmittelbarkeit zugänglich ist, sondern nur durch seine actuelle Position in der Creatur vermittelt wird, so kömmt es zuvörderst darauf an, das Universum in diese seine Urform zurück zu hypostasieren, um es genetisch in derselben anzuschauen und insbesondere die menschliche Daseinsweise wiederzufinden, d. h. sie nach ihrer immanenten Geschöpflichkeit aus jenem Ungedanken formell nach zu entwickeln und in ihrer apriorischen Entwickelung zum Bewußtsein durchzugebären.“

Der Mann zeugt deutsche und welsche Wörter um die Wette.

Karl Rosenkranz sagt einmal in den hiesigen Jahrbüchern für wißenschaftliche Kritik (1841, S. 74):

„Was ist nun da Unspeculatives? Hegel hat sogar strenger als andre Logiker die Disjunction als die Opposition conträrer Urtheile von der nur in der Oberfläche der bloßen Diversität bleibenden divisiven Disjunction unterschieden. Im concreten Falle somit den Theismus als Negation des Pantheismus, diesen als Negation des Theismus, folglich eine weder pantheistische noch theistische negative Identität zu setzen, stimmt vollkommen mit Hegel's Logik und Methode überein.“

In der Hallischen Literatur-Zeitung (1840, St. 57) drückt ein Herr Lessing sich nicht weniger musterhaft aus:

„Individuelle Philosophie und Logik ist das in uns, „was specielle dem Genius angewiesene Lebensart des Thie-

---

1) K. W. Kolbe Ueber Wortreichthum ꝛc. Vgl. Kolbe Mein Lebenslauf und mein Wirken im Fache der Sprache und Kunst. Berlin, 1825. 8.

2) Dessau, bei Aue. 1842. 8.

„res ist, d. h. was im Thiere durch **specielle Combination** „seines **speciellen** Begehrens mit **specieller** Einwirksamkeit „und **speciellem** Erkennen bewirkt wird, wird im Menschen „durch **generelle Combination generellen** Begehrens „mit **generellem** Erkennen bewirkt. — Da der Gehirnswir„kungsgang in uns ganz frei ist, so kann sich **Philosophie** und „**Logik** nur auf Erfahrung gründen, welche mich belehren muß, „wie ich mein **Ratiocinium** einzurichten, d. h. begehren durch „Erkenntnisse zu **specialisiren** habe. Beide Wißenschaften „können daher nur das **Resultat** einer **analysirten** Darstel„lung unsers Wirkungsganges, wenn es **positive** Erhaltungs„**Tendenz** haben soll, sein."

So spricht ein Mann, der über die Fehler und den „**Mysticismus** der **modernen Philosophie**" handeln will; so schreiben wißenschaftliche Zeitschriften.

Hören wir auch unsre Zeitungen, welche das tägliche Brod, täglicher Unterricht und Uebung für das öffentliche Denk- und Sprachvermögen sein sollten und könnten, wenn sie wollten. Nur ein Paar Musterstellen:

„Das **Aggregat** der **divergierendsten** Persönlichkeiten und „**Interessen constituirte** sich jetzt zu einer **Kammer**, in der „die **Legitimität** und **Stabilität** gegen die **Impulse** der „**socialen** und **politischen Reformation Front** machte „und mit allen **Prärogativen** eines **dynastischen Centrums** die **Initiative** ergriff."

Es kommt noch beßer!

„Das **Ministerium Perier consolidierte** sein **Regierungs**„**System** nach den **Principien** der **Contrerevolution**. „Die **perfide Maxime** der Nicht-**Intervention** ward mit „allen **Consequenzen adoptiert** und vergebens **protestierten** die **opponierenden Departements** gegen die Vermö„gens-**Aristocratie** der **Centralisation** und die **Corruption** der **Local-Administration**."

August Fuchs hat schon nachgerechnet, daß in diesem letzten Satze 5 Fremdwörter auf $5\frac{1}{15}$ deutsche kommen, und daß sich in demselben kein deutsches Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort findet, denn das einzige deutsche Hauptwort Vermögen ist nur Theil eines Zwitterlings „Vermögens-**Aristocratie**," der sich würdig zu

Rosenkranz's Erhaltungstendenz oder zum Abstractions-Vermögen und andern ähnlichen Bastarden stellt: solche Blendlinge sind wie Sand am Meer. Der Rechtskundige spricht von Austrägal-Instanzen und Intestat-Erben, der Naturkundige von „Forst-Insectologie" *), der Optiker von Retrospectiv-Blicken, der Philosoph von Welt-Atomen, der Staats- und Handelsmann von Consequenz- und Plus-Macherei, der Hamburger aber gar von einem Hanseatischen Bunde, der deutsche Student von Schwulitäten und Burschicositäten; alle Welt aber hausiert, hofiert, hantiert, stolziert, spendiert, gastiert, herbergiert. Zeitungen, die uns vorher schon den französischen Griechen Jornaulισμus boten, bilden dreist weiter ein Journalιστικum, eine Bureauκρατιe, der gelehrt und vornehm gewordene Gärtner nennt sich Blumist und der Berliner Bürger, auf sein kleines Paris stolz, bildet sich sogar selbständig seine Tabagie, ein Wort, das ganz Frankreich nicht, geschweige das Wörterbuch der Akademie kennt.

Das ist lustig. Sie würden aber wahrhaft erschrecken, meine Damen, wollte ich Sie noch in die lateinische Küche der Chemiker, Physiker oder Botaniker führen, wo die unsaubre Rede an den Wänden wiederhallt von Imperturbabilitäten, Irrespirabilitäten, Plausibilificabilitäten, Transcendentalitäten, Individualitäten, Spontaneitäten, Heterogenitäten, Latitudinarismen, Interpretationsmethoden, Ideenassociationen u. s. w.; oder wenn wir in den Auditorien der Humaniora hospitier wollten, oder Sie in die Aula einer Universität träten, in welcher Sie nur von Quaestionen (auch vom Quaestor), von Dissertationen, Disputationen, Promotionen, Habilitationen, Nostrificationen, Honorarien, Stipendien u. s. w. hören würden, welche letzten Wörter glauben machen könnten, man diene in einer alten römischen Legion, gleich wie unsre Sitzschulen nach den griechischen Turnplätzen Gymnasien getauft wurden, darinnen dann bildlich certiert wird. Bürgermeister Cicero aber würde sich noch im Grabe umdrehen, drängen solche -ismen zu seinen

*) Bechstein's Forst-Insectologie. Gotha bei Heininger.

Ohren, wie **Humanismus, Philantropismus, Idealismus, Realismus, Formalismus, Naturalismus, Spiritualismus, Materialismus, Rationalismus, Scepticismus, Empirismus, Dogmaticismus, Determinismus, Dualismus, Fatalismus, Objectivismus, Occasionalismus, Optimismus, Socialismus, Pauperismus, St. Simonismus, Spinocismus, Kantianismus, Fichtianismus, Hegelianismus, Schellingianismus, Mysticismus, Pietismus, Quietismus, Fanatismus, Egoismus, Nepotismus, Somnambulismus** u. s. w. u. s. w. —

Wenn ich aber, meine verehrten Zuhörerinnen, die Sünden der Männerwelt vor Ihren Ohren preisgegeben habe, so müßen sie mir schon, um das europäische Gleichgewicht doch einigermaßen wieder herzustellen, nun auch gestatten, daß ich als Mitglied der großen männlichen Gesellschaft mir wenigstens eine kleine Gegenrache erlaube, indem ich auch in das Allerheiligste Ihrer **Toilette** eindringe, hier das **Album** Ihrer **Reminiscenzen**, das Wörterbuch Ihter Thaten aufschlage. Da wimmelt es erquicklich von **Abonnements** und **Amusements**, **Accompagments** und **Applaudissements**, **Apathien** und **Alterationen**, **Bigotterien** und **Bijouterien**, **Cadeau's** und **Caraffen**, **Caressen** und **Carossen**, **Chapeau's** und **Chevaliers**, **Coïffuren** und **Confituren**, **Coquetterien** und **Cotterien**, **Cotillons** und **Contretänzen**, **Engagements** und **Entrechats**, **Etuis** und **Etagères**, **Fantasien** und **Fantomen**, **Idealen** und **Idolen**, **Jalousieen** und **Journalen**, **Migränen** und **Miseren**, **Necessairs** und **Negligés**, **Picanterien** und **Plaisanterien**, **Souvenirs** und **Sympathieen**, **Touren** und **Tournuren**, **Visitenkarten** und **Vignetten**, **Vapeurs** und **Vanitäten**.

Soll ich fortfahren? oder soll ich doch lieber wieder zu dem liebenswürdigen **Vis-à-vis**, dem **Chargé d'Affaires** oder **Attaché** der **Diplomacie** hinübergehen, der sich zwischen **Antichambres** und **Anciennitäten**, **Amnestieen** und **Anarchieen**, **Allocutionen** und **Arrestationen**, **Assembléeen** und **Audienzen**, **Boudoirs** und **Boulevards**, **Billards** und **Billets doux**, **Bonsbons** und **Bonmots**, **Capricen** und **Capacitäten**, **Connexionen** und **Collisionen**, **Consternationen** und **Constitutionen**, **Conferen-**

zen und Convenienzen, Contrasten und Congressen, Debatten und Debuts, Dejeuners und Diners, Demarchen und Démantis, Demagogen und Denuncianten, Emigrés und Emissairs, Evolutionen und Evenements, Faitaccompli's und Festivitäten, Garantieen und Galanterieen, Intriguen und Interventionen, Illuminationen und Illusionen, Notabilitäten und Nullitäten, Ostentationen und Oppositionen, Principien und Privilegien, Protocollen und Portefeuilles, Repraesentationen und Revolutionen, Sessionen und Satisfactionen, Temporisationen und Tendenzen, Triumphen und Trivialitäten bewegt?

Doch genug! Ich habe die Wißenschaft und ihre Zeitschriften, das Leben und seine Zeitungen, ich habe die Männerwelt und das Frauenzimmer — bald hätt' ich selber gesagt — die Revue passieren laßen. Das galt der Gegenwart unsrer Sprache. Blicken wir noch einmal in ihre Vergangenheit zurück, um in einer dritten Betrachtung den nächsten Entstehungsgrund unsrer jetzigen Krankheit bestimmter in's Auge zu faßen.

3.

Mit dem Anfange des sechszehenten Jahrhunderts, welches die zweite Herrschaft Rom's und der lateinischen Sprache brach, kamen die Völker romanischer und germanischer Zunge, welche in den ersten, wie in den späteren Römerzügen um die geistige Herrschaft der Welt gekämpft hatten und nur in den Kreuzzügen erträglich vereinigt gewesen waren, zur heftigsten Wiederaufnahme des alten Weltkampfes. Von nun an aber war es weniger Italien, welches mit Schwertern und Bannfluch sich zu wehren hatte, wie in den römvarten auch nach Rudolf von Habsburg noch, der Welschland schon für eine Löwengrube erklärte, da viele Schritte hinein, Keiner aber wieder herausführte; sondern ein andres romanisches Land trat jetzt, vom geistig erschütterten Rom angestachelt und angeworben, wie es umgekehrt, aber auch nur um Deutschland zu verderben, vor Allem mit dazu geholfen hatte, des Papstes Ansehen durch das Wiener Konkordat 1448 zu befestigen, in die vordere Reihe der Widersacher Deutschlands ein — das einst von den Franken überströmte, von ihnen noch genannte Frankreich. Ein neuer Unter-

gang drohte Deutschland, ein gefährlicherer als von Rom, — denn hier trat die alte römische Weltherrschaft nicht mehr im Imperatorenglanze oder im düstern Mönchsgewande, sondern unter der verführerischen Chamäleonshülle vollendeter Gewürfeltheit, Witzigkeit, Weltweisheit und Hofartigkeit entgegen. Welche Künste der Geld- und Gemüths-Verführung von Paris aus, neben den eisern folgerichtigen Schleichumgarnungen Roms, sich fortan über unser Vaterland ergoßen, bis seine Selbständigkeit untergraben, die Ehre und Einigkeit seiner Fürsten gebrochen, des Volkes Sitte vergiftet war, wonach dann mit Riesenschritten über zwei Jahrhunderte lang, mit wenigen Unterbrechungen (namentlich der ruhmreichen Siege Friedrichs des Großen), eine Stadt und Festung, ein Gau nach dem andern überrumpelt, erobert, verödet und endlich das heilige römische Reich Deutscher Nation durch den adoptierten Korsen gänzlich vernichtet wurde, kann hier nicht erzählt, wohl aber, lebendig geschildert, in Friedrich Rühs „Geschichte des Einflußes Frankreichs auf Deutschland" (Berlin, Reimer 1815) zum Erschrecken nachgelesen werden [1]. Hier kann nur im Allgemeinen von dem tiefen sittlichen Verderbe die Rede sein, der wie eine Seuche oder ein Pesthauch die Seelen befiel und alle Geistesschwingen lähmte, daß auch in unsers Volkes schönstem Ruhme, seinem geistigen Dome, dem Schriftenthume, lange lange Zeit kein frischer herzerhebender Klang, keine reine deutsche Rede recht aufkommen konnte. Der Alp hat uns lange gedrückt, bis aus vielen verborgenen und ungeahnten Keimen Rettung und Genesung kam.

Ganz treffend sagt noch in den Jahren 1716—1720 Egenolf in seiner Historie der Teutschen Sprache" (II, 285): „Zu unsrer „Zeit hat Ludwich der 14te in Frankreich der Teutschen „Sprache mehr geschadet, als ehemals alle Mönche und Pfaffen, „weil man jetzo nicht mehr an Höfen, sondern auch anderweits „unter vornehmen und angesehenen Leuten in öffentlichen Zusam„menkünften mehr Französisch als Teutsch redet. Ja es scheinet „nunmehr die Reinigkeit unserer Sprache in den letzten Zügen zu „liegen, nachdem man öffentliche Schriften, die mit Aller Händen

---

1) Dazu gehört Radlof Frankreichs Sprach- und Geistestyranney über Europa seit dem Rastadter Frieden 1714. 1814; Th. Heinsius der Sprachgerichtshof; Zeune Der fremde Götzendienst.

„betastet werden, in solchen Ländern, da man sich rühmet, das „reinste Teutsch zu reden, dergleichen Leuten aufzusetzen anvertrauet, „welche nicht die ersten Grundsätze der Teutschen Sprache verste„hen, sondern die Welt zu überreden meinen, sie vor Meister von „allen bekannten Sprachen zu halten, wenn sie bald ein Pohlni„sches, bald ein Moskowitisches und bald ein Hottentottisches Wort „in ihre Schriften mit einmischen."

Es ist weit mit einem Volksleben gekommen, wenn selbst ein Leibnitz [1]) klagen muß: „Anitzo scheinet es, daß bey uns übel „ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand ge„nommen, also daß der Prediger auf der Cantzel, der Sach„walter auf der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben „und Reden mit erbärmlichem Frantzösischen sein Teutsches verder„bet. Mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so „fortfähret und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutsch„land selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische „in Engeland."

„Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden — sagt „Derselbe [2]) — hat sowohl die Frantzösische Macht als Sprache „bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum „Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen und unsere junge Leute, auch „wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimat nicht gekennet, „und deswegen Alles bey den Franzosen bewundert, haben ihr „Vaterland nicht nur bey den Fremden in Verachtung gesetzet, „sondern auch selbst verachten helfen, und einen Ekel der Teut„schen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der „auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken „blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo „nicht durch gute Gaben, so bey einigen nicht gefehlet, doch wegen „ihrer Herkunft und Reichthumes oder durch andere Gelegenheiten „zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz„gesinnte viele Jahre über Teutschland regieret nnd solches fast, wo „nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht ge„fehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig ge„macht, ob sie gleich sonst dem Staat noch gute Patrioten geblieben,

1) Unvorgreifliche Gedanken §. 20.
2) S. ebendaselbst §. 26.

„und zuletzt Teutschland vom französischen Joche, wiewohl kümmer„lich annoch erretten helfen."

Rührend sind die vielen Biedermannsstimmen, welche schon durch das sechszehente, mehr noch siebenzehente Jahrhunderte vor dem Venusberge der Verführung warnen, dem alle deutsche Welt damals, schon vorher krank, zulief. Wem sind nicht außer Luther, Hutten, Joh. Agrikola, Aventinus und Andren die späteren Ehrennamen eines Sittewald, Fischart, Philipp von Zesen, Christoph von Grimmelshausen, Schöttele[1]), Neumark, Morhof, Georg Rudolf Weckherlin, Opitz, Clajus u. s. w, wem nicht die für Reinerhaltung wie Reinigung der Muttersprache ins Besondre grade vor und in der schlimmsten Zeit des dreißigjährigen Krieges zusammengetretenen Gesellschaften bekannt: der Palmenorden oder die fruchtbringende, welche im Jahre 1617 schon vom weimarischen Hofmeister Caspar von Teutleben, und dem schon genannten Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde; der Schwanenorden an der Elbe von Johannes Rist 1660, der Blumenorden an der Pegnitz von Harsdörffer und Klai 1644 gestiftet, die aufrichtige Tannengesellschaft, im J. 1633 von Rümpler von Löwenhalt und Rudolf Weckherlin zu Straßburg, die Deutschgesinnte Genoßenschaft 1643 von Philipp von Zesen zu Dessau gestiftet; welche freilich sämmtlich um das Jahr 1680 bereits bis auf den noch heute zu Nürnberg lebenden Pegnesischen Blumenorden wieder untergegangen waren.[3])

Eine im Jahre 1643 erschienene kleine Schrift „Der Vnartig Teutscher Sprachverderber"[4]) klaget gerecht: „Ein jedes „Land befleissigt sich seine Sprach rein vnd lauter zu erhalten, „aber die armen Teutschen, welche ohne daß beynahe ihre grosse „Freyheiten Hab vnd Güter verlohren, achten nicht hoch, auch ihre

1) So und nicht anders hat er geheißen.

2) Der Schwanenorden ging mit Rist's Tode 1667 wieder unter.

3) Siehe Otto Schulz.

4) Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber. Beschrieben durch Einen Liebhaber der redlichen alten Teutschen Sprach. Gedruckt, Im Jahr vnserer Erlösung. M.DC.XLIII. 38 S. kl. 8. Moscherosch (zu Gumpeltzheimers Gymnasma de exercitiis academicorum 1652) sagt S. 117: „in meinem Sprachverderber." — Vgl. Ein neues Klaglied, teutscher Michel genannt, wider alle Sprachverderber, welche die alte teutsche Muttersprache mit allerley frembden Wörtern vermischen. Augspurg. 8.

„Herrliche Sprach zu verlieren, indem sie nicht allein selbige nit „lauter vnd rein fortpflanzen, sondern auch mit Fleiß frembder „Wörter sich gebrauchen vnd mit dem Teutschen reden. Es ist lei„der nunmehr dahin kommen, daß wann ein Teutscher etwa ein „Viertel Jahr in Frankreich geguckt, oder nur einen Fran„tzosen hören redenn, so ist jhme seine Muttersprach schon verleydet, „Er will alsobaldenn ein frantzösische Zungen haben, vnd dar„vor halten, es sey jhnen eine schand, in Frankreich gewesen seyn, „vnd nicht Frantzösische Brocken mit vnter dem Teutschen auß„werffen. Ja? Sollte ein solcher halbgebachener Teutscher „Franzos sich der Französischen Wörter enthalten? Sollte er rein „vnd lauter Teutsch reden? er meynet es wäre jhm die grösste „schand, er könnte kein grössere Vntugend begehen." —

„Vor dieser Zeit (sagt dasselbe Büchlein S. 11) ist alles ge„trew vnd ohne gefehrt zugangen, Ja war ja, vnd Nein war nein, „jetzunder brauchet man so viele Wort, vnd ist doch nichts darhin„ter, vnd seithero die Complementen (mich wundert, was es „vor eine Thüre) aufkommen, so ist die Teutsche Trew, Glaub „vnd Redlichkeit auß Teutschland gezogen." Endlich (S. 38): „Ich wünsche von Hertzen, daß doch die Teutschen einmal die Au„gen auffthun, jhre vnverantwortlich heßliche Fehler in Verder„bung der alten Redlichen vnd herrlichen Teutschen „Sprach erkennen, vnd vielmehr solche pflegen vnd bawen, damit „sie rein vnd lauter auff vnsere Nachkommenn kommen möge, vnd „sie nicht über vns dermaleinst klagen vnd vns vor verderber vnd „stümpler der reinen Teutschen Sprach außschreyen vnd außruffen „müssen."

Der unbekannte Verfaßer dieses kleinen Schriftchens von nur 38 S. kl. 8. berührt in den angeführten Worten eine Seite des Uebels, die wir etwas näher noch in's Auge faßen müßen — es sind oder waren die Bildungsreisen nach Frankreich; wogegen unter Andern eine andre 1674 herausgekommene Quart-Schrift „Der Teutschen Wächter Stimme über des gefährlichen Hahnen (Frantzosen) Geschrey, An die Sämbtlichen Chur-Fürsten und Stände des Heil. Römischen Reichs klaglich geruffen" sich also ausspricht:

„Vorzeiten beflissen sich die Ausländer der Teutschen Ansehn„lichkeit: Jetzunder sind die Teutschen derer Ausländer ihre Affen,

„und wollen jhnen alles, es sey gut oder böse, nachmachen*). Kinder, Warum sendet ihr doch eure schönblühende Jugend „in fremde Länder? Villeicht fremde zierliche Sprachen, sonderbare Weißheit und Wissenschaft, wie auch wol-anständige Sitten zu lernen, zu fassen und zu begreiffen. Wol, Ist denn eure „Teutsche Muttersprache so unzierlich, daß ihr euch derselben „schämet, müsset ihr denn Welsch und Fransch Parlieren, sonst „könnet jhr nicht vor einen Teutschen von Adel passieren. Ist denn „keine Weisheit und Wissenschaft auf euren hohen Schulen anzutreffen, daß ihr die Thorheit von fremden hohen Schulen holet? „Sind denn keine Ritterliche und Adelige Uebungen an den fürstlichen Höfen zu finden, daß ihr von Fremden euch trillen und „tribulieren lasset? Müssen euch die Frantzosen und Italianer Mores lehren? Aber saget mir doch, Wie viel von euren „Landsleuten auß Frankreich und Welschland besser, klüger und geschickter wieder kommen? Veroneser gehen hin, Placentiner kommen wieder, Joseph gehet hin, Absalon kommet wieder, Crösus „gehet hin, Irus kommet wieder, Gott-lieb gehet hin, Welt-lieb „kommet wieder, Kluge gehen hin, Narren kommen wieder. Endlich mit zukünfftigen Jahren kommet die allzuspate Reue, da beseufftzen sie die übel-angelegte Zeit, und das unruhige Gewissen, „wie auch das mit der Eltern Fleiß und Schweiß theuer erworbene „und mit liederlichen Leuten liederlich verdorbene Geld, den unwiederbringlichen Schatz der vorigen edlen Gesundheit, die in den „Staub der Vergessenheit verscharrte Wissenschaften, die unerwiesene, und vormal hochgepriesene Tugenden der Keuschheit, Bescheidenheit, Ehrerbietigkeit gegen Gott, Aufrichtigkeit gegen den Nechsten, und wer kann alles und jedes erzehlen? wenig werden ausgenommen, welche mit klugen und unbefleckten Hertzen wiederkommen. Hingegen, Was machen doch so vil fremde und auslän-

*) 1652 sagt Wendelin Schildknecht in seiner Beschreibung zu bawen (Stettin): „Wie wir Teutsche nun beides, in Gebehrden und Worten uns also anstellen, als wären wir zwar in Teutschland von unsrer Mutter geboren, aber in Frankreich von einer Aeffin gesäugt und von einem Pavian erzogen, und alldieweil wir kaum das dritte Wort reden können, wo nicht das vierte französisch ist, wenn wir uns schon selbst nicht verstehen; da hingegen der Franzos sich eher in die Zunge bisse, ehe er etwas mit einem teutschen Worte unter seiner Rede benennen sollte, wir aber der unsrigen uns schämen, als wäre sie vom Galgen herabgefallen, so will ich — übersetzen."

„dische Völker in Teutschland? Ist es ihnen auch um eure Sprache „und Sitte zu thun? Die Erfahrung bezeugt ein andres, Um „eure Mittel und um euer Geld ist es ihnen zu thun [1]). Wann „sie euch denn stattlich berücket und über den Tölpel geworffen, „ziehen sie mit eurem Speck davon, und überlassen euch ihren Un„flath.“ [2])

4.

Es waren vor Allem die Hohen Schulen, welche den bisher geschilderten Ungeist nährten; nicht die deutschen (Gott bewahre mich vor solcher Anklage unsers edelsten Gutes und Hortes), nein die ausländischen, welche von den Deutschen nicht immer um der Wißenschaft willen besucht wurden. Im zwölften, dreizehnten Jahrhunderte zog alle Welt aus Deutschland um der Rechts- und Arzneikunde willen nach Salerno, Bologna, Siena, Padua, wo sie als inclyta natio Germanica so ziemlich den Herrn spielten. Auch das fünfzehente Jahrhundert sah noch manchen Deutschen dort, gegen sein Ende z. B. Ulrich Hutten noch in Padua. Aber mit dem dreizehenten Jahrhundert schon, mehr noch im vierzehenten und fünfzehneten zogen die meisten Deutschen nach der inzwischen emporgeblühten Sorbonne, nicht minder nach Orleans und ließen hier Geld, Gesundheit und Gesinnung, während nach der Stiftung von Prag und der durch Huß herbeigeführten Auswanderung nach Leipzig durch den edlen Sinn Deutscher Fürsten, seit Kaiser Maximilian die Deutschen Hohen Schulen sich in allen deutschen Ländern rasch mehrten und wahre Stätten der Wis-

1) Eben so sagt 1684 „Der stoltze Melcher“ (vom Simplicissimus oder Christoffel von Grimmelshausen): „Es ist gewiß, daß sich nicht finden wird, daß jemals die Deutschen anders als durch Deutsche überwunden werden können; das wissen die Franzosen, und derowegen sehen wir, daß sie zu unsern Zeiten um unser Geld, das wir leider um französische Waaren und mit ohnnöthigen kostbaren Reisekosten in Frankreich hinein vernarren, unsre junge Mannschaft an sich locken; und hernach um derselbigen Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben, sowohl die großen Städte, als die Victorien im Feld von den Niederdeutschen erkaufen werden, auch mit solcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wann wir die Augen nicht besser aufthun, bis sie uns endlich noch gar um unsere Freiheit, um Hab und Gut, ja um Alles, was Deutschland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden.

2) Man lese im Anhange die lebhafte Schilderung des Zeitgetriebes grade vor Ausbruch des 30jährigen Krieges aus Johann Jacobi von Wallhausen Militia Gallica oder Frantzösche Krieghkunst. Hanaw. 1617. 4.

senschaft wurden. Schon Sebastian Brand klagt daher im Jahre 1494 in seinem Narrenschiffe:

Manch narr halt sich gar hoch dar umb
Dafs er us welschen landen kum
Und si doch zu schůlen worden wis
Zů Bonony, zu Pauy, Paris
Zůr hohen Syen, jnn der Sapienz
Auch in der Schůl zů Orleyens
Man meint etwan [1]) es wer kein ler
Dann zů Athenas uber mer
Dar nach man sy, bi walten [2]) fandt,
Jetz ficht manz ouch in tútschem land
Vnd gebrüst vns nit, wer nit der win. [3]) u. s. w.

Klüglich sagte (wie Simon Dach 1700 in seinem Zeitvertreiber [4]) erzählt) König Heinrich IV., als er einstmals auf der Jagd etlichen Kutschen mit deutschen Edelleuten und Studenten begegnete, zu seinen Bedienten „Laßt sie passiren: diese sind's, so die alten ersparten Mutterpfennige, die an vielen Jahren die Sonne nicht gesehen, in Frankreich unter die Leute bringen.“

Der mehrgenannte edle Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen aber sagt 1596 in seiner gereimten Reisebeschreibung [5]) von Orleans sehr anschaulich und mit seltenem Scharfblick über das Wesen der französischen Sprache:

An diesem Platze stracks war unser Haus gelegen.
Da namen wir den Tisch, die Kammern auch von wegen
Der bessern Sicherheit. Der Wirth hielt eben viel
Tischgänger Deutscher Art: sein bestes Spiel und Ziel
War nichts als nur Gewinn. Bei ihm ward auch gefunden
Graf Adolf von dem Berg, ein Pfalzgraf, die viel
Stunden

1) Meinte einst.
2) In Italien.
3) Weshalb die Deutschen in Rom noch i trinkeswin heißen.
4) S. 285 aus W. A. p. 3. p. 414.
5) Beckmann Accessiones historiae Anhaltinae (Zerbst 1716) III, 181.

Im Balhaus[1], jetzt mit Lust, jetzt aber mit Verdruß
Ablegten, wie das Glück jetzt diesem einen Kuß
Jetzt jenem einen gab. Wir wurden eingenommen
Zur deutschen Nation[2], so bald wir angekommen,
Von Warmsdorf hießen wir, man zeichnet' uns so ein,
Wir mußten mit Gewalt Studenten damals sein.
Es ward aus Niderland ein neuer dar erwählet
Zu dem Fürsteher Amt[3], da man die Stimmen zählet
Nur nach dem mehrern Theil. Es ward zugleich gebracht
Linsing ein Edelmann aus Hessen zur Obacht
Der Deutschen Renterey[4]. Viel waren hier zugegen
Von Dänen, Sachsen auch, die sich gar wollten legen
Auf diese fremde Sprach, als man zu schertzen pflegt,
Wenn man mit großem Ernst die Lust und Liebe trägt
Zu einer Wissenschaft. Die Zeit nun zu vertreiben,
Und von den Müßigen ganz ferne weg zu bleiben,
So suchten wir den Mann, der gar kein Deutsch verstund,
Der solt uns ihre Sprach eintrichtern aus dem Grund,
Doch wies er uns, wie wir ganz rein und unversehret[5])
Aussprechen sollten so wie ein Franzose thut,
Dem seine Zunge leicht und so läuft wie sein Muth
Eilfertig immer fort: man muß das Wort nicht zwingen,
Nur sprechen fein gelind, es wird sonst herber klingen,
Wie unsre deutsche Sprach' hält ihren Heldenstand,
Wenn ihr der rechte Ton reicht gleichsam seine Hand.
Es läßt das Urtheil sich von beiden nicht schlecht[6]) fällen,
Fährt man nur obenhin, man wird sich überschnellen:
Wie unsre voller Pracht und in der Hoheit steht,
Auch mit der Zierlichkeit in rechten Schritten geht,
So fleußt die andre fort, daß sie oft überschreitet
Das Maß, und ihre Leut' in Reden auch verleitet.

1) S. 182: Wie da der Tanz, der Ball, die Sprache wird geliebt.
2) Natio germanica.
3) Procurator.
4) Quaestor.
5) Fehlt eine Reimzeile.
6) Schlicht, leicht, schlechthin.

Es kann nicht anders sein, Geschwindigkeit die macht,
Daß man in solcher Hast nicht alles wolbedacht.
Auch die Veränderung ist bey ihr nicht zu loben,
Die durch der Fremden Art noch keine Sprach' erhoben,
Sonst ist sie lieblich, fein, und hübscher Reden voll,
Spricht man sie nur recht aus, sie lautet trefflich wohl."

Dieses umsichtige Urtheil des deutschgesinnten Fürsten über die französische Sprache im sechszehenten Jahrhundert wird Sie, verehrte Damen, überrascht und erfreut haben. Gewiß aber haben Sie Gottfrieds von Straßburg liebesüßen Tristan gelesen, wie die Männer Wolframs von Eschenbach Parcival: in beiden, im Blütejahrhundert mittelhochdeutscher Dichtkunst, im Beginnen des dreizehenten Jahrhunderts schon — welche absichtliche oder bewußte Sprachmengerei, namentlich bei jenem göthischgeschmeidigen, tiefdeutschen Gottfried, der dennoch mit französischen Wörtern, ja ganzen Zeilen um sich wirft, wie in einzelnen Minnegedichten auch der Tanhuser*), der Herzog von Brabant und selbst der von Anhalt, so wie gleichfalls alle Rittergedichte des dreizehenten, vierzehenten Jahrhunderts von französischen Ritter- und Kampfausdrücken mehr oder minder voll sind.

Und dennoch — wie verschieden ist diese Anwendung von der Kenntniß der fremden Sprache gegen die spätere, gegen die unsrige! Herbeigeführt durch die lebendige Berührung deutscher und welscher Völker in den Kreuzzügen, so wie durch den daraus genährten Trieb, die nord- wie südfranzösische poetische Literatur auf deutschen Boden zu verpflanzen (nicht sklavisch oder vossisch-treu, und dennoch treuer, tiefer), war die Beschäftigung durchaus nicht geckenhafter Art. Die Ritter, die kaum lesen und schreiben konnten (Ulrich

*) Ich hörte dâ wol chantieren,
Die nachtegal tonbieren,
Alda muoltich parlieren
Ze rechte wie mir waere.
Ich was ân alle swaere.
Ein riviere ich dâ gesach,
Durch den fores gieng ein bach
Ze tal über ein planiure.
Ich sleich ir nâch unz ich si vant
Die sehoenen creatiure,
Bi dem fontâne saz diu clâre süeze von faniure u. s. w.

von Lichtenstein mußte bekanntlich einmal vierzehn Tage die Antwort seiner Herrinn ungelesen im Busen mit sich herumtragen, weil sein lesekundiger Knappe und Liebesbote von ihm fern war), verstunden vortrefflich Französisch und Provencalisch; und Gottfried von Straßburg im Tristan (1205) rühmt von einem Ritter

er kunde ouch vremder sprâchen vil;

und theils aus Wolfram's Willehalm (283, 22), erfahren wir, wie man's dahin brachte:

sie lêrten kint franzoys,

theils wird im Tristan (2055) von diesem selber in seinem siebenten Jahre gesagt:

Sin vater der marschalch in nam
und bevalch in einem wisen man,
mit dem santer in iesâ dan
durch vremde sprâche in vremdiu lant.

Schon im Jahre 1109 erzählt ein Abt Guibert (in seinem Buche **Monoediae**)[1], daß zwei junge Knaben nach der Abtei Barisis geschickt worden wären, um dort Französisch zu lernen; Adenis li Rois aber rühmt um das Jahr 1250 von Kaiser Karls des Großen Tagen nach dem Brauche seiner Zeit, daß alle Großen Deutschlands Franzosen um sich gehabt hätten, um ihre Töchter und Söhne **le Francois de Paris** zu lehren:

Tout droit à celui temps, que je ci vous devis,
Avoit une coustume ens el tyois païs,[2]
Que tout li grant seignor, li conte et li marchis
Avoient entour aus gent francoise tous-dis.
Pour apprendre francois leur filles et leur fils.

Vom Könige und der Königinn von Ungarn aber, so wie ihrer Tochter Bertha sagt er:

Li rois et la roÿne et Berte e le clèrvis,
Sovent près d'aussi bien le Francois de Paris,
Com si il fussent nés et bour à Saint Dénis.

Als Grund aber führt er unmittelbar darauf wieder an:

Car li roi de Hongrie fu en France nourris,
De son païs il fut mené moult très petis.

---

1) III, 5. (Wilken Geschichte der Kreuzzüge I, 102).
2) Deutschem Lande.

Diesen eifrigen Betrieb der französischen Sprache hatten, wie gesagt, vorzugsweise die Kreuzzüge geweckt und bedingt, deren erster unter Gottfried von Bouillon schon die Franzosen durch Deutschland führte, wie Urkunden es bezeugen, daß auch an den seit der zweiten Hälfte des dreizehenten Jahrhunderts nach Preußen gegen die Wenden gekehrten Kreuzzügen viele Franzosen Theil nahmen, was, wie wir erst jüngst in der hiesigen Humanitäts-Gesellschaft hörten, französische Romane des fünfzehenten Jahrhunderts vom vierzehenten noch in Masse behaupteten. — In Syrien aber sprachen während jener neuen Völkerwanderung und Völkerdurchdringung bald selbst die Muselmänner nichts als Französisch [1]).

Die Kenntniß und der Betrieb der romanischen Sprachen bei deutschen Völkern geht aber weiter über die Zeit der Kreuzzüge hinaus. Wenn im neunten Jahrhundert ein Fuldaer Mönch Frekulph als Bischof nach Lisieux versetzt wurde, so war hier beim Geistlichen wohl noch die lateinische Sprachmutter die Vermittlerinn; anders aber schon mit Otto von Freysingen, der, wie er in seiner Jugend zu Paris studiert hatte, 1254 zum Abte in Morimond (in Burgund) ernannt wurde, wo er auch 1258 starb. Aber schon zum Jahre 937 sagt das bekannte Chronicon Urspergense: ex nostris etiam fuere, qui gallica lingua loqui sciebant, wie sich auch bei dem Straßburger Eide des Jahres 883 schon kund gab.

Einmal war es die durchgängige Berührung der romanischen und germanischen Völker, welche jene natürliche Sprachkundigkeit (mehr freilich wohl auf deutscher, als auf welscher Seite) mit sich führte; nicht minder aber auch der weltbekannte Sprachtrieb, die unersättliche Sprachgelernigkeit des deutschen Menschen überhaupt. Arminius schon sprach fertig Latein [2]) und Kaiser Otto I. sehr gut Italienisch und Slavisch, obschon er Beides nicht gern redete [3]).

5

Verehrte Versammlung! Nach diesen geschichtlichen Rückblicken möchte vielleicht der Eine und der Andre unter Ihnen von

---

1) Wilken Geschichte der Kreuzzüge III, 158.

2) Tacitus Ann. II.

3) Romana lingua sclavonicaque loqui sciebat, sed rarum, quod eorum est, uti dignaretur, sagt Widukind von Corvei (Meibom I, 640).

mir noch den Beweis für die in meiner zweiten Betrachtung ausgesprochene Behauptung gewärtigen oder verlangen, daß, wie Zeitschriftler und Zeitungssteller in Folge der Tagesflüchtigkeit, auch wegen Vertieftheit ihres Denkens die besten unsrer heutigen Schriftsteller auf allen strengeren Gebieten der Wißenschaft und Literatur ein unschönes Deutsch schreiben, oder daß wenigstens ein solches ihrer Feder oft entschlüpft: ein Niebuhr, ein Schleiermacher, ein Stollberg, ein Strombeck, ein Schubert, Oken, Hugo, Leo, Gervinus u. s. w., nicht minder freilich auch Amtsblätter, Provincialstände und höher hinauf. Aber ich nehme Anstand in diesem Falle wie mit den Fremdwörtern zu verfahren und jenen ärgeren Krebsschaden unsrer Männerwelt hier aufzudecken, weil ich wegen Unbelesenheit auf dem Gebiete unsrer früheren wie neusten weiblichen Literatur nicht weiß, ob ich, wie dort, zum Gegenwichte etwa in den Schriften der seligen Karoline Rudolfi und Karoline Pichler, oder der eben erst verstorbenen und schon mit einem Denkmale bedachten Agnes Franz, oder der eines solchen gewärtigenden Fanny Tarnow oder — höher hinauf — einer Gräfinn Hahn-Hahn, ähnliche, wenn auch nicht griechisch-lateinische, so doch erz- und grundfranzösische oder englische Satzverbildungen und Redensarten aufspüren würde.

Ich wende meine Blicke daher lieber nochmals zu der vorher geschilderten Nothzeit vor und nach dem westfälischen Frieden, in welcher, wie wir sahen, Deutschland durch seine allseitige Fremdsucht in Sprache, Sitte, Tracht und Gesinnung vernichtet schien, uns aber doch auch die rührendsten Töne der lautersten Vaterlandsliebe entgegenklangen und die schon genannten Sprachgesellschaften den Strom der Verderbniß aufzuhalten und zurückzudämmen wenigstens bemüht waren. Mit wieviel Glück oder Ungeschick — gehört nicht hieher; aber mit welcher wohlgemeinten vaterländischen Gesinnung und muttersprachlichem Stolzgefühle sie an ihr Tagewerk gingen, vermag wohl nichts beßer zu bezeugen, als das schöne Lied, welches der schon genannten, im J. 1644 zu Straßburg erschienenen Schrift „Der Teutschen Sprache Ehrenkranz" voransteht, mit J. M. S. unterzeichnet ist und wahrscheinlich von dem daselbst S. 193 neben Rümpler und Weckherlin genann-

ten Schneuber[1]) herrührt, den Harsdörffer auch sonst unter den Lichtern seiner Zeit aufführt[2]). Das Gedicht selbst, wie jenes Büchelchen, verdankt nach einer Schlußbeziehung desselben wahrscheinlich der bereits genannten Tannengesellschaft sein Entstehen[3]), welche im Jahre 1633 Rümpler von Löwenhalt und Rudolf Weckherlin zu Straßburg gestiftet hatten. Das schöne Gedicht muß bereits zu seiner Zeit Anklang gefunden haben, denn offenbar ist dasselbe in seinem Maaße und Tone, nur nicht mit gleicher Frische, von Christoph Arnold, der 1685 starb, in einem Liede nachgeahmt worden, dessen Mittheilung in unsrer Gesellschaft wegen seiner bestimmten Beziehung sowohl auf die Muttersprache überhaupt, als auf Kaiserlichen Schutz derselben[4]) gewiß gleichfalls an seinem Platze ist und zunächst also heißt: [5])

Edele Sprache, wer mag Dich erkennen,
  Weisen und preisen die herrliche Pracht?
Sollen wir Deutsche Dich Kaiserinn nennen,
  Weil Dich die Kaiser so suchen mit Macht? [6])
Wir wollen Dich rühmen,
Mit Blumen beblümen; [7])
  Du bist es wohl werth.
In lieblichen Tönen
Soll Alles Dir fröhnen,
  Was dich mit Würde zu reden begehrt. [8])

---

1) „So ligt doch vor Augen, wie in dieser Sprach auff allerley Arth Reimen zu machen, Herr Opitz, Obrister (Dietrich) von dem Werder, Johann Ristius, Lohausen, Plavius, Cäsius, Tscherning, Freinshemius, Buchnerus, Bucholtz, Böhm, Seladon, Weckerlin, Lundius, Fleming, Brem, Rumpler, Schneuber, vnd andere Lichter der poësie vns gewisen, wie hoch sie gestigen rc.

2) Specimen philologiae germanicae. Nürnberg, 1646. S. 195.

3) Doch heißt es in „Der Teutschen Sprach Ehren Krantz" in dem bezeichnenden letzten Verse nicht Tannen, sondern Palmen, so daß das Lied doch dem Palmenorden oder der Fruchtbringenden Gesellschaft zufiele, deren Mitglied Schneuber war.

4) Vorher ist von den Bemühungen der Kaiser Rudolf I und Maximilian I um die Deutsche Sprache die Rede.

5) M. v. Arnold „Kunst-Spiegel, Darinnen Die Hochteutsche Sprach nach ihrem merckwürdigen Vhraltertuhm, erspriеßlichen Wachstuhm, vnd reichvölligen Eigentuhm auf Fünfferlei Gestalten Denkzeitweis ausgebildet: zu Nürnberg, Gedruckt bei Jeremia Dümler in M DC IL Heiljahr. (63 S. 8) S. 19.

6) Al. so prächtig gemacht.

7) Im Blumenorden entstanden, in welchem Arnold Strephon hieß.

8) Al. Es soll Dir aufwarten auf allerlei Arten, Jedermann, der Dich zu reden begert.

Hört und gewährt der Mishandelten Rache! [1]
  Sperret und wehret der Fremdlingsbegier: [2]
Hört und vermehrt die teutonische Sprache, [3]
  Mehret und ehret die liebliche [4] Zier!
Auf, treffliche Richter! [5]
Auf, Redner und Dichter! [4]
  Ihr müßt nach Gebühr [5]
Sie meisterlich führen,
Sie kunstreich regieren, [6]
  Sie sieben und üeben und lieben wie wir. [7].

Andere Sprachen laßt immerhin lallen,
  Unsere Deutsche geht weit ihnen [8] vor.
Weil sie den [9] Mächtigsten mächtig gefallen,
  Strahlt auch und pralt mit Gewalt sie empor. [10]
Sie muß es verfechten
Im Richten und Rechten,
  Was link ist und recht. [11]
Die Kaiser befehlen,
Nur Deutsches zu wählen, [12]
  Denn [13] andere Sprachen sind ihnen zu schlecht.

Aber nun zum Vergleiche, so wie zum Schluße das beßere Vorbild aus Straßburg, das mit seiner schönen Weise von Helwig gewissermaßen auch das Lieblingslied unserer Gesellschaft geworden ist, weil es Gebrechen und Herrlichkeit der Muttersprache wie des Vaterlandes tiefer und inniger auffaßt.

1.

Edele Deutsche, ihr habet empfangen
  Treffliche Gaben und himmlischen Preis,
Meister zu bleiben und herrlich zu prangen
  Ueber die Völker, auf mancherlei Weis:

---

1) Al. Höret, vermehret außländische Schmache.
2) Al. Wehret doch, wehret der Fremdlingsbegier.
3) Al. Höret, vermel;ret die liebliche Sprache.
4) Al. treffliche.
5) Al. Die Teutschen Poeten Die sollen sie reden! der Redner der wi:d.
6) Al. Kunstüblich außzieren.
7) Al. üeben und lieben, gleich wie sichs gebürt.
8) Al. ihnen weit.
9) Al. Welche den.
10) Al. Sehet, wie strahlt sie wie pralt sie empor.
11) Al. Was unrecht und recht.
12) Al. Teutsch soll man erwehlen.
13) Al. fehlt Denn.

Euch mußten gerathen
Die mannliche Thaten
In mächtigem Krieg,
Die Feinde zu schlagen,
Zu tödten, und jagen,
Daß Alles im Lande sich freuet im Sieg.

2.

Tapfere Tugend und Sitten zu üben
Waret ihr rühmlich vor alters gewohnt;
Redliches Leben und träuliches lieben
Wurde vom Himmel so gnädig belohnt
Mit Künsten und Sprachen
Und heiligen Sachen
Bis euere Zier
Die Ehre gewonnen,
Daß unter der Sonnen
Sich seeliger niemand könnt preisen als ihr.

3.

Hätten sich euere Kinder gehalten
Dankbarlich gegen den göttlichen Schatz,
Nimmermehr lägen sie solcher Gestalten
Schrecklich gefället auf blutigem Platz.
Weil aber die Sünden
Die Strafen anzünden,
So brennet das Feur:
Französisches Sinnen
Und welsches Beginnen
Die machen die alte Beständigkeit theur.

4.

Dennoch befinden sich wackere Geister,
Welche von edelem deutschen Geschlecht
Kommen und zeigen, sie seien noch Meister,
Strafen die Schanden und lehren was Recht;
Sie mahnen die Jugend,
Daß redliche Tugend
Kein Flecken nicht hab',
Und ziehen der Sprache
Mit billiger Rache
Den häßlich gestückelten Bettelrock ab. *)

*) Bezug auf den Titel des Buches „Der Teutschen Sprache Ehrenkranz."

5.

Solcherley Geister sind höchlich zu preisen,
Wird auch ihr Bildniß uns nimmer verwischt,
Welche die Deutschheit der Alten recht weisen,
Lauter und wo sie mit Fremdem vermischt.
Dasselbe fein scheiden
Und weil sie bekleiden
Ihr herrliche Sprach
Mit Kränzen der Ehren *)
Ihr Hoheit zu mehren,
So folget ihr würdiges Lob gewiß nach.

6.

Werden die Deutschen schon heftig gedrücket,
Dringen sie dennoch wie Tannen empor;
Mitten im Feuer die Zunge sich schmücket,
Thut es auch anderen Sprachen weit vor.
Und sollte der Brande
Verlöschen im Lande,
So würde man seh'n
Die Sprache verjünget,
Mit Zierrath umringet
Aus eigener Asche wie Phönix ersteh'n.

*) Bezug auf das Buch „Der Teutschen Sprach Ehrenkranz."

V.

Fliegendes Extra=Schalt= und Schelt=Tageblatt

zum 29. Februar

im ersten Jahre der neusten Neufränkischen Republik.

Ein Pariser Hohlspiegel mit einer Berlinisch=Deutschen Nachrede von H–asper.

Friedrich=Wilhelmstadt 1848.

Così nel mio parlar voglio esser aspro e duro.
DANTE.

Programm: Großes Faschingsfest, Maskerade und Fastnachtspiel der vereinigten Carnevalsgesellschaften.

Was erst vorgehen soll, steht hier als schon geschehn;
Was schon geschehen ist, könnt ihr noch kommen sehn.

Auf die Hundstags=Revolution folgt das Februar=Fieber der Reform.

Dieser Typhus, der von der **aria cattiva** Roms ausgeht, wird die große Tour, bis ins Morgenland und übers Weltmeer, machen.

Um dies Fieber loszuwerden, muß man es sich verschreiben.

Anstatt der Reform aber haben sie an der Seine schon wieder die Revolution; anstatt des Zweckessens des Reformbankets, ist mancher nun bankerott, ist mancher beim Essen, wo er gegessen wird.

„Der Barricaden=König ist gestürzt durch Barricaden." Der Barricaden=Dichter Vitet, der die „Blinden und Feindseligen" der Thronrede in der Mal=Adresse bestätigte, hat wider Willen mächtig dazu geholfen. Er selber, wie der Alonso=Dichter Salvandy, der kurz vor der Julirevolution auf einem Ball im Palais=Royal sagte: **ils dansent sur un volcan!** ist im Ausbruche des Vulcans versunken.

Die Krone, welche dem Louis Philipp Orleans „mit einem

aufgerissenen Pflasterstein an den Kopf geworfen ward"[1]), ist ihm durch einen abermals aufgerissenen Pflasterstein wieder herabgeworfen.

„Die Charte ist seit 1830 eine Wahrheit geworden;" ihr Anfang: „der König ist unverletzlich," ist durch viele Versuche bewährt: nachdem zwölf Mörder und eine Höllenbatterie ihn nicht treffen konnten, ist er endlich auch nur im Bilde seiner Einsetzung, im Palast Bourbon von einer Doppelflinte getroffen, und der 75jährige Greis selber — der Friedens-Napoleon — la meilleure Republique Lafayette's — ist schmachvoll auf den Schub gebracht.

Was half es, daß er seine Entsagung zu Gunsten seines Enkels auf dem Eintrachtsplatze — nun wieder Revolutionsplatz — unterschrieb, an der Stelle, wo Ludwig XVI das Haupt nach der Krone verlor[2]), am Riesenbilde der Freiheit, wo nun der Obelisk von Luxor als blutrothes Ausrufungszeichen steht!

Sein ganzer Stamm, auch die Mutter-Witwe mit dem Erbkinde, ist mit ihm weggeblasen, wie 1792 — 93, 1813 — 15, 1830. Wie Marie Antoinette von Habsburg mit dem Dauphin, wie Marie Louise von Habsburg mit dem König von Rom, wie Karoline Louise Bourbon mit dem Herzog von Bordeaux: so wird Helene Louise von Meklenburg mit dem Grafen von Paris aus Paris gefegt, und als neue Helena mit ihrem Paris von den Parisern verhöhnt! —

Das (unaussprechliche) constitutionelle Königthum ist nun auch radical abgenutzt.

Das souveraine[3]) Volk sitzt selber auf dem Juli-Thron, mit der rothen Egalité-Mütze aus den Sammtlumpen des Sessels gekrönt. Die Juli-Krone ist auf Armand Carrels Grab gesetzt.

Der dürre wurzellose Freiheitsbaum ist wieder aufgepflanzt.

Das souveraine Volk hat abermals den glorreichsten aller Siege davongetragen, den Sieg über sich selbst.

---

1) Sagte damals Chateaubriand.

2) Die Tagesblätter nennen hier auch Philipp Ludwigs Vater, Egalité: der ward aber auf dem Grèveplatz guillotinirt. Zur Gleichheit ward ihm ein Schlossergeselle beigesellt; und so zum Hohn an seinem Palais-Royal vorbeigeführt, schalt er noch die „Canaille," von der er hören muste: tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la guillotine.

3) Der volksmäßig wortspielend das Wälsche verdeutschende Fischart, der die Französische Sprache die „Frankfäuische Drachensprache" nennt, und damit ihre Schlüpfrigkeit und zweizüngige perfidie (wofür es zum Glück kein Deutsches Wort gibt) bezeichnet, er dolmetscht auch das obige Wort in „saubarreine," wie radical in „rattenkahl."

Der Voltaire'sche Affentiger (le tigre national der Boulevards 1791) hat wieder Blut geleckt: l'appetit vient en mangeant — und also le chien retourne à son propre vomissement: die Republik ist improvisirt und ausgerufen! Die Republication der Republik.

Sie ist recht eigentlich aus der Pistole geschossen.

Eine provisorisch-professorische Regierung ist eingesetzt.

„Jede Französische Revolution verwirklicht und weihet eine erhabene Idee": Poeten und Philosophen (philosophers), leitende Artikelschreiber und Arbeiter sind nunmehr Könige: nachdem sonst wol Könige (wie Friedrich der Große) philosophirten und dichteten und selber zu arbeiten geruhten. —

Wenn Plato die Dichter aus der Republik verbannte, so geschah es eben nur weil er selber in seinem Idealstaat ein Dichter war. —

Nach den vier Chartenkönigen regieren nunmehr zugleich zwölf communistische Volkskönige mit dem souverainen Volke.

Die höchste politische Aufgabe ist gelöst: l'anarchie organisée! oder wie die Italiener gleichzeitig ausrufen: l'anarchia perfetta!

Die Anbetung des Calcüls, der Cultus des Nationalen, ist angebahnt; nachdem schon der Calculator Laplace bekannte: Dieu? je n'ai pas besoin de cette hypothèse là! und Lalande bestätigte: je l'ai cherché partout, mais je ne l'ai pas trouvé: während doch der sterbende Mirabeau gegenüber der aufgehenden Sonne ausrief: si ce n'est pas là Dieu, c'est du moins son cousin germain; und der Poet Voltaire noch nöthig fand: Dieu, sil n'existait pas, il faudrait l'inventer. So decretirte dann der „seegrüne" Robespierre wieder das Dasein Gottes.

Sublim verkündigt der Dichter und Dictator Lamartine, die Revolution zur neuesten Republik habe die allgemeine Vernunft selber regiert: welche reine Vernunft von der ersten Republik schon in der Incarnation einer emancipirten femme libre oder publique im sanscülottischen Costum der Wahrheit auf dem Altare der Notre Dame angebetet ward.

Die heilige Presse ist emancipirt.

Mit der Preßbengelfreiheit wird freilich auch (wie schon Skrzynecky 1830 in Warschau aussprach) die Prügelfreiheit unausbleiblich. —

Eine andere große Idee tritt aus der souverainen Republik ins Leben: Abschaffung der politischen Todesstrafe.

Die Herren Provisoren werden jedoch mit diesem Recept nicht ihr Leben versichern.

Noch füttert ihr die Revolutionsarbeiter mit der Orleansschen Beute, aber bald werdet ihr das ausgebrütete Kukuks-Ei zum Kukuk wünschen.

Ihr solltet den Goldkönig (wie in Breslau der maitre des basses oeuvres heißt) Rothschild zum Finanzkönig machen: er paßt wol zu Godchaud und Cremieux, auch zu Lamartine und Arago; ihr könntet ihn nöthigenfalls auch beerben, so wie das Osmanische Gemeinwesen die vollen Beutel der Beamten aufzuschnüren und wieder auszupressen weiß.

Die Republique-monstre erfordert auch ungeheuerliche Mittel.

„Die Revolution aber verschlingt, wie Saturn, all ihre Kinder."

Arago mag an Bailly denken, der wol den Kometenlauf, aber nicht die eigene Laufbahn berechnen konnte, und selber vom Marsfelde das Mordgeräth zu seinem Richtplatze auf dem Misthaufen an der Seine tragen muste. Der akademische Astronom sollte doch wol wissen, wie es eigentlich an der Zeit ist [1]). Es ist allerdings ein unheimliches Zeichen, daß er die Sonne eine Kanone abfeuern läßt, wenn sie die Mittagshöhe des Palais-Royal erreicht. Die Carmagnole sang und singt: vive le son du canon! und meint: vive la mort!!

Lamartine, dem die Königin von Palmyra (Pitts Schwestertochter) hohe Dinge weissagte, und ihn auf seinen schiefen Hals eitel machte, als wenn er diese Aehnlichkeit mit Alexander dem Großen [2]) aus edlem Araberstamme hätte (sie meinte jedoch nur [3]) ihre nach den hohen Thieren seitwärts aufschauenden Kameeltreiber) — er mag diesen Hals um so sorglicher in Acht nehmen vor dem maitre des hautes oeuvres.

Die eiserne Zeit, welche auf elektrisch-magnetischen Eisenbahnen mit Siebenzigtausendmeilen-Stiefeln in der Secunde läuft, hat

---

1) Er ist seitdem auch Maire von Paris geworden, wie Bailly war. — Jetzt ist er Kriegsminister.

2) An dem sie bekanntlich die Schiefe der Bahn bedeutete, welche er als Sonnengott im Thierkreise durchlief.

3) Wie die Prophetin selber dem Fürsten Pückler Lamartine's Erzählung deutete.

zu der Schnellpresse eben auch eine Schnellguillotine erfunden, welche zwölf Köpfe auf einmal wegrasirt.

Welch ein Fund wäre das gewesen für den „unbestechlichen" Robespierre! — dessen juristischer Revenant Dûpont de l'Eure ist, der Alterspräsident der Provisoren. —

Die rothe Jakobinerfahne aus den Fetzen des Königspurpurs, von Weibern und Buben vorgetragen, verkündigt den Gallischen rothen Hahn, der wieder sein altes Rabenlied kräht, mit Blut und Brand zur Welterleuchtnng und Weltbeglückung.

Zunächst zur eigenen wetterleuchtenden Gloire der großen Nation und der Capitale du monde, welche Paris für Verkleinerung von Paradies hält und sich Paradis des femmes (et l'Enfer des chevaux) nennt: was sie an der Herzogin von Orleans glänzend bewährt hat.

Diese grauenhafte Stadt voll Gräueldenkmale, deren enge und düstere Gassenkatakomben über ausgehöhlten Todtengrüften schweben, zu welchen die Höllenstraße (rue de l'Enfer) führt, sie droht, einst in diesen offenen Rachen zu versinken. Wie Walther von der Vogelweide, der freudige Deutsche Mann, den Wälschen abhold, singt: „ich warte daß die Erde sie verschlinge." —

Im Tohu-wa-bohu des Boue-Babels Lutetia Parisiorum spuken die verjagten Königskinder und Epigonen. Es ertönt „Heinrich der fünfte hoch!" Zwei Hieronymusse und ein Lucian lassen sich vernehmen; ein Canino steht in Aussicht; ein Louis Napoleon abenteuert abermals aus Engelland herein mit seinem Menschenfleisch witternden Adler auf dem Hute. —

„Wo ein Aas ist sammeln sich die Adler." —

Alle diese, — und wie viele sonst noch! — widerwärtigen Elemente und Ungethüme wühlen und strudeln durch einander in dem allgemeinen Abgrunde, welchen nach dem wilden Aufruhr eine schwüle Windstille bedeckt, während darüber aufsteigende und schreiende Sturmvögel schon den neuen Orkan ankündigen.

Sie müssen allzumal endlich, nach dem eisernen Naturgesetze der Geschichte, wieder einem eisernen Krieger in die Hände fallen, der mit dem eisernen Scepter des Schwertes die tobenden Banden geißelt.

Ihre Gefangenen, Abu Masa, Ex-Emir der grimmigen Ka-

bylen, — Abdelkader, Exkönig der Wüste — könnten etwa als vorläufige Retter dienen. —

Ihr Marschall von Isly hat schon wiederholt: **je mitraillerais la canaille d'une bonne manière!** wie Buonaparte sprach und that; der bei einer Tirade gegen den „gestürzten Tyrannen Ludwig XVI" auf sein Schwert schlagend ausrief: **si j'avais été à sa place, j'y serais encore!** —

So habt ihr's denn so herrlich weit gebracht,
Und schreitet rastlos vorwärts, wie im Tretrad. —
Und wer nicht mit trabt, kriegt 'nen derben Schub.

Am Ende all solcher Wirbel und Blasen aus dem Hexenkessel der Zukunft schaue ich nur das versöhnende Lichtbild des königlichen Kindes der edlen hochherzigen Mutter, mit der Blumenkrone und dem Palmenscepter. —

Aber noch ist die Welt voll Wirrwarr, Unordnung und Empörung, voll Krieg nnd Kriegsgeschrei. Die Romanischen Mischnationen sind sämmtlich in fauliger Gährung und Aufruhr, selbst jenseit des Weltmeeres, und werden noch lange nicht zur Abklärung und Ruhe kommen.

Auf sie hoffen und rechnen zum Theil die nicht minder innerlich und äußerlich zerrissenen Slaven, welche vom Heerde der Empörungen her, den sie feurig anschüren halfen, auch die **Respublica Polonorum** auferwecken möchten, daheim jedoch vom Nordischen Riesen der Panslaven, dem Selbstherrscher aller Reußen, gewaltig niedergehalten werden, obschon Voltaire diese ein **peuple pourri avant d'être mur** nannte.

Zwischen beiden, Slaven und Romanen, mitten inne, das Herz Europa's, stehen die rein Germanischen Völker und Stämme, besonnen und sicher, mächtig und unaufhaltsam fortschreitend, wie das Licht, wie das Wort, selbst über die Romanische neue Welt in Amerika hin, welche auch dort schon wieder veraltet und zugleich verwildert ist. Bei ihnen ist, wenn irgendwo, die Zukunft, die Hoffnung.

Wir daheim müssen unsere starke selbständige und gebietende innere und äußere Stellung mit dem angestammten edlen Haupte unerschütterlich festhalten.

Mögen die Italischen Nationen, welche jetzt eben erst in die tricolore Constitutions-Larve sich verpuppen und mit Bändern und Tüchern, Fahnen und Kränzen, Evviva's und carnevalischen Processionen sich festlich behaben, — mögen sie sich fortreißen lassen von der Francogallischen brillanten Ueberflügelung, welche hinter der Helvetischen Nivellirung nicht zurückbleiben wollte, — mögen sie nochmals die Römische Republik selbst auf den St. Petersstuhl niedersetzen: —

Uns ziemt es, des Landsmannes und Erbfeindes Napoleons, des staatsklugen Pozzo di Borgo treffenden Spruch zu beherzigen und zu befolgen:

„Die unruhigen Franzosen muß man in ihrem eigenen Fette sieden und braten lassen: alles was aus dem brodelnden Kessel übersprudelt, all ihren Abschaum, muß man immer wieder hineinschleudern *), damit alles in sich zusammenschmoort."

Je toller je besser: je mehr sie sich übernehmen und berauschen aus dem Taumelkelche des Communismus, je rasender sie sich gebärden, je abschreckender werden sie den Nachbarn, und je eher werden sie selber wieder nüchtern. Der Kotzenjammer wird freilich nicht ausbleiben. —

„Wer aber das Schwert zieht, wird durchs Schwert fallen."

Gott helf! **)

Nachrede.

Vorstehendes, geschrieben am 1. März, ist von der Censur zum Drucke verstattet am 15. März.

Dagegen wurde folgendes, am 12. März für die Vossische Zeitung bestimmtes „Eingesandt" nicht zugelassen.

„Könnte Preußen nicht die lebendige schwarz-roth-goldene Fahne als die seinige erheben, neben dem halbtrauernden Schwarz

---

*) Wie die Belgier seitdem so wacker gethan haben, und eben auch die Rheinpreußen.

**) Vorgelesen in der Deutschen Gesellschaft am 16. März.

auf Weiß; zugleich als das Banner des Heiligen Deutschen Reichs, welches unter demselben ein Jahrtausend hindurch die glorreichsten und weltherrlichsten Zeiten erlebte, — und sich damit an die Spitze der großen Deutschen Völkerbewegung und auf die Höhe des Zeitalters stellen?" —

Heute, am 21. März, darf man hinzufügen, daß diese Vereinigung des Reichsadlers, — nämlich des Hohenstaufischen einhauptigen, nicht des Habsburgischen zweiköpfigen — mit dem Preußischen Adler, seitdem von Tage zu Tage immer dringender der kühn ergreifenden Hand geboten ward und wird, durch die bald vollendete staatliche Ausgleichung der mächtigsten Deutschen Völker, zur Herstellung eines vereinigten und einigen Deutschlandes, welches unbesiegbar und unwiderstehlich ist, wenn es die jetzt eben wieder gegen sich selbst bewiesene Erhebung und Tapferkeit zur gemeinsamen Wehr gegen jeden innern und äußern Feind vereinigt. —

Es lebe der Deutsche König!

Per aspera ad astra.

Er, der Preußen König, hat das letzte große Blatt des von einer Windsbraut aufgeschlagenen Buches der Weltgeschichte und Weltgeschicke angehoben; er muß und wird es auch vollenden. Seine alle Welt erstaunende Berufung und Vereinigung der Landstände zu Reichsständen, denen er ein folgenschweres Stück seiner Machtvollkommenheit frei hingab, begeisterte vornämlich das aus tiefem Schlaf erwachende Italien, und zuvorderst den Römischen Beherrscher der katholischen Welt, dem die meisten übrigen Italischen Staaten alsbald nachfolgten. Die wachsende Flamme schlug zurück über die Alpen in die Zerwürfnisse der Schweizer Freistaaten, und ergriff die leicht das Ziel überhüpfenden Pariser zum heftigsten Ausbruche. So zuckte sie weiter, während das befriedigte Belgien in würdiger Haltung verharrte, über den Rhein, durch Alemannien, Franken und Sachsen, selbst durch die freien Reichsstädte, leuchtend zugleich und sengend und brennend, bis zu den verhängnisreichen Tagen von München und Wien, denen noch andere, auch bei den übrigen Germanen, nachfolgen mögen: welche jedoch sämmtlich überboten werden durch die grauenvoll-erhabene Tag-Nacht

der alten Hauptstadt Brandenburgs, die schon den ersten Hohenzollern so aufsätzig war. Nirgend ist der in der höchsten Spannung unabwendliche, offenbar gewollte Kampf, nachdem der Preis desselben schon voll gewährt war, so ungeheuer, folglich auch so blutig aufgelodert; nirgend haben beide Mächte, jede wie Ein Mann im Riesenzweikampfe, eins dem andern, wie dem Tode, so scharf ins Auge gesehen, nirgend so unbezwungen gegen einander gestanden. Wie schrecklich und furchtbar-tragisch auch der unentwirrbare Knoten durch das Schwert zerhauen werden muste: so muß man doch darin auch die höhere Lenkung zum Besten erkennen und verehren; so ruhmvoll und erhebend auch ist der entscheidende, nur durch freien Waffenstillstand heilsam entschiedene Streit, auf beiden Seiten: hier der eiserne Kriegsmann, treu und ohne Wanken; dort der entrüstete Volksmann, entschlossen, unbezwinglich; beide gleich tapfer: und zwar nach einem über ein Menschenalter währenden Frieden. Nachdem beide so in eherner Umarmung mit einander gerungen und ehrenfest sich erfunden haben, so können und müssen sie, als echt bewährte Blutsfreunde, sich nun auch wieder im Frieden die Bruderhand bieten. Eintracht macht Macht. Es ist an der Zeit, es thut Noth, die man zur Tugend machen muß, nachdem der Preußen König den obigen allgemeinen Zuruf erfüllt und das nun von allen Thürmen, Palästen und Häusern wehende Reichsbanner, als Deutscher Herzog und Markgraf der West-, Ost- und Nord-Mark, in dem ungeheuren Drange der Zeit ergriffen, und verkündigt hat, daß Preußen fortan in Deutschland aufgeht *), — verkündigt am heitern Morgen des ersten Frühlingstages im Jahr eintausend acht-hundert acht und vierzig.

Nur noch ein Rückblick auf diese Tage der ungeheuersten Geschicke, und dann, ohne erstarrendes Umsehen, getrost immer vorwärts!

Nach zwei blutigen Vorspielen, ein stiller Rüsttag (Freitag, 17. Martis); nach Freudengeschrei über die königliche Gewährung aller Volkswünsche, Knall und Fall eine Mord- und Brandnacht, unter mildem Vollmondsscheine, mit Blitz und Donner der Kartaunen und Gewehre, in überall verschanzten Straßen der uner-

---

*) Das heißt, daß Preußen sich mit allen seinen Ländern und Kräften dem Deutschen Reiche einverleibt; nicht etwa umgekehrt.

meßlichen, fast von einer halben Million Menschen erfüllten Königsstadt — und hierauf heitere Sonntagsstille, Friede, Jubel, Erleuchtung, Freudenschüsse zwei Tage hinter einander! Nachdem schon dem ganzen Hohenzollerschen Königshause, gleich dem Orleansschen, der Untergang geschworen war, von den alles und sich selbst Ueberstürzenden, — urplötzlich mächtige Befestigung und Erhebung des Preußenkönigs und Brandenburger Markgrafen zum Deutschen Könige! — Ein Umschwung sondergleichen. —

Nochmals: Heil Friedrich Wilhelm dem Deutschen*), und mit ihm Heil dem gesammten Deutschen Vaterlande, „so weit die Deutsche Zunge klingt!“

Amen.

*) Auch in dem Sinne, wie Germania V, 24.

VI. *)

Ueber Schiller's Wort:

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Dieser Ausspruch Schiller's in seinem Lehrgedicht „die Künstler" steht in genauer Verbindung mit den zunächst vorhergehenden Zeilen:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern —

und wenn hierin der Gegensatz der bloßen Kunsttriebe des Thieres und der freien oder schönen Kunst des Menschen in die Augen fällt, den Niemand abläugnen wird, so daß letztere dem Menschen allein zuzusprechen ist, so ist dagegen die letztere Zeile minder klar und befriedigend, und der Gegensatz, den der Dichter zwischen dem Wissen und der Kunst macht, nicht erschöpfend. Man wünschte zu erfahren, was er von dem Handeln, dem freien Willen, der Sittlichkeit, und von dem heiligen Gefühle, von der Frömmigkeit halte, ob er diese auch den vorgezognen Geistern zuschreibe oder nicht.

*) Vorgelesen in der Deutschen Gesellschaft am 17. Februar 1843.

Ersteres ist der Fall, wenn man den Ausspruch ausschließend nimmt und ihm den Sinn beilegt, wie man fast nicht anders kann: Die Kunst, o Mensch, hast du allein, alles Uebrige, z. B. das Wissen, und demnächst auch Sittlichkeit und Frömmigkeit theilst du mit den Engeln, wie wir biblisch die vorgezognen Geister zu nennen, und die abgeschiedenen Seelen der Menschen hinzuzurechnen pflegen. Gegen die Frömmigkeit der guten Engel ließe sich nun allerdings nichts einwenden, indem ihnen ja vorzugsweise die Anbetung Gottes zugetheilt wird, eher könnten Zweifel erhoben werden, ob die Engel tugendhaft genannt werden dürften, insofern die Tugend ein durch Kampf erworbenes und durch Kampf zu behauptendes Gut ist, die Engel aber keines Kampfes mehr bedürfen, als schuldlose, reine, der Sünde unfähige Wesen.

Wenn wir aber hiervon absehen und die Behauptung für sich betrachten, daß der Mensch allein, oder nur der Mensch und kein andres Wesen, also auch nicht die den Menschen in andrer Hinsicht übertreffenden, vorgezogenen Geister oder Engel, die Kunst besitze, so scheint sie ihre Richtigkeit zu haben, insofern die Kunst sich mit der Form, mit dem Ausdruck oder der Darstellung von ästhetischen Ideen oder Gedankenbildern, beschäftigt, und wir uns den künftigen Zustand nach dem Tode, sowie das Wesen der Engel oder vorgezognen Geister, gewöhnlich ganz geistig und daher formlos im Gegensatz der mit Leiblichkeit bekleideten, gestalteten Wesen denken, obgleich völlige Geistigkeit oder Formlosigkeit ein Gedanke ist, bei dem wir uns nichts vorstellen, nichts mehr eigentlich denken können. Das künstlerische Ideal oder Gedankenbild, während es noch im Geist und Gemüth des Künstlers ist, scheint freilich ganz geistig zu sein, aber es hat gleichwohl schon eine gewisse, wenn auch erst sich bildende Form, was schon in der griechischen Bezeichnung, des Ideals als etwas Sichtbaren, sowie in der deutschen des Gedankenbildes liegt, es ist der dem zu Stande gekommenen, in die Wirklichkeit, in die Erscheinung eingetretenen Kunstwerke vorangehende Schatten desselben. Die Seele ist gleichsam der Spiegel, in welchem sich das zur Anschauung gebrachte Werk spiegelt, oder, da das Werk noch keine Wirklichkeit hat, so ist das Spiegelbild früher da als der sich spiegelnde Gegenstand. Das in der Seele des Künstlers vorhandene Ideal könnte aber nicht entstanden sein, wenn dieser nicht in einer Welt von sinnlichen Gestalten lebte, und

wenn nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß das Ideal zur Darstellung gelangte. Vorausgesetzt nun, daß ein künftiges Dasein von aller Sinnlichkeit oder Ungeistigkeit frei, ganz formlos, nichts als geistig sein könnte, so würde in demselben die Möglichkeit Ideale, bildliche Gedanken zu erzeugen, welche nur unter Annahme einer Formenwelt möglich sind, gänzlich wegfallen, das heißt, es würde keine Kunst sein.

Nun ließe sich noch denken, daß in einem solchen reingeistigen Dasein Erinnerung an das frühere sinnliche stattfände, und diese Erinnerung würde eben eine Erinnerung an die Körperlichkeit, an die Gestaltung des Geistigen, an die Aeußerlichkeit des Innerlichen sein, und in diesem Falle könnte der Künstler auch künftig noch Ideale bilden; aber das reingeistige Leben würde schwerlich, selbst nur in der Erinnerung sich mit der Körperwelt beschäftigen wollen, weil dieß ein Eingriff in seine Geistigkeit wäre, oder weil es die Seligkeit, welche wir mit dem Begriff der reinen Geistigkeit verbinden, beeinträchtigen dürfte.

Auf keinen Fall ist aber bei diesem reingeistigen Zustande eine Verwirklichung der Ideen gedenkbar, da es an allen Mitteln fehlte für die Darstellung. Denn, um nicht von Stein und Marmor, Leinwand und Farben zu sprechen, wie ist in Ermangelung des Körperlichen auch nur an Ton und Sprache zu denken? Schiller hat also wohl Recht: es ist im Himmel keine Kunst! Bei alle dem zuerst ein niederschlagender Gedanke für den wahren begeisterten Künstler, der in der Schaffung von Kunstwerken, und besonders in der Bildung von Idealen, in dem Wechselspiel ästhetischer Ideen sein eigentliches Dasein und Selbstgefühl findet, so daß ihm das übrige Leben, die Erscheinungen des Tages, die Wirklichkeit, vielmehr etwas schaal, als ein Traum und Schein, als eine Bedingung zwar seines irdischen Daseins und zugleich seines höheren Selbstgefühls, ja fast nur als ein nothwendiges Uebel vorkommt.

Denkt man aber genauer darüber nach, so erscheint die Kunst selbst oder der Ausdruck der ästhetischen Ideen, die Verwirklichung derselben durch Bilder, in Marmor und Farben, in Sprache und Ton, wenn auch in höherem Sinne, gleichfalls ein nothwendiges Uebel, und ein um so größeres, weil auch das größte Genie durch die Unzulänglichkeit der Darstellungsmittel, durch erschlaffende Begeisterung, durch Störung von außen, mit Einem Worte, durch die

Wirklichkeit und alles, was der Künstler daraus zu seinem Dasein und zur Vollendung seines Werkes gebraucht, immer unter der Idee bleibt, und durch seine Arbeit gar nicht oder nur selten befriedigt wird, nie vollkommen das erreicht, was seinem geistigen Auge vorschwebt oder vorzuschweben scheint; kurz jedes Kunstwerk ist ein mangelhafter Abdruck des Ideals, das in die Wirklichkeit Getretene ist nicht das Höchste, steht zurück hinter dem in der innersten Werkstatt des Künstlers Verschleierten. Der Künstler möchte deßwegen sogar einen Zustand wünschen, wo er nicht mehr zu ringen braucht mit den unvollkommenen irdischen Hülfsmitteln und mit der Schwäche seiner körperlichen oder vielmehr an einen Körper gebundenen Kraft, seines Amphibiendaseins, das es ihm unmöglich macht, sich selbst zu verstehen, und das in den Tiefen seines Gefühls und seiner Ahnung Lebende in das Licht des Gedankens und Wortes hinaufzubeschwören, und das ihm noch mehr Hindernisse in den Weg legt, sich Andern verständlich zu machen, ihnen die Geheimnisse seiner Brust zu offenbaren. Er kann in letzterer Hinsicht Andre nur anregen, sich durch seine Hülfe das auf ihre Weise nachzuerzeugen, was in seinem Innern lebt, und er muß darauf gefaßt sein, daß die von ihm angeschlagenen Töne in den Saiten, die er bewegen will, gar nicht oder falsch anklingen.

Dennoch beglückt die Kunst vielleicht mehr den Zuschauer, Leser, Hörer, den Genießer als den Künstler selbst, der hauptsächlich nur, während seine künftigen Gebilde noch traumartig oder im seinem Geiste vorüberschweben, himmlische Augenblicke feiert. Es muß daher der Zustand des Künstlers zwar von Einer Seite ein entzückender oder verzückter sein, weil er in einer ganz andern Wirklichkeit als die gewöhnliche, in dem Gebiete der schöneren Wirklichkeit, der Bilderwelt lebt, von der andern aber ein peinlicher, weil er zugleich von dem Drange geplagt wird, diese Bilder äußerlich darzustellen, zu einem Geschäfte gezwungen wird, das, wie vorher gesagt, nicht völlig gelingen kann (weshalb denn auch manche der größten Künstler, z. B. Michel Angelo, viele ihrer Werke unvollendet gelassen haben) indem die vollkommenste Verkörperung doch nur eine Annäherung an das Ideal ist, das in seiner Brust lebt. Denn die Unmöglichkeit, daß beide ganz gleich sein können, liegt eben darin, daß dieses etwas Innerliches, ein Schattenbild, jenes etwas Aeußerliches, Wirkliches, Gröberes ist, oder daß sich

das Gedankenbild nicht völlig in eine sinnliche Form fassen läßt, so daß selbst das innere Bild schon, sofern es Bild wird und dadurch die Möglichkeit einer Verkörperung gibt, nicht mehr ganz rein Inneres, nicht völlig das mehr ist, was der Künstler bei der Empfängniß empfindet, indem in der Idee, d. h. im Geiste oder in dem in Bewegung gesetzten Geiste, in der Begeisterung, wie in den Wellen des Weltmeers eine Ueberschwenglichkeit ist, die nur eine gleich den Geistern Ossians fließende und zerfließende Gestalt annimmt.

Sollte daher nicht das selige Leben jener Welt darin bestehen, daß das Ringen nach Darstellen, nach Versinnlichung, nach Erschaffung äußerer, eigentlich sogenannter Kunstwerke aufhört und wegen des Mangels aller Sinnlichkeit aufhören muß, und daß dagegen eine ewige Begeisterung, ein fortgesetztes Leben in den höchsten Gedanken, die nicht mehr Bilder sind oder werden wollen, eintritt, oder, wenn vielleicht, um nicht wahrscheinlich oder gewiß zu sagen, der göttliche Funke des Menschen nur allmälig sich von aller Sinnlichkeit reinigt, doch sich diesem Zustande wenigstens mehr und mehr annähert? Von einem solchen hat der Künstler, und überhaupt der geistige, der platonische Mensch schon hier eine Ahnung. Es ist das Versenken in die Tiefe des eigenen Geistes, jener wissenschaftliche, künstlerische, religiöse Zustand der Beschaulichkeit, der freilich bei dem irdischen Menschen nicht ein fortwährender oder nur langwährender und andauernder ist und sein kann, sondern nur wie der Traum im Schlaf, ein wacher Traum, ein unwillkürlich freieres Spiel der Seele ist, weshalb man denn auch jene Ahnung nicht zu erzwingen, ja nicht einmal für immer festzuhalten suchen darf. Das Höchste läßt sich nicht greifen und begreifen, es kommt nur auf Augenblicke, wie ein Herold, wie ein Bürge eines höheren Daseins, wie ein freier Gast zu uns herab, und scheidet eben so willkürlich, wie es gekommen. Wer es festhalten will, der hat in demselben Augenblicke schon ein falsches Bild, eine Wolke statt der Göttin. Ein solcher Zustand aber, sowohl der wahrhafte, frei gewährte, wie der falsche, erzwungene, pflegt häufig mit demselben Namen der Verzückung, der Schwärmerei, des Mysticismus, bezeichnet zu werden.

Ich sagte mit Recht, daß nicht bloß der Künstler eine solche Ahnung habe, sondern auch der Wissenschaftler und der Tugend-

hafte und Fromme. Denn so wenig wie die Schönheit hier eigentlich zu finden ist, eben so ist es ja auch mit der Wahrheit, Tugend und Frömmigkeit. Auch der Wahrheitsliebende oder Forscher kommt mit seinen tiefsten Untersuchungen nicht bis zum Kern und zum wahren Licht, auch der Tugendhafteste und Frömmste ist nicht makellos. So wie der Künstler die Schönheit nicht verwirklichen kann, so wenig kann auch der Forscher die alles erleuchtende Centralsonne der Wahrheit finden, und der Gute und Gottesfürchtige den völligen Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit, den unverbrüchlichsten Gehorsam gegen den Willen Gottes in seinem Leben und an sich selbst darstellen.

Wenn wir nun statt der uns nicht möglichen vollkommenen Darstellungen der Schönheit die Versuche, uns derselben anzunähern, Kunstwerke und dies Bestreben Kunst nennen, so hat Schiller Recht mit seinem Ausspruche, daß der Mensch allein, und zwar der irdische Mensch die Kunst habe; denn in jener Welt wird dies unvollkommene Ringen des aller Sinnlichkeit entkleideten Menschen aufhören müssen, und bei den bevorzugten Geistern von Anfang an nicht haben stattfinden können, und die abgeschiedenen Seelen wie die Engel werden nur in der Schönheit leben, ohne sie darzustellen. Aber wie steht es mit dem Ringen nach Wahrheit, das wir Wissenschaft nennen? Sollte dies nicht ebenfalls aufhören in jener Welt der reinen Geister? Denn was ist es, das hier das Streben nach Wahrheit hemmt und beschränkt? der Körper ist es, die Eingeschlossenheit des Geistes in dieses enge Gefängniß, die Größe und Unendlichkeit der Welt gegen dessen endliche, durch den Körper bedingten Kräfte. Aber der Geist ist frei, ist ewig und unendlich, und entledigt der körperlichen Schranken findet er kein Hinderniß mehr die Wahrheit zu erforschen, oder vielmehr die Wahrheit liegt klar vor dem Geiste da. Nicht anders ist es mit der Tugend und Frömmigkeit. Was macht den Menschen böse? Nimmermehr der Geist. Der Körper allein mit seinen Bedürfnissen, seinen Reizen zu Begierden und Leidenschaften. Ohne Fleisch und Gebein wären wir Alle selig. Aber den durch die Reize des Körpers hingerissenen, verführten Geist nennen wir dann freilich auch noch einen Geist, und nennen ihn einen bösen Geist, und den ganz der Sinnlichkeit, der Begierde, der Leidenschaft hingegebenen, den der Sünde als Sklave dienenden und in

seiner Sklaverei trotzigen Geist, den Geist auf der niedrigsten Stufe seines ursprünglichen Wesens, seiner Freiheit und Reinheit bezeichnen wir als den obersten der bösen Geister, ohne zu bedenken, daß dieses Schattenbild, dieses Unding auch zugleich ein Ungeist oder wenigstens die höchstmögliche Annäherung, der tiefste Grad der Entgeistung ist. — Und wie nennen wir dieses Ringen auf Erden nach Tugend und Frömmigkeit und das ganze Gebiet dieser Thätigkeiten? Der Forscher strebt nach Wahrheit vermöge der Wissenschaft, der Künstler sucht die Schönheit darzustellen vermöge der Kunst, der sein Gewissen als die Stimme Gottes erkennende Mensch strebt und bildet zugleich, er strebt nach Tugend und Frömmigkeit, und bildet diese in seinen Gesinnungen und Handlungen ab. Was wir aber bei dem Forscher als Wissenschaft, bei dem Künstler als Kunst bezeichneten, dafür haben wir bei dem Tugendhaften und Frommen keine so bestimmte Bezeichnung: es ist sein inneres und äußeres sittliches Leben, seine Gesinnung und sein Wandel; es ist sein ganzes Leben von der sittlichen und gottbewußten Seite betrachtet, es ist zugleich ein sittliches Forschen und Streben, und ein sittlich künstlerisches Bilden. Auch dieses Streben und Bilden, ein eben so schwieriger, wenn nicht noch schwierigerer Kampf auf dem Gebiete der Sittlichkeit, wie der des Forschers und des Künstlers auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst, hört auf, sobald wir des Leibes entkleidet, von dem größten Feinde der Freiheit, Reinheit und Wirksamkeit des Geistes befreit sind. Im Himmel ist nichts als Tugend, oder wenn wir Tugend den Sieg des Guten über das Böse, den glücklich vollendeten Kampf, aber doch immer noch bestehenden Kampf nennen, so gibt es dort nicht eigentlich Tugend, denn dort ist nicht mehr Kampf und Sieg, sondern nur Lauterkeit, Reinheit der Gesinnung, also Schönheit, Wahrheit und Seelenadel ohne Gegensatz. Und so möchte denn Schiller's Satz zwar richtig sein, insofern nur der Mensch die Kunst hat und nicht die Engel, aber, wenn darin zugleich liegt, daß der Mensch alle übrigen höchsten Güter mit den reinen Geistern theile, nicht richtig, insofern wir auch die Wissenschaft, d. h. das irdische Wissen, oder vielmehr Nichtwissen, da letzteres unendlich größer ist als ersteres, nicht mit den vorgezognen Geistern theilen, sondern diese schon bis zur Wahrheit vorgedrungen sind, so daß nur bei dem Menschen sowohl von Wissenschaft die Rede sein kann wie von

Kunst, und daß beides, oder die Sittlichkeit mit eingeschlossen, alles dreies künftig vermöge der alsdann waltenden reinen Geistigkeit des Menschen nicht mehr stattfinden kann.

Aber nur vermöge der völlig reinen, durch kein fremdes Beiwerk, durch keine Körperlichkeit, d. h. durch keinen Gegensatz des Geistigen getrübten Geistigkeit. Eine solche ist für uns freilich, die wir den Geist ja nur durch den Körper als vorhanden begreifen, nur durch ihn das haben, was wir Selbstgefühl, Dasein, Besonderheit nennen, ein zwar nicht sinn- aber doch gehaltloses Wort, nur eine Ahnung, für den Verstand Unerfaßbares, für die Einbildungskraft, die es eben nur mit Gestalten zu thun hat, Ungestaltbares, Unbildliches, und der an die Sinnlichkeit gewöhnte und gekettete Mensch ist nur gar zu geneigt, die Sinnlichkeit wo möglich auf die reine Geistigkeit zu übertragen, oder, da dieses eigentlich einen Widerspruch in sich enthält, einen Fortschritt in der Entsinnlichung, eine Annäherung an jenen unerfaßlichen Zustand, eine Verfeinerung des Körperlichen, eine allmälige Entwöhnung und Entfremdung davon anzunehmen, und so die reine Geistigkeit in alle Ewigkeit hinauszuschieben. Ja, man ist sogar dazu gezwungen, wenn man den Begriff der Gottheit oder der göttlichen Geistigkeit noch als einen von der menschlichen jenseitigen Geistigkeit gesonderten festhalten will. Denn auch für die Gottheit können wir keinen würdigeren Begriff aufstellen als den biblischen, daß er ein Geist ist, wobei man dann wohl hinzufügt, aber der vollkommenste. Die reinen Geister sind aber nicht mehr in Klassen, Ueber- und Unterordnungen zu bringen, es hört alle Stufenfolge auf, der reine Geist lebt in völligem, ungetrübtem Besitz und Genuß der Schönheit, Wahrheit und Lauterkeit, ja selbst dies sind nur noch Unterscheidungen des irdischen, trennenden Verstandes. Der menschliche Geist träte also durch die Befreiung von allem Gegensatze des Geistigen auf Eine Stufe mit dem göttlichen Geiste, und es bliebe nur noch die Ewigkeit vom Anbeginne, die der menschliche Geist als ein erschaffener nicht hat, sondern nur die Ewigkeit als Fortdauer nach seinem Werden besitzt, nur diese Ewigkeit von vorne her, das Sein ohne Gewordensein, nebst der Erzeugung des Weltalls oder der Verbindung des Geistigen mit dem Sinnlichen, des Innern mit dem Aeußeren, des Formlosen mit der Form, des Wesens mit dem Schein, wäre das, was den göttlichen Geist von dem

menschlichen zur Reinheit verklärten unterschiede. Dies ist allerdings ein ungeheurer Unterschied, aber er begründete doch keinen für den vorhandenen Zustand der als reine Geister erschaffenen himmlischen Heerschaaren, sowie für den künftigen der menschlichen abgeschiedenen zum hellen Lichte jener Welt übergegangenen menschlichen Geister. Jene wären seit ihrer Erschaffung, und diese wären seit ihrer Entkörperung gleich geistig mit Gott und theilten mit ihm alles, was dieser Begriff in sich schließt. Ja noch mehr, es läßt sich selbst der Zahl nach nicht mehr eine Sonderung der menschlichen reinen Geister von dem göttlichen Geiste oder untereinander denken, da alle Zahl auf Räumlichkeit beruht. Mit dem Körper muß alle Persönlichkeit, alle Besonderheit wegfallen; es ist nichts mehr, was den einen Geist hinderte mit dem andern zusammenzufließen, es ist keine Schranke mehr da, der Körper machte sie nur, Raum und Zeit schwindet, es herrscht das Eleatische: Eins ist Alles, und Alles ist Eins, — von dem sich eben auch nicht mehr reden läßt, weil die Sprache selbst etwas Sinnliches ist, und der Verstand, als wesentliche innere Bedingung des Denkens und der Sprache nur durch die Sinnlichkeit rege gemacht und in Thätigkeit gesetzt wird. Die Sprache hat hier nur noch verneinende Wörter, wie Unendlichkeit, oder solche bejahende Wörter, die strenge genommen gehaltlos und leer sind, weil alle diejenigen, welche eine Fülle ausdrücken, nur bezüglich und vergleichend sind, und nicht ein An und für sich von Fülle ausdrücken können; denn Allliebe, Allmacht, sowie Ewigkeit, beziehen sich noch immer auf Raum und Zeit, da doch eben diese Begriffe bei dem Unsinnlichen völlig getilgt sind. Wo Raum und Zeit fehlt, da ist ein Atom und das Universum, das Centillionentheilchen einer Sekunde und die unzählbare Reihe von Jahrtausenden, vor welcher die Schöpfung stattgefunden hat, völlig gleich, weil beides nichts Meßbares, weil es nichts oder alles ist, zwei Bezeichnungen, die zusammenfallen und wegfallen.

Weil nun diese Vorstellung der Tilgung von Raum und Zeit eben so undenkbar ist, wie die gänzliche Körper- oder Formlosigkeit, wie denn eben eines wesentlich mit dem andern verbunden ist, so tritt die Einbildungs- oder Bildungskraft gleich wieder in ihre Rechte und malt uns den künftigen Zustand als einen räumlichen und zeitlichen aus, obgleich, um doch der Ahnung einer reineren

Geistigkeit zu genügen, in möglichster Verfeinerung oder Verklärung. Die Zeit fließt oder fliegt dort schneller dahin, der Körper ist ein Luft- oder Lichtgewebe, und der Ort unsers Aufenthaltes einer der Lichtkörper, deren Glanz durch den heiteren Luftkreis allnächtig in unser Auge niederstralt. Weiter kann nun einmal der menschliche Geist nicht. Der Gedanke der reinen Geistigkeit ist für die schwache irdische Kraft viel zu erhaben, der Verstand geräth dabei in Verlegenheit, weil er ihn nach der Aehnlichkeit mit dem Irdischen und nach seinem Begriffe von der Gottheit betrachten muß.

Der Gedanke der Annäherung an die reine Geistigkeit, das heißt, der fortgesetzten, nur veränderten und verfeinerten Körperbekleidung des Geistes ist der leichter erfaßliche, wenn auch weniger befriedigende. Dann wird das Ringen aber auch dort fortgesetzt werden, dann hindert auch die neue, wenn gleich feinere Hülle noch, dann ist nicht reine, ungetrübte Seligkeit, wenn gleich höheres Glück als hienieden, dann kann Belohnung durch das Gewissen, durch die Körperlichkeit stattfinden, und der Geist quält sich nicht ab, sondern vermag Neues durch Altes zu begreifen, dann ist der Himmel nur eine andre Erde, dann wird auch Tugend, Wissenschaft und Kunst, sowie das Gegentheil ewig sein, aber auf immer geläutertere Weise. Dann hat aber Schiller mit seinem Ausspruche Unrecht; und je mehr der Künstler geneigt sein muß, dem Gedanken der allmäligen Vergeistigung zu huldigen, und hiemit auch der Unsterblichkeit der Kunst, d. h. einer jenseitigen verklärterern entgegenzusehen, desto auffallender scheint dieser Ausspruch aus dem Munde eines so großen Künstlers, wie Schiller, wenn wir nicht eben hieraus schon vermuthen dürfen, daß er eben so sehr Forscher und sittlicher Kämpfer als Künstler war. Schiller ist ein Stellvertreter jener Menschen, die bei der schmerzlichen Empfindung des Kampfes, sei es im Leben oder in der Wissenschaft oder in der Kunst, der Sehnsucht nach Ruhe, nach jener Seligkeit des reingeistigen Zustandes um so tiefer inne werden, und deren Glaube, daß es Kunst, und mithin auch Wissenschaft und Sittlichkeit, nur auf Erden gebe, daß mit dem Tode alles Körperliche schwinde, daß man das Jenseitige gar nicht mit dem Diesseitigen vergleichen dürfe, jener wahre religiöse Glaube, der dem Verstand alles Grübeln, der Bildungskraft alles Bilderspiel verbietet, deren Glaube, sage ich, jener Vorstellung der fortgesetzten Körperlichkeit

und allmäligen Vergeistigung, wieder entgegentritt, und uns zu der Ueberzeugung bringt, daß wir unvollkommne Wesen, aber vermöge der herrlichen Ahnungen, Begeisterungen, Seligkeiten, die schon hier die Seele in einzelnen Augenblicken durchschauern, zu einer unaussprechlichen, das Vorgefühl einstiger Wonnen in sich schließenden Hoffnung berechtigt sind.

K. L. Kannegießer.



VII.

Der Conde Lucanor des Don Manuel und der Patrañuelo des Timoneda.

Von

Felix Liebrecht. *)

I.
Der Conde Lucanor.

Da auf die Wichtigkeit der diesen Titel führenden Sammlung von Erzählungen, Fabeln u. s. w., welche den Infanten **Don Juan Manuel** (geb. 1273, gest. 1348) zum Verfasser hat, bereits mehrfach hingewiesen worden ist (s. besonders Ferd. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 57 S. 192 ff., vgl. Clarus Darstellung der span. Literatur im Mittelalter Bd. 1 S. 357 ff.), indem nämlich dies Werk zu denjenigen gehört, in welchen die durch sie bewirkte Vermittlung zwischen Orient und Occident besonders deutlich hervortritt, so möchte es vielleicht nicht uninteressant sein, einige literarische Nachweisungen in Betreff verschiedener der in dem **Conde Lucanor** enthaltenen Erzählungen hier zusammengestellt zu sehen, um so mehr als derselbe durch Keller's Ausgabe und Eichendorf's Uebersetzung zugänglicher und auch in weitern Kreisen bekannter geworden ist.

*) Aus einer Bearbeitung von Dunlop's History of Fiction.

Von jenen Erzählungen nun sind einige, wie Wolf l. c. bemerkt, unmittelbar maurischen Sagen entnommen, so Nr. 1, 11, 14, 19, 39; anderes hingegen ist den Schriften der Orientalen entlehnt und wieder anderes gehört dem Abendland an; so:

Nr. 7, worin erzählt wird, wie drei Gauner einem König weiß machen, daß sie einen nur für Leute von ehelicher Geburt sichtbaren Stoff zu machen verstünden und ihn auf diese Weise um vieles Gold und Silber betrügen. — Diese Geschichte findet sich auch im Pfaff Amis v. 505—804 (s. Wolf l. c. S. 196).

Nr. 9. Zwei Pferde, die sich mit einander nicht vertragen können, werden durch die ihnen von einem Löwen drohende Gefahr zur Eintracht gebracht. — Findet sich in den **Gesta Roman. no. 133**, woselbst es jedoch zwei Hunde sind.

Nr. 12. Der Sultan Saladin will das Weib eines Vasallen verführen und entfernt ihn deshalb, wird jedoch durch ihr kluges Benehmen von seinem Vorhaben abgebracht *). — Aehnliche Geschichten s. bei Keller **Romans des Sept Sages** S. **CXXXVIII.** cf. denselben zu Hans von Bühel's Leben des Dyokletianus Einl. S. 45 ff. (Des Löwen Spur).

Nr. 13. Ein Dechant von Santiago wird durch einen Nekromanten vermittelst einer Zauberei von seiner Undankbarkeit überführt. — Aehnliche Geschichten, in denen lange Zeiträume durch Zauberkunst als rasch verflossen erscheinen, s. bei Keller **R. d. 7 Sages** S. **CLVI.** und zum Leben des Dyokl. S. 49 (Schahabeddin); v. d. Hagen Gesammtabenteuer Nr. 90; Tausendundeine Nacht, Nacht 14 (Breslau). — Diesen Stoff hat **Alarcon** dramatisch bearbeitet in seinem Stück **La Prueba de las Promesas.**

Nr. 18. Durch das Vorgeben die Vogelsprache und demgemäß auch die Unterhaltung zweier Krähen zu verstehen, bringt ein Philosoph den König, den er erzogen, zu einer regelmäßigen Verwaltnng seines Reiches zurück. — In den Vierzig Veziren die Geschichte von den zwei Eulen. Siehe auch die **Biographie Universelle vol. I s. v. Abdel-Malek.**

*) Die in dieser Geschichte vorkommende Reise Saladins nach Europa wird auch sonst noch bei gleichzeitigen Autoren erwähnt, so bei Boccaccio G. 10, Nov. 9, in Busone da Gubbio's Fortunatus Siculus L. III. Note F. p. 351, so wie in der noch ungedruckten Histoire des Princes Jehan d'Avennes, de son fils le Comte Jehan etc., s. Mélang. tirés d'une gr. Bibl. T. V. p. 213.

Nr. 23. Der Günstling eines Königs entgeht durch den Rath eines Sklaven den Fallstricken, die seine Neider ihm legen. — Dies ist aus dem Barlaam und Josaphat (c. 4 meiner deutschen Uebersetzung, Münster 1847, oder Boissonade Anecdota vol. IV p. 21 ff.).

Nr. 24. Einem Landmann und seinem Sohn, die sich mit einem Esel nach dem nahen Markt begeben, werden von den Vorübergehenden mehrfache Rathschläge in Betreff des Reitens auf dem Thiere gegeben. — Findet sich in den Vierzig Veziren s. Keller R. d. 7 Sages S. CLXXIV ff. und zum Leben d. Dyokletianus S. 51 ff. *)

Nr. 26. Die bekannte Fabel vom Fuchs und dem Raben, der einen Käse im Schnabel hat. — Aus Aesop no. 204 ed. Koraes (Ἀλώπηξ καὶ Κόραξ); findet sich auch in den Poesias del Arcipreste de Hita copla 141 ff., u. s. w.

Nr. 29. Eine Bäuerinn geht mit einem Topfe Honig auf dem Kopf zu Markt und baut auf den erwarteten Erlös bereits Luftschlösser, die aber, während sie sich lachend an die Stirn schlägt, durch das Zerbrechen des Topfes zu Schanden werden. — Diese bekannte Geschichte stammt ursprünglich aus dem 5. Kapitel des Pantscha Tantra s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Indiennes p. 55 sqq.; woselbst ein Bramin seine Pläne auf einen Krug mit Mehl gründet, ihn jedoch umstößt und den Inhalt mit Erde und Staub vermischt, indem er nämlich seiner zukünftigen Frau einen Fußtritt zu geben denkt. — Zu den von Loi-

*) Außer den von Keller l. c. angeführten Bearbeitungen dieses Stoffes finden sich auch noch folgende; nämlich in Gabriel Faernus Fabulae: Pater, Filius et Asinus; — Poggius Faceliae Agaso; — Extrait des Loups ravissans, Satyre composée par maître Robert Gobin 1510; — Verdizotti Fav. 1; — Pietro Targa (i. e. Cesare Pavesi) Fab. 105; — Frid. Widebramus in German. Poët. Deliciae Agaso; — Journal Etranger Avril 1756 Asinus Vulgi; in einem Brief des Huetius an Ménage (Hominum judicia nullius esse momenti) Senex, Filius et Asinus; — La Fontaine Fabl. Le Meunier son fils et l'Ane; und übers. in lat. Verse in Giraud, Presbyter Orator 1775 Pistrinarius, Puer et Asinus; — Préface des Oeuvres de Malherbe par Ménage 1783; — Selected Fables by Dodsley B. 2. The Miller, his Son and their Ass; Desbillons Fab. Aesop. l. 14 Fab. 10. Rusticus, ejus filius et ejusdam Asellus; — Fables de La Fontaine en Vaudeville par Naw: Le Meunier son fils et l'Ane; — 300 Fables en Musique dans le goût de Mr. La Fontaine unter derselben Ueberschrift; Nicolaus Bartholomaeus in dessen Lochia no. 15. Maria et Joseph. — S. Poggii Faceliae Lond. 1798 vol. 2. zu des Poggius Agaso.

seleur Deslongchamps gegebenen Nachweisungen füge noch Rabelais Gargantua c. 33 und Doni Trattati diversi di Sendabar Indiano. Venez. 1552 ein Theil des Trattato 4. Einen ähnlichen Stoff behandelt auch ein Paso des Lope de Rueda, s. Schack Gesch. d. dram. Lit. in Spanien 1,218 ff.

Nr. 33. Einem Jäger treten beim Tödten einiger gefangenen Rebhühner durch die scharfe Luft Thränen in die Augen, worüber die Thiere ihre Betrachtungen anstellen. — Dies ist die Aviculae in den Facetiae des Poggius.

Nr. 35. Während eines Krieges zwischen den Raben und Eulen werden letztere durch die verrätherische List eines feindlichen Ueberläufers besiegt. — Diese Geschichte, welche an die des Zopyrus erinnert, findet sich im 3. Kap. des Pantscha Tantra; s. Lois. Deslongchamps l. c. p. 46.

Nr. 37. Ein junger Mensch glaubt viele Freunde zu haben, sein Vater überführt ihn jedoch vom Gegentheil, indem er ihm zugleich zeigt, daß er zwar nur einen einzigen, aber dafür auch wahren Freund besitzt. — Diese Geschichte findet sich im Arabischen des Ahmed ben Arabchah, s. Val. Schmidt zur Disciplina Clericalis S. 93 ff., woselbst die weitern Nachweisungen gegeben sind. Unserer Fassung ist der Umstand eigen, daß der die Probe Bestehende später auch noch den einzigen Sohn dem Tode Preis giebt, um den seines Freundes zu retten.

Nr. 38. Löwe und Stier, genau mit einander befreundet und dadurch mächtig, werden durch die List des Fuchses und des Hammels entzweit und dadurch geschwächt. — Dies ist die Rahmenerzählung des 1. Kap. des Pantscha Tantra, s. Lois. Deslongchamps l. c. p. 32 sqq.

Nr. 40. Der auf ein Jahr gewählte König eines Landes trifft vorsichtige Anstalten um sich später gegen Mangel zu schützen. — Dies ist aus dem Barlaam und Josaphat (Kap. 14 meiner Uebersetzung: „Von dem klugen und vorsichtigen Könige," oder Boissonade l. c. p. 118 sqq.). — Auch diese Parabel findet sich bei Ahmed Ben Arabcha, s. Val. Schmidt in den Wiener Jahrb. Bd. 26. S. 41 und zur Discipl. Clericalis S. 164 ff., woselbst auch die weitern Nachweise zu finden sind. Gräße zu Nr. 74. der Gesta Roman. führt auch noch den arabischen Roman Ebn

Yokhdan des **Ebn Tophail** an; dieser enthält jedoch nichts, was auf die in Rede stehende Parabel Bezug hätte.

Nr. 43. Ein Fuchs sieht sich gezwungen sich todt zu stellen und duldet in dieser Lage mancherlei Mißhandlungen bis es ihm endlich ans Leben geht, worauf er aufspringt und glücklich entflieht. — Dies ist die letzte Geschichte in den Sieben Veziren und die vorletzte in der griechischen Version des Syntipas; ferner in den **Poesias del Arcipreste de Hita copla 1386 sqq.**

Nr. 45. Ein junger Maure bricht den Eigensinn seiner Frau durch kräftiges Auftreten schon in der Brautnacht; sein Schwiegervater will es ihm nachmachen, jedoch mit schlechtem Erfolg. — Eine persische Erzählung gleichen Inhalts findet sich in Kisseh Chun, der persische Erzähler (Berl. bei Nicolai 1829) angeführt von Simrock, Quellen des Shakespeare 3, 234 ff. In dem **Fabliau de la Dame qui fut escoliee (Le Grand 3, 204)** wird auch die Schwiegermutter wieder zur Vernunft gebracht. S. auch v. d. Hagen Gesammtabenteuer Nr. 3.

Nr. 46. Ein Kaufmann will bei einem weisen Meister Verstand kaufen und erhält eine Lehre, die ihn später vom Morde seines Sohnes abhält; sie stimmt mit dem bekannten Spruch überein: **Quidquid agas prudenter agas et respice finem.** — Diese Geschichte ist nahe verwandt mit der Erzählung des letzten Vezirs in den Vierzig Veziren (**Cabinet des Fées vol. 16 p. 258**: Geschichte eines Sultans, eines Sofi und eines Wundarzts) und mit Nr. 103 der **Gesta Roman.** S. Val. Schmidt zur **Discipl. Cler.** S. 141 ff.

Nr. 48. Dem Teufel, der ein friedlich lebendes Ehepaar entzweien will, gelingt dies erst durch Hilfe einer Frau, so daß am Ende der Mann sein Weib tödtet. — Diese Geschichte findet sich im Salomon und Morolf, s. Hagen und Büschings deutsche Ged. des Mittelalters Th. 1, S. 55 ff. V. 917—1008 u. S. 95; ferner in einem alten spanischen Fabelwerk, s. Ferd. Wolf l. c. S. 196; auch in Luthers Tischreden (Leipzig 1621), **cap.** 36, S. 447 **fol. recto**: „Historia wie der Teufel durch ein altes Weib zwei Eheleut wider einander verhetzet, daß eins das andere entleibet."

Nr. 49. Der Teufel steht lange einem Dieb bei, betrügt ihn aber endlich, so daß letzterer am Galgen das Leben verliert. — Dies findet sich wieder in den **Poesias del Arcipreste de Hita**

copla 1428 sqq. Aehnlich ist: „Teufel und Dieb machen einen Packt" in Pauli Schimpf und Ernst. Frkfrt. 1594, Bl. 232. Siehe Ferd. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 58 zu dieser Stelle des Hita.

II.

Der Patrañuelo des Timoneda.

Diese Novellensammlung ist zwar nicht so wichtig wie die vorhergehende, gleichwohl aber bietet sie einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Verbreitung derartiger Stoffe. Der Verfasser derselben ist bekanntlich der Valencianische Buchhändler, Dichter und Herausgeber der Rosas betitelten Romanzensammlungen, Juan Timoneda. Seinen Patrañuelo ließ er zu Alcalá 1576 erscheinen, und obwohl bisher nicht oft aufgelegt, ist derselbe doch neuerdings durch die Aufnahme in den 3. Band der von Aribau herausgegebenen Biblioteca de Autores Españoles (Madrid 1846, 4.) wieder in den Buchhandel gekommen. Da nun zuweilen auf den Patrañuelo verwiesen wird, so glaube ich etwas nicht unwillkommenes zu thun, wenn ich die versifizirten Inhaltsangaben der einzelnen (22) Novellen oder Patrañas hier folgen lasse und einige Bemerkungen über die jedesmalige Quelle, wo sie mir bekannt ist, hinzufüge.

Patraña I. Argentina y Tolomeo,
Los dos por la penitencia
Vinieron á conosciencia
No haber hecho caso feo.

Nach eigener Angabe aus einer Komödie des Alonso de la Vega, betitelt Tolomea und gedruckt 1566, über welche s. Schack Gesch. der dram. Lit. in Spanien 1, 231.

Patr. II. Por su bondad Griselida
Fué marquesa: obedescia
Lo quel marido queria
Con pasciencia no fingida.

Aus Boccaccio G. 10, N. 10. Vgl. über diese Gräße Lit.-Gesch. Th. 2, Abth. 3, S. 282 ff.

Patr. III. Por amor murió el quistor,
Y el amada por su hablar
Fué causa de sentenciar
A su marido y señor.

Ist aus Massuccio's Novellino I, 1. Vgl. Keller Rom. d. 7 Sages S. CCXXIII. ff. und zum Leben des Dyokletianus S. 61.

Patr. IV. Arsenio, por ser amante
De Sabelina nombrada,
Fué de adultera culpada
Y libróla un nigromante.

Diese Geschichte gründet sich auf die Sage von den Bocca della Verità; über diese s. Val. Schmidt Beitr. zur Gesch. der romant. Poesie S. 139.

Patr. V. Un niño en la mar hallado
Un abad le doctrinó,
Y Gregorio le llamó,
Y despues fué rey llamado.

Dies ist die Sage vom Gregorius auf dem Stein, über welche vgl. Gräße l. c. Th. 2, Abth. 2, S. 953 ff.

Prtr. VI. A causa de cien cruzados
Que halló un hombre en un saquillo,
Fué servido de un asnillo,
Y mas de veinte ducados.

Diese Novelle findet sich in allen ihren Einzelheiten in der vierten der von Gamba (Venez. 1816) zum erstenmal herausgegebenen zwanzig Novellen des Sercambi aus Lucca (etwas später als Boccaccio). Der Rechtsfall mit dem gefundenen Gelde auch in der Discipl. Cler. cap. 19 und andern, s. Val. Schmidt zu derselben S. 140 ff.

Patr. VII. La Duquesa de la Rosa,
Siendo sin culpa culpada,
Por justicia fué librada,
Dandola por virtuosa.

Nach eigener Angabe aus einer Komödie des oben (zu Patr. I.) bereits angeführten Alonso de la Vega, betitelt La Duquesa de la Rosa über welche s. Schack l. c.

Patr. VIII. Un rey por ser muy agudo,
Y tenerse por hermoso,

Vido que un truhan jiboso
Lo asentaba por cornudo.

Aus dem Orlando Furioso c. 28.

Patr. IX. Ceberino captivaron,
Y fué llevado á Turquía;
Despues con mucha alegría,
Rosina y el se casaron.

Quelle mir unbekannt.

Patr. X. Por causa de un cadenon
A Marquina maltrataron,
Las narices le cortaron
Y á su marido un jubon.

Diese Geschichte ist aus Boccaccio G. 7, Nov. 8. Vgl. Val. Schmidt Beitr. zur Gesch. d. romant. Poesie S. 75 ff. Die eigentliche Quelle findet sich jedoch im ersten Kap. des Pantscha Tantra, s. Lois. Deslongchamps Orig. d. Fabl. Ind. p. 33 sqq. Siehe auch v. d. Hagen Gesammtabenteuer no. 43 cf. no. 31.

Patr. XI. Apolonio por casar
Con la hija de Antioco,
Grandes infortunios toco
Que pasó por tierra y mar.

Ist die Gesch. des Apollonius von Tyrus, über welche s. Gräße l. c. Th. 2, Abth. 3, S. 457 ff.

Patr. XII. A un ciego de un retrete
Hurtaron cierto dinero,
Y á otro su compañero
Diez ducados de un bonete.

Quelle mir unbekannt.

Patr. XIII. Una niña á Feliciano
Hurtaron, y él en persona
De boca de una leona
Cabró otra por su mano.

Nach eigener Angabe einer (unbekannten) Komödie Feliciana entnommen.

Patr. XIV. A un muy honrado abad
Sin doblez, sabio, sincero
Le sacó su cociñero
De una gran necesidad.

Die Geschichte vom Kaiser und dem Abt. S. Val. Schmidt Taschenb. der Romanzen, S. 82 ff.

Patr. XV. Finea, en haber perdido
Casa, estado y pasatiempo,
Pedro se llamó y por tiempo
Fué juez de su marido.

Ist aus Boccaccio G. 2, N. 9. Vgl. Simrock Quellen des Shakespeare 3, 205 ff. v. d. Hagen Gesammtabenteuer Nr. 68. Einen ähnlichen Stoff behandelt auch Lope de Rueda's Comedia Eufemia, s. Schack l. c. I, 123.

Patr. XVI. Quiso Astiago por su suerte
Del nieto ser homicida,
Y Harpago, por darle vida,
A su hijo dió la muerte.

Enthält die Geburt und Jugendgeschichte des Cyrus.

Patr. XVII. Julian, por ser cabido
Y amado del Rey de Tracia
Cupo á Estacio tal desgracia
Que en carbon fué convertido.

Behandelt den Stoff von Schillers Gang nach dem Eisenhammer, über welchen s. Val. Schmidt Taschenb. der Romanzen S. 191 ff., und Keller zum Leben des Dyokletianus S. 44 ff. Siehe auch dieses Jahrbuch Bd. VII. (1846), S. 422 ff. Ueber die daselbst erwähnte Heilige Isabelle s. die Biogr. Univ. vol. XIII. p. 25 sqq.

Patr. XVIII. Porque decia Claudino:
Dios os guarde de mal hombre,
Filemo por proprio nombre
Se enojaba de contino.

Ist mit einer kleinen Abänderung der Nov. 20 der Porretane des Sabbadino delli Arienti entnommen.

Patr. XIX. Tancredo causó, y Febea
Que á Brandiana culpasen,
Dos hermanos peleasen,
Sin cometer cosa fea.

Ist aus Bandello P. 1, Nov. 22; cf. Dunlop History of Fiction 2, 456.

Patr. XX. La mala madrastra hizo
Que culpasen su entenado

Y tuviesen por finado
Su hijo con un hechizo.

Ist aus Ser Giovanni's Pecorone G. 23, nov. 2.

Patr. XXI. Geroncia, reina, por ser
En bondad fértil, benina
Vino á pobre, peregrina;
Despues tornó en su poder.

Dies ist die Geschichte von der Florentia von Rom (hier Geroncia von England) über welche vgl. Gräße Th. 2, Abth. 3, S. 286, δ.

Patr. XXII. Por Urbino, Federico,
Con Antonia no casó,
Y á causa desto llegó
A ser pobre, despues rico.

Entnommen aus Boccaccio G. 10, Nov. 8. Vgl. über letztere Gräße zu Nr. 171 der Gesta Roman.

Man sieht also aus dem obigen, daß Timoneda fast alle seine Stoffe italienischen Novellisten entliehen hat.



VIII.

Deutsche Mundarten.*)

Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der Deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erste bis siebente Lieferung, oder Erster Band. Berlin 1843—46. kl. Fol.

Während die Deutsche Sprachkarte an allen Ecken und Enden benagt und ausgezackt wird, im Süden sogar über die Alpen herein von der Romanischen Zunge, im Westen von den romanisirten Gallofranken, im Osten von den Panslaven, und im Norden selbst von den Skandinavischen Brüdern, — sind die Deutschen manigfaltig bemüht, ihre Sprachgränzen überall aufzusuchen, wenn auch nicht festzustellen, weil hier weder Marksteine, Hügel und Pfähle, noch die derben Denkzettel, welche den Jungen dabei eingeprägt werden, etwas wahren und abwehren. Ein Blick auf den ersten löblichen Versuch einer Deutschen Sprachkarte, von K. Bernhardi 1844, zeigt nicht nur die Sprachverwirrung im Innern, sondern auch, wie nach außen die politischen Gränzen überall die Sprachgränzen durchkreuzen; und gutgemeinte Wünsche naheliegender Ausgleichung drängen sich auf: wie gern würden wir z. B. unser Elsaß und Deutsch-Lothringen gegen Savoyen und die Wallonen eintauschen; wie gern für die Slaven unsere Brüder an der Ostsee, die einst Germanisches Binnenmeer war! Weil solches jedoch, nachdem es 1813—15 verschnitten, jetzo noch weitaussehend ist,**) gedenken

*) Vorgelesen in der Deutschen Gesellschaft im Juni 1846.

**) Seitdem mächtig näher gerückt.

wir der davon unabhängigen Bemühungen auf dem nur durch sich selbst begränzten und wahrhaft vereinenden Sprachgebiete.

Zu Bernhardi's Sprachkarte und deren Erläuterung sind seitdem manche nähere Bestimmungen und Berichtigungen, besonders gegen Westen und Süden, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und von J. Bergmann in Wien gekommen. Das Deutsch selber innerhalb dieser Gränzen in seinen Mundarten, ist bisher fast nur gelegentlich in Reisebeschreibungen, oder in Wörterbüchern und Sprachlehren einzelner Landschaften verzeichnet; und so ansehnlich die Reihe dieser Bücher, und so treffliche darunter sind (z. B. von Reinwald, Schmid, Stalder, Schmeller), so lieferten jedoch nur wenige zusammenhangende Sprachproben (wie Stalder das Gleichnis vom verlornen Sohn in allen Schweizer Mundarten, Reinwald die Hennebergischen Lieder, Schütze die Holsteinischen Sprüche und Volksgebräuche), und dergleichen haben wir bisher meist nur in einzelnen Volksliedern und Gelegenheitsgedichten, oder Sammlungen namhafter Verfasser, die sich der Volksmundart annahmen, selten in ungebundener Rede. Treffliche, zugleich durch dichterischen Werth allgemeingültige Hervorbringungen haben wir auch in dieser Art aufzuweisen, und jeder erinnert sich gern der Namen Hebel, Grübel, Kobell, Voß, Bornemann; der drei Pfarrer Sackmann, Sailer und Buchner; Arnold (Pfingstmontag, Straßburger Schauspiel) u. a. Nicolai, bei seiner vielseitigen und vielbändigen Deutschen Reise, welche die Xenien wenigstens noch im Andenken erhalten, hatte es auch auf Sammlung der Deutschen Mundarten angelegt, und das Schwäbische Wörterbuch von Schmid, das Hennebergische von Reinwald, und Fulda's allgemeine Deutsche Idiotikensammlung, sämmtlich Nicolais Verlag, sind als Beilagen zu seiner Reisebeschreibung zu betrachten. Als selbständiges Werk dieser Art, nach Fulda (1788), erschien A. v. Kleins Deutsches Provinzial-Wörterbuch, Bd. 6. 7. der Schriften der Mannheimer Deutschen Gesellschaft (1792). Etwas älter ist der „Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Deutschland, als Einleitung zu einem vollständigen Teutschen Wörterbuche;" aus den hinterlassenen Schriften des Prof. J. S. V. Popowitsch (Wien 1780), und beschränkt sich zwar auf Haushaltung und Naturgeschichte, in welchen jedoch die Mundarten für heimische Gegenstände vornämlich reich und bildsam sind, so daß Oken seine Verdeutschung der ge-

sammten naturgeschichtlichen Benennungen (in seiner Isis und großen Naturgeschichte) oft so treffend und annehmlich durchführen konnte. Zu den Sammlungen von Sprachproben gehört vornämlich auch das vom Sadtbuchdrucker Barth in Breslau mit großem Aufwand ausgeführte **Monumentum pacis** (Breslau 1818, gr. Fol. mit vielen Steindrücken), welches den Weltfrieden 1813—15, in allen erreichbaren Sprachen der Erde, und zuvorderst in den alten und lebenden Deutschen Mundarten, feiert, und dessen Herausgabe ich mit besorgt habe. Nach Adelungs Mithridates, der das Vaterunser in 500 Sprachen verhieß, und den J. S. Vater 1812 fortsetzte, lieferte dieser „Proben deutscher Volksmundarten" (Leipzig 1816). Reichhaltiger ist J. G. Radlofs auf sämmtliche Deutsche Mundarten angelegte Sammlung volksmäßiger Ueberlieferungen und neuer Hervorbringungen, auch Gespräche, meist Gedichte, in dem „Mustersaal aller Deutschen Mundarten" (Bonn 1821—22, 2 Bde.), welcher mit den Deutschen in Italien anhebend, durch Ober-, Mittel- und Nieder-Deutschland hin, auch die neue Mischung des Deutschen in Nordamerika, das ältere Judendeutsch, die Gaunersprache und die Savoyardische Verwälschung aufnimmt. Noch näher würden dem neusten Werke gekommen sein, obschon im engeren Kreise, wenn Docens schon 1814 angekündigte „Ländliche Musen" erschienen wären, welche volksmäßige Lieder, Erzählungen und Märchen aus allen Mundarten des Königreichs Baiern bringen sollten. Die von Büsching und mir gesammelten alten und neuen Volkslieder mit ihren Sangweisen (1807) waren insonderheit auch auf die Volksmundarten gerichtet, davon im Wunderhorn (1806) nur wenig erklingt, und fast alle Deutsche Kreise ließen sich vernehmen, daneben auch Flamändische und selbst Französische Gesänge. Die vielbändige Volksliedersammlung v. Erlachs (1834) ist auch in dieser Hinsicht nicht genügend, so wie die von Kretzschmer (1838) mehr nur auf die Sangweisen gerichtet. In Hinsicht der letzten sowol, als der manigfaltigen besonders auch landschaftlichen Variationen, ist die neuste Sammlung, die Erk mit Irmer begann (1830) und allein fortsetzte (1841), auch die beste, zuverläßigste, deshalb auch von Firmenich öfter benutzt. Uhlands treffliche Sammlung war noch nicht erschienen.

Alle diese Vorarbeiten überholt nun aber weit die in neuer zeitgemäßer Gestalt und Behandlung vorliegende Sammlung

Firmenichs, der sich schon um die Neugriechischen Volkslieder verdient gemacht hat („Neugriechische Volksgesänge Th. 1). Mit echt vaterländischem Sinne hat er sich wieder der Heimat zugewandt, zunächst zwar der eigentlich Deutschen: die Bestimmung des Ganzen aber für Germaniens Völker weiset durch diesen Namen, der seit Tacitus überliefert, auch von uns als Gegensatz des Romanischen angenommen, und nunmehr auch schon, ungeachtet der Dänischen und dämischen Einreden, durchgedrungen ist, daß die Sammlung zugleich in ähnlicher Weise die Nordischen Sprachen, das Niederländische, und selbst wol das Englische umfassen wird, welches letzte im Schottischen und in den Volksmundarten noch überwiegender Germanisch ist, als die durch die romanisirten Normannen englisirte Schriftsprache. Die Wichtigkeit einer solchen Sammlung für die Geschichte der Germanischen Völker und Stämme überhaupt, und zunächst für die Geschichte ihrer Sprachen, ist einleuchtend, weil die Sprache noch redet, wo die Geschichte schweigt, und weil manchmal die Volksmundart allein noch alte Wurzelwörter und bedeutende Sprachformen bewahrt. Lehrreich ist auch in der Ueberfülle und Manigfaltigkeit der Mundarten die Gesetzmäßigkeit ihrer Gestaltung und sonst fast unkenntlichen Verwandlung. Aber nicht allein für Geschichte und Sprachwissenschaft ist diese Zusammenstellung wichtig, sondern auch für die gegenseitige Bereicherung und Bildung der allgemeinen Schriftsprache sowol, wie der einzelnen Mundarten, durch Aneignung von Wörtern, Formen und Ausdrücken, und besonders durch Uebertragung und Nachbildung dazu geeigneter Werke der Rede. Die Mundarten sind zwar minder Veränderungen unterworfen, als die Schriftsprache: jedoch haben auch sie ihre Schicksale, die beachtenswerth sind. Manches ist deshalb auch hier (wie bei Radlof) aus älteren Büchern und Mittheilungen zusammengelesen; ja einige erlöschende Mundarten konnten nur noch von wenigen alten Leuten vernommen werden, und es war damit die höchste Zeit: hauptsächlich jedoch, und mit Recht ist der Sammler auf frische Mittheilungen der lebenden Mundarten gestellt, und dabei kömmt ihm wol zu Statten, daß er häufig an Ort und Stelle selber die Stimmen und Aussagen abhören kann. Dadurch ward es auch thunlich, eine so reichhaltige Sammlung Volkslieder, Sagen, Märchen, Legenden, Reimsprüche, Sprichwörter, Räthsel, Lieder zu Kinderspielen, Volksgebräuchen, Festen,

u. s. w. aufzubringen, welche mitunter noch alte mythische Anklänge bergen, und einestheils der drohenden Vergessenheit entrissen sind, anderntheils aber (z. B. die Kinderlieder und Sprichwörter) in der manigfaltigen Wiederholung ihr weitverbreitetes Leben bekunden. Die auch hierin, wie in der Einheit der Sprache bei der buntesten Verschiedenheit, sich ausdrückende höhere Einheit des Deutschen Vaterlandes stellt sich in dieser Arbeit gleichsam dar wie ein großes reiches Musivbild, welches uralte sagenhafte und bedeutende geschichtliche Erinnerungen mit dem manigfaltigsten Leben der Gegenwart vereinigt, und zugleich als ein erfreuliches Deutsches Gesammtwerk, an welchem der Unternehmer so manche freundliche Helfer gefunden, so daß er, mit 305 Stimmen beginnend, nunmehr schon 451 zählt, also nicht bloß von den größeren Deutschen Kreisen, Gauen und Landschaften, sondern auch von einzelnen Städten und Ortschaften, die man bis dahin kaum dem Namen nach kannte; wodurch das Ganze um so lebendiger wird.

Die Wanderung geht, umgekehrt wie bei Radlof, von Nordwesten aus, und verweilt zuerst bei den Friesen, die noch so viel Ureigenthümliches haben, jedoch in der Sprache dem Erlöschen am nächsten stehen. Das Nordfriesische auf der Insel Sylt hegt allein noch den einst auch Hochdeutschen, Gothischen Dualis, und zwar als Dualis, von welchem im Althochdeutschen nur noch eine Spur ist, während die im Oesterreichischen auch noch lebende Form des Dualis zugleich als Plural gebraucht wird, wie in der Mundart Altendorfs an der Rur (S. 366), von Essen (S. 373) und Elberfeld (S. 429). Die Sylter Lieder von Hansen, und die Fischer- und Badelieder der Helgolander vom Schiffshauptmann Heikens, malen das dortige Leben sehr anschaulich. Das Ostfriesische Lied von den zwei Königskindern ist eins von denjenigen, welches nicht nur die verschiedenen Deutschen Stämme und Germanischen Völker, sondern diese auch mit den Romanischen und weiter verbindet: Hero und Leander ist die antike Gestalt desselben; Prof. Höfer hat über 30 Variationen davon zusammengebracht; das Westfriesische soll bei den Holländischen Mundarten vorkommen, über welche jetzt eben zwei Hefte, als Anschluß an Firmenichs Sammlung erschienen sind, zu Deventer von Halbertsma, der sich schon vielseitig um das Holländisch-Friesische alter und neuer Zeit verdient gemacht hat. Örtlich bedeutsam

ist die Oldenburgische Sage, wie ein hart gefangenes Seeweib entfliehend ein grünes Eiland in eine Sandschelle verwandelt; allgemeiner ist das Lied vom Ritte der drei Hexen auf den Bloksberg. Göthe's Erlkönig klingt in der Bremer Mundart sehr ansprechend. Die Mundart der Schleswigischen Angeln, die einst mit den Sachsen auszogen und allein Engelland den Namen gaben, zeigt noch sehr reines Niederdeutsch. Das Femarsche Lied (aus Schütze) zählt alle Ortschaften des Eilandes auf, jede mit einer treffenden, manchmal dunkeln Bezeichnung. In der Ditmarschen Mundart ist das Leben und Leiden des Blutzeugen Henrik van Zütphen (im 16. Jahrh.) von Claus Harms, der noch manches treffliche darin verfaßt hat. Die älteren, zum Theil geschichtlichen Tanzlieder (nach Art der getanzten Heldenlieder von den Nibelungen auf den Färöern), wie ich sie aus Neokorus Ditmarsischen Jahrbüchern in Idunna 1813 zusammengestellt habe, sind vermuthlich noch dort lebendig. Die Holsteinischen Lieder sind großentheils fast überall wiederkehrende, wie: die Wiegenlieder vom Adebar (Storch), vom Lämmchen, vom Schaf, von den Gänsen in Stroh, Bukböken von Halberstadt; die Blindekuh- und Abzähllieder vom Löffel und Kuchenbacken; der Ringeltanz. Das Umzugslied der Kinder zum Sommer mit einem todten Fuchs, oder (am Rheine zur Fastnacht) mit einem Hahn im Korbe (daher etwa die bekannten Sprichwörter), entspricht dem Altgriechischen Umzugsliede der Erwachsenen mit einer Krähe, in K. Zells Volksliedern der alten Griechen (Ferienschriften I, 72), und dem Alt- und Neugriechischen Schwalbenlied, ebd. 63, in Fauriels, W. Müllers und Firmenichs Neugriechischen Volksgesängen. Das Altgriechische Schwalbenlied, welches einer der sieben Weisen, Kleobulus, bei einer Hungersnoth in seiner Heimat Rhodus einführte, war in der Verdeutschung von Joh. Prätorius (1676) durch das Wunderhorn unter die Deutschen Volkslieder gerathen (Bd. 1, S. 115), ist aber in der neuen Ausgabe mit Recht ausgelaßen. Das Lied vom immergrünen Tannebaum ist auch Schlesisch. Hamburg liefert schon ein Eisenbahnlied, und neben dem Ausdrucke des manigfaltigsten kaufstädtischen Verkehrs, auch den Bürgereid in Niederdeutscher Sprache, welche dort noch allen Ständen gemein ist. Zu den launigen Grabschriften in Travemünde und Lübek, sollten auch die ähnlichen bekannten Grabschriften

Dobberans nicht übergangen sein, unter welchen die Lübeker Grabschrift auf den schiefbeinigen Burgemeister Kerkering auch im Speisesaale des alten Schlosses zu lesen war, laut Röpers Geschichte von Dobberan S. 166, wo auch die übrigen stehen. Das Lübeker Räthsellied vom Ei ist anders, als das von Höfer selbst in England nachgewiesene (Germania V, 252), überein mit dem ebd. VI, 155 stehenden, aber noch sinnreich in „Wittenbargh" versteckt: es kömmt auch anderswo noch anders wieder. Das Harzmärchen vom Mägdesprung, wie ein Riesenmädchen einen Pflüger sammt Pflug und Ochsen, als seltsam Gewürm in ihre Schürze packt, lebt auch auf der Insel Usedom, deren Vinetasage bekannt ist. Ein Waldeckisches Lied (S. 322) läßt die nichtpflügenden Riesen in dem kleinen Pflüger ihren Verdränger erkennen: wie eine Harzsage an der ehemaligen Slavengränze die Zwerge abziehen läßt. Ebd. (S. 325) werden die Hünen als Zwerge beschrieben: wie beide auch in der Nordischen Saga wechseln und mythisch zunächst verwandt sind. Rügen mit seinen alten und neuen Sagen und Denkmälern, bietet das Märchen von den sieben in bunte Mäuse verwandelten naschigen Mägdlein im Mäusepfuhl bei Pudemin. Ein Stück aus Hinterpommern (S. 93) ist ein deutliches Beispiel, wie sogenannte Volkslieder aus namhaften guten Gedichten verwildern; es sind nichts als zerrissene und durch einander geworfene Glieder eines solchen Liedes: wie der Sohn des weltläufigen Bauern Hans Vogelnest im Dorfe Pomellen sich auch was versuchen soll, alsbald zum Soldaten gemacht, nach dem Rhein gegen den General Dummerjan (Dümourier) geschickt und lahm geschossen wird, wieder nach Hause hinkt und sich ein Weib nimmt: welches Lied ich schon 1807 in obgedachter Sammlung Deutscher, Flamändischer und Französischer Volkslieder, nebst der Sangweise, aus mündlicher Ueberlieferung bekannt gemacht habe. Mir war der Stettinische Burgemeister Kirstein als Verfasser genannt: aber mein Freund Otto Schulz, der Schulrath, erinnert sich noch als Schüler dieses Lied von dem Brauer Malbranc zu Stettin, der es gedichtet hatte, zuerst in einer Gesellschaft junger Leute gehört zu haben; worauf der Lyceist Schmeling, der sich später ganz der Musik widmete, die Weise dazu machte. Und mit dieser ist es namentlich in der Ukermark, wo ich es vernahm, noch so vollständig gangbar, wie es denn auch vorliegende Sammlung aus der Neumark

liefert (S. 122), nachdem es ebendaher nochmals stückweise gegeben ist (S. 121). Das Danziger Plattdeutsch zeigt sich hier, wie es zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch fast allgemein herrschte. Die ältere Samländische Mundart vertritt Simon Dachs Anke von Tharau 1644, welche auch in der vorgenannten Sammlung steht (Nr. 75), sowie das aus Litauen (S. 107) gegebene Kinderlied von Puthöhnken (Nr. 115), das hier noch manigfaltig wiederkehrt. Von dem Preußischen Erbsenschmeckerlied (S. 99), liefern jetzt eben die Neuen Preußischen Provinzialblätter H. 1, S. 15 eine vollständigere Aufnahme in andrer Mundart mit Sangweise: in beiden Liedern erscheint noch Pokull (Pikollos, Gott der heidnischen Preußen) als Teufel.

Die Neumärkischen Kinderlieder vom Peter Kruse, Häschen versink, Müller Maler, Ritt nach Möllen, sind auch in der Ukermark bekannt. Ebenso das Lied von Goliath und David aus dem Oderbruche, das ich mit der Sangweise habe. Beides, Lied und Weise, ist, bei gleicher Grundlage, doch sehr verschieden von dem Ukermärkischen Goliathsliede in der vorgedachten Sammlung (Nr. 27). Das mit jeder Strophe wachsende Scherzlied aus Freienwalde vom Hausrathe (das etwas anders aus Soest wiederholt wird, S. 346), ist mit Sangweise auch in der Ukermark gangbar. Die aus dieser letzten Landschaft gelieferten Stücke (S. 127 ff.) sind, außer dem Storchliede, mir nicht bekannt. In dem Priegnitzischen Liede an den damaligen Kronprinzen, jetzo König, von K. Witte d. ält., ist das Fluschen der Märkischen Landwehrmänner mit den Gewehrkolben, bekanntlich erst aus dem letzten Befreiungskriege, und bereicherte durch Bernadotte, den damaligen Kronprinzen von Schweden, sogar das Französische Dictionnaire mit einem Flucher. Die Altmärkischen Lieder, meist von Bornemann, beginnen mit einem Preußenliede vom alten Fritz, und schildern lebendig ländliche Sitten. Unter den alten, im Jahresmärchen unvergänglich eingewachsenen Gebräuchen ist der Maienkönig der Pferdejungen, der von Maien umkleidet mit seinem schwarzen Rumpelknecht zu Pfingsten umgeführt wird, unter andern auch in Schlesien bekannt und heißt dort der Rauchfis. Im Teklenburgischen trägt er noch eine große Blumenkrone und wird mit einem Pfingstlied umgeführt (S. 359, vgl. 443). Die Mundart Berlins, eigentlich ein vornehm gewordenes und verhochdeutschtes Plattdeutsch

einer kleinen Stadt (was sie noch ist, obgleich die größte und beste), welches selbst in der tollen und lächerlichen Verderbnis seine Regeln hat, ist billig reichlich bedacht, und der durch Beckmann zur wahren Volksmaske gewordene Eckensteher und Sonnenbruder Nante tritt auch hier auf. Ja wir wünschten, daß anstatt des Gesprächs aus dem „bunten Berlin," der weit mehr im Geiste des Stamm-Nante fortgedichtete „Nante auf der Eisenbahn, in Potsdam und im Lustlager auf der Weihnachtswanderung, im Kunstcabinet, und seine Darstellungen scheinbarer Zauberei, von L. (Lenz) 1839—41, benutzt wäre. Eins der treffendsten Berliner Stückchen ist auch die Glosse des verst. Robert (der Rahel Bruder) „Eenes schickt sich nich vor Alle." —

Die Magdeburger Börde zeigt sich besonders reich an eigenthümlichen Kinder- und Volksreimen, in welche auch schon Moskau, Bonapart und die laufenden Franzosen eingedrungen sind. Bukôken lautet hier Mokôken von Halberstadt oder Halle, und das Maikäferlied vom abgebrannten Pommerland (nicht Pulverland), in Düsseldorf Bommeland (S. 431). Merkwürdig ist der Bericht des Pfarrherren Dönerth zu Staßfurt 1534, von der Beichte des Teufels, der seine Mütze an einem Pfeiler der Kirche hangen ließ; Luther gedenkt auch dieser Anfechtung. Das Halberstädtische Lied von dem Bauern in der Kirche, zwiefach verfaßt, und weiterhin (S. 217) auch Osnabrückisch, ist ursprünglich Hochdeutsch und daraus herzustellen. Unter den Braunschweigischen Stücken findet sich auch ein neuer Scheppenstädter Schwank von dem Harmonie-Klip (Klub). Wir kennen eine treffliche Ochsen-Cantate, von dem Pfingstochsen in Braunschweig. Das Göttinger Märlein von dem Landschiffe des Zwerges, worin der Schafhirte mit seinen vier wundersamen Gefährten die Königstochter gewinnt, erinnert an Odins Zwergenschiff Skidbladnir, an Heimdalls Wunderkräfte und Thors Fahrten; sowie an den Hauptmann Bergspalter und seine Gefährten in 1001 Nacht. Verbunden mit dem Popanz steht es in Büschings Sagen- und Märchensammlung (1812). Die Wünsche in dem Hildesheimischen Martinsliede bringt das Märkische Sterndreherlied, wie das vom Herausgeber verglichene Neugriechische, das Rheinpfälzische Sommerlied (bei Zell S. 71 und in meiner Sammlung Nr. 32), das obige Rhodische Umzugslied mit der Krähe zum Apollofeste, und

das Bettlerlied unter den Homerischen Gedichten (bei Zell S. 83). Das auch in Hildesheimischer Mundart gegebene Kinderlied „Hänschen saß im Schornstein" ist eins der allgemeinsten nnd kehrt in diesem Bande schon häufig wieder. Die Spottlieder auf die Franzosen bei Minden sind noch aus dem siebenjährigen Krieg; und dabei ist ein fast ebenso großer Reichthum an Deutschen Wörtern für Schlagen aufgezählt, wie Lichtenberg für Betrunkensein zusammengestellt hat (vgl. hier S. 360): auf das letzte folgt ja gemeinlich auch das erste; und mit beidem steht im innigen Bunde der nicht minder große Reichthum Deutscher Ausdrücke für Tönen, Toben und Tosen. Daneben steht, als seltene Blume, noch ein echtes Minnelied: „Minne, mine Minne!" Die von eigenthümlich Niederdeutschem Humor überfließenden Reden des Predigers Sackmann zu Limmer bei Hannover sind kürzlich (1840 zu Zelle) in der vierten Ausgabe mit seinem Bildnis und mit Nachrichten von seinem Leben (st. 1718) erschienen, in welcher auch die vier hier mitgetheilten Stücke stehen. Bei Celle wird erzählt, wie ein Schäfer vom Teufel, den er nachts im Walde durch eine Egge sieht, nur für ein schwarzes Schaf loskommen kann. Der grundlose Kolk auf der Lüneburger Heide, aus welchem ein Meerweib verkündigt, wenn man nochmals versuche ihn zu ergründen, werde der gelbe Hahn (sonst rothe Hahn, s. v. a. Feuer) über Frilingen und Soltau krähen, — ist der Harzsage vom Grundlos verwandt (bei Otmar 1800), wo drei Hähne das Versinken der Raubritterburg verkünden: wie drei rothe Hähne (Fialar und Goldkamm) mit der Nordischen Götterdämmerung den Weltbrand und das Versinken der Erde ankündigen. Die Lüneburgische alte Dorfsitte, durch einen von Haus zu Haus getragenen Stock zusammenzurufen (wie im Norden durch einen Pfeil, zum Streite), besteht auch noch in der Ukermark. Die Sage vom Wärwolfe zu Sittensen läßt die Verwandlung durch einen Ledergürtel mit Eisenschnalle vorgehen (vgl. S. 332): wie die Volsunga-Saga durch Einfahren in Wolfsbälge. Ergetzlich ist ebendaselbst der Wettlauf des Hasen mit dem Schweinigel. Unter den Butjadingerliedern des Bauern Janßen (st. 1739) ermahnt ein Hochzeitlied, dem Tode, als dem Mäher der Menschensaat, entgegen zu arbeiten, und wie Goldschmids Junge (in dem Niederdeutschen Studentenliede) zu denken. Die Oldenburger Kirchspiellieder von Westersted und Agen

sind ganz wie das obgedachte Femarsche Lied, und nennen bedeutsam alle Ortschaften der Kirchspiele. Der erste der Oldenburgischen Volksreime ist nur der Anfang eines manigfaltig vorkommenden Lügenliedes; und unter den Kinderspielliedern ist ein Stück aus der verkehrten Welt, worin Thiere den Menschen vertreten. Die Sprichwörter beziehen sich großentheils auf eine darin angedeutete Geschichte. Dem Oldenburgischen (noch stark Friesischen) Saterland und Kreise Vechta sind die Fensterlieder eigen, die zu Liebchens Kämmerlein führen, wenn nicht der unrechte Liebhaber derb abgefenstert wird. Die Osnabrückische Uebertragung „Schön Rosamond" von Broxtermann, aus Percy's reliques, zeigt, wie leicht das Niederdeutsche sich den zunächst verwandten Englischen und Schottischen, sowie Dänischen und Schwedischen Romanzenreichthum aneignen könnte. In dieser Mundart hat F. W. Lyra einige neue Scheppenstädter Streiche gedichtet. Merkwürdig ist die Sage vom Teufelsbade bei Minden, wo einem Pfaffen der von ihm geläugnete Teufel sich fühlbar macht, und im Wegfliegen von diesem „o Woudan! Woudan!" gerufen wird (S. 257). Dieselbe Sage wird (S. 259) in Schaumburgischer Mundart wiederholt. (In beiden steht mundspeuken für sprechen, speak). Rührend ist das treuherzige Schreiben der Westfalen an König Friedrich Wilhelm III., als er sie 1807 der Unterthanenpflicht entbinden muste. Das Lied von Herman und der Varusschlacht, dessen Anfang auch in der Schaumburgischen Sage vom Teufelsbade vorkömmt, ist gewis nicht viel älter, obschon sehr verbreitet (auch S. 310). Das Lied vom Falkenstein, d. i. von der Gefangenschaft des Herzogs Heinrich von Braunschweig auf Falkenburg im Teutoburger Walde, durch Bernhard zur Lippe, und von der Auslösung durch seine Gemahlin 1405, ist eins der ältesten geschichtlichen Lieder, die sich noch im Munde des Volkes erhalten, und nachdem schon 1785 das Deutsche Museum es in Niederdeutscher, der Braunschweigischen näheren Mundart (vom J. 1737) mit Erläuterungen von Clostermeyer aufgenommen (wiederholt in Weddigens Westfäl. Magazin 1786, das Lied dann auch im Wunderhorn und bei Uhland, der noch eine St. Galler Papier-Hdschr. und einen Nürnberger Druck von Kunigund Hergotin, um 1530, anführt), ist es hier in der Umgegend der zerstörten Falkenburg vom Küster Stolte aufgezeichnet, und fast nur durch die

Lippische Mundart abweichend; so wie die nochmalige Wiederholung (S. 282) aus Steinhagen, nach Erk; welcher mit der Sangweise, auch noch eine Hochdeutsche Lesart, nach Herder (1778) und Simrock (1837), aus der Taunusgegend, liefert. Dieses bei Herder auch aus mündlicher Ueberlieferung von Goethe im Elsaß aufgenommene Lied (wie nunmehr die von Schöll 1846 herausgegebenen Briefe Goethe's entdecken) faßt den gemeinsamen Stoff schon allgemeiner. Ganz verschieden von beiden, obgleich anfangs zum letzten stimmend, ist das Oberdeutsche Lied von „Kaliogus Herr von Falkenstein," im J. 1200, welches der Freih. v. Hoheneck auf einer Mauer der Burg Falkenstein fand, und in seiner Beschreibung der Stände ob der Ens II, 225. III, 156 mittheilte. — Im Lippischen wechselt das Wiegenlied „Bukeusken von Halberstadt" mit „Bremen." Das Kinderlied „Johann, spann an," und das Abc-Lied von der Katze im Schnee, sind auch Ukermärkisch. (Der Ausruf Fitteka, Kölnisch Fiedija, ist doch wol Fi dich an! vom alten fian, hassen, verabscheuen, wovon fiant, Feind, das Particip-Substantiv). Ein Lied in abwechselnd Hochdeutschen Strophen ist eigentlich in Alexandrinern. Der Spruch: „wer früh aufsteht, sein Geld verzehrt: wer lange schläft, den Gott ernährt," und das Melklied „Stripp, strapp strull!" sind auch Ukermärkisch. („teuben," harren, Plattdeutsch töwen, ist das Goth. taujan, Alt- und Mittelhochdeutsche zouwen, beharrlich, angelegen betreiben, Bergisch und Kölnisch noch Hochdeutsch eingemischt „zau dech" eile dich S. 442, 477). Neben der Bielefelder Sage von den beiden Riesen, die auch bei Paderborn (S. 302) und Wattenscheid (S. 372) hausen, und von denen der Ravensberger Riese den Sand aus seinen Holzschuhen schüttet, so daß die Hünenburg mit dem Sandsteinbruch entsteht, findet sich die Sage von dem Zwerg in der Höhle bei Brackwede, der den Bauern die Räder beschlug, und was sie sonst dorthin brachten, am Morgen fertig abholen ließ, wofür sie ihm ein kleines Stück Geld hinlegten: und dies ist, nur ohne Namen, völlig die Schmid-Wielands-Sage, wie sie noch in England lebt, an der Waylands-Höhle, einem Hünengrabe in Berkshire haftend, und aus W. Scotts Kenilworth bekannt ist. Die Deutsche Wielandsage (in der Wilkina- und Niflunga-Saga) läßt auch den Riesensohn Wieland in der Zwergenschmiede bei der Weser lernen. Die Burg Babellünie bei Lübbeke im Ravensbergischen, in

deren Trümmern ein Venediger den von Zwergen gehüteten Schatz heben wollte, erinnert an die Burg Babilonia am Rheine, wo Dietrich auf der Heimfahrt nach Bern aus der Nibelungen-Noth, angerannt wird, laut derselben Saga Kap. 373. — Sonderbar ist die Warendorfer Märe von der Nachtigall und der Blindschleiche, die zusammengewohnt und jedes nur Ein Auge gehabt, bis die Nachtigall sich das der Schlange geborgt und es behalten, und nun damit auf der Linde nistet, an welcher die blinde Schlange lauert: kaum ist dabei an die Nordische Mythe zu denken, wie Odin sein eines Auge beim weisen Mimir versetzt und stehen läßt. Ein Lied der Münsterischen Bänkelsänger Flör (der unlängst verstorben) und Kösters singt den Schildbürgerschwank vom Brunnensteigen, zu einem Bilde, von den Beckumer Bürgern. Ebendaselbst wird ein Eulenspiegelstreich erzählt. Von den Münsterischen Liedern zum Lambertusfeste, deren hier nur eins steht (S. 289), gibt es eine Sammlung zu mancherlei Spielen, „Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden, nebst einem Anhange von Volksliedern und Sprüchwörtern" (Münster 1825), großentheils in der Volksmundart. Der Amtmann mit dem großen Timphot (Eckhut, mit drei Ecken) und grünen Rock, der, vom Teufel geholt, selber auf dem Hellwege spukt, gleicht dem höllischen Junker Grünhut in anderen Sagen. (Das Beiwort schmächtrig, im nächsten Sinne gierig, hungrig, läßt auch das „Kätzlein schmächtig" im Faust so verstehen). Laut einer Legende, führte der Heilige Lüdger schon die Stallfütterung ein. Die Paderbornische ungetaufte Glocke, welche, vom Rothwamms angeschnauzt und Satanas getauft, an seinem Namenstage drei Tage bis Mitternacht läutet und aus dem Schalloch in den Glockenpfuhl fliegt, wo sie 1000 Jahre so fortläutet, ist das Gegenstück zu der Münsterischen Sage von der in einen stillen Teich versunkenen Kapelle, deren Glöcklein noch heraufklingt. Das im Faust so bedeutsame Märchen von Marleneken, welches der Maler O. Runge zuerst in seiner Pommerschen (nicht Hamburgischen) Mundart aufzeichnete (Einsiedlerzeitung 1808, Nr. 29, und in s. Schriften 1841, Bd. I, S. 424), steht hier in der Mundart von Herstelle (dem Karolingischen Heristal) im Hörterschen. (Heister, Eichbäumchen, im Waldeckischen Uppland, ist doch wol aus h-eiks-tor zu deuten?) Das Waldeckische Märlein vom grünen Hasen, siebenköpfigen Riesen, Zweimeilen-

schuhen und Zweimeilenstiefeln x. scheint neues Machwerk. Daß die Tropfsteinhöhle zu Velmede die Wohnung der „Göttin" Velleda gewesen, ist ebenfalls sehr neue Herleitung. Dagegen scheint die Madebachische Sage von der verwünschten weißen Frau des Schloßberges bei dem Schatze, dessen Schlüssel eine Schlange im Maule hält, alterthümlicher, und wird sonst auch von Soest erzählt, wo, laut der Niflunga-Saga, Chriemhild ihren Nibelungen-Hort zurückfordert, bei welchem die Dänischen Lieder sie versperren lassen. Der ewige Jäger in der Mundart von Erwitte nähert sich in sofern dem Bürgerschen, als von zwei Jägern eines Herrn der eine in die Frühmesse (Uchte, Morgen: daher das Berner Üchtland) geht, während der andre sich vermißt, bis zum jüngsten Tage zu jagen. Das von den obgedachten Goliathsliedern ganz verschiedene zu Lippstadt läßt den Riesen Hochdeutsch reden. Aus Soest ist das Umzugslied der Kinder am St. Peterstage (21. Februar) mit Anklopfen gesungen: „heraus Sonnenvogel und alte Mäuse, zum Heil im Hause!" und enthält auch ein altes mit dem Heiligen-Kalender verbundenes Frühlingsfest. Der obengedachte Hellweg, wie die Ebene zwischen der Hardt und Lippe bei Werl und Unna heißt, und bis an die Burg von Soest geht, ist völlig der Nordische Hel-veg, Weg zur Todesgöttin Hel (entstellt Hölle), welchen Brunhild zu Siegfried fuhr (vgl. Nornagests-Saga in meiner Verdeutschung S. 155). Das Arnsbergische Kinderlied beim Abklopfen der Pfeifen aus Weidenrinde (auch Elberfeldisch S. 426, 442) lautet in der Ukermark ganz anders. Die tragische Glockensage von Attendorn steht Hochdeutsch in der Einsiedlerzeitung Nr. 20, mit ähnlichen Glockensagen. Die Legende vom Heiligen Ludger zu Wenigern an der Rur, wie ein Wanderjude den Teufel von der Reise zu dem Heiligen abschreckt, indem er ihm die abgelaufenen zum Handel gekauften Schuhe zeigt, welche er auf dem Wege dorther verschlissen habe, wiederholt sich in der Nornagests-Saga S. 164, wo Ragnar Lodbroks Söhne durch die abgelaufenen Eisenschuhe eines Pilgers so auf der Heerfahrt nach Rom gehemmt werden. Merkwürdig ist die Sage von den weißen Weibern in der Berghöhle zu Riemke bei Bochum.

Das Beckersche Rheinlied, das den rechten Klang zu rechter Zeit traf, und hier in Krefeldischer Uebertragung und in Elberfeldischer und Odenthaler (S. 444) Nachbildung steht,

hat auch Wiederhall in Wesel gefunden, so wie zu Dingden in Bezug auf die Issel, als einen Ausfluß des mächtigen Rheins, welchen uns die Holländer gleichwol in den Sand verrinnen laßen. Das rührende Andenken der in seinen überströmenden Fluten versunkenen Johanna Sebus (1809), welche Goethe mit Zelter verewigt und Napoleon durch ein Denkmal geehrt haben, bewahrt auch ihre Klevische Mundart. In dieser Mundart erscheint auch das Märchen von dem Fischer und seiner Frau Ilsebil (hier Hillebill), welches der Maler Runge aus Wolgast aufschrieb und ich aus dessen Mittheilung in Büschings Volkssagen (Nr. 58) gab, wie es jetzt in Runge's Schriften (Bd. 1, S. 430) mit dem obigen Machandelbom, steht. Das Klevische Märchen ist kürzer und in einzelnen Zügen und Reimen anders, also wol nicht nachgebildet: der Butt ist hier ein unbestimmter Fisch, jedoch weist auch das Ganze auf die See. Sonst könnte man den freilich auch märchenhaft verständlichen Pißpott auf Pisport an der Mosel deuten. Der Anruf „Timpetee" (Klevisch „Timplentee") ist etwa gebildet, wie der obige Timp-hut. In einem Krefeldischen Märchen wird ein ähnlicher wunderthätiger Fisch „Timpatee" angerufen (S. 409). Eine neuere Romanze faßt die in Kleve heimische Geschichtsage vom Schwanenritter, welcher auf die verhängnisvolle Frage wieder verschwindet, und dem die trauernde Gattin nachschaut bis zum jüngsten Morgenroth, und so, laut der Volkssage, als weiße Frau auf dem Schwanenthurme zu Kleve hauset, und erscheint, wenn einer ihres Stammes sterben soll, daher auch bei dem noch blühenden Zweige desselben auf dem Berliner Schlosse. — Das Abzähllied der Kinder, welches auffordert mit nach dem zugeschlossenen Engelland zu fahren, und auch Elberfeldisch (S. 426) und in Siegen (S. 520) so lautet, steht in meiner obgedachten Sammlung Ukermärkisch. Eigenthümlich ist das Lied zum Reigen der größeren Kinder um den Maienbaum, wo der Pater sich eine Nonne wählt, die nach sechs Küssen sich einen andern Pater kieset u. s. w. (kost S. 386, noch kürzer koss S. 389, für konnte, weist noch auf das alte konsta). Die Mundart von Dinslaken erzählt vom Bischof Hatto und dem Mäusethurme bei Bingen. — Das Meursische Volkslied von Hans Pitterken ist eine, wie es scheint unvollständige, echte Romanze. Die Elberfeldische Wiederholung (S. 395) ist theils noch mangelhafter, theils zum Schlusse

vermehrt. Das Kinderlied von dem Reiten der Herren und Bauern lautet bei uns etwas anders. In dem Kinderliede von dem Kanönneken (Canonissin) ist der Kehrreim „Amen Domen Dis" wol In nomine Domini Dei, wie „Numer Dumer Amen" des streitbaren Mönchs Ilsan im Rosengarten zu Worms. Die Erzählung, wie der Graf Fritz von Meurs (st. 1409) ein hübsches Stück Land, noch Schlopkamp genannt, bei einer schönen Nonne verschläft, erinnert an Kahedins Schlaf im Tristan. Unter der ansehnlichen Zahl (436) Sprichwörter finden sich eigene treffende: es ist kein Brod das man findt, sondern das man gewinnt; man soll sich nicht eher ausziehen, als bis man zu Bette geht; ein voller Mund spricht seines Herzens Grund. Der Reimspruch Nr. 252 ist eine spöttische Veränderung des bekannten Niederländischen Volksliedes Wilhelmus van Nassouwe ben ek van Duytschen bloed, dessen beide folgende Zeilen ich in Holland spöttisch also singen hörte: den ellbogen dor de mouwen, den kop aldor den hoed. Ein Lied der Freiherrschaft Hardenberg enthält ein lächerliches Gespräch mit einem Französischen Soldaten. Aus dem Elberfeldischen steht hier mehrfältig, dann auch aus Düsseldorf (S. 432), Heinsberg (S. 486) und Koblenz (S. 525), das Martinslied, welches die Kinder am Vorabende des Martinsfestes, mit ausgehöhlten und erleuchteten Kürbissen auf Stangen umziehend, singen und Gaben einfordern. Das Kinderlied zum Rathen der aufgehobenen Finger lautet bei uns abweichend, das Spottlied auf die Mädchen aber ebenso. Eigenthümlich ist die lustige Schneiderromanze von dem Faltenrock des Bauern. Nicht so gut klingt Goethe's „Was hör' ich draußen vor dem Thor," in der plattspaßigen Heruntersetzung für die Dorfschenke. „Lott' is dot," das so echt Berlinisch aussieht, scheint jedoch in Düsseldorf auch heimisch. In dem Volksmärchen vom Schmid zu Bielefeld überlistet dieser den dummen Teufel, dem er sich verschrieben hat, auf ähnliche Weise, wie Tiecks gestiefelter Kater den Popanz, daß er zuletzt in einen Beutel kriecht und darin gehämmert wird, bis er die Handschrift herausgibt. Herzog Johann Wilhelm III. von Düsseldorf verurtheilt seine schuldlose Gemahlin Jakobe, auf Anstiften seiner bösen Schwester Sibylla (1595), die, laut der Volkssage, noch in den Trümmern des Schlosses nachts ohne Kopf umgeht. Das Gedicht in Alexandrinern ist neu, wie das jedoch mehr volksmäßige kurze

Lied von der ähnlichen Geschichte der Heiligen Genoveva. — Das Odenthaler Lied zum Bohnenfest am Dreikönigsabend ist neu, das Spiel jedoch in Deutschland auch herkömmlich, wie das alte Bohnenlied bezeugt. —

Die Mundart Kölns, der Vaterstadt des Sammlers, verdiente auch ohnedies die ihr eingeräumte breite Stelle, als eigenthümliche Mischung des Niederdeutschen und Oberdeutschen, welche etwa von Düsseldorf bis Koblenz reicht, und dergleichen uns schon alte Niederrheinische Sprachdenkmale, namentlich mehrere Gedichte des 12. Jahrhunderts zeigen, so wie spätere Abschriften von anderen: eine Mischung, die zwar nicht das Beste beider Hauptmundarten enthält, wie man sonst, mit Adelung, für das eingebildete Hochdeutsch ansprach, welche jedoch durch die jetzo wieder zu der alten Mächtigkeit aufstrebende Rheinkönigsstadt bedeutend genug war und ist. In den Vorbemerkungen über die Schreibung und und Aussprache verstehe ich nicht, wenn ein vierfaches Kölnisches **o** bezeichnet wird: **ô**, wie im Hochdeutschen S**o**hn; **o**, wie in M**o**nd; **oo**, wie in M**o**hr; **oh**, wie in R**o**hr: weil in allen vier Wörtern jetzt ein gleiches langes o lautet, dessen verschiedene Schreibung jetzt auch gleichbedeutend ist. Und ebenso verhält es sich mit den zwischen **aa** und **ah** (S**aa**l; B**ah**n); **ee** und **eh** (L**eh**m; Kl**ee**); **ie** und **ih** (St**ie**r; B**ie**r), und allen entsprechenden Umlauten gemachten Unterscheidungen. Die Darstellung in den manigfaltigen, alten und neuen, gereimten und ungereimten Kölner Stücken, die Mischung von Gemüthlichkeit und Schalkheit auch in kirchlicher Beziehung, die altreichsstädtisch-bürgerliche Ausprägung und Abschleifung durch den lebhaften Umlauf, sind zunächst den am Mittel- und Oberrheine mitherrschenden Schwestern Frankfurt und Straßburg verwandt, die freilich mit dem reinern Hochdeutsch eigene Vorzüge haben; ja selbst an das ferne Breslau, welches an der Oder eine ähnliche Stellung hatte und hat, wird man erinnert. Die der Donau gegenüber stehende Rheinseite unserer alten Heldenlieder zieht sich mit Ecken Ausfahrt auch nach Köln, wie mit Siegfried noch tiefer nach Santen. Das bekannte „Alaaf Köln!" wird hier in mehren Liedern glossiert, und richtig mit dem Helgolandischen „Alaeft" und Engl. a-lôft, noch (in den Lüften) verglichen, da die Kölner Mundart häufig das End-t abwirft, z. B. läuf für läuft sagt. Es ertönt auch in einem Carnevalsliede. Von den

vielen Kölnischen Kinderliedern sind uns daheim nur das Hühnchen im Garten, das arme Häschen, und die Schneckhörner- und Fünffinger-Reime, anders, bekannt. Das Judaslied, womit die Kinder in der Charwoche einen Strohmann umtragen und Holz zusammensingen, womit sie ihn verbrennen, ist wieder nur eine Christliche Verkleidung des alten Jahrfestes, worin der Lenz den Winter besiegt; wie in Breslau am Sonntag Lätare das Tod-Austragen, der ersäuft oder verbrannt wird, in Wien Taderdemalion, anderswo noch wol Luther getauft. Niedlich ist das Lied von den fortgezogenen „Heizemänncher," wie hier die kleinen wolthätigen Hausgeister heißen: wie anderswo Heinzelmann, auch für Freund Hein, wobei an hûne, hiune, Heune, Hüne zu denken ist. Unter den 283 Sprichwörtern sind manche derbe und eigene: er reitet Mutterns Füllen (geht zu Fuße). Der Häher heißt hier Markgraf, im Reineke Voß Markolf; Livverlinkcher sind Lerchen; Mösch der Sperling, sonst Lüning; Wingets (Weingarten-) taatsch die Grasmücke. Teut heißt bedeutsam ein großes Trinkgefäß.

In der Mundart von Achen gibt es eine Gedichtsammlung von Jansen (1815) und als Anhang zum Wörterbuche derselben von J. Müller und W. Weitz (1836), darunter eine spöttische Nachahmung des Marseiller Marsches, aus der ersten Franzosenzeit, in dem Sinne des Achner Sprichwortes (15) Wälsch Blut thut keinem Deutschen gut. Von J. Müller ist auch eine gute Abhandlung über Niederrheinische Provinzialismen (1838). Eins der Achner Lieder ist abermals eine Uebertragung des Erlkönigs, dessen Stelle der dort heimische Kobold „Bakauv" vertritt, welcher in Gestalt eines großen Kalbes (Kauv) mit feurigen Augen und rasselnden Ketten nachts den Wanderern auf den Rücken huckt und sich bis an ihre Thüre tragen läßt. Ein andres erzählt von dem Feurigen Manne, der so erscheint, weil er den Gränzpfahl verrückt hat: wofür sonst auch das Umirren als Irrlicht Strafe ist. Unter den 182 Sprichwörtern sind treffende: zwei harte Stein' malen selten rein; neue Besen kehren gut, fegen aber die Winkel nicht aus; wenn Dreck zu Mist wird, läßt er sich fahren; gleiches Vieh leckt sich gern; liebe Kinder haben viele Namen; „wer am längsten lebt, kriegt Stolberg" (146) fordert eine geschichtliche Erklärung. Neben den reichlich bedachten Mundarten um Köln und der Eifel, erscheint auch die von Firmenich.

Bonn erzählt von der Hexensalbe und Fahrt aus dem Schornstein, und besingt den Dreikönigsabend. Im Siebengebirge, wo Siegfried die auf dem Drachenfels aus Worms entführte Chriemhild von Riesen und Drachen, und von den Nibelung-Zwergen den Hort gewann, finden sich noch Zwerge (Querge) mit ihrem König im Heinsberge, in welchen ein Hündlein zu ihren Goldspenden leitet. Der glühende Mann eines andern Liedes ist doch wol der obige Gränzverrücker: sonst könnte man auch an Dietrichs von Bern (Verona: wie auch Bonn heißt) Feueradem denken, womit er, laut Niflunga-Saga, im Kampfe gegen Hagen zuletzt dessen Rüstung erglüht, und dann bis zum jüngsten Tage mit Ungeheuern streitet. Eigenthümlich ist die Sage von der gottlosen Stadt auf dem Altenberg im Siegerland, wo die Kutschenräder und Felgen aus Wecken gebacken und mit Gold beschlagen waren; ihren Untergang verkündet der Sang eines wunderschönen Vögleins auf der Linde vor dem Thore, welchen später ein eisgraues Männlein wiedetholt: alle Zeichen gehen in Erfüllung, und Feuer fällt vom Himmel. Bedeutsam ist auch die Glockensage vom Kindelsberge, in dessen Trümmern der Schweinhirte Engelwert eine ausgewühlte Glocke findet, welche er heimschleift: er soll als Dieb gehängt werden, da verkündet der eherne Mund der Glocke selber seine Unschuld, woran noch auf dem Thurme zu Krommig ihr Geläute mahnt. Die Erzählung von der schönen und streitbaren Agnes von Elz, wo sie noch als Burggeist umgeht, ist ein guter Romanzenstoff, auch gewis schon dazu benutzt. Die Koblenzer freuen sich, in der Urmarmung des Rheins und der sich windenden Mosel, der schönen Heimat. Vom Hunsrück ertönt dagegen ein Wanderlied nach Brasilien. Ein andres Lied und zwei Erzählungen dieser Gegend (S. 532) sind eine Anwendung der bekannten alten Erzählung von der halben Decke (in meiner Samml. Gesammtabenteuer Nr. 48). Zu Trier feiert ein Lied den Nikolastag (6. Dec.) für die Weihnachtbescherung, wie in Süddeutschland. In Grevenmachern ist das Freierlied eines unlängst dort verstorbenen Bänkelsängers, des blinden Matthias, jetzo Volkslied. Das Männchen von der Unken-Kaule (Höhle) an der Mosel dort geht auch um, weil es die Gränzen verrückte, jedoch nicht feurig, sondern mit bleiernem Mantel hängt es sich Vorübergehenden auf und läßt sich bis zur Kapelle tragen, wie der Achner

Backauv. Luxemburg (Lützelburg) gibt einige herzliche Liebeslieder; daneben mehrere Gedichte in Alexandrinern mit Franzmännischen Spitzen, doch ohne Sprachmengerei. Man spricht in dieser Gegend noch ich sin, se, für bin; und alle Ritt für alle Mal.

So haben wir den rüstigen Wanderer hier bis an die Gränze des Vaterlandes begleitet, und wünschen recht sehr, ihm bald wieder, zunächst in den Mitteldeutschen Gauen, zu begegnen. Erfreulich ist die vielseitige thätige Theilnahme, welche auch in den Nachbarländern, Belgien, Holland, selbst jenseit des Weltmeers in Nordamerika, sein Unternehmen gefunden, und läßt uns hoffen, sowie wünschen, daß er ein so weitsichtiges Werk, welches „dem großen einigen Deutschen Vaterland in Liebe und Begeisterung gewidmet" ist, in allen Theilen ausführen, und sich so die Deutschen nicht nur in ihrer Gesammtsprache, sondern auch in der Zusammenwirkung für dieselbe als eins und einig zeigen werden.

v. d. Hagen.

Nachtrag.

Auf ähnliche Weise, wie der Sandstein der Hünenburg von dem Sande aus den Holzschuhen des Ravensberger Riesen (S. 217), entstand auf Rügen das Hünengrab Dubberworth bei Sagard, aus dem Sande, welcher der Riesin von Jasmund aus einem Loche der Schürze entrann, als sie die Meerenge bei Lietzow ausfüllen wollte. — Von Üchte, Morgen (S. 219), heißt auch wol Uchtblume (bei Frisch) die Wiesen-Zeitlose, Ephemeron, welche durchs ganze Jahr, jeden Morgen frisch, blüht. Wenn für das Schweizer Üchtland, östlich von den Jura-Seen, auch Nüchtland steht, so ist dies nicht die Verneinung, wie Neustria von Austria (auch wol Nacht von Uchte, Althochd. uchta), sondern der merkwürdige alte Eintritt des n als eine Aspiration, wie Nuithones für Juthones, *Νουσιποι* für Usipii, Nerthum für Erthum, Herd, Nord. Jörd (vgl. Germania I, 15). Oltigen im Üchtland hieß früher Ochtudenges, Ostodenges: so daß mit Ücht sogar Ost (Engl. East), verneint West, eins scheint, obschon Joh. Müller (Schweizergesch. I, 256) Wüste (Öde) darin sieht. Ebenso bedeutet nüchtern wol morgenlich, vor dem Morgenbrod, und nicht nächtlich (nocturnus). — Das Pommersche Märchen vom See-Butt, Klevisch vom Fisch (S. 220), erscheint auch am Oberrhein, in A. Stöbers trefflichem Elsassischem Volksbüchlein (Straßburg 1842, S. 109), „Mann und Frau im Essigkrug," wo ein Goldvögelein der Zauberer ist. — Vgl. meine akademische Vorlesung „Die Schwanensage" 1846.

IX.

Kinderlieder.

Zumeist in Berlin gesammelt und mitgetheilt von A. Kuhn.

I.

Lieder zum Abzählen vor einem Spiel.

1.

Dreie, sechse, neune,
im garten steht ne scheune,
im garten steht ein hinterhaus,
da sehen alle engel raus:
der eine spinnt wolle,
der andre spinnt seide,
der dritte schliesst den himmel auf,
da sehen alle engel raus. Ab, dran.

2.

Ein reiter liess sein pferd beschlagen,
wie viel nägel muss er haben?
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
Mädel um die scheun,
Mädel um den ring,
alte hexe spring. Ab, dran.

3.

Eine bohne tintenfass,
geh in schul und lerne was.
Als mein vater schnipper war,
schnippt er mir ne piepe,

piept ich alle morgen,
ging es wie 'ne orgel:
schnipp schnapp
käsenapp; ab dran.

4.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
eine alte bauerfrau kocht rüben,
eine alte bauerfrau kocht speck,
ich oder du must weg.

5.

Eene meene meck,
ich oder du hast den zi za zeck.

6.

Engla mengla zickla ze,
ruschla puschla! ab dran.

7.

Anskus zwanskus peptrion
zedilipke zedinon
icke picke grammasticke
okus kokus kelle kien
nos ab dran.

8.

Meine mu meine mu meine mutter schickt mich her,
ob der ku ob der ku ob der kuchen fertig wär;
wenn er no wenn er no wenn er noch nicht fertig wär,
komm ich mo komm ich mo komm ich morgen wieder her.

9.

Sechs mal sechs ist sechs und dreissig,
ist die frau auch noch so fleissig
und der mann ist liederlich,
geht die ganze wirtschaft nicht. Ab, dran.

10.

Doctor Beer
schickt mich her,
ich soll holen
zwei pistolen,

die eine für mich,
die andre für dich:
piff, paff; ab, dran.

11.

Ene mene menti
glocken glocken tenti
karabutti karabutti
witsch watsch ab dran.

12.

Kli kla kluck!
Was gackert da die gluck?
Ki kri ki!
Es ist ein gutes Vieh. Ab.

13.

Enla menla zickla ze
Uschmum buschmum: ab.

14.

Fla fli flu,
bist dumm ich oder du:
tra tri tru,
der witz steckt nur im schuh. A. d.

15.

Zinke pinke,
komm ich winke;
her die krück,
schlag das stück
schnell zurück. Ab, dran.

16.

Ilse bilse,
niemand will se,
kam der koch,
nahm se doch. Ab, dran.

17.

Rebe, rübe, rettig,
ihr seid doch gar nicht fettig,
der amtmann schickt euch nach der stadt
weil er im braten isst sich satt. Ab, dran.

18.

Mein dein sein,
der tisch der ist noch rein,
der magen ist noch leer
und brummet wie ein bär. Ab, dran.

19.

Matz pumpe,
ick schlumpe
ick schlampe ins feld;
die Grete
die Käthe
hat hier ihn bestellt. A. d.

20.

Ene mene ming mang
kling klang
hose pose packe dich
eia weia weg.

21.

1 2 3 4
mein vater ging zu bier:
mein sohn fall nicht in dreck,
ich oder du bist weg. Ab dran.

22.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20
die Franzosen gingen nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
die Franzosen kriegten das rennen,
piff paff pu! Ab, dran.

23.

Ein reiter liess sein pferd beschlagen,
Wie viel Nägel muss er haben?
1 2 3 4 5 6 7
butter schmalz käse rüben ab dran.

24.

Rummel di bummel di kicker di nell
schlug der bell
auf der see
kam das reh
Zibber di bibber di biff baff ab dran.

25.

Hinter unsrer scheune
da sind zwei polnische schweine
und eine wilde kuh;
der müller wollte mahlen
und mahlt das mehl zu grob,
der bäcker wollte backen
und fiel dabei innen top. Ab dran.

26.

Häs'chen, häs'chen, verschwind, verschwind!
dass dich der jägerhund nicht find;
findt er dich,
so beisst er dich. Piff paff puff, ab dran.

27.

Eins zwei drei
picke packe pei
picke packe gänseschnabel,
wenn ich dich im himmel habe,
reiss ich dir ein beinchen aus,
mache mir ein pfeifchen draus,
pfeif ich alle morgen,
hörens alle storchen,
geht die Mühle: klipp klapp,
kommt der esel: tripp trapp,
ach du alter pfeffersack. A. d.

28.

Ich und du,
müllers kuh,
müllers esel
das bist du.

29.

Schulzen's dicke kröte
sass auf einem baum und nähte,
plumps fiel sie herab.
Ich oder du bist ab.

II. Lieder, welche beim Spiel gesungen oder gesprochen werden.

30.

Die Kinder gehen während sie singen in Reihen auf und ab.

Komm wir wollen wandern,
von einer stadt zur andern,
ri ra rutsch!
wir fahren in der kutsch.

31.

Einer steht im Kreise und macht beim Schlußverse eine Geberde, welche von allen nachgemacht wird.

Adam hatte sieben söhn',
sieben söhn hatt' Adam;
sie assen nicht,
sie tranken nicht,
sie waren alle liederlich,
sie machten alle so.

32.

Auf einer Seite steht einer, auf der andern mehrere, jener spricht zuerst, diese antworten.

„Hulegänsechen kommt zu haus?"
wir fürchten uns!
„wovor denn?"
vor dem wolf!
„was habt ihr ihm denn zu leide gethan?"
Eine grosse schüssel voll erbsen ausgegessen.
„wie gross?"
wie ein brot!
„wie lang?"
wie ne banke lang!
„hule hule gänsechens kommt!"

Alle laufen hinüber, er sucht einen zu fangen; kriegt er einen, so ist der dran.

33.

Ich ging über eine brücke
und die war nass,
begegnet mir eine zicke
und die frass gras.

Ach, schönster schatz,
bleib doch bei mir,
es sind ja schöne
schätze hier.
Ich bleibe wo ich bin,
Adieu mein schönstes kind.

34.

Alle Kinder fassen sich an, bei der letzten Zeile hocken alle nieder.

Ringel ringel rosenkranz,
setz ein töpfen wasser bei,
morgen wollen wir waschen,
kleine wäsche, grosse wäsche, kikeriki!

III. Wiegenlieder.

35.

Bä schreit der buck!
Mäxchen lässt so schmuck,
soll ich denn mein'n pelz verlieren
und im kalten winter frieren,
bä schreit der buck.

36.

Tillittititt tillittititt
ich bin ein alter mann,
und singe so lange tillittititt,
bis dass ich nicht mehr kann.

37.

Bimbau bimbau,
die glocke läutet zu Spandau.
Wer ist todt?
Ohnebrot!
Wer lässt ihn denn begraben?
Schultzens schwarze raben.

38.

Ru ru ru risch!
Im winter ist es frisch,
im Sommer singt die nachtigall,
da freun sich die kleinen vöglein all.
Ru ru ru risch!

39.

Bä lämmchen bä!
das lämmchen ging ins holz,
da stiess sichs an ein steinichen,
da that ihm weh sein beinichen,
da schrie das lämmchen bä!

40.

Bä schäfchen bä!
das schäfchen ging ins holz,
und stiess sich an ein stöckeken,
da that ihm weh sein knöckeken,
da schrie das schäfchen bä!

41.

Suse, liebe Suse,
was raschelt im stroh?
Es sind die hulegäns'chen,
die haben keine schuh.
schuster hat leder kein'n leisten dazu,
drum haben die hulegänsechens alle keine schuh.

42.

Bu bu bu beichen!
Im sommer blühn die maichen:
wenn andre kinder spielen gehn,
dann muss ich an der wiege stehn;
da geht die wiege tick tack tick tack,
schlaf du kleiner dudelsack!

43.

Buköken von Halberstadt,
bring doch unserm Mäxchen wat!
was soll ich ihm denn bringen?
zucker rosinen und kringen,
zucker rosinen und mandelkern,
das isst unser Mäxchen gern.

44.

Buköchen bu!
wovon bist du so ruh?
ich bin so ruh, ich bin so matt,
ich hab in acht tagen kein futter gehatt,
Buköchen bu!

45.

Putthôneken, putthôneken,
wat deist up unsen hof?
du plückst uns alle blômkens af,
du maekstet går to grof!
Mamåken dê werd kîwen,
papåken dê werd schlån!
putthôneken, putthôneken,
wo werd di dat ergån!

Putthöneken, putthöneken,
hest blömkens afgeplückt!
dat blömken dat so fründlich is,
dat söt as honnig rückt.
mamåken dê is kurrig,
papåken het de knût;
putthöneken, putthöneken,
lôp ûten gåren rût!

46.

Schlaf mein kindlein balde!
die vöglein fliegen im walde,
sie fliegen den wald wohl auf und nieder
und bringen dem kinde die ruhe wieder.

Schlaf kindlein feste!
wir kriegen fremde gäste,
die gäste, die wir kriegen ein,
das sind die lieben engelein.

schlaf kindchen, ich wiege dich,
wärest du älter so schlüge ich dich,
aber so bist du noch viel zu klein,
drum muss ich dich wiegen und geduldig sein.

47.

Bälämmchen und bûköchen
gingen beide nach grasen,
und als sie an die heide kamen,
da stiessen ihnen die dasen
grosse löcher und blasen.

48.

Wo wohnt denn Peter Kruse?
in dem blanken huse,
wo die hübschen Mädelchens gehn,
wo die blanken krügelchens stehn;
da wohnt Peter Kruse,
in dem blanken huse.

49.

Bu bu bu binne,
Paulchen liegt darinne,
hätten wir kein klein Paulchen nicht,
so brauchten wir kein bubinnechen nicht,
bu bu bu binne!

Bu bu bu beichen,
koch dem kinde ein breichen,
thu auch etwas butter dran,
dass es ihm recht wohl schmecken kann,
bu bu bu beichen!

IV. Andres.

50.

Man hebt, mit dem Daumen beginnend, bei jeder neuen Zeile einen andern Finger.

Das ist der daumen,
der schüttelt die pflaumen,
der râpt sie auf,
der steckt sie in'nen sack,
und der frisst sie alle alle auf.
oder:
der isst sie auf,
und der kleine schelm sagt alles wieder.

51.

Die Mutter klopft:

Holla holla!
„Wer ist da?"
Ein polscher bettelmann.
„Was will er?"
Ein stückchen brot.
„Ist nicht da."

Ein stückchen Fleisch.
„Ist nicht gar!“
Lass mal kosten. (küßt das Kind.)

52.

Ist ein jud ins wasser gefallen,
hab ihn hören plumpen,
wär ich nicht dazu gekommen,
wär er längst ertrunken.

53.

Man läßt das Kind auf dem Knie reiten.

Hopp hopp hopp Habermann!
zieh dem bauer die stiefel an,
die da geht,
die da steht,
mit der blanken mütze geht.

54.

Hopp hopp hopp nach Möllen,
de preester ridt up dat föllen,
de köster ridt up de bunte kô,
hopp hopp hopp nå Möllen tô!

55.

Müller müller mahl er,
die mädchens kosten en thaler,
die jungens kosten en reiterpferd,
das ist tausend thaler werth.

56.

Hopp hopp reiter zu pferden,
mit blanken gewehren,
mit stiefeln und sporen
den sattel verloren.

57.

Man läßt einen Finger tanzen.

Popelmätzchen sängestêrt,
Tanz mit mir auf'm feuerheerd,
Ohne kiehn und ohne licht,
Popelmätzchen stoss dich nicht.

58.

Beim Rufe des Kukuks.

Kukuksknecht,
sag mir recht
hübsch und fein,
wie lang dass ich noch soll junggeselle sein.

59.

Wenn man ein Schneckenhaus findet.

Schnecke, pumpecke,
steck deine drei vier hörnerchens raus!
und willst du sie nicht rausser stecken,
so schmeiss ich dich innen graben,
fressen dich die raben!
schnecke, pumpecke
steck deine drei vier hörnerchens raus.

60.

a b c
die katze lief im schnee,
und als sie wieder rausser kam
hatt sie weise hosen an.

61.

Man berührt des Kindes Kinn, Lippe, Nase, Auge und zupft es zuletzt ein wenig am Haar.

Kinnewippchen
Rothlippchen
Nasendrippchen
Augenthränechen
Ziep ziep Maränechen.

62.

Man schlägt die Hände des Kindes bei jeder Hebung der Zeile zusammen.

Backe backe kuchen
der bäcker hat gerufen,
wer will lernen kuchen backen,
der muss haben sieben sachen,
eier, salz,
butter, schmalz,
milch und mehl,
saffran macht den kuchen gêl.

63.

Wie bei Nr. 63.

Backe, backe kuchen,
der bäcker hat gerufen,
hat gerufen die ganze nacht,
Ernstchen hat kein'n teig gebracht
:|: drum kriegt er keinen kuchen. :|:

64.

Wenn die Kinder einen Schornsteinfeger sehen, so rufen sie:

Schornsteinfeger,
klinkenträger,
aufgehangen
wiedergefangen! ho ho!

65.

Wenn der Böttcher einen Reifen anschlägt.

Böttcher, böttcher, bum bum bum,
schlägt seiner Frau den puckel krumm;
macht ihn wieder grade
mit pomade.

66.

Wenn die Kinder einen Kadetten sehen, rufen sie.

Kadett, kadett,
kaldaunenschlucker,
rothen kragen,
nichts im magen,
goldne tressen,
nichts zu fressen,
pulver und blei,
nichts dabei,
kadett, kadett,
kaldaunenschlucker.

X.

Alterthumskunde.

Aus Altdeutſchen Handſchriften.

I.

Chriſti Geſtalt.

Nach Wernhers Gedicht von Chriſti Geburt, Leben und Tod (vgl. Minneſinger. Th. IV, S. 515), in der einzigen Heidelberger Handſchrift Nr. 371. Bl. 41, S. a.

Nu ſprechent wie er was geſtalt
ſin ſcho̊ne dú was manigvalt
Als er was innen gnaden vol
alſo hettent uſnan wol
Gezieret alle wúnne
mit aller ſcho̊nhait kúnne
Vil wunderſcho̊n vnd wunneſam
für alle frowen vn̄ man
Luſtlich ze ſechende fur alle die
warent do vnd wurdent ie
Vnd ſchoner vil denne alle lút
kain maſen fleken hett er nút
Sin antlút wunder ſcho̊ne was
naturę gůtes nút vergas
Si gab im ſcho̊nhait vollen rät
vnd alles das ſi gůtes hat
Ăn allen breſten schone
er was der ſcho̊ni krone

Noch ſchoͤner denne ſin mûter vil
die man ſo ſchoͤne haben wil
Das ſi gelichen nieman hat
als vor von ir geſchriben ſtat
Vnd ich von ir geſchriben han
wer nu dz recht merken kan
Der wais vō im och me dar vmb
Speciosa p̄ filiis hominū
Die ſchrift in ſchoͤne hat genant
fúr alle ſchoͤne ſunne erkant
Vnd vor allen das ſchoͤne kint
fùr alle die nu ſchoͤne ſint
Sin lip was ſchoͤne v́beral
nu ſprechent etlich zal
Da mit man es merken mùge
ze gelichait nach der beſten zùge
S. b. Sin hut was vinen lylien glich
nùvallen ſch(n)ewe vnd mil(i)ch
Nùt wais ich das wiſſer ſi
vnd v́ns mit varwe wone bi
Als man wol ſicht dú ſunder drú
vnd was doch ſchoner denne ſú
Vnd was wiſſi gelichen mag
dar vff ain klainú roͤti lag
Von der ſunnen ſchin geſprait
wa er blos was an klait
Alſo macht in der ſunnen ſchin
an bloͤſi dennocht ſchoner ſin
Wan ſchoͤnes rot vf wis geſprat
me deſteˢ ſchoͤner varwe hat
Als ſam ain ſines waiſſen korn
das allen breſten hat verlorn
Was im des iemen gelichen mag
dennocht er groſſer ſchoͤni pflag
In ivgent was er lylien wis
ain man er was in bruner wis
Dú brúni im von der ſunnen kam
wan er vil wandlot daran

Mit bloſſem höpte vnverdacht
da vō dú ſunne in brun[n]e macht
Vnd rôtelecht in wiſſi klar
frölich vnd wunneklich gar
Als ain veltblům der ie die nam
vō allem laide wol ſchaiden kan
Vnd in mit ſechen machet fro
alſo was er mit ſchöni do
Was man von im alles ſait
vō aller ſchöni gelichait
So ſeit man och er wer alſam
ſchön gleih als Adam

Sin har ſwartz vnd linde was
lang vn̄ vō lengi vmb das
An dem ende ain widervalt
nach hochem priſe wol geſtalt
Vnd âne ſtrales ſitten
es enwart im nie beſchnitten
Unzerſtrobelt es doch lag
vnverworren wie man ſin nút pflag
Gar wunneklich raiſelecht
nút fúr ſich ab ze male ſchlecht
Vnd etwas in bruner varwe
nút altzeſwartz noch grawe

Alſe zwen klaren ſternen ſin
lúchtent baidú ogen ſin
Mit aller milter gůte
da mit ſin milt gemůte
Von hertzen wart erzůget wol
das er was aller milti vol
Gar frúmeklich vnd milteklich
gestalt gen aller mæneklich
Frölich aller gnaden vol
vnd allú ding gevielent wol
Gar ſin clar raine
nút ze gros nút ze klaine
Wol recht vnd nút mit tieffen graben
etwas höchelecht erhaben

Nach der beſten wiſe
mit allem zarten priſe
Sin ogapfel ſchwartz vnd wunneklich
die kroiſſe ſin ſaphiren glich
Ain wenig brait vnd liech(t)var.
als ain Jacitte ſchône gar
Das wiſſe in baiden ogen ſin
was ſchôner vil den lylien ſin
Sin oglit wol gerecht
vil beringe vnd da bi ſchlecht
Ze male wol beſchloſſen
ſam das gar ſin iſt gegoſſen
Bl. 42. Sin brawen och dar an
mit hochem priſe lobeſan
Vil minneklich vnd wol geſtalt
vnd an dem ende ain widerualt
Schwartz warent och ſin oberbra
ſchôn vnd och erhôchet da
An ſiner ſtirnen winkel vor
erhaben wider vf enbor
Klaine ſchlecht vnd nút ze brait
noch dik noch dúnne vñ nút geſprait
Kurtz nút ze lang nach priſe recht
ſin ſtirn wunneklich vnd ſchlecht
Nút ze brait vnd nút ze wit
ǎn rúncellen frôlich allú zit
Sin naſe dú iſt och gezalt
ze der allen (lies aller) besten geſtalt
Vor nider adenlich gebogen
gegen dem munde alſo gezogen
Nach adelers ſchnabel wiſe
in dem hôſten priſe
Die naſelôcher eben gelich
ǎne har vil raine ſæteklich
Da was inne vnſubers nút
als gemainlich hant alle lút
Vnd warent och vil wol geſtalt
in priſe nach wunſches fliſſ gezalt.

Dú wangen wunderſchoͤne gar
vnd minneklich wol gevar
Mit rot wis gemenget
rot vf wis geſprenget
Das nie ſo wunnekliche zart
vō zwain varwen [nie] geſechen wart
Rotem vñ vō wiſſem
mit alles priſes fliſſe
Sin húfeln vinen roſen glich
rot wiſſer denne ain mil(i)ch
Sinú wangen nút ze mager noch ze vais
ſú haut baidú der enkains
Das v̍ber die maſſe da wære v̍t
kain wunſch ſú ſchoͤner machte nút
Ob hůneges ſůſſi was ſin munt
frúntlich gůtlich alle ſtunt
Als ſam er wolte lachen
lieplich ze allen ſachen
Sin leftzen warent dikelecht
nút dúnne gar ze mǎſſe recht
Vnd wunnekliche rot gevar
nach dem hochsten priſe gar
Schoͤn zart rain vnd ſin
vnd gabent da bi liechten ſchin
Mit gnaden v̍bergoſſen
erfúllet vnd durch ſchloſſen
Sin cene wiſſ alſ helffenbain
ſchnewiſſ ze allen ziten rain
Nút ze kúrtz vnd nút ze lang
ſú gar ain rechtú mǎſſe twang
Sin zunge was geſpræche wol
aller ſůſſi vnd wiſhait vol
Ǎn allen breſten alle zit
ǎn geværde ǎn allen nid
Warhaft gerecht gegen nieman ſnos
nút gæhe nút klæffig nút balt nút los
Nút hinderredig nút verlogen
niement wart von im betrogen

Vnd tet och niemēt kainen ſchwach
die warhait ſú mit trúwen ſprach
Vnd was gefliſſen ſere
mit aller wiſer lere
Vnd ſprach mit trúwen alles das
allen lúten nútze was
Sú tet och niement arges nút
ſi. riet. [lert. hies.] das beſte tůn alle lút
Vnd ſich von ſúnden ziechen
allaine ze gotte fliechen
S. b. Mit fliſſe ze im keren
alſo was ſin leren
Das beſte tůn das arge lan
liep got vnd alle lút han
Sin ǎten was ain ſuſſer ſmak
luſtſam fúr allem gůten ſmak
  Och ſwartzer varwe was ſin bart
vil minneklich gar vnd zart
Wol gelich des hoptes haren
als dú geſchaffen waren
Gar wol geſtalt vnd lang genůg
vil nach in ainer ſpangen fůg
Von dem kinne niderſich
bart vnd har erwundēt glich
Vil nach i ainer lenge
er was nút brait noch enge
Vnd was von linden haren
als des hǒptes [har och] waren
Gezierlich wol nach eren
an ſinem kinne heren
Vnd bedakt das antlút nút ze vil
als ich beſchaid vnd ſagen wil
Nút me denn kinn vñ kinnebain
vberzogen mit allain
Vnd der oberleftze gar
der vnder hatte halber har
Das ander an dem munde
was blos im alle ſtunde

Zwúſchent leftzen vñ kinne warēt blos
zwai klainú winkellú nút gros
Nút ze dike ze dúnne er was
gegen den oren ain wænig er ſach
Mit gezierde ſchone gar
allenthalben har vnd dar
Sin kinne ſinwel vnd recht
nach priſe enmitten grůblecht
Sin nak ſin kel wis als ain milch
in rechter grôſſe wunneklich
Vnd nút ze kúrtz noch ze lang
in allem pris ſú maſſe twang
Schôn vnd wunnekliche ſchlecht
vnd hielt den nak erlich vf recht
Vil ſelten er den næigte
gros andacht er vil zaigte
Mit ſechen vnd mit gebet
das er zů ſinem vatter tet
Ze hymel von dem er komen was
des er mit hertzen nie vergaſſ
Sin hǒpt ogen hertz vnd munt
hůb er uf genn im alle ſtunt
Vfrecht in ſchôner wiſe
mit alles lobes priſe
Sin hend ſin vnd wunneklich
gar ſckôner wiſſer denne milch
Vil zart klůg vnd linde
behende ſnel geſwinde
Nach allem priſe lobeſam
da was nút vngeſchaffe(n)s an.
Vollent lang nach priſe ſchlecht
vnd von nature geſlaiſchet recht
Noch adern noch gebaine
ſach man da enkaine
Fúr alles adel adellich
warent ſú ſchôn vnd wunneklich
Sin vinger ſchlecht lang vnd ſin
v̇ber alles das mag ſin

Behende vnd wol gelaichig gar
vnd zeſament wol gefúget dar
Da was enkain durch zwúſchent ſechen
man mûs in alles priſes iechen
Dar vſ die nagel wol geſtalt
ze hochem priſ och wol gezalt
Mit glantzer varue raine
Bl. 43. oniche gelich dem ſtaine
So rechte ſin clar eben ſchlecht
etwas nach priſe rôtelecht
Ze allen ziten ſuber raine
vnd gelich allgemaine
Sin zarten fûſſe waren
gar ſchôn in iungen iaren
Dar nach ſú breſten viengent
wann ſú vil wege giengent
Vnd groſſer arbait hettens vil
des wurdent dar an herte ſwil
An ſinen fůſſen vndnan
vnd ſchrundent im och obnan
Davon er groſſen ſmertzen lait
vnd mænigvaltig arbait
Wan er fúr alle lúte
was zart an lip an húte
Vnd allú lider zart vil me
deſter wirs wart im vnd och vil we
Von iegklicher ærbait
die er in mæniger wiſe lait
Vnd hette ſin ſelbes kaine ſpar
mit gande barfůſſ har vnd dar
Kain ſchůch er nie daran geleit
nach ſiner iugent kintheit
Sin gân was ſchlecht vnd ſittelich
mit allen zúchten lobelich
Sin wandel vnd ſitten
warent gar beſnitten
Mit allem hochen priſe
in lobe vnd eren wiſe

Das macht man och gerne ſechen
des mûs in allú warhait iechen
Nu wil ich me betúten
es ſint an allen lúten
Complexiones viere
die wil ich nem̄en ſchiere
Melancolya vnd Coleria
Sangwis vnd Flegma
Die nem̄et man och ſúnſtekait
naturlich mit gelegenhait
Wan ſú erſúnſtent [enhaltent] den lip
baidú man vnd wip
Vnd hant och mit gelegenhait
hitze. kelti. dúrri. fúchtekait
Vnd der ainú aller maiſt
mit ir gewalt vnd ir gelaiſt
Da wil och ſi gewaltig ſin
vnd wirt das an den lúten ſchin
So das ſi fúr brichet
den lúten man nach in ſprichet
Melancolici Colerici
Sangwinei Flegmatici
Dar nach alſ iegklichú allermaiſt
het an den lúten ir gelei(s)t
Vnd ſint ain ander ſere wider
da vō kumpt breſt in allú lider
Vnd mænigerhande ſere
ze laide vnd allen mere
Vnd mænig ſiech tag an vns kunt
von iren fraiſen alle ſtunt
Vnd fûgent vns da mitte not
kurtzes leben vnd langen tot
Sú gent och me gelegenhait
zorn. lugi ſchnellekait
Kúrtzi. lengi. mager. vais
kúnhait vorcht vnd mænige frais
Mit breſten mæniger hande
die ich nút alle nande

Nu warent diſe ſúchtekait
och an Criſtus menſchait
Vnd doch ǎn allen breſten gar
iegklichú gab ir beſtes dar
Mit volle was ſú mochte han
S. b. kain ſparen was in dar an
Mit gantzer gar ain hailikait
vnd gûter geſellekait
Stæteklichen alle zit
vnd hettent ſament kainen ſtrit
Mit kainer wider wartekait
an breſthafter gelegenhait
Da von was ihesus alle ſtunt
an ſinem libe wol geſunt
Vnd was an im gebreſten nút
als doch da von hant alle lút
Vnd wære ſin natúrlich weſen
vor ſterben iemer wol geneſen
So das er alters wære me
denne ieman ſider was vnd e
Man ſeit er wære ǎn alles we
naturlich gelebet iemer me
Vnd ſeit er ware alt worden
vnd och dar nach geſtorben
Von v̇brigem alter ſin
das in genomen hette hin
Als er das hette fúr ander lút
als braſt im aller tugenden nút
Wan nature helt an in geleit
das beſte mit volkomenheit
Vil gar an allen ſachen
mit kraft ǎn alles ſwachen
Doch ander breſten vil er lait
vō naturlicher blődekait
Der niemēt doch mag ane ſin-
er můſſe da vō liden pin
Als hunger. durſt. kalt vnd haiſſ
der vermaid in aller kains

Vnd von gânde er dike můde wart
vſ manigem wege vnd mæniger vart
Er hette och ſunder groſſe ſpar
an aller ſiner lip nar
Vil lútzel er vͥtz trank vnd ǎſſ
ſo wunder kúnſch er dar an was
Der ſin trinken eſſen nem̄en ſol
ſo haiſſet es verſůchen wol
Wan er ſin ſo lútzel nos
das es vil lútzel út erſchosſ
Oder das er vͥtes wurde ſat
kain vnderſchait ze ſpiſe er hat
Noch ze wæchen trachten
die die lúte machten
Vnd vaſtete ſtæteklich da bi
in der wochen zwain tag oder dri
Doch ſtætennlich er vaſten pflag
die mitwochen vnd den fritag
Vil ſelten kam in ſinen munt
kain wæches trank kainer ſtunt
Weder lutertrank noch win
vnd was dem gelich mag ſin
Doch baider er gerůchte
etwenne vnd ſú verſůchte
Sin trinken was gemaine
waſſer altersaine
Doch was er trank vnd was er ǎſſ
kume ain verſůchen das ie was
Vnd me ze zetzende gefůg
denne er da mit gewunne gnůg
Der maiſter Beda ſchribet das
och ſiner klaider lútzel was
Allain ain rok gantz vngenat
von dem da vor geſchriben ſtat
Vnd ain mantel och da mitte
drú egge nach der Iuden ſitte
Zwo eggen warent zů gezogen
damit das höptloch was gebogen.

Nach kintlichen iaren
als dú verendet waren, etc. geht die Geſchichte weiter.

Geſpräch Chriſti mit ſeiner Mutter.

Ebd. Bl. 44 b.

Sanctus Germanus der vil hat
geſchriben von Jheſus getat
Vnd ſiner mûter all da bar
des rede niement aber war
Er ſchribet nu von Jheſu hie
ain ſunder rede als dú ergie
Mit ſiner mûter die er tet
durch frage die ſi ze im hett
Wan ſi vil dike allain was 45.
bi im vnd fragte ẏt vegas
Als ir [wiſes] hˀtze ir das geriet
das ſi vil wol ir ſun beſchiet
Gar nach ir willen was ſi wolt
das ir begirde wart ervolt
Mit vil ſůſſekait in den tagen
nu wil ich vō der rede ſagen
Als ich geſchriben han vernun
Maria ſprach min lieber ſun
Sol ich von ſachen fragen dich
vmb das du beſchaideſt mich
Er ſprach liebú mûter min
frage nach dem willen din
Vnd alles des din hertze gert
des wirſt du vō mir gewert
Mit antwurt vollekliche von mir
vnd was du wilt das ſage ich dir
¶ Si ſprach wan ich dich fragen ſol
du biſt got das wais ich wol
Doch wie du worden ſigiſt min ſun
vnd wie du zů mir ſigiſt kun
Des enwais ich alles nút
min kint die ſache mir betút

Wan es ist wunderlich geſchicht
vnd iſt mit wunder ſo verſtricht
Das ich es nút bedenken kan
wie vil ich es betrachtot han
℟ Jheſus ſprach ich bin ee geſin
in dem erſten bi dem vatter min
Glich mit wesen vnd mit gewalt
eben ewig vnd eben alt
℟ Was ersten bist du ie geſin
bi [dem vatter] vnd mit dem vatt' din
Sprach Maria wider ze im
Jheſus ſprach mûter das vernim
Das erſt das ich genem̄et hān
kain anvachen nie gewan
Allain es von im ſelber ſtāt
ſin weſen es von im ſelber hāt
Alſo mit ſtæter lenge
ſint wir von anegenge
In ainer gothait weſen glich
mit gewalt mit kreften ewiglich.
Dar vs wir niemer mugint kun
ſi ſprach min zarter lieber ſun
Nu beſchaide mich wol des
was erſten nem̄et moyſes
Von dem er alſo ſchribet
dz hẏmel vñ erde da mit geſchaffen belibet
Als er ſeit der gottes werde
in dem erſten geſchûf got hymel vñ erde
Des antwurt er ir aber do
vnd ſprach ze ir alſo
Ain erſtes in dem do got vieng an
ſiner werke die er began
Wúrken an dem erſten tage
hymel vnd erde das iſt dú ſage
Als got ze werke brāchte
gar alles was im gedachte
Hymel. wasser. luft. vnd erden
vnd alles das er hies werden

Si ſprach e das das ie wurd alſo
min lieber ſun wa wært du do
Wa iſt vnd wonet der vatter din
bi dem du ie biſt geſin.
Er ſprach aber ze ir
da wir nu ſint da warent wir
In únſerre ewigen drivaltekait
vnd vntzertailten ainberkait
Got allú ding beſchloſſen hat
allain er vnbeſchloſſen ſtat
Vnd vnbetwungen vnd fri
dz er von v̇t betwungen ſi
Begriffen noch gevangen nút
ſi ſprach min lieber ſun betút
Mir als du nu haſt geſeit
din gotelichú drivaltekait
Wie dú ſi das ſage mir
Jheſus aber ſprach zů ir
Mit drin pˀſonen vnderſchait
ſigint wir in ainer gothait
In glichem weſen glich gewalt
dri vnd ain alſo gezalt
Vatter. ſun. der hailig gaiſt.
vnſer kainer hăt das maiſt
Noch das minſte da bi nút
ſi ſprach aber das betút
Wan du biſt ain got mit den zwain
wie biſt du denn min ſun allain
Alſo worden ſunderlich
er ſprach da hăt dú gothait ſich
Mit miner pˀſone alſo zertailet (zerſpreit?)
durch ſunderbar gelegenhe(i)t
Das ich allain bin zů dir kun
vnd menſchait hăn vō dir genum
Din kint in menſchen blȯdekait
des vatters ſun in ewekait
Flaiſch vnd blůt von dir genun
alſo bin worden ich din ſun

Si ſprach was ſachen mag dz ſin
vil lieber ſun vnd herre min
Das du heſt ſo demúgtig (beſſer demůtigt) dich
ſunderbar ſo minneklich
Er ſprach das iſt der welte not
wan menſchliches kúnne iſt tot
Von ſchulden die es vor langer friſt
tett. da vō es des túvels ist
Der es von erſten het betrogen
mit valſch in ſinen gewalt gezogen
Und bin von hymel kun har nider
dar vmb das ich es bringe wider
Dem túvel tůge wider gelt
vnd lóſe von im alle die welt
Mines vatter ingeſinde
ſú machte. den túvel binde
Gewalteklich das ſin gewalt
můs iemer nider ſin gevalt
Si ſprach min ſun vnd herre wie
[er ſprach] mit minem tode den ich hie
Wirde lident gar vnſchuldeklich
den er wirt fůgent wider mich
Mit ſinen valſchen tæten
dz er ze den ræten
Die iuden raitzet v̇ber mich
vnd niemer dar vmb an im gerich
Wenne er den valſch alſo begat
das ſú vō in der tot an gat
Vnd es denne arnet eweklich
ſo lóſe mit minem tode denne ich
Al(le)s menſchlich kúnne
ze mines vatter wunne
Si ſprach owe was ſeiſt du mir
wirt man tůnde mort an dir
Alſo das man dich tötend wirt
die valſchait gen dir nút verbirt
Das gat mir durch min hertze
ietzent lait todes ſmertze

Er ſprach das (ich) dir han geſait
dar vmb hab alſo nút lait
Es wirt an mir erfúllet gar
was alle wiſſagen har
Geſprochen vnd gekúndet hant
dar vmb ſo bin ich geſant
Das ich liden ſol den tod
vnd loͤſen die welt von todes not
Als dú ſchrift es von mir ſeit
ſi ſprach owe das bitter laid
Snidet durch min hertze
vnd ſol dich todes ſmertze
In kain wiſe verſeren
nu můs mir iamer meren
Vnd bitter laid vnd vngemach
waiſt du nit wz Symeon ze dir ſprach
Mit wiſſagender warer ſtim
do du mich in tempel bræcht im
Es wurde vō minem liden
din hertz ain ſwert durch ſniden
Si ſprach ia das gedenk ich wol
da von ich me fragen ſol
Mag dú welt nút anders loſers han
es múſſe dir an dinen lip gan
Ia wol mit goͤtlichem gewalt
wie gottes wille wære geſtalt
Alſo mocht es och werden ſchlecht
doch dirre weg iſt me gerecht
Wan menſchlich kúnne hăt willeklich
dem túvel ze aigen geben ſich
Ze diener vnd ze knechte
nach des túvels rechte
Des ich im och wider găn
das er mit rechte es můſſ lăn
Was iſt dz recht dz wais ich nicht
das mit dinem tode alſo beſchicht
Vnd allú menſchen werden
erloſet vmb din ſterben

[Er ſprach] do bin ich vndertænig nút
des túvels recht als ander lút
Die mit erbe ſúnde ſint
in vnkúnſchait der welte kint
Das gat allaine mich nút an
kain ſunde maſen ich nie gewan
Vnd bin von vnkúnſchait nút kumen
ich han menſchait an mich genomen
Vil gar ǎn min ſchulde
das ich nút ſunden dulde
Si ſprach das iſt ǎne wan
du biſt min kint ǎn alle man
Vnd kam och in min hertze nie
das ich begerte mannes ie
[Er ſprach] da von hǎt der túvel nút
v́ber mich gewalt als úber ander lút
Und wirt doch an mir ſinen gewalt
verſůchend vnd da mit gevalt
Das er verlúret gar dar an
was er [ie] rechtes ie gewan
Si ſprach weler hande gewalt
mag er dir tůn vnd doch gevalt .
Von dir werde(n) vnd v́berkumen
das im der menſche werde genumen
Er wirt valſchlich verſůchent mich
vnd ratend fůgend das ich
Lident wirt ain grimmen tot
vnd wirt an dem krútze in miner not
Gegenwurteklichen ſin
vmb das er neme die ſele min
Ze der rechtes er nút hǎt
den valſch mit frævel er begǎt
Si ſprach owe was ſeiſt du
min hertz erſchriket aber nu
Vnd gar betrůbet iſt min gaiſt
ſo du von dinem tode ſaiſt
Er ſprach hab alſo truren niet
me la dich die verlornen diet

Erbarmen wol von hertzen
fúr allen minen ſmertzen
Da mit dú welt mit ſchulden
kunt ze gottes hulden
Si ſprach wie wilt du die w[i]elt
lôſen mit dines todes gelt
So ich an dem crúce erſtorben bin
ſo vert min ſele ze helle hin
Vnd binde den túvel mit gewalt
vnd lôſe dannen iung vnd alt
Die mins vatter wille tatent e
ſi ſprach min kint nu ſag mir me
Was geſchicht mit dinem libe dan
oder wer nimet ſich des an
Mit wirdeklicher wirdekait
min lip wirt in ain grab gelait
Dar nach wider als ich dir ſage
erſtan ich an dem dritten tage
Von dem tode wider leben
mit libe vnd ſele in frôde gegeben
Vnd kum denne in kain not
wan vberwunden iſt der tot
Si ſprach du heſt erfrôwet mich
da mit als ich nu hôre dich
Spreſen (lies Sprechen) ſo mit troſtes ſage
du erſtandeſt an dem dritten tage
Wider lebendig als e
vnd gewinneſt liden niemer me
[Er ſprach] ich wird verraten hin gegeben
vnſchuldeklich umb min leben
Geſchlagen vil vnd och verwunt
gecrúcegot och ze der ſelben ſtunt
vnd an dem crúce ſterben
vnd wider lebent werden
Erſtan an dem dritten tage
nach geſchrift vn nach d^{s} wiſſagen ſage
Als die hänt von mir geſchriben
des wirt vnervollet nút beliben

[Si ſprach] ſo du mir ſeiſt von diner not
vnd das du liden wilt den tot
Des erſchriket [ſo] min hertze
vnd kunt mir laides ſmertze
Ich næme als licht min ende
denne mich din vrſtende
Erkiket vnd erfröwet
doch iſt min hertz erglöwet
Das ich mag niemer werden fro
ſid ich es waiſ das dir alſo
Mit liden ſterben ſol ergan
des můs ich iemer truren han
Er ſprach du gewinneſt frŏde me
von miner vrſtund denne du e
Laides mochteſt vmbe mich han
mit ſchöner klarheit ich erſtan
Vntodemlich got iemer me
wie tödemlich ſi [nu] menſch ich e
Min lip clarificeret wirt
vnd alles liden mich verbirt
Min zarter lieben ſun nu ſprich
ſol ich dar nach vt ſechen dich
So du gar vberwunden hăſt
den tot vnd wider vſ geſtaſt
Sol ich nit troſtes hăn von dir
min lieber ſun das ſage mir
Er ſprach dar nach ich erſtan
ſo wil ich mich ſechen lan
In vntötemlicher klarhait
vnd dir benemen alles din lait
Si ſprach wa wilt du denne ſin
vnd wes beginnen ſun min
Er ſprach vſ erde ich vierzig tage
belibe. troſt. mit lere ich ſage
Minen iungern troſtlich
die och vor laid hettent vmb mich
Wer ſint die iunger ſage mir
die haben ſüllent troſt von dir

Er ſprach da wil ich zwelue han
die och mit mir werdent gan
Den wil ich geben minen gaiſt
das ſú die warhait mit vollaiſt
Súllen predien vnd leren
vngelŏbig volk bekeren
Baidú frowan vnd man
den kúnden was ich [ich] han getan
Vnd bin menſche durch ſi worden
vnd an dem crúce erſtorben
Vmb das ſú lebent iemer me
bi minem vatter ăne we
Si ſprach min liebes kint
vnd ſo vierzic tage verendet ſint
Was wilt du denne tůn darnach
des antwurt er ir vnd ſprach
Ich wil ze hymel varen wider
ze im der mich ſantte har nider
Vnd wie ſol es mir denne ergan
oder wilt du mich allain lan
Er ſprach liebú mûter min
allain lan ich dich nit ſin
Es wirt vil lúte gelobent mir
die durch mich gerne dienent dir
Mit den du troſt vnd frȯde hăſt
vnd mit in alles truren laſt
Si ſprach troſtes ich enbir
wilt du ſchaiden dich von mir
So das ich ăne dich mûſe ſin
vil lieber wære mir todes pin
Er ſprach ich gib dir den troſt
der dich von laide tůt erloſt
Das iſt der hailige gaiſt
mit alles troſtes vollaiſt
Der dich vil wol getrȯſten mag
fúr mich wan er ie troſtes pflag
Si ſprach min lieber ſun
vnd wirſt du niemer zů mir kun

Oder wilt du bi dem vatter din
in dem hymel iemer ſin
Er ſprach nach miner hymel vart
wil ich liebú mûter zart
Ain wirdige ſtat beraiten dir
nach [dinem] tode niemen dich ze mir
An alle miſſewende
ich kum och zû di[ne]m ende
Vmb das du mit mir vareſt hin
da du ſolt iemer bi mir ſin.
Nu ſint zwai buch vollebracht u. ſ. w.

2.
Geſtalt der Maria.

Ebd. 8 a:

Ir hobet wūneklich geſtalt
ain krone fúr alle bild gezalt
So wunneklich ſo lobelich
das im kain anders wz gelich
Ir ſines hăr man glichot ſchon
dem edeln ſtain thopaſion
An wunneklicher varwe glantz
vngeprait in zôphen gantz
Mit ſtoltzen hăr gebenden
gezieret an allen enden
Nach werdem ſitten lobeſam
als ir wol ſtûnd vñ zam
Vntz vf ir gúrtel eben ſchlecht
an dem ende krúſelecht
Als ſam ain klûger widerualt
ze male wunneklich geſtalt
Ir ſtirne vri vnd ſchlecht
[frôlich] nit ze brait ze male [ſchlecht] recht
Zart vnd ſin ir wængelin
fúr lylien vnd fúr roſen ſchin
Weder ze mag' noch ze wiſſ (lies vais)
an ſchôni gelichet ſich enkains

Ir húſeln. roten roſen glich
bi den lylien wunneklich
Aines [ſines] roten roſen blat
an ſine lylien geſät
Iſt dennoch nút ſo rechte vin
als ierú liechten wangelin
Ir ŏgen vin liecht vnd clar
als ainem wilden ade[r]lar
Mit fro̊lich milter angeſicht
nach priſe wol alſe man gicht
Gar zúchtig ze allen mäſſen
nút wilde noch verläſſen
Der ŏgen krais ſaphirin gelich
ſchone luter wunneklich
Swartz vnd ſin ŏg æpfellin
die gabent ſunder liechten ſchin
Das ander tail als ich es läſ
ſnewis an all maſen was
Ir ŏglider eben vnd ſchlecht
ăn allen breſten wol gerecht
Ir brawen brun vnd wol gelich
krumb ain wenig v̇berſich
Ob den ŏgen hoch genůg
ir ober brawen ſere klůg
Als ſú mit liſten wærind gar
gemalet an ain bilde dar
Ir naſe was gar adellich
des adelers ſnabel gelich
Vnd och in rechter lenge
nút vor ze wit noch ze enge
Scho̊n vnd rain ze aller zit
als da nút vnraines inne lit
Gar luſtlich luſtſam was ir munt
vor aller ſúſſi alle ſtund
Vnd fúr aller wurtzen nak
gab ir mund gar ſůſſen ſmak
Ir leſſen wunnekliche rot
als nature in das [mit fliſſe] gebot

Mit aller ſchône wiſe
grôſſelecht nach priſe
Ir zene ſnewis vnd gerecht
rain ſuber vnd ſchlecht
Dem helffenbain wol gelich
ir kinne och ſunder loblich
Sinwel vnd enmitten
ain grůbli nach klûgen ſitten
Ir kel ir nake ſchône gar
lylien wis vnd wol gevar
In rechter grôſſi vollent ſchlecht
ze lang noch kurtz allain recht
Ir hend(e) wis vnd wunneklich
nach allem priſe minneklich
Ir vinger ſchlecht lang vnd ſin
ir nagel hattend liechten ſchin
Sam onichin der edel ſtain
och alle zit ſchôn vnd rain
Ir lip v́ber al gemain
gelich vinem helfenbain
Ze mal wunneklich geſtalt
fúr alles das ie wart gezalt
Man ſprichet wol das Maria
gelich ſchôn wz als Eva
Die gar dú ſchônſte frŏwe was
dú das leben ie beſaſſ
Wan got an ir vergas da nút
der ſchôn ſy machot fúr alle lút
Vnd was ſo wunnekliche zart
ir gelich nie me geſechen wart
Darzû wil ich der kúnegin
ain ſunder lob hie ſchriben in

Du frŏwe zart ſo hocher art
vō der got wart der ſelben art
Du gottes edel paradys
das gottes ſliſſ in hocher wis
Gezieret hett vff allen pris
du edler ſtam. dem aine zam

Der hoͤſte nam ze paradys ie kam
ich main das holtz ſo vin ſo ſtoltz
Dem ewig lon. iſt name gegeben
wan das biſt du. das bewær ich nu
Ob ich es ſol. man wais es wol
der pris allain. an dir erſchain
So vin ſo rain. zwen edel da[ſ]til apfel klain
Süſſ vnd clar. der got nam war
vñ kam aldar. durch libes nar
nam ſú ze ſtund. in ſinen munt
Mit froͤden funt. da vō ſin minne wart enzunt
Ich main ob ich es priſen ſol
din edeln brúſt gnade vol
So wol getan ſo lobeſam
das ſú got nu ſelber nam
fúr alles das er ie gewan
vñ ſú mit wirdi priſen kan
wahſen klæchen wolt dar an
wan in geluſt. das er ſi kuſt
Sich dar an ſmog mit luſte ſog
Vnd leite ſich in dine ſchoͤſſ
da von din lop iſt iemer groͤſſ
Nu wirt hie ſagen nút vermitten
gar von allen iern ſitten
Ir gān ir ſitzen u. ſ. w.

3.

Marien Kleidung, nach Christi Tode.

Ebd. Bl. 87 b:

Si hette och die gewonhait
das ſi trůg an ir rainú klait
Ain hemd vnd ain rok dar ob
ainen gaiſthlichen mantel got ze lob
Ainen wiſſen ſchleiger wol gemacht
da mit ir hopt was bedakt
Ir gewant kain varwe nie gewan
denne als es vō den ſchaffen kam
Doch warent sú wol ſchoͤne genůg
vnd ze rechter maſſe klůg

Och nach irs ſunes hymel vart
ir gewant von alter [vō alter] nút ēwart
Verwandelot dekeine wis. —

Ebd. Bl. 89 b:

Ain ſchlůgier rain wiſſ genůg
dú maget vſ ir hŏbete trůg
Der bedakt ſunderbar
ir hopt vnd ir nake gar
Vſ den achſelen er erwant
ir antlút niendert ſi verbant
Die ſtirnen halbe er verdakt
vnd vber die oren och geſchikt (?)
Iedoch alſo gezogen nút
das ſin verdeken twunge út
Oren oder wangen
er belaib alſo da hangen
Ain ander ſchliegier dar vnder was
der twang ir hŏpt vnd oren bas
Nach frowen ſitten raineklich
alſo hielt dú maget ſich
Ir antlút vnuerdeket fri
rechte maſſe was da bi
Ir gúrtel gewúrket in der ram
oder von leder als es och zam
Nach ſitten werder frowen
gemachet vnd gehowen
Schůche trůg dú maget an
wenne ſi iendert wolte gan
Wan ſi geſtatte[te] das bi nút
das an ir blos ſæche ieman út
Denne ſunderbar ir antlit
vnd och ir hende alſo da mit
Wenne ſi ze werke ſaſſ
vnd da mitte tet etwas
Ir bette kaine koſten hat
mit gezierde an richer wat
Allain ſtrŏ darin gelait
dar vſ ain rainer ſtrat geſprait

Ain klaines kúſſin och da lag
dar vf dú maget růwen pflag
Das was och lútzel groſſ genůg
allain es an ir achſel ſchlůg
Ain halb bi dem bette was
ain ſtůl da ſi ze werke ſaſſ
Anderhalb ſi ir gebet
vnd ir andacht baidú tet
Alſo was ir gewonhait
ir ſitte ir leben vnd ir klait
Ain ſpiegel gůter lere
mit aller zucht vnd ere.

Das ihr durch den Engel von Christus vor ihrer Auffahrt mit der Palme gesandte Gewand ist von der Engel Hand genäht (Bl. 93 b), und wird ihrer Leiche angelegt (95 b); darin wird sie von Michael und dem Engelchore zu Christus emporgeführt.

Aus dem jüngern Titurel.

Außer der Kirche und den übrigen Gebäuden und Gebilden des heiligen Grales (wovon nächstens), erscheinen hier folgende Bau- und Bildwerke, bei deren Beschreibung die älteste und beste Wiener Handschrift (W) zum Grunde liegt, mit Vergleichung der Käsarschen Handschrift (K), der auch aus Wien stammenden Handschrift, welche ich der Berliner Bibliothek überlassen habe (B), der Heidelberger Handschrift 383 (H), nach Hahns Abdruck (Quedlinb. und Leipz. 1842), und des alten Drucks (D). Vgl. Minnesinger Th. IV, S. 220 und Germania Bd. II, S. 268 ff. Die Stanzenzählung ist nach W, welche ich auch B beigeschrieben habe, verglichen mit H und D. Die eckigen Klammern bezeichnen Fehlendes, die runden Ergänztes oder Wechselndes der Handschriften. Den nähern Zusammenhang der folgenden Stellen ergibt mein ausführlicher Auszug des Titurel und Parzival in den Heldenbildern (Breslau 1821), zum Bilde Parzivals.

4.
Sigunens Klause.

Nachdem Sigune fünf Jahr auf dürrem Aste der Linde, wie die verwitwete Turteltaube, bei ihrem geliebten Tschonatulander gewohnt, der für sie im Streite gefallen ist, und dessen gebalsamter

Leichnam im Schirme des Lindenlaubes liegt, läßt sie sich an der Quelle Font-Salvatz, unweit der Gralskirche auf Mont-Salvaz, eine Klause zur Wohnung und Grabeskapelle des Geliebten bauen und mit Christlichen Bildern schmücken.

Sigûn' des niht entwâlen (H 5467, D 5577) 5502
durch keine sache wolde,
Die klûsen hiez si mâlen
ûz lâzûr unde ouch von rôtem golde,
Von Pülle wiz, zinober, Pâris rœte,
nicht mensche, gruen ot luter
gar smarak var, gel, swarz in rehter lœte.

Si kund' ez wol materjen 3
ze grôzem wider drieze,
Ich mein', den helle scherjen:
ir sælikeit ze Got lak mit genieze,
Swie si gelouben stark in herzen grunde
truok, so was ir gebende
ouch diz gemælde buoz' in manger stunde.

Daz crûcifix entwichen 4
moht' ir nie ûz dem muote,
Wie reine minniklichen
uns Kristen Krist erlôst' mit sinem bluote:
Daz wart geschaffet vor mit ordenunge,
ê daz in die klûsen
kom diu klage riche reine junge.

Wie diu wâre minne 5
ûz vrône himel riche
Mit triuwe richem sinne

Lesarten: 5502, 4 aus mer lazur vnd B. D. 5 pullen D, pley B. 6 menschen H, mentsch B (meint menisch, von menjo, menig, Lat. minium). Mit grün von spang echt D. 7 smaragt B. D. 5503, 2 rechtē w. B. 3 hellen B. 5 Wie B. D. 7 [ouch] W. H. D. daz gemele (zeichen) newe suzze H. D. gemáld hie süs B. 5504 versetzt D vor 5513. 1. 2 Ir kund ouch nit enw. Ausz hertzē noch ausz m. D. ir nye kund B. 4 loste crist D. 5 von ir o. B. geschaft gemalt m. D. 6 e das sy da in B. de Sigun d. D. 7 qvam H. Innen gesach do schüff es vor ir zunge D. 5505, 1 Vnd wie H. B. 2 fronem H. 3 trowen H. B. D.

den vogt der engel zôch gewaltikliche,
Sô daz in Gabriêl der meide kunte,
durch reinikeit ir kiufche,
diu fi des heiligen geiftes gar enzunte.

Unt dar nâch wie fin jugende 6
geleit wart in ein krippe,
Daz ir diu wâre tugende
dô gap, und er uns menfchen wart gefippe,
Der aller engel fchar gefchuof fô klâre,
vil liehter dan die funne,
der wolt' hie dêmuot liden offenbâre. —

Vor rinde und ouch vor efele 8
geruoht' ze ligen fin edel hôhe jugende —

Dar nâch fi des niht irten, 9
fi mâlten vür baz fchône,
Wie er fich kunt' den hirten,
alfam den hôhen künigen mit ir krône;
Sin dêmuot aber hie mit wart erzeiget,
fô daz er fich den armen
mit finre erbermde, fam den richen neiget.

Dar nâch die künige drie 10
im brâhten prefent riche,
Der eine ûz Arabie,
der ander von Saba vil werdikliche,
Sô was von Tarfis dirre künik der dritte,
von aller lande virre
fi wâren, niht der næhe, noch der mitte.

Kaspar fo hiez der eine, 11
Baltazar der ander;
Golt, wirouch, mirren reine

---

4 [den] M. D. 5 [So] W, Vnd D. kvndete: entzvndete H. 7 hiligen W, heilgen D. 5506, 3 d. demût t. D. 4 [do] W. D, da H. 5 befchvf H, fchûf W. 7 wolde H. D. w. d. haben D. [5507. 8] B. 5509, 2 maleten da bey f. D. 5 d. völliglichen fich hie z. D. 7 finer H. B. D. barmede H, bermde D. alfam H. B. der hôchften D. 5510, 2 prefente W. B. 4 ficherleiche D. 5 Von T. w. difer kunige D. 6 verre H. B. allen landen verrift D. 7 n. des endes n. W. [5511] B. D.

ſi brâhten; Kriſt ir muot vil wol bekand er
Und ouch ir opfer; Melchior genennet
was dirre künik der dritte,
dem Gotes geburt ſô verre wart bekennet. —

Si wârn noch unbelibene, 13
ez wart gemâlet mêre,
Tage zit diu ſibene
diu wurden ir der wâren minne ein lêre,
Durch waz ſi Got ze rehte minnen ſolte,
daz er ſô manger nœte
durch uns menſchen niht gerâten wolte,

Und manger argen ſmæhe, 14
unt lahen an der ſiule:
Swenne ez diu reine ſæhe,
ſô wær' ſi aller ſmæhe ſunder griule,
Unt gæb' ir aller ſælikeit urkünde:
„wie ſol ich dir gedanken,
Got her? dû trueg' ez alz vür unſer ſünde.“

Sin ſpotlich dorn krône 15
ſwen ſi die was anſehende,
Sô wart ſi Got ze lône
mit triuwen minne, erbermde grôzer jehende;
Vil manger tugende wart dâ niht vergezzen,
die er uns hât erzeiget,
der kund' ſi Got mit danke vil gemezzen.

Dar nâch ſô was er tragende 16
daz kriuze gen der marter;
Des wir im lop die ſagende

[5512] 𝔇. 2 Vnd B. ℌ. 7 den ℌ. 5513, 1 waren 𝔅. Ez was nach ℌ. Von frôden die vertribene 𝔇. 2 gemalt noch m. 𝔅. ℌ. Der w. 𝔇. 3 Die t. z. d. ℌ. 4 m. 'kere 𝔇. 5 was 𝔚. ℌ. 𝔅. 𝔇. 7 al d. ℌ. vnſer not g. n. enw. 𝔇. 5514, 2 [unt] 𝔚. 𝔇. 3 Wan 𝔅, Wen 𝔇. 4 ward ſÿ n. note 𝔇. 5 gab 𝔚. 𝔅. 6 dirs 𝔇. 7 hern — allez 𝔚. 𝔅. ℌ. Dacht ſy du trug es h. v. meine f. 𝔇. 5515, 1 ſpöttig dorne 𝔇. 2 ſwan ℌ, wan 𝔇, wen 𝔅. [an] 𝔇. 3 ſÿ im 𝔇. 4 [mit] triwe 𝔚. 𝔇. groz erb. ℌ. 𝔅. erbarmede ℌ. 5 Vnd m. 𝔇. tugent 𝔅. 𝔇. do 𝔇. 6 d. u. got h. 𝔇. u. da h. 𝔅. 7 kunde 𝔚. danken ℌ. Dye wurden ym zu danck mit lob g. 𝔇. 5516, 1 ward ℌ. 2 gein 𝔅, zu ℌ. 3 Daz mir ℌ.

wol ſolten ſin, ie zarter und ie zarter
Solt' wir in durch die ſelben minne minnen:
rât des helle ſcherjen
  den ſelben ſin verſtilt ûz unſern ſinnen.

An daz kriuze hêre 17
ſô wart er dô gehenket
Mit ſtarken wunden ſêre:
unt ſwer im des vergizzet und niht gedenket,
Des wil ouch er in nœten gar vergezzen.
diu nôt vor aller nœte
  iſt, wen diu ſêl' mit vinden wirt beſezzen. — —

Sin heilik lip der blôze 20
ſol gitikeit uns wenden,
Unt ſin armuot diu grôze
ſol vns mit keiner ungedulte pfenden.
Sus kan er uns mit ſiner lêre zeigen:
„ſælik ſint die armen,
  wan daz himel rich' daz iſt ir eigen.“

— — durch Jêſum kleider blôzen 21
  wil ſich Sigûne kleiden zuo den armen. — — — —

Swer vor des tiuvels ſchiuze 26
ze ſcherme vür ſich mache,
Nâch Kriſtes marter, kriuze,
der ſol ie mitten gedenken an die ſache,
Wie Got an daz kriuze wart geſpannen:
dâ mit ſô wirt vervluochet
  ze hant des tiuvels kraft und ouch verbannen.

---

4 [wol] W. D. 5 ſolten W. H. D. [ſelben] W. D. 6 Der (Den) rat H. B. ſcher(i)gen H. D. 7 füllent den ſ. s. auſz D. v. vns aus B. 17, 1 Vnd an H. Darnach ans D. 2 [ſo] w. er darnach H. 4 [unt] W, Seht H. vergiſſt B. 5 n. ſein v. D. 6 allen noten H. Vns iſt ein not die grôſte D. 7 [iſt] D. wanne H. ſele W. H. D. vmbe ſ. H. [20—26] B. 20, 1 hilik W. 3 ſeine a. gr. D. 4 [keiner] W. 5 Suſt H, So — m. worten wol erz. D. 6 vil ſelic H. ſin W. 7 w. zwar d. h. H. [daz] H. D. 21, 7 Sigun nv kl. H. 26, 1 für D, gein H. 2 ſchirme H. D. ſ. alſo machet D. 3 criſtus D. 4 ſ. damit g. D. 5 got ovch an H. 6 do W. 6, 7 da von gemalt vn̄ rete d. t. ſeint v. und v. D.

Waz nû Sigûne mêre 27
hiez in der klûſe mâlen
Durch die Gotes êre,
des wil diu Aventiure vür baz twâlen.
Si was den vürſten alles vür ſich klagende
vnd mit gebet in triuwen
Jêſum Kriſt vil tief in herzen tragende.

5.

Gamurets Grabmal.

Obſchon in der Heidenſchaft, doch mit Chriſtlicher Beſtattung und Stiftung, entſpricht es ganz den Grabmälern der Hohenſtaufen in Sizilien: Porphyrſarg unter einem Dach auf ſechs Säulen. Vgl. meine Reiſebriefe Bd. IV, S. 101 ff.

Dem bâruk Akkerîne (964 H, 1007 D.) 997
ein ſark was bereitet
Uz liehtem rôt rubîne;
ich wæn', dâ wurde lange mit gebeitet,
Daz immer mêr deheiner ûf der erde
von gold unt von geſteine
mit alſô richer koſt gepruevet werde.

Der wart dô Gamurête; 998
dâ von an diſen zîten
Unmuoz' der bâruk hête,
des moht' er niht ſô lang' mit im gebiten,
Unz im ein ander ſark bereitet würde:
die vind' im lâgen vor der ſtat,
daz was dem herzen ſîn ein ſwære bürde.

27, 1 Swas W. 2 die D. klovſen H. 3 Al d. H. B, Alle d. D. 4 tzwalen D. 6 mit tr. D. 7 ovch J. H. B. chriſtum B.

997, 1 pabeſt H, kayſer B, edeln D. 2 ſ. vor w. ain b. B. 3 aim l. rub. D. 4 wæne W. es werd die lenge da mit g. D. 5 kainer H. D, enchainer B. vf al d. H. B. 6 golde H. 998, 1 da B. Gamurettē D. 2 do W. An denſelben z. D. 3 vnmûſz(e) d. chaÿſer B. D. Wann ſy unmûſſe hetten D. 4 do von m. W. daz er ſo lange m. im n. m. enb. H, ſy möchtent mit im alſo l. n. b. B. 6 veinde H. 7 ſeinem h. B. in im h. w. e. D.

Vier ſûle ûz golde riche 999
vil ſpæhe gewieret,
Ein gewelbe meiſterliche
dar ûf mit edelen ſteinen wol gezieret,
Ob dem ſarke ſtuonden; von kriſtallen
die knöpf' von liſten wâren,
  ez muoſte durch die richeit wol gevallen.

Von marmel was untûre 1000
der ſark al umbe vangen
Mit einer richen mûre,
darin gebelzet boume vil der langen
Unt kurz, die edel ſeltſæn obez bâren
darunder des bluomen
  von edeln wurzen vil erbouwen wâren. — — — —

Von Arabî, geloubet, 1005
des goldes dri krône
Sazt' man im ûf ſin houbet,
die ſach man gleſten ûzem ſarke ſchône,
Swer in ſæhe, daz man dâ bi erkande,
daz er ein künik wære
  gewaltik drier krône und ouch der lande.

Man ſtiez ein kriuz gehiure 1006
ûf den ſark zem houbet,
Daz was ein ſmarak tiure,
dar under ſtuont ſin helm, des geloubet,

999, 1 ſeuln von rotem g. 𝔇. 2 vnd v. ſpâch 𝔅. ſpelich ℌ. ſp. do geſ. 𝔇. 3. 4 auff âls er wolde Ain reich gewelb m. ſt. 𝔇. 5 Ward auf den ſargk gewelbet mit kr. 𝔇. 6 knopf(e) ℌ. 𝔚. 7 Das m. 𝔅, Das mvſt in ℌ. Mûſten do durch r. 𝔇. 1000, 1 mermel ℌ. w. vil t. 𝔚. Ain m. mawer vil edel 𝔇. 2 wol u. ℌ. 𝔅. vmme ℌ. den ſ. het vmb 𝔇. 3. 4 het gepflantzet mit wedel Vil edle baum die kurtzen vnd die l. 𝔇. 5 ſeltſin 𝔚. ſeltſen obs (ge)b. ℌ. 𝔅. Die vil ſeltzemē ſüſſes o. 𝔇. 6 vnd d. u. bl. 𝔅. u. vil d. 𝔇. 7 vnd e. w. wol e. 𝔇. 1005, 1 daz g. ℌ. 𝔇. 2 [des] ℌ. d. reiche kr. 𝔅. 3 Die ſatz m. u. 𝔇, Satzte — zum ℌ, zû dem 𝔅. 4 vz dem ℌ. 𝔅. 𝔇. 5 Wer 𝔅. 𝔇. die ſach 𝔇. d. der d. 𝔅. m. in da ℌ. e. 6 her w. 𝔇. 7 chron 𝔅. d. küniglicher l. 𝔇. 1006, 1 ſatz 𝔇. kreutze ℌ. 2 al vz dem ſark[e] ℌ. 𝔅. ze dem 𝔅. 3 Es 𝔇. ſmaragt 𝔅. 𝔇. 4 Ward 𝔇. daz ℌ. 𝔇. 𝔅.

Under dem er het genomen den ende,
dar an mit ſchrifte riche
ein epitâfium was ergraben behende.

6

Heidnisches Grabmal

in Tribalibot: dem Grabmale Gamurets ähnlich; nur reicher, auch der Garten umher. Das gestirnte Gewölbe mit der Gralskirche verglichen.

Beſtaten wol nâch êren (4815 H, 4920 D.) 4852.
ſol man die triuwe richen.
Wer ſolte ſi'z dâ lêren?
ſô darf ich ez mit worten niht gelichen,
Als Gamurêt beſtat' der heiden herre:
von gold unt von geſteine
was hie diſ richeit tûſentvaltik merre.

Ez het vor mangen jâren 53
ein Akkuſier gebouwen,
Den kund' ouch niht beſwâren
deheiner koſt den gôten unt den vrouwen,
Ein garte rich, wol akker lank gemezzen,
rotund alſam ein ſchibe,
dar an deheiner zierde wart vergezzen.

Wær'z im geweſen tiure, 54
ez hæt' in liht betiuret,
Der edel künik gehiure
ſchuof daz dirre garte wart umb miuret
Mit richen edeln ſteinen, als er wolde,
die wurden ſchôn' gevelzet
in ſpangen grôz, die wâren rôt von golde.

---

5 dar vnder er B. Geſtürzet u. dē er nam ſin e. D. 6 ſchrift H. B. gar r. B. 7 ſin e. e. w. H. B. 6. 7 Darinn ſach man ergr. ſ. ſeiner art on alle miſſewende D.

4852, 2 trewē B. 3 ſÿ dz B. H, ſÿ des D. 5 here D. 6 goldo H. 7 [die] H, der D. mero W. H. D. 53, 1 manigen H. 2 [ein] W. Gen ſecuſſier D. 3 nye B, wol H. 4 keiner H. D. gein g. u. gein vr. H. götten D. H. 5 g. lank W. 6 rotunde ſam H. 7 keiner H. D. 54, 1 Wår es B. 2 er het B. 3 der ſch. — vmbe B. 4 edlen H. B. geſteinen D. 7 ſpāg B. vil rot B. H.

Morter ûz kalch gemachet 55
was dâ ze werde kleine:
Die ſteine under machet
mit golde rich geſmelz, verwieret reine,
Daz was die ſteine dâ vür morter habende.
kalch und ſin geſlehte
was man dâ von der richeit vürder ſchabende.

Diu mûr' wart richeit wæhe, 56
der was ot dâ den vollen, —
Wie gerne ich noch geſæhe
ein werk mit alſô mangen richen knollen!
Der garte min wirt nimmer ſô vergettert,
ob er halt jærlichen
mit bluede wurde dri ſtunt über blettert, —

Wol klafter hôch gedriet, 57
von gold' dar ûf geſpizzet
In heceln wis, gevriet
vor dem gevügel, beleip ez unbeſmizzet.
Nû merket: wie ſin palas wær' gezieret,
cenakel unde kamere,
wirt mit lobe hie niht gekondiwieret.

Inner halp der mûre 58
der garte was beſezzet.
Wær' ich ein pelz gebûre,
ſô wær' ich an der kunſt hie niht gelezzet,

55, 1 Mörter D. von H. B. D. kalche H. 2 do H. 3 ſtain B. wurden u. H. B. waren u. Fachet D. 4 geſmeltze wol v. ſo r. H. r. vnd wol geſmeltzet r. B. verwiert ſo D. 5 ſtain alda B. D. alſo H. mörter D. 6 der k. B. 7 [dâ] H, alda — [vürder] D, naher W. H. 56, 1 mure was W. 2 echt do dem D. 3 gerne ich da g. H. [noch] W. 4 e. ſolich w. m. r. r. D. man(i)gem B. H. 5 ſuſz D, ſunſt B. gegätret: bletret B, vergetert: bletert H, gezúnet: þrúnet D. 6 er noch j. D. iegl. H, eigentl. W. 7 blůden B. H. würd B. D. w. wol d. H. D. 57, 1 Von H. klaftern D. 2 golde H. B. 3 eicheln W, eichel H, ecker B. 4 den fugeln bleib D. ungeſ. H. B. D. ſnitzet H. 5 nun D. B. merckent D. palaſt H. B. 6 cenacul vñ die kamer D. kemnate H. 7 daz w. m. lob — [ge] B. lobe n. g. D. m. l. w. h. n. 58, 1 Vnd i. B. 3 beltz H. D. 4 doch d. kunſte gar g. D.

Wie manger lei er edles obzes bære,
kardamômen, kubêben,
margram küten, ich wæn', daz bôfte wære.

Zêder unt zipreffe, 59
aloê und mandel,
Prifilie und akrideffe,
mirre, wirouch dâ ftuont unt driaffandel,
Afpinde unde virge ûz paradife,
acte unde muskât tateln,
olei, den zelt man edelkeit ze prife. — —

En mitten in dem garten 62
ftuont ein rîch gewelbe,
Wil ich dem lange zarten
mit zier, daz lob' ich zêhenteil niht helbe,
Mit fiulen under fezzet manger fteine,
die wol ergraben wâren
von rehter kunft mit wæhem werke reine.

Mit faphier über tunkelt 63
daz gewelb' gar ûzerkirnet,
Darinne verkarfunkelt,
reht fam der tempel ift zem Grâl geftirnet,
Biz daz fich daz gewelbe nider fezzet
ûf pfiler, die der varwe
unt grôzer richeit wâren ungelezzet.

Dar under, Akkufiere 64
lak in rîchem farke

---

5 maniger H. leie H. B. ed(e)ler H. D. früchte D. edel obs geb. B. 6 kardamom(e) H. B, kardimon B. kvbebe H. B. D. 7 kütten B. caffimandel i. w. d. leichteft do w. D. 59, 1 Baid c. B. 2 parandel D. 3 pref(f)ilie B. D. [u.] W. 4 m. kriete H. B. m. krieffe lache trÿaf. D. d;aff. B. 5 vnd virg B. vz dem p. H. 6. 7 Atziton vnd margrant Dateln leuten z. m. czû keinem p. D. taceln zieht H auch zur Schlußzeile. 7 dem H. o. hat e. z. B. 62, 1 In D. 2 da ft. B, do ft. D. [m. z.] 3 B. ziz H. 5 feilen D. maniger H. 7 reicher kunfte D. edelm werke W. H. D. 63, 1 dunkelt D. 2 [gar] W. 3 in für karfunckel B. vekarif. W, verklarif. D. 4 zu dem B. H. 5 b. dar da f. B. b. aldar f. — [nider] H. Bitz das fich pfeiler vnd g. teilet D. 6 Die feilen frömder v. D. värwe B. 7 Vnd ander art von kofte reich gefeilet D. 64, 1 u. der a. B. ackufirie H, fecuffiere D. 2 do l. D. vil r. B.

Der art kriſolitiere,
der edel ſtein an kraft ie was der ſtarke;
Dâ bi ein ander ſark mit liehtem ſchine
het Eſular behüllet,
Akkuſieres kint, in eim' rubine.

Smaragdius der dritte 65
was ein ſark dâ ſtênde.
Iegliches über litte
was dar ob ûf kleinen ſchiben gênde,
Swen man die lîch gebalſmet gerne ſæhe,
mit balſem rich beliuhtet,
daz ez mit ſenfter erebeit geſchæhe.

Mit diſem ſmaragd gruene 66
was Secureiz beſerket.
Unt Sircues der kuene
ſîn vater was, ſwer nû die wârheit merket,
Die zwêne vater und ir ſüne beide
dâ lâgen drier ſtükke,
unt was mit vieren doch ir under ſcheide.

Ouch wart Arabadillen 67
ein ſmaragt hie bereitet,
Durch Secureizes willen — —

7.

Gemälde von Gamurets Tod, mit Goldſchrift,
in den Sturmfahnen der drei Fahnenwagen („Karratſchen," carroccio) und des Handbanners des Kalifen („Baruch") von Bagdad („Baldak").

Der bâruk niht entwâlen (3641 H, 3733 D.) 3689
durch rache des dô wolde,

---

5 do D. in l. B. 6 ekuſar D, ebvſar H. B. 7 des n. B, ackuſiries H, Secuſſieren D. einem H. B. 65, 1 Schmaragdus D. 2 ſo w. B. D. do D. 4 das w. B. ſchieben H. 5 wenne H, weñ ſo B, war — liecht D. gebalſe(a)mt H. D. 6 m. aromat b. D. 7 leichter arbeit B. D. ari-beit H. 66, 1 ſmarag H. 3 [unt] W. En ſier d. D, Sin vater d. H. 4 w. ſ. v. W. [ſ. v.] H. wer B. D. [nû B.] W. D. d. w. nu H. 5 beidē: ſcheiden D. B. 6 do D. 7 [mit] W. ſchaiden B. 67, 2 gen ſ. D. ſma-rag H. W. 3 ſecureiſſen H. D.

3689, 1 entzwalen D. 2 da B.

Gamurêten mâlen
hiez er in die ſturm vanen mit golde
Und mit andern edeln varwe(n) riche,
wie mit valſcheit våre
  der werde wart gewunnen zegeliche,

In einem ciclâd' tiure, 90
mit golde wol verwieret,
Wie Gamurêt der gehiure
vor Baldak ſtreit bi Akkerin, gezimieret,
Unt wie daz glas mit bluot den helm ſwachte,
und dar nâch mit tſchoſſe
  Ipomidon ein glevin dâ durch ſtachte.

Grôz und [mit] wit ſehende 91
von golde ein ſchrift im obende,
Rich unt verre brehende
ûz der blæwe, diu was ze priſe lobende
Gamurêtes tugende und manlich ellen,
unt wie der Babilône
  valſcheit in ſunder manheit kunde vellen. —

Der vanen wurden viere: 93
ûf den karratſchen drie
Mit koſte richer ziere;
den vierden ſol Panfor von Salonie
Vueren in der hant: vnd alle geliche
mit Gamurêt gebildet. . . .

3689, 3 G. vil wol m. B. 4 er da (do) in B. D. den H. von g. H. B. D. 5 u. ander edel v. tiur[e] und r. H. B. D. 6 wie das m. B. falſcher D. 7 zůgleichen B. 90, 1 ciglat H. D, ciclade W. 2 gezieret H. B. D. 3 [wie] H. B. gemuret B. 4 da ze b. B. ackrin H. mit ancker wol zÿmieret D. (ſcheint beſſer: Gamurets Helmkleinod war ein Anker). 5 [daz] — blute H. helme B. 6 u. do d. B. 7 da d. e. g. H. B. D. gleuÿ D, glefenie H, glåſſnen B. 91, 1 Vil g. zů dùte ſ. D, In devtſche was man ſ. H. m. kriefchende W. (meint Kriechiſch jehende?) 2 die ſ. v. g. D. gold B. D. 3 richlich H. D. 4 da u. d. plåw B. plawe D. 5 Gamurets B. tugent B. D. menlich H. B, manlichen D. 6 w. zaglich ypomidon D. 7 valſch H. In valt der ſein vor nÿe getorſt entwellen D. 93, 1 warent D. 3 koſt H. koſterlicher D. 4 falanye D. 5 do v. D. all B. D.

8.
Götterbilder und Wappen als Sturmfahnen.

Die Heiden führen den Kaun (Chiun? Amos 4, 26) auf einem Goldgreifen, und den goldenen Adler. Der Anker ist Gamurets und Tschonatulanders Schild- und Helmzeichen.

Nôt mit über nœte (4089 H, 4186 D.) 4134
was nû alrêrſt hie gebende
Der trache mit der rœte
wart nû ſêre gen dem anker ſtrebende,
Den het der kokodrille an ſich geſellet,
der bûhurt gap dâ vreiſe,
der ir ſtrâze wît dâ wart gehellet.

Dô akkerin daz ſehende 35
wart unt vil der ſînen,
Kaun der hôhe brehende
von golde ûf einem grifen ſach man ſchinen,
Unt von Affim den adel ar ûz golde,
dem anker helfe brâhten,
daz er ze grunde al dâ niht ſinken dolde.

So fährt auch die unter 7 gegebene Stelle unmittelbar fort:
ſîn ſelbes wâpen vuort' der werde rîche

Gloramatis der klâre 3694
ûz Perſiâ der genende:
Kaun ot ie vür wâre
ûf einem grifen reit, zer lerzen hende
Ûf dem ſchilt: daz ſelbe wâpen tiure
Gloramatis dâ vuorte
in dem vanen, der edel vil gehiure.

4134, 1 Gros n. B. 2 allererſt B. D, alreſt H. nun berende D. (ſich hebende?) 3 tracke W. B. 4 w. (al) da ſ. H. B. gein H. u. dem a. nie des hie nun werende D. 5. kokodrill B. D. 6 [gap] W. do W. B, im D. 7 des da ir ſtras vil wite w. B. do D. 35, 1 Da ackrin H. d. nū ſ. B. 2 wz D. 3 Koun D. 4 gold B. eim D. 5 [unt] — der B. von g. D. 7 grund B. D. [al] H.

3694, 2 [der] H. 1. 2 u. P. d. k. wol g. B. 3 echt D. 4 zvr H. D, ze der B. 5 den D. ſchilde H. 6. 7 der v. als in d. v. d. e. werd g.

9.

Die bildschöne Arbidale,

Parzivals Tochter, trägt den heiligen Gral (das Abendmalsgefäß) auf der Fahrt zum Priesterkönig Johann in Indien.

— alle blued' ûf heiden, (6023 H, 5981 D. — 6082—89 fehlen in B.) 6083
der glanz dâbi wær' liht an lop gevriet
Bi ir (Kundwiramurs), si gap ir aller ougen schrikken:
alle die si sâhen
die kunden [al] dar mit stæte nie vol blikken. —

Diu junge Arbidâle (fehlt auch in H.) 85
diu wart dô baz geschouwet,
Swie doch der jungen mâle
Kundwiramurs pflak, alsam dô touwet
Der rôsen blikke lieht vil unerblichen,
Arbidâl' der varwe
was mit vlize niuwes dar gestrichen

Von einer hant, der wâren (desgl.) 86
kunst vil hôch gerichet,
Der varwe kan sô klâren
mit stætikeit, diu nimmermêr gewichet,
Die sich nâch ir gebote halten kunnen,
den git si varwe reine,
diu sich übervazzet gen der sunnen. —

Die Stelle 4006 von dem Bilde der Minne-Göttin ohne Pfeil und Bogen, habe ich schon in den akademischen Abhandlungen über die Gemälde der Minnesingerhandschriften I (1844) S. 291 angeführt. Vgl. auch die Stellen von den Schildereien im Parzival und Wilhelm, zusammengestellt in Eschenbachs Leben, Minnesinger IV, 203; mit welchen noch Winsbeke 23 (ebd. I, 366) zu vergleichen ist.

6083, 3 aller D. blüde H. D. 4 lobe H. der farwe lob an wirde was g. D. 5 g. allen H. sy was der o. klob mit stricke D. 6 all d. sÿ ÿe gef. D. 7 da H. die bunden sich al d. m. stetē blicke D. 85, 1 süsse D. 2 [diu] w. darnach. 3 wie — iugend D. 4 noch p. als do bet. D. 5 die rose blicket D. 6. 7 Iedoch arabadal d. v. die w. newe g. D. 86, 2 die D. 4 nymme me entw. D. 5 f. nach ir D. 6. 7. v. die klaren engel varb d. krēcket lob d. D.

10.

Edelstein-Mosaik

von den 7 Tagezeiten und dem jüngsten Gericht, an den Wänden der Kemnate des Priesters Johann. Bruchstück des Gedichts in der Heidelberger Handschrift 844. — Im Titurel hat die Graleskirche solche aus Edelsteinen zusammengesetzte Fenstergemälde. Die 7 Tagezeiten (horae) sind die Leidensgeschichte Christi, welche auch in Sigunens Klause (4.) gemalt war. Ein Musivgemälde des jüngsten Gerichts füllt noch die Wand der Marienkirche des 11. Jahrhunderts, auf der Insel Torcello bei Venedig; mehr davon in meinen Reisebriefen (1816) II, 144.

Bl. 1. An der chempnaten wend
Sint gemalet an einem end
Richlich die ſieben tag zẏt
Mit gar groſzer zirheit
Wie vnſer hrꝫ ihū criſt
Gemartert vnd geſtorben iſt
In der ſelben kempnat[en engegen]
An einer wend da ſtat
Gemalet vnd erhaben
Wie got ſin gericht wil haben
Vnd wie ym vs dem mund ſin
Gingen zweẏ ſchwert ſúrin
Wie ſin můter vnd ſant Johan
Pittind vor ſinē gericht ſtan
Vnd wie (er) die verdampten well
Stoſzen in die pitter hell
Vnd ſin erwelten ewigklich
Wol geben ſins vatter rich
Das gemalt iſt ſo geſtalt
Das nẏemer wirt ſol[1]) noch alt
Wan do iſt kein varb bẏ
Da gemal oder gerben[2]) ſy
Das gemal iſt aller gemein
Anders nicht dañ von geſtein

1) lies ſal.
2) lies gemalt oder geriben.

Die ſtein ſind angeleget ſchon
*)
Mit dem harcz mug gehaben
Das wirt her nach künt [1]) getan
Die ſtein ſint ſchon gepuwet [2])
Vnd manger ſuſt gevirt
Wer yne ſtent [3]) nicht gar nahent py
Der want das ein ding ſy
Die ſtein ſint alle licht geuar
In aller hant varb gar
Das rotew farb weſen ſol
Das ſind ſardin vnt carniol
Das aw[5] few[5] ſol ſin
Das ſint baleis vnd rubin
Das gel farb ſol weſen
Das ſint tapaſi [4]) vs erleſen
Vnd ſind yn gold geveſtend
Mit ſampt dem gold die vaſt geleſtent
Aber was grun farb ſol ſin
Das ſind ſchmaradin clar vnd fin
Die veldũng iſt plab gevar
Mit ſaphiren geleget dar
Die wiſze farb das ſint margariten
Oben vnd zů peiden ſiten
Das dan prun farb ſol ſin
Das ſint granat vnd michtin [5])
Amatiſten vnd pũrper far
Sind aũch vil gemeiſtert dar
Ÿgklicher ſtein an ſeiner ſtat
Dar nach vnd er die varb hat
Die ſtein man glich geſchliffen hat
Das keiner fur den anderp gat.

---

*) Hier fehlt etwas, wol 2 Zeilen.
1) ſteht am Rande von derſelben Hand.
2) lies polieret: gevieret (wie Bl. 6 derſelbe Reim ſteht).
3) lies ſtet.
4) ſteht capaſi.
5) wol almendin. Vgl. Muſ. f. Altd. Litt. II, 58.

Aus dem Malagis der Heidelberger Papierhandschrift Nr. 340: eine Hochdeutsche Dolmetschung des Mittelniederländischen, aus dem Französischen übertragenen Gedichts, welches nur noch in Bruchstücken und als Prosavolksbuch vorhanden ist. (Vgl. Grundriß 173. Mone Niederl. Volkslitt. 42.) Die Verhochdeutschung des 15. Jahrhunderts ist sehr roh und unverständig, daher häufig unverständlich.

11.

Puppenspiel.

Die schöne Fee Oriande von Rosesfor hat ihren geliebten Zögling Malagis in 15 Jahren nicht gesehen; er ist, nach manchen glücklichen und ruhmvollen Abenteuren, in Egermont, bei der Hochzeit seines kleinen dienstbaren Geistes Spiet mit seiner Muhme Ysane: Oriande kömmt als Spielmann verkleidet dorthin, und gibt sich ihrem Malagis durch ein Puppenspiel zu erkennen, welches sie über einer Tafel aufführt. Man vergleiche dazu das Gemälde der Herrad von Landsberg des 12. Jahrhunderts bei Engelhardt (1818) Taf. 5, Fig. 4, wo zwei fechtende Ritterpuppen an zwei sich kreuzenden Schnüren über einem Tische von zwei Spielmännern bewegt werden.

Nv qwam sie vff den selben tag
Gein Egermont in die stat
Als Spiet sin wirtschafft hatt
Vnd Ysane die fraüwe rich
Bl. 312. In spilmans wise glich
Vnd kam in den sale gegan
Als das fest was getan
Vnd die herren saszen mit trüwen
Her vnd dar mit den fraüwen
Die von gut^e myne sprachen
Oriande gieng sich machen
Vor Malagisz vnd seyt
Ir herren durch uwer hübscheit
Lassent mich spielen das ich kan
Ich bin ein fremder spielman
Ich gewynne gern das ich mag
Ir ensahent nie vff keinen tag

So gut ſpil als ich kan zeygen
Wollent ir es ſehen eygen
Ja wir ſprach Malagiſz
Da antwort die frauwe wiſz
Nu dünt mir ein taffel legen
Des hetten ſie ſich balde erwegen
Das (lies Da) zoch ſie herfür mit ſynn
Ein zauberer vnd eyn zaubererynn
Schone gemacht nach wonſch nach flyſz
Sie ſprach ſtant her her⁵ Malagiſz
Zu dem zeuberer mit ſynne
Vnd ir ſint Oriande ſin frundynne
Sprach ſie zu der zeubererynnē da
Wer das wil horen her na
Wie ſie ſich ſollen vnderſprechen
Als die mit mynnen ſint entſtechen
Wer jr rede nü wil horen
Die zeubererynne ſprach zuüoren

¶Getruwe mynne von naturen
Hat das hertze myn vmb fangen
Das ich nit kan geduren
Her⁵ Malagiſz das v⁵ſtent vnlaugen

¶Getruwe mynne iſt melodye
Doch leyfft ſie affter lande
Mit der her⁵en Compangie
Edele frauwe Oriande

¶Was ſageſtu mit naturien
Mynne enſy dān in keiner wiſz
Sondie die bont zu tragen plien
Verirret⁵ klerck Malagiſz

¶Laſſent fraüwe weeg vnd rich
Haben auch der mynnen tror
Meiſt mynnen zu got von ertrich
Hant frauwe von Roſeflor.

¶Du liegeſt mynne der naturen
Iſt blüt vnd hat kein marck

Sie dut den armen als wol befuren
Als den richen verdorten klerck

¶Meist sucht jr mynne mit der welde
Beide in mañen vnd in wiben
Da by sagt schone bilde
Die weck sin der mẏnnē keytiben

¶Iglicher mynt sin genosz herˢ klerck
Wañ got ist guter zier
Er hat den menschen von edel werck
Gemacht von Elementen vier

¶Nach dem frauwe das disz ist ware
So sagt die rede blosz
Das der rich offenbare
Den richen kiese der ist sin genosz

¶Swig die Elementen von naturen
Han empfangen rich vnd arm[e]
Sosz mogen alle creaturen
Zusamen mynnen in lieben arm

¶Ich bin vberwonnen als ein knecht
Edele frauwe Oriande
Gerett han ich wider recht
Frauwe erlaszt mich der schande

¶Der nit endenckt vmb alle dat
Er ist geck vnd vnwisz
Besehent wol war das wort gat
Suszes lieb Malagisz

¶Ir fondent mich frauwe in eym forst
Unt lieszent mich haltē vntz ich wart ein man
Ir lertent mich wiszheit aller meist
Is ist recht das ich uch tugent gan

¶Eya Malagisz herˢ clerck früt
Wie mocht jr myn vergessen
Du haldest min hertz in einer glut
Es ist wonder das es nit ist zusplyssen

¶Ruwe pin vnd qwel
Han ich gehabt funffzehen jare
Sŷſt vil (lies wil) koḿen lieber geſell
Da küſten ſie ſich ein ander zwar

¶Der zeuberer vnd die zeubrerynne
Da ſprang vff in kurtzer ſtont
Malagiſz vnd ſprach ſuſze mynne
Damit kuſt ſie ŷne an den mont.

Als Malagiſz nach ſyme gefüg
Die frauwe hatt geküſzt gnug
Da ſprach er lieb jr ſolt mir ſagen
Warvmb ir mãnes kleyder tragen
Sŷt jr wiſt das ich uch von hertzen mynne
Vnd nye begert ander fründinne
So lange als jr behabt den lip
Da antwort yme das ſchone wip
Hett uch die lieb von mir entzunt
Als das zu erkeñen gibt vwer münd
Wie mocht ir dañ ſo lang geſin
Von mir. vnd nye kein botdelin
Geſent durch hertze lieb vnd müt
Zwar das kam von boſem blüt
Vnd ich das han erlŷten zwar
Von mir geweſen fünffzehen jar
Das ich von vch noch nie gehort
So vil als vmb ein cleŷnes wort
Wiſt das vff truwe, myn trüt geſell
Vnd ir hattent Spiet den tegen ſnell
Bŷ uch mŷnen lieben bott
Malagiſz ſprach es iſt nit ſpot u. ſ. w.

12.

Rieſen-Schwert Lücebel mit Klingenſchrift.

In demſelben Gedichte von Malagis erſchlägt Haimon einen Rieſen und gibt deſſen Schwert ſeinem Vater Vivien, dem das ſeine in der Seeſchlacht ins Waſſer entfallen iſt:

Bl. 298 a. Die lamel was von ſtabel güt
Es hat zwen ring des bin ich früt

Von golt rot mit einer krone
Die jme ſtonden harte ſchon
Vnd daran ſtont geſchriben
Der ſmyt der mich geſmÿt hat by ſinem leben
Mocht ir keins geſmÿden mee
In alle ſÿme leben dañ jr zweÿ
Vnd ee ſie wol [1]) worden geracht
Vnd nach ſinem willen gemacht
Smÿdet er jare dar uber driſſig
Alle tag vnd was darzu flÿſſig
Daran zu thün ein tag werck
Es was gar ſchone vnd hat groſz ſterck
Schart noch flecken hat es nicht
Appfel vnd hiltz was geſchicht
Von eÿnem ſtuck was gehel
Vnd was geheiſzen Lücebel
Es was beſſer dañ dirrendart [2])
Vmb alles ſlahen es nit arger wart
Wa es der man lieſz hin ſwingen
Vff ein helm es wolt dringen
Durch vnd durch ſonder zwang
Das ſwert gab ſo groſz ein clang
Zu iglichem ſlag ſo man vacht
Were es geweſen mÿtt' nacht
Es dem volck gefügt pin
Das wer geſchehen von der clarheit ſin
Die es gab von naturen [3]) duren
Von jme ſo freÿſzlich gÿng die ſtÿme
Die es vſz warff mit gryme

b. Mit dieſem ſwert ging Vivien u. ſ. w.

Vgl. die alten Schwertinſchriften in der oben (S. 277) gedachten Abhandlung Th. 1, und „die Schwanenſage“ (1848) S. 17.

Aus dem Welt- und Sittenſpiegel, vermuthlich des Stricker, um Mitte des 13. Jahrhunderts in Oeſterreich. Am vollſtändigſten zeigt ihn die gleichzeitige Wiener Handſchrift 418

1) Lies vol.
2) Alte Berichtigung durendart.
3) Hier fehlt, etwa (Es mochte nicht be)duren.

(VII. F. 7. Denis catal. vol. I, p. 1378), welche auf 175 zweispaltigen Pergamentblättern 270 Stücke enthält: Schilderungen, Betrachtungen, Strafreden, Beispiele, meist lehrhafte Erzählungen, Sprüche, darunter auch Bl. 155, S. b, Sp. 2 bis Bl. 160, a, 2 ein beträchtlicher Theil des Freidank. Mehr oder minder sind diese Gedichte wiederholt: in der großen Heidelberger Sammlung (Hds. 341, die Grundlage der 100 Erzählungen meiner „Gesammtabenteuer"); in der Würzburger Handschrift von 58 Gedichten, „die Welt" genannt; in einer anderen Wiener Handschrift (Nr. 119; in einer Mölker Handschrift von 47 Gedichten; und bei der Münchner Handschrift von Rudolfs Barlaam, 1284 geschrieben, 4 Stücke.

Zum Eingange der hier ausgehobenen Gedichte dient der Anfang der langen Klage, die ganz in den Ton der „Klage über den Verfall der Dichtkunst in Oesterreich," welche ich aus der Heidelberger Sammlung bekannt gemacht (Germania II, 32) und auch dem Stricker zugeschriben habe. Es weist ebenfalls auf die verworrenen freudenlosen Zeiten nach dem Falle der Babenberger in Oesterreich und der Hohenstaufen in Deutschland, so wie der Meranischen Herzöge und der alten Thüringer Landgrafen, an deren Höfen Ritterthum und Dichtkunst in herrlichster Blüte stand. Die auch heute (Juli 1848) warnenden Zeilen:

Ich chlage der herren vnreht: daz billich eben vnt sleht
Von ir gnaden wære, daz machent si wandelbære;
So si einen cheiser gemachent, daz si den denne swachent
Vnt lazent in niht vol chomen. den sit habent in genomen,
Genuge herren vmbe daz, daz si ir willen deste baz
Mit vnrehtem gewalt han, durch anders niht hant siz getan,
Ez si wenic ode vil, swaz man den armen nemen wil
Daz mvz der arm nv vertragen, ern darf dem cheiser niht chlagen.
Die herren hant daz wol behůt, daz in der cheiser niht entůt;
Si lazent in so swach wesen, daz si wol trowent genesen
Vnt lutzel vůrhtent sinen zorn. —

deuten auf die spätere Zeit des letzten Hohenstaufischen Kaisers; so wie der weiterhin genannte Papst Innocenz der Vormund Friedrichs II., Innocenz III. ist. Dieses Klagegedicht, welches sogar an die Nibelungen-Klage (oben S. 13) anklingt, steht auch in der

Heidelberger Sammlung (Bl. 225), als ein ſelbſtändiges Stück (hinten verkürzt, 544 Reimzeilen), mit der rothen Ueberſchrift:

Diſe dinch claget zv mere
Des bvches tichtere.

Hieraus ſind die Lesarten (H.) zur Wiener Handſchrift (W.) genommen.

Swaz ich vnz her getihtet han, daz was durch churzwile getan:
Des enmac nv leider niht geſchehen, ich han ein ander dinc geſehen,
Da iſt lutzel churzwile bi; doch ſol man wizzen waz ez ſi.
Ezn wart nie dehein mære, ſwie ængestlich ez wære,
Man mvze ez horen vnt ſagen vnt mvze ez zv̊ den livten tragen.
Ichn weiz, waz unſer werde, ich chan uf tevtſcher erde
Ninder zv der frovde chomen, ich han ovch niemen vernomen
Vnder alten vnt vnder chinden, der sy inder chunde vinden.
Div werlt iſt gar gehônet, vnfrovde iſt nv gechrônet,
Der habent die richen gesworn vnt habent fur die frovde erchorn
Tragen ir waſen alle. swie mir daz miſſevalle,
Ezn læt nieman durch mich. nv dunchet mich vil billich,
Sit ich bi in mvz geneſen vnt mag ir landes niht entweſen,
Daz ovch ich ſinge ir aller liet, sit ſi der tivel ſo verriet,
Daz si die frovde vf gebent vnt alſo riwechliche lebent,
Nu wil ich mit triwe erzeigen mine riwe
Vnt wil ir burde mit in tragen, ich wil chlagen vnt chlagen
Vnt chlagen dennoch furbaz, min chlage fullet manich faz,
Min chlage wirt ſo manichvalt, daz iv noch nie wart gezalt
So manic chlæglich dinc. min chlage iſt ein vrſprinc

Lesarten. Zeile 2 wart zv kvrze w. H. 3 [en] H. 7 Ez wart H. 8 war W. 9. 10 mvz H. vn̄ H. (immer). 11 Ich weiz H. 12 devtſcher H. 13 den vrevden H. 14 ovh nieman H. 16 kvnne H. 21 Die tragent H. diu für ir W. 23 Ez let H. 26 ir leider H. (ſcheint beſſer). 27 Sint ich ovh H. 30 trvriclichen H. 31 ich im m. H. 33 m. ir H. 35 dannoch H. 38 daz vns H. 39 clegeliche H. 40 wirt H.

Dar uz manic chlage ſlivzet vnt ſo grozlich begivzet,
Daz min chlage wirt erchant noch verrer denne in Oſterlant.

Ich wil alreſt chlagen got, daz wir alle ſin gebot,
Die hohſten minne niht entragen. alle die not die wir chlagen
Div chumt vns von den ſchulden, daz wir wider gotes hulden
Vns ſelben wider ſtreben vnt niht nach ſinem willen leben.
Dar nach clage ich daz zweien, daz die pfaffen vnt die leien
Wider gotes hulde enſamt hant; wand ſich die pfaffen baz verſtant,
Dar umbe wære billich, entwichen ſi vnt erkenten ſich,
Vnt ſi mit hohfart vmbe gant vnt ir elich wip hant,
Die wile ſint in die leien gram vnt ſint vngehorſam,
Daz ſi wider ein ander beide zehazze vnt zeleide
So ſtriticlichen ſundent vnt ein ander ſchundent
Mit werchen zv den ſunden me, danne zv der geiſtlichen e.
Daz iſt die wider vart geiaget: daz ſi dir, herre got, geklaget.

Ich chlage der vrowen vngemach, daz man ſi bezzer nie geſach,
Vnt man inz nie ſo miſſebot, daz iſt ein vnverſchuldet not.

So geht die Klage fort durch alle Geſchlechter, Alter und Stände. Sie rügt auch das freudenloſe Leben der Herren, ohne Luſt an Jagd, Ritterſpiel, Frauenminne, Tanz, Saitenſpiel, Singen und Sagen, Adel, Kind, Haus, Gut, Feld und Wald, Blumen und Gras, Sommer und Vogelſang, wie vormals:

Ich chlage der herren ſiecheit vnt iſt mir ſicherlichen leit,
Ich furhte daz ſi nimmer me geſunt werden alſam e; [231
Si mugen leider niht geneſen, wie mohtens immer ſiecher weſen:
Si enfrovt beizen, noch iagen, ſeitſpil, ſingen, noch ſagen;

---

41 Dar zv H. 42 ſo gar org. H. 45 aller erſte H. 46 wir ſin ein g. H. 47 [niht] W. 51 l. ſchedelichen ſt. H. 53 clag H. 54 [die — die] H. 55 got entſ. H. 56 was ſich H. 58 [ſi] H. erchanten W. 60 unt ir W. 65 ſtreitlich W. 68 denue H. 69 der w. v. beiagt: gechlagt W. 73 in nie H.

Sine frovt der frowen minne niht, den man vil manger frovden giht;
Si enfrovt buhurdieren, noch tanz, dehein tſapel, noch chranz;
Si enfrovt daz gut, noch div kint; ſi enfrovt niht daz ſi edel ſint;
Si enfrovt niht ir nam, noch ir gwalt; ſi enfrovt daz velt, noch der walt;
Si enfrowent blumen, noch daz gras, daz e der werlde frovde was,
Vnt liehte tage vnt lanc, weder ſumer, noch vogel ſanc.
Sit in dez niht an frovden frumt, vnt in ſo iamerlichen chumt,
Des wæn ich wol, daz die grozzen not in niemen buzze wan der tot.

13.

Die Geiſtlichen

werden Bl. 81, S. a, Sp. 2 ausführlich geſchildert: ihre Unzucht, Geiz, Verſchwendung, Hochmuth, ſelbſt gegen den Papſt Innocenz (III), Pfründenhäufung und weltliches Leben. Der von Innocenz berufene ſent (Synode) zu Rom iſt die daſelbſt 1215 gehaltene Kirchenverſammlung, wo ſolche Beſchlüſſe gefaßt wurden. Vgl. v. Raumers Geſch. der Hohenſtaufen IV, 301.

CXX.

Ditz iſt ein groziv vngefvge, vnt pflegent ſin doch genuge,
Vnt tvnt noch me des boſen, daz wil ich iv zeloſen.
Man liſet an der niwen e: ſwenne des chindes tovfe erge,
So ſi ez anderſtvnt geborn, got habe die ſunde gar verchorn,
Die ez da an geborn ſint; ez iſt ſin geiſtlichez chint,
Der ez da anderſtvnt gebirt; von dem daz chint getovfet wirt,
Der ſol ſin geiſtlich vater ſin. div triwe hat ſo liehten ſchin,
Daz ſi der ſel mer frumet, danne div von nature chumt;
Swer geiſtlich triwe hat zerebt, des wirt gv̊t rat.
Naturlichiv triwe gebivtet, daz ein wolf ſin chint trivtet,
Der ez doch dvrch niht tv̊t: geiſtlichiv triwe iſt ſo gv̊t,

Daz ſi zeder ſele horet. ſwelch pfaffe die ſtoret,
Daz im ſiniv geiſtlichiv chint zewiben alſo liep ſint,
Swelhem pfaffen daz geſchiht, der envolget dem heiligen geiſte niht,
Er volget dem boſen libe. næm ich min chint zewibe,
Er teilet mir ſo groze not, ich mvſe vnz an minen tot
Mit yſen gebunden gan, vnt mvſe diſe werlt lan:
So lit er ſinem chinde bi, vnt wil, daz des niht ſvnde ſi;
Wolden ſiz fur ſunde han, ez wurde niht ſo vil getan.

Noch tv̊nt ſi mer, daz miſſe zimt: ſwes bihte ein pfaffe vernimt,
Daz iſt ſin geiſtlich chint benamen; des mach ſich wol der pfaffe ſchamen,
Der der chinde vil gehit. ſint aber ſi ſo gefrit,
Die in den warn ſchanden ſtent, daz ſi niht ſunde dar an begent,
So hant ez die pfaffen zeder werlt wol geſchaffen.

Noch hant ſi vmbe ein ſchulde der leien vnhulde;
Da mein ich ſi niht alle zv̊, ſwiez doch div meiſt menge tv̊:
Ich meine die vil argen, die gitlichen chargen,
Die enahtent niht vf ere, vnt minnent daz gvt zeſere;
Swaz in zegeben geſchiht, da iſt der gvte wille niht.
Div werch werdent ſelten gv̊t, div man ane gvten willen tv̊t.
Swelch pfaffe riche pfrv̊nde hat, vnt im div nimmer abe gat,
Vnt die niht balde mach vercern, der ſolt ander lute nern.
War vf gehaltent pfaffen gvt? in miſſeget liht ir mv̊t:
Man welle die pfaffen noch veriagen, vnt wellent ez danne mit in tragen.
Er hat niht pfaflichen mv̊t, der ſin ſelbe varnde gv̊t
Got vnt den luten verſtilt, vnt ez verbirget vnt verhilt,
Als man verſtoln gvt ſol. ſwer daz tvt, der weiz wol,
Daz er die ſchulde vf im hat, div im noch an ſin ere gat;
Vnt behaltet ez vf den wan, ſwenne er ſin ampt mvze lan,
Vnt grifent denne an den hort, — die wizen vf in grozen mort,

Die argen [bo̊ſen] richen pfaffen. nv wil daz manger ſchaffen,
So man in darvmb vertribe, daz er dannoch rich belibe.
Sit got den gvten pfaffen die vnſælde hat geſchaffen,
Daz man zv ir ſibent lvtzel chvmt, waz hilfet denne unt frumt
Der hort, den arge pfaffen hant, den ſi niht wan ir vienden lant?

Noch iſt ein ander miſſetat, die manich pfaffe hat:
Ob er ſin gvt vil gar verzert, ſo wil er ſich des han erwert,
Daz er ein gehalter niht ſi, vnt wil der ſchvlde weſen fri,
Daz er niemen ſvl ſchelten; noch ſol er des engelten,
Ob er allez ſin varnde gv̊t ſo rehte boſlich vertv̊t,
Daz im ſin got nimmer danc ſaget, noch der lut gvnſt niht beiaget.
Der iſt als wandelbære ſam ein boſer gehaltære.
Swar der richen pfaffen gv̊t chumt, daz ez got, noch den luten frvmt,
Er behalt ez ode vertv̊, da horet boſez ſchelten zv̊.

Sit die pfaffen ſo gelert ſint, daz ir wiſheit iſt ein wint,
Damit div werlt vmbe get, wider div an den buchen ſtet,
So iſt daz ein michel unſin, daz ſi verhengent vnder in
So vngefv̊ger miſſetat, da von ir wiſheit ſcharten hat,
Da von ir ere iſt ane chraft. ſi iehent: der ſiner meiſterſchaft
Gehorſam chvnde weſen, er muge hie vnt dort geneſen.
Wie taten ſi ze Rome do zv dem grozen ſent? ſo:
Da warn ſi vngehorſam, vnt wurden dem babeſt gram;
Do er daz gebot vnt ſprach, durch daz erz an den bvchen ſach:
„Ein biſcholf ſolt ein biſtvm han, vnt ſolt div andern elliv lan.
„Deſ ſelben ſolt ein apt pflegen, ſo geviel im der gotes ſegen.
„Ein pfaffe ſolt deheine pfarre haben wan eine.
„Die ſolden miden ſolich gwant, da bi div hohfart wurde erchant.
„Sin ſolten ovch da niht beliben offenlichen bi den wiben.“
Des enwolten ſi im niht volgen, vnt wurden im erbolgen,

Vnt enpfiengenz fvr einen ſpot. ſwie er bewart ſin gebot
Mit der niwen vnt mit der alten ê, ſine wurden im nimmer holt (m)ê.
Do ſi her heim quamen, vnt die pfaffen vernamen,
Waz in der babeſt enbot, do het manger ſinen tot
Alſo gern vernomen; vnt weſten, wie der von chomen,
Mit bezzern eren, danne alſus: ſi ſprachen: „Innocencius
Der iſt ein ſo verworht man, daz ez niht chraft gehaben chan,
Swaz er vber uns gebivtet, wan er daz vnreht trivtet.
Er iſt ein [vn]rehter babeſt niht, man horet an im vnt ſiht
Die gitticheit vnt die hohfart, daz nie ſo grozes niht enwart.“
Noch was der laſter vil, der ich doch niemen (nennen?) niht enwil,
Der ſi in zigen vmbe daz, daz ſi verwurfen deſte baz
Sin gebot vnt ſin meiſterſchaft. gnvge pfaffen hant die chraft,
An hohvart vnt an gvte, an werltlichem mûte,
Daz man ſi nihtes twingen ſol; ſi nement den meiſter niht fur vol,
Si ſint allen meiſtern zeſtarch; ern iſt ſo chreſtich, noch ſo charc,
Der ſi immer des betwinge, daz er ſi von hohfart bringe,
Vnt in vberigez gvt erleide, vnt ſi von wiben ſcheide.
Sit daz niht reht werden chan, daz ein reht chriſtener man
Zwei elich wip zeſamen habe, nv tvn ſi ſich der einen abe,
Vnt behaltent gern daz gebot. div ſelbe (ſelb ê?) vnt der ſelbe got,
Der Chriſten leien den rat vnt daz gebot gigeben hat,
Dern hat einem pfaffen zwei biſtvm niht beſchaffen,
Noch zwo pfarre ode dri. man giht, daz im div chirche ſi
Bevolhen alſo ſere an die himeliſchen ere,
Als er dar umbe antwurte[n welle] got, reht mit dem ſelben gebot
Bevilhet man dem man ſin [elich] wip; er ſol den ewigen lip
Mit der chirchen dienen alſo wol, als ein man mit ſinem wibe ſol.
Ob ich des nimmer gewuge, ez wære doch vngefvge,

Daz man der pfaffen vil ſiht, an den ſolich wunder geſchiht,
Daz ſi pfaffen vnt leien ſint. die leien werdent ovch ſo plint,
Wil manz niht anderz ſchaffen, daz ſi leien vnt pfaffen
Zeivngiſt werdent alſo wol: ſwer ein chirchen lihen ſol,
Daz er die niemen lihet, vnt ir vmbe daz verzihet,
Er habet im den gelt gar, vnt mietet einen pfaffen dar.
Daz iſt danne als vnbillich, ſo daz nv manich pfaffe ſich
Mit leien leben wil began, vnt wil doch pfaffen namen han.
Sit ſi ſo vrilichen lebent, vnt chlein vmb vnſer rede gebent,
Ze ſo ſtarchem gemvͤte hant ſi doch grozze gvͤte,
Sit wir ſin ir geiſtlichiv chint, daz ſi vns ſo rehte holt ſint,
Daz ſi wizzen wellent waz vnſ geſchiht: welle wir mit in zehimel niht,
Si varnt mit vns zeder helle. daz iſt ein gvt geſelle,
Der hin cehelle vert é, danne ſin geſelleſchaft zerge.
Sit ſi vns ſo gern bewarnt, daz ſi mit vnſ zehelle varnt,
E ſi ſich von vns ſundern, des mach vns allo wundern.
Swaz man die pfaffen tvn ſiht, ſit ez vns zedienſte geſchiht,
Sit ſi vns ſo groze ere bernt, daz ſi des ernſtlichen gernt,
Daz ſi vnſern werchen volgent nach, nv ſol vns dar zv weſen gach,
Daz wir in die lere vor tragen, reht als der meiſterloſe wagen,
Der ſich fvr die rinder hat erhaben, vnt zivhet ſi nach im in den graben.

14.

Die Ritter.

Ihren göttlichen Beruf, den Glauben zu beschirmen und Gerechtigkeit zu handhaben, versäumen sie durch Gemeinschaft mit den Gottlosen, zu der Ihrigen und eigenem ewigem Verderben.

Bl. 132, S. a, Sp. 1:

Da ſchuf got ſine riter zvͤ, daz ſi beide ſpat vnt frů
Daz vnreht immer rovben, daz vns von dem gelovben
Chetzer, Juden, noch heiden immer mvgen geſcheiden;
Da ſol der gotes wingart mit ritter hůte ſin bewart:
Nu hant die ritter einen ſit, da velſchent ſi ir hute mite;
Des wirt in als den getan, die ir herren ſchaf liezen gan

In ir herren wingarten, vnt in niht wol bewarten
Sine wimper, als ſi ſolten, dar umbe ſi ſchaden dolten.
Swelch menſch den pfafen entrinnet, daz iſt von rittern geminnet,
Den gebent ſi ſpiſe vnt ander gůt. ſine hant den gwalt niht wol behůt,
Den ſi von gotes gnaden hant, so ſi die zv ir brote lant,
Die ane not vnt fraueliche ir ſele vnt gotes riche
Mit vngetriwen worten hant verworht vnt ſi mit willen vnervorht
Mit vnrehten werchen hant verſchamt, daz iſt wol ein verflůchet ampt.
Leccher vnt verſchamptiv wip die machent mangen guten lip,
Daz er got wirt gar wilde, ſi gebent vil boſe bilde,
Gůte lute ſint ir spot. swelch Chriſten niht ahtet vf got,
Der ſchadet mer denne ein heiden; den ſolten ritter ſcheiden
Von ir gnaden vmbe daz, daz er bevinde deſte baz,
Daz er vil vnreht wære vnt den valſch deſt e verbære:
Nu liebent in die ritter daz leben. ſwem alſo mit in wirt vergeben,
Daz ſi in vercherent vor got hin ze des tivels gebot,
Den muzen ritter gelten. man ſæhe ſi vil ſelten,
Wæren in ritter gehaz. die ritter dienten got baz
An Chriſten die vercheret ſint vnt got vercherent ſiniv chint,
Denne an ſchedelichen heiden. im (in?) begunde vil ſchiere leiden
Ir lip vnt ir valſchez leben, wolden in ritter niht geben,
Daz ſi in ſelben wellent han. von ſwes huſe einem ritter wirt getan
Weder ſchade ode laſter, daz habt er michel vaſter
Ode als vaſte uf dem wirte, durch daz erz niht enirte
Vnt ez alſo gefurdert hat, daz ez von ſinem huſe gat,
Als vf enem der ez tůt. het ez got alſo gůt,
Als ez iglich ritter gern hat, so iſt daz ein grozze miſſetat,
Daz ein wirt einen ſpottær ſattet, vnt des in ſinem huſe ſtattet,

Daz er gotes lop vneret vnt gutiv dinc vercheret.
Swelch wirt in danne trivttet, so erz got miſſebivtet,
Daz habt got vf den wirt, benamen. die ritter mohten ſich des ſchamen,
Daz ſi got niht engebent daz reht, des ſi ſelbe lebent.
Nu merchet, wes ſi ſchuldich ſint: ſwelch ritter hat ein liebez chint,
Horet er daz vaſte ſchelten, daz chunde er wol vergelten:
Sitzet er bi einem ſpil, da er got horet ſchelten vil,
Da chan er ſtille zv gedagen vnt chan daz ſchelten wol vertragen;
Swie hundert tuſent ſtunt me ſines dinges an got ſte:
Danne ez an ſinem chinde tů, der ſitzet ſtille dar zv̊,
Als man im ſinen bart ſcher, ſwie chleine in got laſters wer.
Er hat von got ſwaz er hat; ſol ſin zeiungiſt werden rat,
Daz můz von gotes gnaden weſen. — — — — wer gert ſo hoher eren?
Daz iſlich edel ritter tůt, dem ſtet ſo hohe der mv̊t,
Si habent hie himelriche, vnt gernt doch ernſtliche
Des ewigen himelriches. den eren iſt niht geliches,
Der iſlich edel ritter gert. dar zv ſint ſi wol gewert
Eines herren, der alle tugent hat, der getriwen dienſt wol verſtat,
Daz iſt vnſer herre Jeſus Chriſt. ſwaz dem vnmær vnt vnwert iſt,
Daz enſol im nimmer werden liep, ez ſi róvbære oder diep,
Vnreine wip, vnreine man, da behaltent ſi ir herren an.
Gotes lop vnt gotes chint, da mit gotes ere gemeret ſint,
Daz ſol den rittern wol behagen, da mit mugen ſi beiagen,
Daz ir iſlicher wirt gewert zeivngiſt alles des er gert.
Swelch ritter die guten nidet vnt die boſen ſanfte lidet,
Dem chumt daz vrteil zefrů, dem ſprichet got zeivngiſt zv̊:
„Waz ſolt dir ſwert vnt ſegen? do du mir niht woldeſt pflegen
Der guten vor den boſen.“ ſo wil er ſich erloſen

Vnt giht: „daz ich si niht enmeit vnt si mit minem schaden leit,
Daz tet ich, herre, durch dich, si warn Christen als ich,
Ich lie si vmbe daz vnvertriben, daz si doch bi dem glovben beliben.“
So sprichet vnser herre got: „do si versmahten min gebot
Vnt mir vngehorsam warn vnt elliv div werch verbarn,
Div zv̂ dem glovben gehorten, vnt ie min lop zestorten
Vnt mich fur niht haten vnt mir vil schaden taten
An minen vil lieben chinden, wa bi mohtestv bevinden,
Daz si iender Christen wæren? do si mir dehein ere barn.
Woldestv do mit mir sin genesen vnt woldest min ritter sin gewesen,
Sone hetestv in niht gigeben vnt hetest in daz valsche leben
Geleidet vnt geswæret, so wær ez in gevnmæret,
Vnt wæru zv den pfaffen chomen vnt heten ir buze da genomen,
Vnt wærn gehorsam worden nach Christenlichem orden:
Daz wandestv durch dinen mv̂t; si duhten dich so rehte gv̂t,
Daz du die vf minen schaden ie behielt vnt dich durch mich nie
Gescheiden woltest von in; nv var ovch immer mit in hin.“
So geschiht in, als dem geschach, an dem der herre sinen win rach.
Der rache mohten si wol enbern, wolten si vor dem (den?) fride wern,
Die dem tivel merent siniv chint; wan si des glovben voget sint.

15.

Die Minnesinger,

die ungebeten zu Gaste kommen und um die schönen Frauen bulen, sollte der Mann an Blumen und Gras, Auen, Linden und Wald, Vogelsang und Brunnen verweisen, und Hauszucht handhaben.

Vgl. Minnesinger Th. IV, S. 479. 485.

CLV.

Hie vor do man die nûte schalt, vnt des sumlich wirt sere engalt, Bl. 121, S. a, Sp. 1.

Daz er lie ſin husfrowen die geſte gerne ſchowen,
Do ſi ir triwe vber ſach vnt ir reht vnt ir e zebrach,
Daz hiez hohgemvtiv minne. hete ſumlich wirt die ſinne,
Daz erz mit hůte vnderſtv̊nt, als noch die wiſen gern tv̊nt,
Den begunde man do ſchelten vnt liez in des engelten,
Daz er was ein merchære: daz er tovp vnt blint wære,
Des wunſchte man im lange mit rede vnt mit geſange.
Do ſi alſo toren ſůhten, die des an die frowen gerůhten,
Daz ſi ir triwe verchurn vnt gotes hulde verlurn,
Do chom manic gaſt an die ſtat, da in ein wirt zchuſe bat,
Vnt in zv der frowen ſitzen hiez vnt in churzwile haben liez.
Der wirt gie wider vnt für, fur ſin tor vnt fur ſin tür
Vnt ſchůf da ſwaz er wolde vnt ſwaz er ſchaffen ſolde,
Die wile er ſchuf vmbe den gaſt, daz im da nihtes gebraſt.
Die wile warp er vmbe daz wip, vnt leidet ir des wirtes lip.
Do was ir zweier gerinc iedoch ein ungelichez dinc:
Der wirt ſleiz ſich vil ſere, daz er gemach vnt ere
Sinem gaſte da gefůget: ſo belovc er vnt růget
Den wirt ſo ſere wider ſin wip, daz ſi noch gern(er) ſinen lip
Vil ſchier toten het geſehen, danne im iht baz wære geſchehen.
Sus hůb er an vnt ſprach: „frowe, mir iſt daz vngemach,
Daz ir vnz her an diſe zit der frovden vil geſovmet ſit,
Der ir wol wert wæret; ir habt mich vil beſwæret,
Daz iwer tugent da von zergant, daz ſi der minne niht enhant,
Div billich ſwaimen ſolte in frovden ſwa ſi wolte.
Ir habt leider einen man, der der minne ſvzze niht enchan
Gemachen ſo manichfalt, daz ſich ieſlich tvgent mit gwalt
Zv der frovde alſo geſinde, daz man ſi ſtæte vinde
In der hohe des mv̊tes. ſo ſuze vnt ſo gutes
Des en wart nie niht, noch nimmer tv̊t ſo liep, ſo edel, ſo gůt,
So div hohe tovgen minne; da iſt ſo groze chraft inne,
Daz ſi durch die minne ſtrichet vnt die tugent alle richet.

Si edelt die gebære, ſi vertribet alle ſwære,
Si chan den gedanchen ere geben, ſi tivret den lip vnt daz leben,
Si iſt der ſelden vor lovf, ſi git an frovden guten chovf,
Si læt gedenchen ſwes man wil, vnt git wol vierſtunt als vil,
Si chan den man zieren vnt daz herce furrieren
Mit niwen frovden alle zit; welt ir die (der?) richeit die ſi git
Einen ganzen hort gewinnen, ſo rvchet mich, frowe, minnen.
Ich wil durch ivch wunder began, des ir immer frum mvzet han.
Ich mac niht als ich ſolte gereden vnt als ich wolte;
Ich ſage iv, wa von daz geſchiht: ich enhan der ſtate leider niht.
Des ſaget mir ſchier iwern mv̊t, vnt minnet mich, ez wirt ſo gůt,
Daz ir die zit ſwenne ez ergat fur alle hohzit immer hat.
Irn muget ſus niht lange leben, iv iſt mit iwerm manne vergebn:
Ich mache iv hohgemv̊tiv iar, ich mache iv[ch] lieht vnt chlar
Iwer herce als einer gimmen glaſt, ich mache ivch alles leide(s) gaſt.
Swenne ich nider minne hôhe, iwer tvgent gar geſlôhe,
Da zeige ich iv der ſelden funt vnt mache iv ſolich ſůze chunt,
Div alle ſuze vber ſuzet, div daz herce ſo ſere gruzet,
Daz ez alle ſorgen ſlivhet vnt ſich in die hohe zivhet,
Die div minne bowet vnt ir chint, da ſi immer vnerſtigen ſint.“
Daz affen vnt daz triegen, das chlaffen vnt daz liegen,
Daz næme ein boſe wip fur gůt, vnt ſagt danne ir boſen mv̊t
Ir vngetriwen ratgeben, die ovch nach ſchanden chvnnen leben,
Die chunnen ir daz wol raten, daz ſi ſelbe gerne taten.
Swelch frowe hat einen valſchen lip, div wil bi ir han ein valſchez wip,

Ob ſis immer behalten chan, div iſt der frowen ſalman,
Div creſtiget ſi vnt ſtætet, ſi ſuget ir vnt rætet,
Wie hofſch ir mvter wære, wie ſi tanzen nie verbære,
Si chunde wol frovde machen; ſi ſagt ir von den ſachen,
Da' ſi ir frowen mit betbret: ſwaz ze guten dingen horet,
Des wirt ir munt nimmer lût; des iſt ſi gar ein frowen trvt.
Da wider chan ich wol den rat, der ſolhen dingen wider ſtat:
Swelch ritter hat ein valſchez wip, diu, beidiv, ir ere vnt ir lip
Vnreinet vnt vneret, der ſi von mir geleret,
Alliv wip div bi ir ſint, ſi ſin alt oder chint,
Daz er die ſlahe alle tage, vnt in daz wærlichen ſage,
Si ſin im ane triwe, vnt machen im ſolich riwe,
Daz im lieber wær der tot, danne div groze tæglich not.
So ſprechent ſi ſpat vnt frv̊ ir vrowen weinende zv̊:
„Wir enmvgen niht bi iv geneſen, irn wellet danne rehte weſen;
Unſer herre iſt vns durch ivch gehaz; nv gelernet ovch an vns daz,
Swie ſchier er vns erſlagen hat, daz ez danne vber ivch ſelben gat;
So geſchiht iv, als vns iſt geſchehen; ir mvgt wol horen vnt ſehen,
Er iſt mit dem tivel behaft, nv fvrhtet ſine meiſterſchaft,
Vnt volget vnſerm rate, ode ir furh(t)et in ze ſpate."
So man die ſelben warheit ze allen ziten vor ir ſeit,
Vnt ſi wol horet alle tage vil groze vnfroude vnt chlage
Vnt dehein frovde horet, daz zeſuret vnt zeſtoret
Ir vngetriwen vbermvt, ſwie ungerne ſiz tût,
Daz man in bliwet vor den bern. *) ez muz ovch eine frowen ſwern,
Daz man ir bliwet vor ir wip, daz leidet ir leben unt lip.
Swelch man ſin wip des erlat, daz ſi der vor ir niht enhat,

*) Ihn wie alte Hunde den Bären vortreibt? Vgl. Minneſinger Th. II, S. 371.

Die ir raten ode die ſi leren wider ir triwe ode wider ir eren,
Der ſol ǒch daz gern vnderſtan, daz die werbær zv ir gan,
Die der hoffchære boten ſint vnt dem tivel merent ſinivchint.
Dar nimmer weder wip, noch man mit botſchefte chomen chan,
Dar chumt ein unholde mit ſilber oder mit golde,
Div ſol ein furchovſærinne ſin: gutiv hæftel vnt gvtiv vingerlin
Div treit ſi veile an ir hant, ſi treit riſen vnt chram gwant
Vnt twebel vnt tiſchlachen, damit chan ſi machen
Daz man ſi zv der frowen lat. ſo ſi da ſwaz (ſi) veiles hat
Die lute læzet ſchowen, ſo wirt ſi mit der frowen
Vil tovgenlichen redhaft, vnt wirbet ſolhe botſchaft,
Der der wirt vil gern enbære; — weſt er div rehten mære,
Er wurde dar vmbe zorn var; — ſo git ſi ir einen brief dar,
Den liſet daz vil tumbe wip ſo dicke, vnz daz ſi ir ſelber lip
Einem andern man erworben hat. ez iſt ein groziv meintat,
Dar nach die tivelinne iagent, die ſolhen chovf den frowen tragent,
Ez ſint verræterinne, die der triwoloſen minne
Vil ſugent durch die miete. der die ſelben ſo beſchriete,
Daz ſi niht luſte ze leben, daz læge vil wol vnt eben.
Swelch frowe daz niht hat fur gůt, ob ſi ir man hat wol behůt,
Div eniſt niht der beſten ein. ein vil rehtiv vnt ein vil rein[e]
Div nimt die hůt fur vol, ir tut daz in ir hercen wol,
Daz ſi bezivget mit ir man, daz ſi niemen niht(es) gezihen chan.
Swelch wip wil valſch vermiden, div mac wol hute liden;
Swelch frowe ir eren hůten wil, die enduhte der hůte niht ze vil,
Die ir aldie lute bæren, die in der werlde wæren.
Swelch gaſt daz hat fur hoffcheit, ob einem wirt ein herceleit

Von ſinem hoſſchen libe geſchæhe an ſinem wibe,
Da wider wære ovch daz vil ſleht, tæte der wirt dem gaſte ſin reht
Vnt erzeiget im div mære, wes ſin hoſſchait wert wære:
Swenne er da zetiſche ſæzze vnt gern trunch vnt æzze,
So wære daz vil geſůge, daz man fur in trůge
Edel blůmen, lovp vnt gras, daz ie der hoſſchære vrovde was,
Vnt einen vogel der wol ſunge, vnt einen brunnen der da ſprunge
Vnder einer ſchonen linden, ſo moht er wol bevinden,
Wie grozze frovde ez allez git, da von er ſinget alle zit.
Ern næme niht ein gruz, daz er chumboſt ode gabuz*)
An ſinem ſange nante, ode ſolich vngefuge erchante,
Vnt næm ez danne in den mvnt, daz wære noch boſer tvſent ſtunt:
Man ſolz an blumen cheren. alſo ſolt ein wirt eren
Einen hoſſchen gaſt mit ſpiſe, ſo wurt er ſo wiſe,
Daz er weſte diu mære, waz er wurbe od wer er wær(e).
Chome der gaſt in der friſt, ſo der blumen zit niht eniſt,
So ſolt der wirt ſprechen: „ir welt iwer hoſſcheit brechen,
Daz ir nv ſuchet deheinen wirt die wil man der blůmen enbirt;
Ir ſult niht wan der blůmen leben: di mag iv niemen nu gigeben;
Des ſolt ir nu verborgen ſin, ſam div wol ſingenden vogelin,
Vnt ſult chomen in der zit, diu loup vnt grune gras git.
Ez iſt ein grozziv vnmazze, daz ir ritet ſam diu frazze
In deheinen hof, da chue ſtant vnt div ſwin ir cherren niht lant:
Man ſol den hoſſchær vinden bi dem walde vnt bi der linden,
Da ſolt ein hoſſchær ſtæt ſin, vnt hieze ein chleinez vogelin
Siner frowen ſagen div mære, daz ir niemen holder wære;
Er ſolde ſiner vrowen bi dem walde vnt bi den owen
In dem vogelſange biten; er ſolt niht neiſen riten
In iſlichen chue ſtal. ein ſov vnt ein nahte gal

---

*) Salzkraut, Sauerkraut von Kohlköpfen: Compoſitum — braſſica capitata

Die ſingent vngelichen ſanc. ein hoffchær iſt gar ze chranc,
Der ſin ſelbes ſo vergizzet, daz er einen rinderinen praten izzet:
Ein hoffchær ſolde ſelb ander an einem iungen galander
Ein wochen haben wirtſchaft; hat ſin minne ſo ganze chraft,
Im machet einer lerchen fůz eines grozen hungers wol bůz."
Swelch wirt ſo biderbe wære, daz er einem hoffchære
Siner hoffcheit chunde lonen, des begunde der hoffchær ſchonen
Vnt enſuht in niht an toren ſtal; er wurde der blumen ſo ſat,
Swenners in zeinem male het gigeben, ſwie lange ſie beide ſolten leben,
Daz er ſi da niht mere ſuhte vnt ſines wibes niht enruhte.
Swelch minnær alſo minnet, daz im von minne brinnet
Sin herce in ſinem libe nach eines andern mannes wibe,
Der hat der hitze gar cevil. ſwer im dar zv geben wil
Gůten pfeffer vnt gůten win, ſo mvz in (im?) deſte heizzer ſin:
Swer im wil lengen ſin leben, der ſol im chaltez wazzer geben,
Daz chan der hitze wider ſtan. div ſelbe hitze iſt ſo getan,
Si chumt von dem helle ſiwer vnt von des ubelen tivels ſtivre.
Da ſol ein wirt merchen hi, waz einem hoffchær gut ſi:
Sit im zeheizze doch geſchiht, ſo mere im ſine hitze niht.
Div ſpiſe, da mit er mac geneſen, div ſol in chalter wiſe weſen,
Div die hitze ſo wol entrenne, daz ſi in niht gar verbrenne.

Frauenminne und Gottesminne.

CCIX. (Bl. 154, b, 1.)

Swa grozez ſiwer brinnet, vil liht er meil gewinnet,
Der im zenahen lovfen wil; des han ich gemerchet vil:
Swer ovch wil oft frowen ſehen, ir ſchone vnt ir chleider ſpehen,
Der mac vil liht da beiagen, daz er mac lange chumber tragen.
Chlop, reizel vnt ſtric ſint ir griffe vnt ir plic,
Damit man ſi væhet ane wern. der ſich gern welle nern,

Der flihe ſi, daz iſt min rat. ein angel lovzet vnder ir wat,
Der zvchet herze vnt ſin vnt zvchet ovch di ſele hin.
So mvz man leben in ir gebot, ſus werdent ſi der manne got,
Die in herceli(e)be iehent vnt gotes minne vber ſehent.
Ditz iſt ein zwivaltiger tot, hie iamer vnt dort immer not.
Swem ſolch leben ſuze ſi, der wes in gern vnt ofte bi;
Si machent im div wange bleich vnt lerent in des iamers [ſ]leich.
Ir netze vnt iriv bant ſint minem hereen wol bechant,
Swie ich nv fri vnt ledich var in der frien gotes ſchar,
Der dirre werlt vrovd iſt blint, vnt von ir girde gevreit ſint.
Herregot, des lob ich dich, wan dv haſt erloſt mich;
Min vrovd iſt niwan an dir, du biſt miner vrovden gir,
Din gut iſt vrovden vol, daz haſtv an mir erzeigt wol,
Daz ich niht der werlt chvmber dol, darvmbe ich dich immer loben ſol.

Das liet von dem gemeinen leben, als Eingang (226 Reimpaare) der rede von des tôdes gehügede (Gedächtnis), in der Wiener Handſchrift 3176, S. 165 ff., an deren Ende der geiſtliche Dichter Heinrich ſich und den Abt Erkenfrid Gotte befiehlt, hat in kürzerem Umriſſe und alterthümlicher in den Reimen, eine ähnliche Anlage, wie Strickers Weltſpiegel, und rügt auch die verſchiedenen Stände und Geſchlechter, zuvörderſt die Geiſtlichen, Richter, Ritter, Frauen u. ſ. w.

Rome, aller werlde houpt ſtat,
Div hat ir alten vaters nicht; man vindet da dehæin zu verſicht
Rechtes, noch genaden, wan, wie man dem ſchatze mvge gelagen. — —
Die phaffen die ſint geitic, die gebovr die ſint neidic,
Die chovflivt habent triwen nicht, der weibe chivſche iſt enwicht.
Frowen vnt reiter dine dvrften nimms gefriſten, (gevreiſchen?)
Weder ir leben bezzer ſei, ir vnder tanen wellent weſen frei u. ſ. w.

In der Todesbetrachtung heißt es dann, Z. 607:

Nv ſich, wa ſint ſeiniv mvzige wort, da mit er der frowen hohfart
Lobet vnt ſæile; nv ſich, in wie getaner hæile
Div zunge lige in ſeinem munde, da mit er div trovt liet chunde
Behagenlichen ſingen: nvne mac ſi nicht fvr bringen
Weder wort, noch die ſtimme. — —

Dicht darauf, S. 251, folgt ein ähnliches Gedicht:

Daz bûch heizzet dev warnunge.

Nv vernemet, ſvndære, div iæmerlichen mære,
Wie allez daz ein ende nimt, daz nv der werlde wol gezimt.

Von der Hölle heißt es Z. 263:

Der ſvzze mêt, der lovter wein muz iv da vil tiwer ſein,
Ir mvget mit dehæinen ſinnen ſchôner wip da nicht gewinnen,
Irn zabelt ouch da nicht, wan da niemen wrfel ſicht,
In (wol beſſer Iu) enmachet niemen gût pat, noch dehæin ſchône bette ſtat,
Irn habt willen, noch gedanc vf blumen, noch vf vogel ſanc.

Einem Gaſte wird erboten, Z. 1007:

Ia ſvlt ir ze allen ceiten durch frivde zu mir reiten,
Sei iwer hovs als mein, lat mich ivren frivnt ſein,
Hunde vnde vederſpil, vnd ander chvrzweile vil,
Daz habt mit mir gemæine; frivde dehæine
Wil ich an iv(ch) niezzen, ich lazze mich nicht bedriezzen
Hinze iv dehæiner triwen, ia ſvl wir erniwen
Mit frivden vnſer vrivntſchaft, daz der tivel werde ſchadhaft,
Der vns wolde ſchæiden vnt ein ander læiden.

Nach der Lehre, Z. 1031:

Ivriv wort ſvlt ir beſneiden, linde machen ſo die ſeiden
Vnt als ein hônic ſvzze.

Wolleben ſchildert Z. 1429:

Eine guldeine chrone vf iwer houbet ſchone,
Phelle vnt ſameit, da groz gezierde an leit

Von edelem gestæine, bediv, groz vnt chlæine,
Darzu wnnechlich gesanc vnt svzzes sæitspils chlanc,
Daz machet iv manic tovsent iar ze einer chvrzwile, daz ist war.

denkt an den Bibelspruch: tausend Jahre wie ein Tag. —

Z. 1495 räth:

Hæizzet div buch leren ivriv chint, ob si iv liep sint,
So erchennent si rechtes etwaz, vnt minnent got dester baz.

Eheliche Enthaltsamkeit preiset Z. 1549:

Der bei seinem weibe leit, vnt sei doch meidet manige ceit,
So in der leip twinget, als er mit der gir ringet,
Dem wirt zwæierslaht lon gegeben, wan er hat ein vnsenftez leben.

Anders die Mönche; denn, Z. 1575:

Swer dicche bei dem fivre stat, vnt vnverbrant da von gat,
Der hat sich michel baz behut, denne der, der louc, noch glůt
Niender mac gewinnen: wie sol der enbrinnen?

Dann, Mai- und Sommerwonne, Z. 1837:

Als der mæie an get, ir (der Welt) beschivde vrölichen stet,
Div hæide vil der blůmen hat, der walt mit grvnem loube stat,
Die tage sint clar vnt liecht, maniger hande spil man denne siht,
So gehabt sich allez daz wol, daz vf der erde leben sol.
Daz ist der werlde hohceit, ir gabe si den livten geit,
Si gehæizzet einem langez leben, einem wil si vil gůtes geben,
Einem leihet si gewalt, ze einem herren hat si den gezalt:
Ze iungist wert sis alle mit des todes valle.

Nv greiffen wider an die zeit, da si ez allez inne geit:
Den summer si gezieret hat mit vil schöner blůmen wat,
Maniger hande vogil singent, den livten si vrivde bringent,
Vnt grunet loub vnt gras. swer e dicche trouric was,
Den hæizzet div werlt fro sein, vnt erzæiget im manig blumen schein,
Vnt hæizzet in gedenchen, swes er wil, des gewinne er alles vil . . . . . .

Si schowent blůmen vñ chle vnt wa der walt geloubet ste
Vnt hörent der vogelein sanc; div weil ist in in den chirchen lanc,
Div messe vnfrölich, dem sange ninder geleich,
Daz div nachtigal hat, mit schöner blumen wat,
Si gent schowen in daz holtz, der summer wnne sint si stoltz,
Da div lilie bei der rosen stat: der ez allez geschaffen hat,
Des frivt sich ir dehæine, si lobent in vil chlæine
Vnt tunt sein dehæin war: wie die blumen sint gevar,
Daz wellent si betrachten, zegot lvtzel achten.
Des gelonet er in vil wol, als ez allez ende nemen sol.

Denn es folgt Herbst und Winter. Gleichwol singt man, Z. 2019:

Wol dir, frowe sunne! du bist al der werlt wunne. (Germ. I, 32)
Sælic sei div nachtigal vnt ir svzzen sanges schal!
Wille chomen sol div hæide sein vnt aller ir blumen schein.
Daz werch höre ich grvzzen mit worten vil svzzen:
Den werch mæister man svs lat, der ez allez gemachet hat;
Den grvzzet ir vndare, vnt lebet mit frůmder gebare.

So kömmt aber das Alter, Z. 2341:

Der mvnt ist iv swære, tantz ist iv vmmære,
Singens iv verdrivzzet, wan iv daz houbet tivzzet
Von gesvchte als ein herhorn, iv ist der frivden schal zorn,
Wan si iv danne slivhet, zu der ivgent si sich zivhet.

Abgöttische Minne des Frühlings, Z. 2395:

Einer ambetet daz vogel sanc vnt die liechten tage lanc,
Darzů blumen vnt gras, daz ie des vihes speise was,
Div rinder vrezzent den got, er ist der törischen öhsen spot.
Daz ist nv der werlt leben, der helle habent si sich ergeben.

Weiterhin, Z. 2481:

Blumen vnt vogil sanc betwinget niemens gedanc
Ze dehæiner vngvte; nicht minne ez in seinem gemvte,
Laz im summer als den winter sein, sne als blumen schein,
Einez als daz ander wesen: man sol sein doch imm' nicht genesen.

Endlich, Z. 2799:

Welt ir als ein spil man, der vergebene ie gut gewan,
In daz gotes reiche gen, ir mvzzet vor dem tor sten.

Das Ende dieses über 4000 Zeilen langen Gedichtes fehlt. Zu bemerken ist in der sehr alten Handschrift noch der Gebrauch des ei für i, æi für ei, au und ou für ů, weniger eu für iu: die unser Hochdeutsch zunächst vorbildende Eigenheit, vornämlich Oesterreichischer und angränzender Rede und Dichter, welche sich sogar schon im Gothischen wiederfindet, wie noch im Niederländischen und Englischen, obgleich hier, in Betreff des ei für i auch nur i (Niederländisch ij) geschrieben wird.

Die Haselblumen.
Stricker. CCI.
(Bl. 151, a, 1.)

Ich chom in einſ maien zit, ſo div wiſe gern lit
Mit blvmen vmbe vangen, vf ein heide gegangen,
Div was von blvmen wol gevar; nv nam ich ir aller gewar,
Welhiv mir dar zv tohte, daz ich ſi brechen mohte
Vnt bringen miner frowen. als ich do gie ſchowen,
Do ſach ich haſel blvmen ſtan, die ſint vil nah gelich getan
Alſo die ſiole ſint; des wanes was ich gar ein chint,
Der ovch mir vil ſere lovch; der blvmen ſchone mich betrovch,
Daz ich ſi fvr ſiole brach. alſo mir daz do geſchach,
Vnt ich ſi miner frowen trvch, do dvlte ich ſpotes gnvch;
Si iach, dar an wære ſchin, ich mohte wol ein tore ſin.
Min ſin dvhte ſi niht gv̊t, daz ich diſe vnedel blvt
Vur edeln ſiol het erſehen. des wær vnrehte mir geſchehen,
Hete ich mich e bedaht, e ich ſi zehove het braht,
Daz alle blvmen wait varwe niht ſiol ſint begarwe,
Noch alle blvmen roſen var daz die niht ſint roſen gar.
Het mich des niht betragt, ich en het ez die gevragt,
Die ſich vnder in beiden ze rehte chvnnen beſcheiden
An varwe vnt an edelcheit, ſo wære mir niht geſchehen leit.
Nv enlat ir iv dvrch gahez ſehen ſolhe vngewizenheit niht geſchehen.

Ob ſi iſt gvtem wibe geliche, weder gvt noch ſinne riche,
Wizzet, ſo gelichet ſi ſich der haſel blvmen, die ich
Fvr den edeln fiol brach; vnt geſchiht ovch iv, als mir geſchach,
Wan ir verlieſet fvr war gv̊ten gedingen vnt iwer iar
Vnt alle die arbeit, die ir an ſi habt geleit.

16.

Aberglaube

von den Unholden, ihrem Hexenritt und Herzausſchneiden: bewährt durch die böſen Rathgeber der Fürſten.

CCX.

(Bl. 154, b, 2.)

Ich bin geweſen ze Portigal vnt ze Dolet ſvnder twal,
Mir iſt chvnt Kalatra daz lant, da man die beſten meiſter vant,
Ze Choln vnt ze Paris da ſint di pfaffen harte wis,
Di peſten vor allen richen: dar fur ich wærlichen
Niwan durch div mære, waz ein vnholde wære.
Daz gehort ich nie geleſen, waz ein vnholde mvge weſen;
Daz ein wib ein chalb rit, daz wæren wunderliche ſit,
Ode rit vf einer dehſen, ode vf einem hvſpeſem
Nach ſalze ze Halle fure; ob des al div werlt ſwure,
Doch wolde ich ſin nimmer geiehen, ich enhet ez mit minen ovgen geſehen;
Wand ſo wurde vns nimmer tiwer daz ſalz von dem vngehivre.
Ob ein wip einen oven ſtap vber ſchrit vnt den gegen Halle rit
Vber berge vnt vber tal, daz ſi tæte deheinen val,
Daz gelovbe ich niht, ſwer daz ſeit, vnt iſt ein verlorniv arbeit;
Vnt daz ein wip ein ſib tribe ſvnder vleiſch vnt ſunder libe,
Da niht inne wære, daz ſint allez gelogniv mære;
Daz ein wip ein man vber ſchrit unt im ſin herze vz ſnit,
Wie zæme daz einem wibe, daz ſi ein herze ſnit uz einem libe

Vnt ſtieze dar in ſtro! wie mohter leben ode werden fro?
Ein menſch mvz ein herce haben, ez hab ſaf od ſi beſchaben. —
Ich wil iv ſagen ze mær, waz ſin rehte vnholdær:
Daz ſint der herren ratgeben, di ir ere furdern ſolden vnt eben,
Di ſitzent in zv̊ den oren vnt machent ſi zetoren,
Si niezent ir erbe vnt ir lant vnt lazent och ſi zehant
Scheiden von eren vnt von gv̊te, von vrovden vnt von hohem mv̊te.
Ditz iſt ein warez mære, diſelben vnholdære
Di ſovgent vz herce vnt blv̊t, daz vil mangem herren ſchaden tv̊t.

17.

Lügenmäre.

CLXXXI.

(Bl. 145, a, 1.)

Es iſt der lvgenære ſo rehte lvgebære,
Daz er livget alle zit vnt daz im lvge wol ergit,
Er livget naht, er livget tac, er livget ſwaz er gelivgen mac,
Er livget ſinen vater an, ſiner mv̊ter livget er ſam,
Er livget ſiner ſweſter; div lvge iſt dannoch veſter,
Die er ſinem brv̊der tv̊t; des ſtet zelvgen gar ſin mv̊t;
Er livget her, er livget dar, er livget ſtille vnt offenbar;
Alſo livget er dvrch daz iar, daz man wirt ſiner lvge gwar.
E daz er niht enliege, er lvge ê, daz ein ſtiege
In den himel reihte; er lvge, daz ein mvcke ſeihte,
Ez tribe wol vier mvl rat. livgens wirt er nimmer ſat,
Livgens chan er ein her, er livget, daz daz mer
Vz trvnche ein ameiz; vnt livget, daz er einen ſcheiz,
Einen ſo grozzen liezze, der einen berc nider ſtiezze.
Im iſt ſo rehte wol mit lvgen, er lvge ê, daz die berge flugen
Noch ſneller denne die valchen. er chan vil gewalchen

Rehte als ein lvge viltz; er livget, daz einer ſivren miltz
Si grozzer denne ein hvſen. er livget: mit den mvſen
Vieng er einen wal viſch, vnt leit den vf ſinen lvge tiſch,
Den lovg er drie raſte lanch. ſit im an der lvge gelanch,
So chan er livgens harte vil, ſo mag er livgen ſwaz er wil;
Dennoch livget er offenbære, daz er vierzec movrære
Fv̊rte in einer nvzze (ſc)hal — ſolher lvge chan er ſchal —
Vnz en mitten vf daz mer, da hiez er mvren, dvrch wer,
Zwene tv̊rne vf ein linden blat; der lvgnære mit ſlizze bat,
Daz die ſteine wæren mærmel rot, ob der lvgnære chôme in dehein not,
Daz er ſich darvffe nern ſolte, ob im iemen ſchaden wolte.
Der ſelbe lvge wiſe der livget, daz er vz yſe
Ein gv̊t ſiwer mache, vnt livget, daz ez chrache,
Als ein praſtelvnder wit. da iſt der lvge genv̊c mit,
Der ſelbe lvge wæhe der livget, daz er ſæhe
Vf den wolchen varn einen ſliten mit ſo ſnellechlichen ſiten
Div geliche als er ſlvge; er love, daz ein eſel zvge
Vnt vf dem ſelben ſliten reit ſiben frowen wol gechleit,
Die fv̊rten alle chrone; do lieſen neben in ſchone
Zwelf garzvnè die blieſen bvſvnè,
Die horte man lúte hellen; gvldiner ſchellen
Der hiench gnv̊c an dem ſliten; darnach tvſent ritter riten
Mit als manigem ſovme; der lvgenære nam des govme,
Daz ſi nach dem ſelben ſliten allez vf den wolchen riten
Vnt wolten damit vber mer. alſo livget er ane wer.
Er livget, er ſæhe vf einer wiſe, daz ein getwerch vnt ein riſe
Die rvngen einen halben tac, da nam das getwerc einen ſac,
Da ſtiez ez den riſen in, vnt livget, ez lieſe damit hin
Siben lange raſte vnt bant in zeinem aſte
Vf einen bovm wol tvſent chlafter hoch; daz getwerc damit dan zoch,
Vnt lie den riſen hangen: da was div lvge ergangen.

Er livget, er fæhe vf einem wafen ftriten einen wilden hafen.

Hiemit bricht diese Dichtung leider ab, und sind 3¼ Spalte leer, zur Ergänzung. Ich laße hier dafür das Wachtelmäre folgen, welches ich zuerst aus M. Schottky's Abschrift der Wiener Hdſ. 119 (Ambr. 418) an W. Wackernagel mittheilte, worauf es einigemal gedruckt ist. Es fehlt in der Heidelberger Sammlung, steht aber zum Theil in der Coloczaer Abschrift derselben CXXIV. Ditz ift mere von zwelf wachteln gar feltfene. 144 Z.

(45.) Hie hebt fich an daz puch von den wachteln.
(Bl. 141.)

Hie vor in alten zeiten, An ainer haber leiten,
In aim hültzein land(e), Auf aim ftröbeim fand(de),
Saz ain reicher ezzeich krug, Dez muter ain peren truk,
Hintz er ains ochfen gnas, Der gwaltig efel waz,
An dem kumpoft perg Puttern auz twerg
Span er manigen tak. — Ain wachtel in fak!

Des muter hiez Otte, Ain tefch als ain rotte
Trug fi an der feiten, Daz pei den felben zeiten
Solhs vbr mer nit waz komen; Si het ain turnay gnomen
Gen dem künig von Nindert da, Vnder des augen vnt anderswa
Waz fi mit gutem pafte Getzawnet alfo vafte,
Irs leib(es) fi gar fchon plak. — Zwo wacht[l]eln in den fak!

Do ritens vnd kamen Gen mimmerdum namen, (vgl. S. 221.)
Daz ift ain halb mentags gelegen, Da faz ain junger ftoltzer degen
Gedret fchon auz kleyen Recht als ain . . . .
Waz er vnder augen gefchaffen, mit aim loter phaffen
Waz er der minn verfprochen, Daz er in sechs wochen
Dar nah ains kalbs gnas; Den krebs traib er ans graz,
Daz er den fwalben plak. — Drey wahteln in den fak!

Daz land ift durh frid An himl gepunten mit wid,
Daz im niemen mak gefchaden, Die hawfer fint gedekt mit fladen,
Gezawnt wol mit würften; Wem da peginnet dürften,

Dem geit man ze getrank Den ritten vnder ſein dank,
Daz fieber mag in nicht verlan, Dar zu muz er div ſucht han.
Er trinkt ach vnd we, Daz in gedürſt nim̄er me
Vnd fürpaz nicht ezzen mac. — Fier wahteln in den ſak!

Daz lant haizzt Gugelmürre, Da iſt div waid alſo dürre,
Daz div gans get gepraten Vnd tret vil wol beraten
Daz mezzer in dem ſnabl, Den pheffer in dem zagl;
Da iſt daz lant alz gſunt, Daz gepraten in den munt
Fliegent da die ſwalben. Raẅzzen, noch Falben
Habent nicht ſo reichen hak. — Fünf wahteln in ſak!

Mit lidrein glokken Muz man ze kirhen loken,
Si hangnt alſo hoh, Daz man ſei laẅt mit ſtro,
Mit aim fuchs zagel; Si hang(en)t an dem nagl,
Daz iſt ain eis zephe, Vnt klingt als ain hephe;
Da iſt albeg veyr tak. — Sechs wahteln in ſak!

Die hund ſint mit muz behut, Da ſint kirhtür(ne) gut
Gemawrt auz puttern, gotwaiz, Vnd ſcheint div ſunn alz haiz,
Daz ſchat im vmb ain har. Ain aichen phaff, daz iſt war,
Ain puchein meſſe ſinget; Wer da ze opfer dring(e)t,
Der antlaz im geben wirt, Daz im der rukk ſwirt,
Den ſegen man mit kolben gab. Zehant hub ich mih her ab,
Von dem antlaz ich erſrack. — Siben wahteln in ſack!

Do man ezzens het gedaht, Da wart ſchier dar praht
Von penken vnd von ſideln, Von rotten vnd von fideln,
Als man ze tiſch ſitzen ſol, Da trug man dar berait wol
Stemph vnd flegel, Kerweſen vnd ſlegl,
In maniger hand weiſe; Sulher laẏ ſpeiſe
Fand ich nie ſo reichen ſmak. — Aht wahteln in ſak!

Ie gab man im ze weib(e), Seim ſtoltzen leib(e),
Ain alts ſatl gſchirr(e), Daz lief ſo wol irr(e),
Daz im pei der ſtund(e) Niemen gefolgen kund(e),
Wan ain alts pok ſuter, Daz het mit des tiefels muter
Gelawffen her die wett(e). Do trug man ſei ze pett(e)
Für div purg in daz hak. — Neẅn wahteln in ſak!

Si gewunnen ze kind(e) Ain liebleich gſind(e),
Si heten mit anander Den wunderleichen Allexander
Vnd den kaiſer Ermentreich Vnd daz twerk Edereich, *)
Ain dreihawptigen turſen, Ain newſliffen kurſen
Vnd ain me(r)drein hamme, Die gab man do ze amme,
Div gwan manigen ſnarak. — Zehen wahteln in ſak!

Ez wuchſen die kind(e)r In aim iar geſwinder,
Den andrew in zehen wochen. Des küngs Niden offen
Stewf kneht man im ze weib pot. Drithalben kez vnd ain lot
Satzt man ze after wett(e); Wer nu geſallt hett(e),
Der möcht mit im reiten dar; Da wart verzert an der ſchar
Prots wol ain halb wak. — Ainlif wahteln in ſak!

Nu kom̄, ir ſpil law̃t, Slaht in die hunds haw̃t,
Smirbt die roſſ zegl. Schaffet, daz die negl,
Dar inne alle rüren, Richt zu den ſnüren
Die taterman, vnt weſet ſtoltz. Plater, pheiffer durhs holtz,
Hoſſelt, gempelt, fridelt, Geigent, herphent, fidelt,
Da wirt ew ain avf den nak. — Zwelf wahteln in ſak!

Auch köment, kurtz vnd lank, Ainer krump, der ander hank,
Der gekruket, der geſteltzet, Der auf ſcheml waz gepeltzt,
Dar kom manig muter kint, Der an aim augen waz plint,
Der ander nichſnit geſah, Vnder aim zawn waz ir gmah,
Wer dar icht pracht, daz azz er, Pach, prun̄en vnd wazzer
Trunken ſi für ſchafernak. — Dreizehen wahteln in ſak!

Hie komens auf ain ſewrein velt, Da giengen ſiſch wol enzelt
Auf ainer apfalter Wol zwo vnd dreizzig molter
Der ſchonſten haken puchen, Von tahen vnd von ruchen
Sutens ain wahtel prey; Ain ſwein leber lag da pey,
Der waz so faizt, auz des zagl Wart der peſt antwerh nagl,

*) Meint wol Elbereich, Alberich.

Der drithalb zentner wak. — Fierzehen wahteln in ſak!

In ainem nuzpawm ſi kamen, Si begunden der kriehen ramen,
Der ophel ſi nicht funden; Die möreih waren verſwunden,
Si begunden ruben graben, Vnd ſahen dort her traben
Ain, des div hawt waz, Im waz laid vmb daz graz,
Er ſprach: „lat ewr krebſn ſein, Der flachs iſt aller mein.
Heb auf vnd trak.“ — Fünfzehen wahteln in ſak!

Nu flugen ſi gen Hoẏ, Do kroch dort her von Troẏ
Der ſchönſt falk lidrein, Ain tawb vnd ain enſpin,
Ain hamer vnd ain kra, Ain wammes vnd ain pha,
Die ſprungen v̇br ain turen, Do ſi den Juden hut verluren
Vnd ſpilten mit dem gens kragen. Daz hort ich ain maiſen ſagen.
Aus praten ainer ſeiden ſpan, Den tet ſein muter in den pan,
Si ſprah: „nu lig vnd nak.“ — Sechzehen wahteln in ſak!

Geflogen kom ain regen wurm, Der hub den aller gröſten ſturm
Mit aim igel, der waz ploz. Herr Dietreich von Pern ſchoz
Durch ain alten newn wagen Herr Hildeprant durchn kragen,
Herr Ekk durh den ſchüzzel kreben; Chriemhilt verloz da ir leben;
Daz plut gen Maintz ran, Herr Vaſolt kawn entran,
Des leibs er ſich verwak. — Sibentzehen wahteln in ſak!

Als do der ſtreit nicht end nam, Ain mülſtain v̇br mer ſwam
Zu dem wurm vnd zu dem igl, Er pracht mit im zwen ſtrigl
Vnd ain künen plaſpalk, Der im alls ſein vihe malk,
Der verwundot ain ſtamph, Da von ſich ain ſnek ramph
Von dan̄en v̇br tawſent meil, Er kom dar mit eil,
Vnd ſaht, daz der harnaſch ſein Wart ain gleſein vingerlein,
Vnd paiz im ab den nak. — Achtzehen wachteln in ſak!

18.

Der Ritterzopf.

Stricker CCII.

(Bl. 151, a, Sp. 2.)

Vnſvge hat vns die werlt behert: ſwas dinges man dem manne wert,
Dar nah wirt im liht not, er wænt, ez ſi ſin tot,
So ez im ſo ſtarch wirt verboten, ſo man deſ mannes beginnet ſpoten
Vnder div ovgen vnt in den mvnt, wil er denne zvrnen ſa zeſtvnt,
Vnt læidichlich gebaren, ſo wizet, ſin mvz var(e)n
Ein igliche man deſte me. weilen was ein ſitte e,
E daz div vngeſvcheit ſo gar den livten an geſtreit,
Als ſi nv hat in diſen tagen; da von wil ich ein biſpel ſagen.
Hie vor do zierten die man ir lip mii zopſn ſam nv div wip:
Solhez ſites nv niemen gert. do warn die chalwen vil vnwert;
Dvrh einen glinphelichen nvtz gedaht man der almvtz.
Nv ſvlt ir merchen minen zal: in den ziten was ein ritter chal,
Der warp vz der ahte vmbe frowen har ſwa er mahte,
Vnt ſvrrirth mit har ein hvbelin, mit nadeln wart daz geneit dar in;
Da mit zirt er ſich ſin zit. er reit vil ſchoniv ravit,
Vnt furt vil ſchone gewant. nv chom er in dehein lant,
Div livte die iahen ſvr war[e], er het ein wol ſtendez har.
Eins tageſ ſvgt div vnſælicheit, daz er einen bvhvrt reit;
Da vart er der weiten: iedoch mvſe er riten
Von geſchihte an ein enge, da wart ein ſchilt gedrenge,
Er enthilt ſich an ſinen danch, vnz im daz hovbel abe ſwanch,
Daz ime daz hovp(t) bloz beleip. daz livte vil grozen ſchimpf treip,
Si wuſten vnt ſchrirn in an. ir ſvlt gelovben an wan,
Der riter het groze chlage, daz er an dem ſelben tage

Ze ſolhem geſpotte ie vf geſtvnt; doch tet er ſam die weiſen tvnt:
Er begvnde vaſte ſchallen mit den andern allen,
Daz von ſiner vrovden wart ein ſchimpf, — ez wære anders geweſen ein vngelimpf —
Da mit vergazen ſi ſein. ez iſt ovch noch gvt ſchein,
Daz er niht iſt ein vngefvge man, der ſchimpf wol vertragen chan.

v. d. Hagen.



XI.

Deutsche Sprache im neuen Deutschland.

1. Die beiden Versammlungen.

Die Versammlungen zu Frankfurt und Berlin sind ins Leben getreten. Sie haben noch keine Namen. Man hat verschiedene Vorschläge gemacht. — Zu einem guten deutschen Namen gehört, daß er a) treffend seinen Gegenstand bezeichnet; b) kurz und klangvoll ist; c) daß er deutsch ist. —

Die beiden Versammlungen haben die Aufgabe, für die Staatsform Deutschlands und Preußens Grundgesetze zu geben. Man hat sie deshalb 1) „constituirende Versammlung," oder, da sie die Gesammtheit des Volks vertreten, „constituirende National-Versammlung" nennen wollen. Hierbei misfällt zunächst das unfreie Anschließen an französische Erscheinungen. Dann misfällt das doppelte Fremdwort. Drittens ist die Länge der aus drei Wörtern bestehenden Bezeichnung lästig. — Dies Lästige des Ausdrucks hat veranlaßt, daß man 2) bloß „National-Versamlung" vorgeschlagen hat, und zwar die Frankfurter von der Berliner dadurch unterschieden, daß jene als „Deutsche N.-V.," diese als „Preußische N.-V." bezeichnet werden sollte. Das Störende des einen Fremdwortes ist geblieben, die Namen sind noch sehr lang. — 3) „Parlament." Der Vorschlag ist wieder aus Nachahmung fremder Verhältnisse entsprungen, das Wort selbst ein Fremdwort. Zudem sind hierbei unpassende fremde Verhältnisse als Vorbild gewählt, da das englische Parlament die regelmäßig wiederkehrende Versammlung der Vertreter des englischen Volks

ist, nicht aber eine Versammlung, die für den englischen Staat ein Staatsgrundgesetz zu Stande bringen soll. — 4) Die „Versammlung der Volksrepräsentanten (Deutschlands, Preußens)." Die Bezeichnung ist unverhältnismäßig lang und schleppend, hat ein ganz unnöthiges Fremdwort und bezeichnet den Zweck der Versammlung durchaus nicht scharf und bestimmt. — 5) Die preußische Regierung bedient sich amtlich der Bezeichnung „Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung." Diese Bezeichnung übertrifft an Breite alle anderen und ist für den gewöhnlichen Gedankenaustausch ganz unbrauchbar. — 6) Die auch vorgeschlagenen „Reichstag" und „Landtag" sind zwar sehr empfehlenswerth durch treffende Kürze, so wie durch ihre echt deutsche Natur, aber sie werden wol aufzusparen sein für die in Zukunft regelmäßig wiederkehrenden deutschen und preußischen Versammlungen, in denen die Grundgesetze des Staats von den Vertretern des Volkes nicht erst sollen festgestellt werden. — Es führen diese beiden Ausdrücke aber auf einen sehr brauchbaren Namen hin. Zunächst müßte der schöne, kurze, bezeichnende Ausdruck „Tag" daraus gerettet werden und an die Stelle des breiten, unkräftigen und bedeutungslosen „Versammlung" treten. Da nun die Aufgabe dieser berufenen Tage ist, nach den Wünschen des Volkes die Formen des Staats umzugestalten und festzustellen, so scheint es ganz angemessen, dieselben als „Staatstage" zu bezeichnen, oder, da man Deutschland noch nicht als einen einzigen Staat (Bundesstaat) ansehen kann, die Einheit des deutschen Volkes aber unbestreitbar ist, die gegenwärtige Versammlung zu Frankfurt als den **„Deutschen Volkstag,"** die Versammlung zu Berlin aber als den **„Preußischen Staatstag"** zu bezeichnen.

---

2. Benennungen in der Bürgerwehr.

Der deutsche Sinn ist jetzo darauf gerichtet, auch die deutsche Sprache wieder zu Ehren zu bringen. Wer in öffentlicher Versammlung spricht, muß der fremden Ausdrücke sich möglichst enthalten, wenn er ein geneigtes Ohr bei seinen Zuhörern haben will.

Wir haben eine Bürgerwehr und keine Nationalgarde uns errungen. In dieser Bürgerwehr gibt es Führer, Zugfüh-

rer, Rottenführer, nicht aber Unterofficiere, Premier-Lieutenants, Seconde-Lieutenants.

Aber es gibt noch Majore, es gibt ferner noch Sectionen, Compagnien und Bataillone in unserer deutschen Bürgerwehr. Diese müssen auch schwinden. Die Sectionen seien „Mannschaften" oder „Schichten." Die Compagnie sei ein „Schwarm," oder eine „Schaar," oder ein „Fähnlein," oder ein „Geschwader," oder eine „Mannei." *) Das Bataillon sei eine „Fahne" oder ein „Banner." Der Major sei ein „Oberer," oder „Obmann," oder „Fahnenherr (Fahner)," oder „Bannerherr," welchen letzten Ausdruck man in Köln, wie ich höre, bei der Bürgerwehr wirklich schon eingeführt hat.

Die deutsche Sprache ist reich, es gibt vielleicht noch zahlreiche bessere und zweckmäßigere Ausdrücke für die vorgeschlagenen. Nur säume man nicht, damit die alten Fremdnamen in den neuen Formen sich nicht einnisten.

Man lasse sich auch nicht zurückschrecken durch das Ungewohnte des Klanges in dem einen oder dem andern Worte. Auch die Ausdrücke Führer, Rottenführer rc., statt Officier rc. klangen zuerst auffallend.

Berlin im Mai 1848.

Dr. R. Holzapfel.

---

*) Warum nicht „Hauptmannschaft"? da „Hauptmann" schon früher durch Königlichen Befehl im Kriegsheere, und nun auch in der Bürgerwehr für Capitaine gilt. v. d. H.

XII.

Goethe.

1. Faust.

Die alte gereimte Bearbeitung des ältesten Volksbuchs vom Dr. Faust ist in Germania VII, 410*) aus Nyerups Mittheilung beschrieben. Seitdem habe ich das einzige alte Buch der Suhmschen Sammlung von Kopenhagen zur Einsicht erhalten, und daraus Folgendes nachzutragen. Auf dem ersten Blatte steht, das Unterstrichene roth: „Ein warhaffte vnd erschröckliche Geschicht; Von D. Johan Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer vnd Schwartzkünstler, wie er sich dem Teuffel mit Leib vnd Seel, auf 24 jar lang mit seinem eigen Blut verschrieben, Was er hier zwischen für ein Gottloß Epicurisch leben geführt, vnd was für seltzame Abenthewer er getrieben, biß er endtlich von dem Teuffel nach verlauffener zeit jämmerlich vmb gebracht vnd hingefürt worden.

Allen Gottlosen, Vbermütigen, vnnd Fürwitzigen Menschen zu einem erschröcklichen exempel vnd trewhertzigen warnung an tag geben, vnd auß dem vorigen getruckten teutschen exemplar in reymen verfasset. 1 Petri 5. Seyt nüchtern vnd wachet, denn ewer Widersacher der teuffel gehet vmbher wie ein brüllender Löwe, vnd sucht welchen er verschlinge, rc. Anno M. D. LXXXVII."

---

*) Der ebd. 409 erwähnte älteste Druck ist von Ascher in das Brittische Museum übergegangen.

In der Vorrede (ein Bogen ohne Seitenzahl) heißt es in Bezug auf die „erschröcklichen Exempla": „Vnter welchen Historien zwar diese gegenwärtige, von D. Fausto, (welche er bey seinem leben selber auffgeschrieben, vnnd nach seinem erschröcklichem end, hinter jhm verlassen hat) nicht die geringeste vnd schlechste, als die niemands nütz, vnd zu verwerffen, sonder ein solche Historí vnd geschicht ist, die menniglichen, zufördcrst aber die Gottlose vnd verruchte menschen, so sich aller Edlen geschöpff vnd Creaturen Gottes, durch jr Gottloß wesen verzigen haben, widerumb auff den rechten weg, vnd warer erkanntnuß Gottes reitzen, vnd veruhrsachen solte. Darumb dann auch jetzt ermelte Histori, welche vor einem halben jar in truck außgangen, erzelter vrsach halben, noch mehr zu diuulgieren, vnd an tag zu geben ist fürgenommen worden. Damit sie aber dem Christlichen Leser desto lustiger vnd anmutiger, vnd kurtzweiliger zu lesen sey, ist dieselbige durch einen guten freundt, in Deutsche verß oder Reymen verfasset (dann zweifselsohn dieser stylus von menniglichen mehr gelobet wird)."

Der Anfang lautet:

„Es ist der Doctor Faustus nun
Gewesen eines bawren Sun
Zu Rodt bey Weimar bürtig her,
Zu Wittemberg so hat auch er
Ein freundschafft groß, mit erbarkeit
Sein Eltern warn Christliche Leut
Ein Vätter hett er auch zugleich
Seßhafft zu Wittemberg, vnd reich."

S. 14 sagt der Höllengeist zu Faust:

„Wiltu nit,
So hats doch kein bitt?
Hats dann kein bitt?
So mustu mit,
Helt man dich so weist es nit,
Dannoch mustu mit,
Da hilfft kein bitt,
Du bist nicht quit,
Sag ich hiemit,
Dein verzweiffelt hertz,
Hat dies verschertzt

Vnd gantz verschütt,
Drumb mustu mit
Darauff sagt **Faustus** diese wort:" ff.

Solche Schlagreime kehren öfter wieder, zum Theil aus dem Prosabuche.

S. 25. „Ein feiner Verß vnd Reim, wider
die verstockung vnd vermessenheit
D. Fausti.

Wer sein lust setzt auff vbermut,
Vnd drinnen sucht viel frewd vnd mut,
Vnd alles dem Teuffel nachthut,
Versetzet jm drauff leib vnd blut,
Der macht jm selbs ein eigne ruht,
Kompt endtlich, vmb seel leib vnd gut.

Item.

Wer nur das zeitlich hier betracht,
Vnd auff das ewig hat kein acht,
Ergibt sichm Teuffel tag vnd nacht,
Der hab auff seine seel wol acht,
Dann nach dem großen stoltz vnd pracht,
So mans zu viel vnd zgrob hat gmacht,
Vnd ist nicht mehr zur buß bedacht,
Als dann das gwissen aufferwacht,
Die seel wirt ins verderben bracht,
Der Teuffel allein darzu lacht.

Item.

Wer sich vor nit thut wol besinnen,
Wer sich von fewr lest willig brinnen,
Wer sich gern stürtzt ind tieffe klingn,
Wer viel dem wollust thut nachhengn,
Wer sich thut vnterd Teuffel mengen,
Wer selb thut in ein brunnen springen,
Demselben wirt nit gelingn
Er wirt geschwecht,
Vnd gschicht jm recht,
Wann er schon nicht mehr kan entrinnen.

Item.

Wer alle zeit

Nur ist bereit
Mit lust vnd frewd
Zur vermessenheit,
Mit trew vnd eid
Auß leichtfertigkeit,
Von Gott abscheid
Dem wirt es leid
Vnd bleibt des Teuffels in ewigkeit."

Uebrigens sind es die gewöhnlichen 8 — 9sylbigen Reimpaare. In vier Büchern, doch ohne Kapitelzählung, im 3. Buch die einzelnen Abenteuer von 1 — XXVI. Zu den nach Nyerup daraus mitgetheilten Stellen und Sprüchen (S. 4. 17. 186. 260—64) bemerke ich nur, daß richtig „gleist" für „gleicht" (S. 261) steht.

Ende, S. 288:

„Das wunsche ich von hertzen grund,
Mir, vnd vns alln zu dieser stund,
Das wir mit Christo allzugleich,
Erlangn das ewig Himmelreich,
AMEN.
Ende dieser Historien.
M. I. M. G. F. S. G. S.
Vollendet den 7. Januarij,
im 1588. Jar."

Drauf 4 Bl. „Register" und Druckeranzeige: „Getruckt Tübingen, bey Alexander Hock, im Jar M.DLXXXVIII."

Obgleich dieses Buch selber wiederholt, daß es zum abschreckenden Beispiele dienen solle, kam der Drucker doch deshalb in Untersuchung und Strafe. Bei der Visitation der Universität Tübingen durch herzogliche Commissarien am 15. April 1588 wird unter den dem Senate vorgetragenen Beschwerden zuletzt auch angeführt: „p. p. historiam Fausti. Hock Buchdrucker hab auch mißhandelt, soll gebürlich Einsehens mit gebührender straff vollnfaren Inn gegen den Authoribus und daß selbig on vmgestell und onachlessig vnd die weil er arm vnd der seckel nit leiden mag sol Jme nit schaden daß er 2 tag incarceriert werde, und mochte er mer strefflich gerickt werden." Der Senat beschloß hierauf: „Hockium wölle man sambt denen authores so historiam Fausti einsetzen und darnach einen guten Wiltz geben." Die Gefängnisstrafe

war also noch mit einem Denkzettel verbunden; denn „gerickt" ist „gereckt" das von Leibesstrafe gebraucht wird; und „Wiltz" meint „Filz," d. i. derber Verweis. — Diese übrigens etwas undeutliche Urkunde hat Dr. A. Keller zu Tübingen gefunden, und J. Scheible's Vorwort zum dritten Bande seiner umfassenden Faustsammlung (1847) S. XII richtig auf den gereimten Faust bezogen, welcher hienach nicht, wie die alte Vorrede sagt, von einem Freund allein, sondern von Mehreren verfaßt war, vermuthlich von Studenten, deren Namen etwa die Reihe großer Buchstaben am Schlusse des Reimwerkes enthält. Dieses Werk habe ich Scheible'n mitgetheilt, und es wird vollständig im vierten Bande seiner Faustsammlung erscheinen.

2. Werther.

(Zum Goethe-Fest 1847.)

Weit entfernt, nochmals eine Ausmessung des unergründlichen Werkes zu versuchen, bringe ich heute nur einige Mittheilungen und Erinnerungen zur innern und äußern Geschichte desselben.

Wie dieses kleine Buch zu den frühsten und grösten des Dichters gehört, so brachte es auch alsbald die gröste Wirkung hervor, nicht allein im Vaterlande, sondern auch im Auslande, fast durch ganz Europa, in Uebersetzungen und Nachbildungen, — die häufig bis zu thätlichen Nachahmungen gingen — ja selbst in Chinesischen Bildern erschien es. Solche Wirkung erfolgte, nachdem der Dichter das Werk schon weit hinter sich hatte, indem er auch hier, wie er gewohnt war, durch die dichterische Darstellung sich von dem ihn tief ergreifenden Inhalte befreit, ihn sich aus der Seele geschrieben hatte.

Es war dieser Inhalt vor allem, den er mächtig erlebte und erfuhr, aber, wie er selber in der Werther-Elegie (1823) sagt:*)

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide."

so erhielt, heilte und heiligte der Dichter den Menschen.

Das Büchlein ist ein großes, schweres Bekenntnis, aber zugleich ein freithätiges, versöhnendes Kunstwerk; ein großer kunstreicher Brief-Monolog.

*) Werke, Ausgabe letzter Hand Bd. 3, S. 24.

Goethe selber schildert umständlich,[1]) wie er in einer langen friedlichen Zeit, und ruhiger Wiederkehr irdischer, oder himmlischer Dinge, sich mit seinen Genossen der damaligen Englischen und Ossianischen Dichtung hingegeben,[2]) welcher selbst Shakspeare durch die Monologe Hamlets Nahrung geben muste; G. erzählt, wie er sogar in Nachahmung des Kaisers Otho jede Nacht — die den Menschen sonst wehrlos hinstreckt — einen Dolch mit zu Bette genommen und ihn an seiner Brust versucht — jedoch endlich lebensmuthig lachend ihn weggeworfen, und auf die gleichzeitige Nachricht von des jungen Jerusalems Tod, knall und fall, in 4 Wochen, ohne irgend einen vorherigen Entwurf, den Werther zusammengeschrieben habe, indem durch jenen unglücklichen Schuß alle längst vorbereitete, gleichsam die Luft schwängernde Theile desselben zu einem Ganzen von selber zusammengeschossen seien. Er fügt hinzu, wie sein trauliches, aber mehr geschwisterliches Verhältnis zu der in Frankfurt an einen Kaufmann (Brentano) verheirateten Tochter der Sophie Laroche mitgewirkt habe, indem es auch ihn betroffen gemacht, daß Jerusalems Tod durch eine unglückliche Neigung zu der Gattin seines Freundes verursacht ward.[3])

Hier wird man nun diese Mitwirkung eines deutlich, ja namentlich bezeichneten Verhältnisses, nicht bestreiten; und zur dichterischen Darstellung war Goethe'n das Nächstlebendige willkommen: wie denn auch die Schilderung von Werthers Lotte, als braunäugig und dunkelhaarig, anstatt der blauäugigen blonden wirklichen Lotte,[4]) wol daher rührt. Zuvörderst aber erhellt sonst geschichtlich nichts von Jerusalems leidenschaftlicher Neigung zu einer Freundesgattin, und die unlängst bekannt gewordenen[5]) gleichzeitigen Briefe Eschenburgs, eines Jerusalemschen Hausfreundes, geben nur einen schwermüthigen Hang und verletzte Eitelkeit, im Ver-

1) Werke 26, 210 ff.

2) Die beiden von Goethe ebd. 216. 219. angeführten Englischen Strophen sind aus Rochesters a satyr against mankind, und Warton's the suicide.

3) Ebd. 225. — Es wiederholte sich bald darauf 1775 in Weimar: Goethe's Briefe an Frau von Stein, her. v. A. Schöll 1848.

4) So schildert sie die gleich zu erwähnende Berichtigung (1777) S. 6, und so zeigt sie auch das kürzlich (1848) nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Fräul. Hüssener gestochene Bildnis, welches ein schönes Seitenstück zu Goethe's Bildnis im J. 1779) vor seiner ältern Iphigenia (1839) gibt. Chodowiecki's Bildnisse von Lotte und Werther zu den Berliner Nachdrücken, wie ausdrucksvoll sie sind, beruhen doch wol auf keiner Ueberlieferung.

5) In den Blättern für litterar. Unterhaltung 1846, Nr. 56. (von R. Abeken).

hältnis zum vorgesetzten Hannöverschen Gesandten zu Wetzlar, als Beweggrund des Selbstmordes an. Mit der geschichtlichen Lotte und den Ihrigen war Jerusalem wenig bekannt: nur die Pistolen lieh er wirklich von ihrem Gatten. Dieses diplomatische Verhältnis hat G. für seinen Werther behalten: dagegen erzählt er sehr überhingehend in Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben [1]) sein eigenes leidenschaftliches und ganz eigenthümliches Verhältnis zu der Braut und Gattin eines Freundes bei seiner ähnlichen diplomatischen Stellung zu Wetzlar. Und doch erschien schon im nächsten Jahre nach den Werther eine „Berichtigung, zur Geschichte des jungen Werther" (Frkf. u. Lpz. 1775), welche wenigstens G.s näheres Verhältnis zu Charlottens Angehörigen, wenn auch nur mit Anfangsbuchstaben der Namen, angibt, und Jerusalems Leidenschaft zu der schönen Frau des Geheimen Secretärs H...s von der Pfälzischen Gesandtschaft in Abrede stellt, und mit Eschenburgs Briefen stimmt. In England, wo man vor allem an Werther theilnahm, gibt es auch schon längst eine Uebersetzung mit den Bildnissen und Schattenrissen der im Werther wirklich gemeinten Personen. Gegenwärtig, nach 73 Jahren, darf man sie auch wol frei nennen, und endlich die Herausgabe der höchst wichtigen Briefe G.s bald erwarten, [2]) welche als die wahrhafte geschichtliche Grundlage des Werther zu betrachten sind, und zugleich von einem Verhältnis ohnegleichen (gleichsam von einer umgekehrten Stella) Zeugnis geben. [3]) Vorläufig wiederhole ich hier die Mittheilung eines N. W. aus Hannover, der im October 1846 in Neapel, unweit G.s weitschauender Wohnung am Largo di Castello, dem Vesuv gegenüber 1787, den Erben und Sohn Lottens, Legationsrath Kästner, Hannöverschen Ministerresidenten in Rom, diese Briefsammlung vorlesen hörte. [4])

„Man weiß daß Goethe in Wetzlar jene Lotte kennen lernte die er uns mit allen jungfräulichen Reizen im Werther vorführt. Sie

---

1) Werke 26, 150 ff.

2) Sie waren seitdem schon zum Abdrucke in Cotta's Händen, wurden jedoch durch Rücksicht auf noch Lebende zurückgehalten.

3) Wie sehr Goethe im ersten Theile selbst Werther ist, äußert sich auch darin daß der 28. August, laut des Briefes von diesem Tage (S 98.), Werthers Geburtstag ist.

4) Augsburg. allg. Zeitung 1847. S. 1516.

war an einen würdigen jungen Mann verlobt, der damals beim Reichskammergericht angestellt sich mit ihr verband und, bald nach Hannover versetzt, in langjähriger und glücklicher Ehe mit ihr lebte. Es war im Hause „des Amtmanns," wo Goethe Lotte kennen lernte und, nachdem sie bereits einem andern angehörte, zu ihr jene warme Liebe faßte, von der er sich im Werther poetisch zu befreien suchte, indem er im ersten Theil seinen eigenen Zustand, im zweiten den unglücklichen jungen Jerusalem, der in Wetzlar Werthers tragisches Ende selbst gefunden, mit jener Poesie der Wirklichkeit schilderte die damals ganz Deutschland so mächtig ergriff." —

„Als ich die Briefe vorlesen hörte und später wieder den Werther verglich, war ich erstaunt nicht bloß den Inhalt der erstern in dem letztern bis auf kleine Specialitäten wieder zu finden, sondern sogar einen Theil der Briefe und ganze Briefstellen wörtlich in den Roman übergegangen zu sehen. Die Mehrzahl der Mittheilungen stammt aus den Jahren 1772 und 1773. Der erste Brief aus Frankfurt meldet dem Brautpaar Goethe's freiwillige Entfernung aus ihrer Nähe. Er hatte eingesehen, daß es unmöglich für ihn war in Lotte's nächster Umgebung ohne Gefahr für sich und ohne Anstoß Dritter zu verweilen. Und diese klarbewußte That machte eben ein weiteres Verhältniß möglich, das sich in der Folge der Briefe auf das schönste und reinste darstellt. Hier ist die glühende, offen bekannte Liebe mit voller Freiheit gegen den Mann wie die Braut als etwas bekanntes besprochen. Da redet er von der Busenschleife und vom Schattenriß Lottens; er unterhält nach der Weise der Liebenden ein Verhältniß zu den Brüdern der Geliebten, noch Knaben; er besorgt die ihm aufgetragenen Commissionen und bittet um neue. Dieß geht so fort bis zum Hochzeittag, wo er den Brief vom 20. Februar im Werther, irre ich nicht fast wörtlich, schreibt, in welchem er den zweiten Platz in Lottens Herz in Anspruch nimmt und für immer behalten will. Ein merkwürdiger Brief aus jener Zeit von Lottens Bräutigam ist in der Sammlung aufbewahrt, worin dieser den „Dr. Goethe aus Frankfurt" einem Freund ausführlich schildert. Wie in Jung Stillings anziehender Darstellung von Goethe's erster Bekanntschaft in Straßburg, so tritt uns auch hier die hervorragende Persönlichkeit des gewaltigen Menschen in der Fülle der Jugend lebendig entgegen. Nachdem das junge Paar längst in Hannover sich befindet, und

Goethe von der ersten Entbindung Lottens hört, schreibt er einen gar schönen Brief, in welchem er die Hoffnung und das Verlangen ausdrückt daß der Knabe Wolfgang genannt werden möge, und daß er dann zu Gevatter stehen wolle. Er bleibt sich dabei in seiner Stellung immer gleich. Er nimmt das Verhältniß eines berechtigten Liebhabers Lottens in Anspruch, wogegen der Besitz der Geliebten dem ersten Liebhaber und Gemahl ganz ungeschmälert offen zuerkannt wird. Eben diese außerordentliche Freiheit und Wahrhaftigkeit, ohne Spur von schmachtender Sentimentalität, sichert ihm dieselbe Anerkennung von Seite des Braut- und Ehepaars, und stellt beide Theile auf den gleichen Fuß gegenseitiger Achtung. Hätte ich dieses Verhältniß hier nicht in den Briefen klar vor mir gesehen, ich würde ein solches seiner Sonderbarkeit halber nicht für möglich gehalten haben. Nun folgen die Briefe in denen Goethe dem Ehepaar eine Zusendung ankündigt die er bald zu machen hoffe, und auf welche er sie vorbereitet ohne etwas näheres vom Inhalte zu berühren. Und diese Sendung ist nichts anderes als ein Exemplar von Werthers Leiden. Der Eindruck der betreffenden Personen sich so vor dem ganzen deutschen Publicum dargestellt zu sehen muß ein im höchsten Grade überraschender gewesen seyn. Wahrlich es war dieß eine so kolossale Indiscretion daß man kaum mit diesem Namen ausreicht, und die um so stärker erscheint, je mehr Wirklichkeit im Roman sich vorfindet, viel mehr als irgend ein Leser wohl vermuthet. Ich konnte mein Erstaunen nicht bergen, als ich die einschlägigen Briefe vorlesen hörte. Ja wäre es am Ende auch das Verhältniß von Goethe zu Lotte gewesen das der junge Dichter der Welt mit aller Naivetät vorlegte, und hätte er nur dieser ihren Namen beibehalten! Aber da war im Albert der Bräutigam, der Mann Lottens, der nahe Freund Goethe's, in einer Weise behandelt die verletzen mußte. Vollends aber die Scene mit Lotte, wie dieselbe zuletzt in Werthers Arme fällt und ihre Lippen sich begegnen. Dieß alles und was weiter folgt, ist Fiction und poetische Zuthat, insofern nicht der unglückliche Jerusalem den Stoff hergab, und in welchem der Goethe-Werther zuletzt zu Grunde geht. Der Eindruck den diese Indiscretion bei Lotte und deren Gatten hervorrief, contrastirt freilich auf eine merkwürdige Weise mit der Art wie Goethe die Rügen, die Aeußerungen der Befremdung aufnimmt. Er will diese gar nicht

anerkennen; keiner der Vorwürfe macht irgend einen Eindruck auf ihn, und es ändert dieß alles nichts in seiner Stellung zu den von ihm preisgegebenen Menschen. Wie sehr man auch in der ganzen Freiheit mit welcher Goethe sein Verhältniß zu fassen und festzuhalten wußte, eine Entschuldigung finden, wie sehr man das Bedürfniß anerkennen mag sich poetisch von seinen wirklichen Gefühlen und Gefahren zu befreien, indem er sich objectivirte, und dadurch daß er den Werther opferte, sich selbst dem Leben und bei frischer Gesinnung erhielt — es bleibt uns eine solche Natur ein ewiges Räthsel, mitten in der Welt der Convenienz, zu der Goethe noch dazu, wie sein späteres Leben zeigt, eine ganz adäquate Natur hatte; eine Erscheinung die ganz einzig und ohne Beispiel dasteht. Daß es Goethe gelang den Sturm zu beschwichtigen und mit dem Ehepaar in einem freundlichen Vernehmen zu bleiben, ist offenbar eins der günstigsten Zeichen, und man wird dabei, wenn auch in anderer Weise, an seine Götter, Helden und Wieland erinnert, die dem spätern Verhältniß zu diesem heitern Genossen des Weimarer Kreises gar keinen Abbruch thaten. Lotte's Mann, der im Albert eine Figur spielt in welcher sich niemand gerne wird dargestellt sehen, ist im Werther weniger carikirt als rein fingirt. Er war ganz anders in der Wirklichkeit, und nicht das wenigste Interesse in der schönen Briefsammlung nimmt eben ein Brief von Lotte's Gemahl in Anspruch, wo er gegen eine dritte Person Goethe's Publication wirklich entschuldigt, ohne sie natürlich zu billigen. So sind denn auch die sämmtlichen Briefe Goethe's aus dieser Zeit ganz im Geiste jener Frische und natürlichen Herrlichkeit geschrieben, mit welcher er in Götz und Werther und allen seinen Erstlingsschöpfungen die deutsche Nation entzückte, und mit denen er aus dem deutschen Parnaß alle die Zöpfe hinauspeitschte, womit das langweilige 18te Jahrhundert während seiner ersten 70 Jahre so reichlich verunziert war. Goethe blieb mit dem Ehepaar noch eine Zeitlang in Briefwechsel, bis in den achtziger Jahren die Mittheilungen sparsamer werden und sich dann verlieren; wie es scheint in der Zeit als Goethe in Weimar seine geistige Ebbe, nach der stürmischen Fluth seiner Jugend, erlebte, aus welcher ihn erst wieder die Reise nach Italien, und dann noch mächtiger die Verbindung mit Schiller aufrüttelte. Goethe sah die Lotte noch einmal wieder, da sie als 53jährige Frau ihre in Weimar verheirathete Schwester besuchte."

Wie diese persönlichen Verhältnisse, sind auch die örtlichen im Werther ganz nach der Wirklichkeit geschildert, namentlich ist der gleich vorn beschriebene Brunnen dicht am darnach benannten Wilbacher Thor von Wetzlar; das im Werther Walheim genannte Dorf ist das ½ Stunde von Wetzlar gelegene Dorf Garbenheim, und in dem ebensoweit entfernten Jägerhause war der vom Werther geschilderte Ball. — Der Selbstmord geschah im October 1772 im Hause des Buchhändlers Winkler an der Barfüßer Bach, und der Todte wurde auf dem Wetzlarer Kirchhofe begraben. — Durch Mitwirkung von G.s Dichtung wurde dieser Unglückliche wirklich als ein Opfer seiner Liebe zu Lotten angesehen, und schon früh nach seinem Grabe förmlich gewallfahrtet.[1])

„Eine solche Gesellschaft, die nicht etwa aus jungen Leuten, sondern aus Männern von hohem Range, Assessoren des Reichskammergerichts und Damen von Stande bestand, veranstaltete noch 1776 eine solche Procession. Sie versammelten sich an einem bestimmten Abende, lasen die „Leiden d. j. W." und sangen alle die Arien und Gesänge, zu welchen der traurige Vorfall Veranlassung gegeben hatte. Hierauf ging der Zug nach dem Kirchhofe. Jeder Theilnehmer trug ein Wachslicht, jeder war schwarz gekleidet und hatte einen schwarzen Flor vor dem Gesichte. Um Mitternacht kam der Zug auf dem Kirchhofe an, schloß einen Kreis um das Grab des Hingeschiedenen und sang das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen."[2]) Nach dessen Beendigung pries ein Anderer die Tugenden des Verstorbenen, und sagte, daß ein freiwilliges Enden des Lebens aus Liebe, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen gewesen sei. Dann wurden Blumen auf das Grab gestreut und der Rückweg zur Stadt angetreten. Oeftere Wiederholungen der Scene ließ aber der Magistrat nicht zu. Die Stätte des Grabes hat sich nur durch Tradition erhalten. Um so billiger ist der Wunsch, daß diese so viel und so oft besuchte Stelle, die in der Geschichte der deutschen Litteratur Bedeutung erhalten hat, durch ein einfaches Zeichen, von den alten Leuten, die sich ihrer noch mit Bestimmtheit erinnern, bemerklich gemacht werde."

---

1) Rhein. Prov.-Blatt 1839, Nr. 15. 16. von einem Rheinländer; wiederholt in den Bl. f. litt. Unterh. 1839, Nr. 138.

2) Mehr darüber in Germania VII, 406.

Wie ernst im Auslande, zunächst bei den innigst mitfühlenden Engländern der Werther, der zum Theil von dort ausgegangen, zurückwirken mußte, erhellt schon aus dem Obigen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht noch folgender Zug, welchen Goethe am 22. Mai 1787 in Neapel erlebte, und in seiner Italienischen Reise erzählt: [1])

„Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt vielfach begünstigt, ersuchte mich, Abends punkt fünf Uhr bei ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer sprechen der mir über meinen Werther etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägliche Antwort erfolgt seyn; aber daran daß ich zusagte, konnte ich wohl merken, meine Sicilianische Reise habe glücklich auf mich gewirkt, und ich versprach zu kommen.

Leider aber ist die Stadt zu groß und der Gegenstände so viel, daß ich eine Viertelstunde zu spät die Treppe hinauf stieg und eben an der verschlossenen Thüre auf der Schilfmatte stand um zu klingeln, als die Thüre schon aufging und ein schöner Mann in mittlern Jahren heraus trat, den ich sogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angesehen, als er sagte: Sie sind der Verfasser des Werther! Ich bekannte mich dazu und entschuldigte mich, nicht früher gekommen zu seyn.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, versetzte derselbe; was ich Ihnen zu sagen habe ist ganz kurz und kann eben so gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen was Sie von Tausenden gehört, auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt als auf andere; so oft ich aber daran denke was dazu gehörte um es zu schreiben, so muß ich mich immer aufs Neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwiedern, als er mir ins Wort fiel und ausrief: ich darf keinen Augenblick länger säumen, mein Verlangen ist erfüllt, Ihnen dieß selbst gesagt zu haben, leben Sie recht wohl und glücklich! und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich

---

1) Werke 28, 245.

stand einige Zeit über diesen ehrenvollen Text nachdenkend und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen, und erzählte manches Vortheilhafte von diesem seltenen und seltsamen Manne."*)

Anders war die Wirkung des Werther bei den Franzmännern,

*) Einen ganz entgegengesetzten Auftritt erlebte der Werther-Dichter in Jena mit einem andern Engländer, wie Eckermann am 17. März 1830 von ihm vernahm (III, 327). „Lord Bristol (Bischof von Derby) sagte Goethe, kam durch Jena, wünschte meine Bekanntschaft zu machen, und veranlaßte mich, ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin, gelegentlich grob zu seyn; wenn man ihm aber ebenso grob entgegentrat, so war er ganz tractabel. Er wollte mir im Laufe unseres Gesprächs eine Predigt über den Werther halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. „Der Werther, sagte er ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch!" — „Halt! rief ich. Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hundert Tausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzig Tausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Daseyn zuletzt in einem Tollhause endigen! — Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze, in die Gemüther Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, daß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist, als der Tod! — Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres Bißchen Lichtes vollends auszublasen. — Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während Ihr Anderen, Ihr Priester und Fürsten, Euch so Großes und Starkes erlaubt!"

Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft, wie ein Lamm, und benahm sich von nun an gegen mich in unserer weiteren Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Ich verlebte darauf mit ihm einen sehr guten Abend. Denn Lord Bristol, so grob er seyn konnte, war ein Mann von Geist und Welt, und durchaus fähig, in die verschiedenartigsten Gegenstände einzugehen. Bei meinem Abschied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch seinen Abbé die Honneurs fortsetzen. Als ich mit diesem auf die Straße gelangt war, rief er mir zu: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden. Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von Ihrem Besuch sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Sie haben wegen Ihres Werther allerlei zu ertragen gehabt, bemerkte ich. Ihr Abenteuer mit Lord Bristol erinnert mich an Ihre Unterredung mit Napoleon über diesen Gegenstand. War nicht auch Talleyrand dabei?

„Er war zugegen, erwiederte Goethe. Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerst liebenswürdig gegen mich und tractirte den Gegenstand, wie es sich von einem so grandiosen Geiste erwarten ließ."

sie zogen die Geschichte meist nur ins Lächerliche, und brachten sie so auf die Bretter. Ich erinnere mich eines solchen possenhaften Spiels auf dem Gymnase dramatique in Paris 1823, wo Werther mit dickem Haarzopf im Schlafrock als ein übersentimentaler Narr und seine Lalotte als eine dicke Dindonette oder Trutschel auftrat. Neuerdings haben zwei Vaudevillisten abermals den Werther für das Vaudevilletheater zerstückt und mit pikanter Sauçe zugerichtet.[1])

„Ihr Stück heißt „Charlotte" und besteht aus vier Akten. Der erste, eine Art Vorspiel, soll einen Wiederschein des Goethe'schen Romans enthalten, einen Widerschein von dem träumenden, in Natur- und Geistesgenüssen unersättlichen, nach immer neuen Idealen des Glückes und des Genusses ringenden Werther. Wir finden den Wiederschein allenfalls, wenn das Original unvertilgbare Züge in unserem Gedächtnisse, in unserer Seele gelassen hat; wer Goethe dagegen nie gelesen, dem ist Souvestre's Werther von vorn herein Nichts mehr, als ein überspannter Komödienliebhaber. Er liebt also Charlotte, aber er liebt sie vergeblich; denn sie ist Albert's Braut und ihrem Bräutigam treu ergeben. Neben den Dreien, in ihrer vertrautesten Gesellschaft, befindet sich ein junger Dichter, Namens Goethe, welcher das zarte Verhältniß zu einer literarischen Schöpfung ausspionirt. Schon hat der edle Freund, der tiefe Menschenkenner, das Ende, den Selbstmord, vorausgesehen und das Buch, welches also mit Werthers Tode endet, dem Buchhändler Brand zum Verlage angeboten. Dieser kommt in Albert's Haus selbst, um mit dem Dichter um den Roman zu schachern, auf eine so gemeine Weise, daß Einem die Scham, selbst für den Komödien-Goethe, zur Stirn steigt. Plötzlich besinnt sich der Dichter, daß es doch wohl unzart seyn möchte, das Geheimniß des Freundes, noch ehe es zu Ende gespielt, der Oeffentlichkeit zu überliefern, und behält den Roman, — findet es aber durchaus nicht unzart, ihn Werther selbst zu zeigen. Gerade zu jener Zeit sollte sich aber Charlottens Schicksal entscheiden: der Tag ihrer Verheiratung mit Albert ist herangerückt; Werther sucht eine Unterhaltung, macht ein feuriges Liebesbekenntniß, auch Charlotte gesteht, daß sie ihn allein liebe, aber ihr Albert gegebenes Wort nicht lösen wolle, und sie bereitet sich, gebrochenen Herzens zum Brautaltar zu gehen. Werther's Verzweif-

1) Magazin der Litt. des Auslandes 1847, Nr. 83.

kung ist aufs Höchste gestiegen; er selbst findet keinen Ausweg für seine Leidenschaft, — da fällt ihm Goethe's Manuskript in die Hände, und um zu wissen, wie er zu enden habe, sieht er als ein echter Coulissen-Werther nach, welches Ende ihm der Dichter gegeben! Er ist entzückt, von Goethe zu erfahren, daß er sich todtschießen müsse, und läuft auf sein Zimmer, es auszuführen. Aber er schießt ungeschickt und ist nicht völlig getödtet; Albert merkt nun, was hinter der Schwermuth des armen Freundes gesteckt, merkt auch Charlottens Gefühle und verspricht ihr des Geliebten Genesung und Hand, indem er selbst großmüthig verzichtet.

Fortan haben sich nun die beiden Verfasser zur Aufgabe gestellt, kalten Blutes zu zeigen, was aus Werther und Charlotte geworden wäre, wenn jener, statt zu sterben, sie geheiratet hätte. Nur ist eben ihr Werther bei weitem der Goethesche nicht; dieser konnte nicht anders enden und hätte, um das zu wissen, keinen Psychologen um Rath zu fragen gebraucht, noch auch hätte ihm das Schicksal den dummen Streich gespielt, ihn wider seinen Willen am Leben zu erhalten. Seine ideale Schwärmerei mußte sich an der Wirklichkeit zerreiben und zertrümmern. Souvestre's Held aber ist kein Schwärmer, noch Idealist, sondern ein von Eitelkeit aufgeblasener, in erbärmlichem Egoismus sich spreizender Wicht, ein Modeheld aus der eleganten Gesellschaft, der, um seine Eitelkeit zu befriedigen, Mädchen verführt und sie, wenn er ihrer Reize überdrüssig ist, höhnend sitzen läßt. So sehen wir ihn denn auch nach kaum zwei Jahren im jämmerlichst prosaischen Ehestande, wie er, baar aller Liebe für die ihm treu ergebene Charlotte, ihre Gefühle kalt zurückstößt, ja verspottet. Er verführt ein junges Mädchen, indem er ihm die Ehe verspricht, und schwelgt im Genusse des neuen Glückes. Die Umstände führen die junge Geliebte in Werther's Haus; ihr Vater, ein derber, alter Major, will sie verheiraten: sie nimmt in ihrer Herzensangst, um dem Zwange wo möglich zu entgehen, Charlotte zur Vertrauten, ohne zu ahnen, daß sie die Gattin ihres Verführers ist. Diese Entdeckung trifft Beide wie ein Donnerschlag. Der alte Major, von dem Geheimniß unterrichtet, verlangt Genugthuung für die Schändung seiner Ehre; Albert, der gekommen ist, um sich an Charlottens Glück zu weiden, fordert Genugthuung für den Verrath an ihrer Liebe. Werther ist noch immer frech genug, Charlotte offen zu verletzen und zu schmähen, und das Schicksal scheint

sich vorgenommen zu haben, dem Erbärmlichen kein Haar krümmen zu lassen: die Liebe und die Hingebung seiner Opfer rettet ihn. Helene, das junge Mädchen, will sich vergiften, um das Duell mit ihrem Vater unnöthig zu machen, aber Charlotte hat schon Gift genommen, um Werther's Verbindung mit Helene möglich zu machen. Sie stirbt mit dem Wunsche, daß er glücklich sey. Er dankt ihr und wendet sich sofort zu Helene, aber auch diese will ihn nicht mehr!"

Wenn Werther hier zu einem **Roué** gemacht wird, so ließe sich denken, daß die Französischen Dramatiker etwas vernommen hätten von Lessings bekannter Aeußerung über den Werther gleich bei dessen Erscheinung, indem er den 26. October 1774 an Eschenburg schreibt:[1] „Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meynen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage, gegeben, sich dafür zu bewahren habe.[2]) — Solche klein-große verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der Christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluße; und je cynischer je besser!

Dieser verlangte Abschluß mit der Moral der Fabel denkt freilich wol nicht an solche liederliche Versunkenheit, wie das melodramatische Schauerspiel vorführt;[3]) in mancher Hinsicht erinnert dieses aber an manche andere Nachhalle und Fortsetzungen des Werther-Schusses, der recht ins Schwarze traf.

Merkwürdig ist, daß manche Züge jener Pariser Zerarbeitung mit unsers Nicolai Schlußänderung und Fortsetzung in „Freuden des jungen Werther und Leiden und Freuden Werthers des Mannes" (1775) übereintreffen, wie die Gemeinheit mit der Gemeinheit. Bekannt

---

1) Lessings Werke, Ausgabe in einem Bande S. 1000.

2) Im Uebergang zum Folgenden bemerkt Lessing, daß ein Römischer oder Griechischer Jüngling sich gewiß nicht so und darum das Leben genommen hätte: er vergißt aber, daß dreißig Lokrer sich erhängten, weil sie die Gunst ihrer geliebten Knaben verloren.

3) Ein Freund erinnerte hiebei, daß ein erotischer Roman, „das Mädchen vom Vergnügen", der auch ursprünglich Französisch ist (la fille de joye) die Werther-Namen schändlich misbraucht.

ist G.s derbe Züchtigung dieser Nicolaischen Vermessenheit,[1]) — der damals an Wieland schrieb,[2]) der Hr. Dr. G. möge sich in Acht nehmen, er (Nicolai) werde bald mit ihm fertig werden! Verloren ist aber leider G.s Parodie der Nicolaischen Sudelei.

Anders jedoch als seine Franzosen würdigte Napoleon, der Corse, den Werther. G. gibt in seinem Nachlaß[3]) eine höchst bedeutsame Schilderung seiner Zusammenkunft mit dem damals allmächtigen Kaiser am 2. Oct. 1808 zu Erfurt. Nachdem der Kaiser ihn aufmerksam angeblickt, sagt er (wie Shakspeare vom Cäsar) vous êtes un homme;"[4]) kömmt dann aus Anlaß von G.s Trauerspielen auf die Tragödie „und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der grösten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet. —

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt Ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläuftig und vollkommen richtig auseinander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz

1) Werke 26, 231. Das ebend. erwähnte Spottgedicht „Nicolai auf Werthers Grabe" möge hier nach einer von Zelter herrührenden Mittheilung stehen:

Ein junger Mensch, ich weiß nicht wie,
Verstarb an der Hypochondrie,
Und ward denn auch begraben.
 Da kam ein schöner Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie ihn so Leute haben:
 Der setzte sich hin auf das Grab
Und legt' ein reinlich Häuflein ab,
Schaut mit Vergnügen seinen Dreck,
Geht wohlerathmet wieder weg,
Und spricht bei sich bedächtiglich,
„Der arme Mensch, er dauert mich,
Wie hat er sich verdorben!
Hätt' er g.... so wie ich,
Er wäre nicht gestorben.

2) Im Merkschen Briefwechsel I.

3) Werke 60, 78.

4) Dasselbe sagte schon am 13. April 1780 der Kupferstecher Wille in Paris von Goethe, dessen in Silber geprägtes Bildnis er sich kommen ließ. Merks Briefwechsel I, 232. — Goethe selber ließ 1775 Werthers Geist sagen: „sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

richtig und gestehe daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene um gewisse Wirkungen hervorzubringen die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden."

Ueber die betreffende Stelle bewahrt G. wieder sein Dichtergeheimnis; um so mehr ist man geneigt, darnach zu forschen.[1]) Sollte nicht etwa die Einführung des Ossianischen Gesanges gemeint sein? welche den Uebergang zur letzten hinreißenden Vereinigung Werthers mit Lotten weniger vermittelt, als kühn überspringt.

Bekannt ist Napoleons Vorliebe für Ossian, dieses sentimentale Erzeugnis der neuen Zeit (wie nunmehr bewiesen ist): um so eher mochte er den Gebrauch desselben richtig beurtheilen.

G. selber hat mit wenig Zügen seinen Werther, nachdem er kaum erschienen, in einem Briefe an den Consul Schönborn in Algier, Juni 1774 treffend bezeichnen: „Allerhand neues hab' ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwär-

---

1) In dem eben erschienenen dritten Bande der Gespräche Eckermanns mit Goethe S. 37. sagt dieser am 2. Jan. 1824 vom Werther: „Das ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Uebrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu thun! Es sind lauter Brandraketen! — Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte, den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging." — Hierauf fragte Eckermann nach der von Napoleon berührten Stelle des Werther. „Rathen Sie!" sagte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln. Eckermann sagte darauf: „Nun, ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Alberten ein Wort zu sagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motiviren, allein es scheint doch Alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten. „Ihre Bemerkung, erwiederte Goethe, ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat, oder eine andere, halte ich für gut nicht zu verrathen. Aber, wie gesagt, Ihre Bemerkung ist eben so richtig wie die seinige." — Hier ist allerdings eine wunde Stelle, wo die Wahrheit und Dichtung nicht in einander aufgehen: Jerusalem-Werther entlehnte wirklich die Pistolen von Lottens Gatten (der Brief ist noch da), war aber nicht der sie liebende Goethe-Werther, und gleichgültig konnten sie durch ihre Hände gehen. — Ein diese Stelle betreffendes einzelnes Blatt unter Goethe's Nachlaß (von A. Schöll zu Weimar 1846 zuerst herausgegebene „Briefe und Aufsätze von Goethe 1766—86. S. 144), erscheint als Entwurf zum ersten Drucke des Werther.

mende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt."[1])

Und als er später, in seinem Leben, vom Götz von Berlichingen zum Werther übergeht, spricht er die tiefste Bedeutsamkeit beider Werke aus:[2]) „Ueberall aber trat Natur und Kunst nur durch Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen, und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen. Zu diesen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwey große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüte im Werther geschildert ist."

Masuren-Werther.

Unter den durch Goethe's Werther hervorgerufenen Schriften, welche, nächst dem Faust, den zahlreichsten, nunmehr schon seltenen Theil der Goethe-Litteratur bilden, ist eine der nächsten und sonderbarsten, mir von L. Tieck mitgetheilt: „Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurt und Leipzig 1775." Verfasser ist Aug. Fr. v. Goué, geboren 1743 in Hildesheim, seit 1779 Hofcavalier des Grafen von Bentheim-Steinfurt, gestorben 1789 als Lieutenant und Commandant zu Burgsteinfurt; von welchem außerdem gedichtet sind: „Der Einsiedler und Dido, zwey Melodramata"; Donna Diana, Iwanetta und Stormond, zwei Trauerspiele: sämmtlich zu Wetzlar 1771 erschienen, so wie sein Trauerspiel Amalisunde und Gulliver ebd. 1775; endlich „Naamah, ein Schauspiel, in dem Geister erscheinen, dialogirte Scenen der Vorwelt Leipzig 1780."[3]) Unter der Vorrede zum Masuren-Werther nennt er sich „Friedrich Bertram aus Siebenbürgen," und

---

1) Werke 60, 222.
2) Ebend 26, 149.
3) Koch Deut. Litt. Gesch. 1, 290. 314. 315.

gibt vor, er habe die Illyrische Handschrift in Böhmen gefunden; die Geschichte sei in Warschau vorgefallen, dem Werther ähnlich. Dieser wird aber zum Theil nur dramatisirt mit wörtlicher Wiederholung vieler Stellen und Verweisung auf andere. Zugleich erscheint das Ganze, unter dieser Slavischen Vermummung, als eine dramatische Zurückführung der Grundlage des Werther zur eigentlichen Geschichte. Es spielt in drei Tagen (anstatt der Aufzüge), beginnt im Gasthofe „Prinz Casimir zu Warschau", und es treten darin „verschiedene fremde Ritter" auf, namentlich Windsex, Warwick, St. Amand, Fayel, Vergy, Vaudray, Lusignan, Rhetel, Reinald und Götz. Der letzte ist Goethe, der in seinem Leben erzählt,[1]) wie er mit jungen Genossen zu Wetzlar an der gemeinsamen Gasttafelrunde einen solchen mit berühmten ritterlichen Namen benannten geselligen Kreis gebildet, und darin Götz der Redliche, wie sein Held, genannt ward. Und hiebei nennt Goethe auch den Goué als die eigentliche Triebfeder dieser Rittertafel, welche durchgängig den Hintergrund bildet, als ein ritterlicher Chor. In solchem Bezug ist demnach diese dramatische Darstellung merkwürdig, und Götz-Goethe tritt darin kräftig und durchaus würdig auf; man möchte nur noch mehr von ihm hören. Die Namen Masuren (Werther), Bomirsky u. a. zu Warschau (Wetzlar) sind dem Illyrisch-Slavischen entsprechend: Faniska (Lotte) ist die Frau eines ungenannten Referendarius; sowie Kästner (Albert) in jenem Kreise zu Wetzlar nur „der Bräutigam" hieß. Der Ehemann wird hier noch geringer behandelt, und Faniska liebt den Masuren wirklich. Ihre erste und letzte Umarmung wird ebenfalls durch die Lesung des Ossian herbeigeführt: più non vi leggemmo avanti. Dem schon verzweifelnd zum Tod Entschlossenen liest aber (S. 139) Reinald noch ein „illyrisches Lied" vor, das ihn vollends hinreißt. Es ist „um so wenig als möglich zu verändern" in Prosa übersetzt, und beginnt: „Stunde der Wonne, als das Mädchen im wohlthät'gen Mondschein an der Hecke daher schwebte, verweilte, dann eilte, und nun in meine Arme liebend sich warf; ihr holdseliges Antlitz meiner Schulter schmachtend entgegensenkend." Das Mädchen aber, von einem Tyrannen verfolgt, ergibt sich dem „liebenswerthen Sclaven" desselben: „Wonne ström't auf ihre Tage! Aber ich liege darnieder, wein'

1) Werke 26, 136.

ewig das Mädchen, die Falschheit des Mädchens, das mich liebte, und ach! mich vergaß." Es erinnert an die Mondscheinnacht im Werther, zu Ende des ersten Theils, scheint jedoch wirklich Uebertragung eines Slavischen Liedes.

v. d. Hagen.

---

3. Ueber die Worte Goethe's:

„Was der Mensch in seiner Jugend lebhaft wünscht,
das hat er im Alter in Fülle."

Die Worte Goethe's: „Was der Mensch in seiner Jugend lebhaft wünscht, das hat er im Alter in Fülle," enthalten nicht nur eine Wahrheit in Bezug auf den einzelnen Menschen, sondern finden auch mannigfache Anwendung auf die großen Erscheinungen der Weltgeschichte; sie sind oft misverstanden worden, weil man unter den Wünschen der Jugend das zufällige Begehren des Augenblicks verstanden hat. Sie sollen aber nur sagen, daß diejenigen Wünsche der Jugend im Alter ihre Verwirklichung finden werden, zu denen der Mensch durch seine Natur gleichsam gezwungen wird und an deren Verwirklichung er also vermöge dieses Dranges seiner Natur durch sein ganzes Leben mit allen seinen Kräften arbeitet. Jedes menschliche Individuum ist durch seine eigenthümliche Organisation, durch angeborne Talente, Neigungen und Fähigkeiten zu gewissen Geistesrichtungen und Thätigkeiten gleichsam vorher bestimmt, und was der Jüngling und die Jungfrau vermöge dieser geistigen und leiblichen Vorherbestimmung zu wünschen gedrungen werden, das können sie im Verlaufe ihres Lebens möglicher Weise erlangen.

Das Sprichwort sagt: „Jeder Mensch ist seines Glückes Schmidt," d. h. es kommt nur das an den Menschen, was in dem Menschen ist. Dabei braucht keineswegs geläugnet zu werden, daß die äußeren Verhältnisse, über welche der Mensch nicht zu gebieten hat, großen Einfluß auf seine Schicksale üben können. Es werden diese äußeren Verhältnisse aber auch nur auf das äußere Leben gestaltend einwirken, das Wesentliche des Lebens hängt vom Charakter ab, und wird dadurch wenig geändert.

Das Goethesche Wort wird durch die Erfahrung unterstützt,

daß der Mensch im Allgemeinen durch sein ganzes Leben die Zwecke und Ziele verfolgt, die er sich in seinem zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre vorgesteckt hat. Er mag später in Bezug auf einzelne Kreise seiner Bestrebungen noch manchmal die Farbe wechseln, er mag von einer theologischen oder philosophischen Richtung zu einer andern übergehen, er mag seinen Wirkungskreis mehrfach verändern, immer wird er in seinen wesentlichen Beziehungen zu Gott, zu seinen Nebenmenschen und speciell zu seiner Familie und zu seinen Freunden derselbe bleiben.

Für Goethe enthielt diese Erfahrung eine so überzeugende Wahrheit, daß er sie in einem Verse ausgesprochen hat, der gewisser Maßen zu seinem Motto erhoben worden ist. Ich meine die Worte: „Liegt dir Gestern klar und offen, Wirkst du heute kräftig frei, Darfst auch auf ein Morgen hoffen, Das nicht minder glücklich sei." Er bedient sich hier zur Veranschaulichung seines Gedankens des Begriffes der Zeit, indem er ausdrückt, daß, wie die Gegenwart ein Kind der Vergangenheit, so die Zukunft ein Kind der Gegenwart sei. Das Heute erscheint nur in dieser Gestalt, weil die Vergangenheit als das Samenkorn der heutigen Blüte diese Gestaltung bedingte, und unsere heutigen Bestrebungen und Wünsche werden ebenso die Gestaltung unserer Zukunft bedingen.

Ein anderer Dichter sagt mit einer erweiternden Wendung am Schlusse, wenn auch in wenig preiswürdigen Versen, dasselbe: „Hoffst von der Zukunft du dein Glücke, Benutze die Gegenwart zu ihr als Brücke. Wie die Aussaat, so ist der Lohn, du trägst eine gute Ärnte davon. Aber die Stürme, das Hageln und Regnen Kümmert nicht, Gott wirds schon segnen." Es ist hier noch der Trost hinzugefügt, daß, wenn nur unsere Wünsche rechter Art sind, wir um ihre Verwirklichung nicht besorgt sein dürfen.

Ein Gedanke, den Schiller in unübertrefflicher Weise in seinem kleinen Gedichte Columbus ebenfalls ausgesprochen hat:

„Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steur senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß."

Was der Genius, der Gott im Menschen, zu lebhaft im Wunsche gestaltet, was er dem Einzelnen als nothwendig zu erreichendes Ziel vorsteckt, dazu muß die Natur, dazu muß die Außenwelt die Mittel und das Material hergeben.

Jener Goethesche Ausspruch läßt sich nun, wie schon bemerkt, auch auf weitere Kreise anwenden. Man kann ebensowohl sagen, was ein Volk in seiner Jugend lebhaft wünscht, das hat es im Alter in Fülle. Die Griechen haben die homerische Dichtung zu ihrem Volksbuche gemacht, und was in der Ilias als Idee dargestellt wird, das haben alle einzelnen Hellenen zu sein gestrebt, ohne es zu erreichen, bis es endlich am Schlusse ihrer Entwicklung Alexander dem Großen gelungen ist, das verwirklichte Ideal des homerischen Achilleus zu sein. Der Zug des macedonischen Helden nach Persien entspricht dem urspрüglichen Nationalunternehmen der Griechen nach Troja, und wie der Sohn der Thetis dort, so bildet Alexander hier den Mittelpunkt. Was das hellenische Volk in seiner Jugend lebhaft gewünscht, das ist ihm im Alter, am Ende seiner Geschichte, in Fülle geworden. Stieglitz stellt diesen Gedanken poetisch in folgender Weise dar:

Es kam der Tag, da stürzte Priams Thron,
Der König selbst, sein Volk und seine Söhne,
Und nur des Mäoniden Harfentöne
Verkünden von der hohen Ilion.

Dort fielen Ajak, Hektor und Achill,
Patroklos und die schönen Kämpfer alle,
Und öde wurde des Palastes Halle
Und an des Xanthos Ufern ward es still.

Und stille blieb es bis den Siegerpfad
Zum blutgetränkten Bette des Skamander
Gelenkt der gottentstammte Alexander,
Und an das Grab des Gottentstammten trat.

Da wurden all die Klänge wieder wach,
Die einst erfüllt die Brust des Mäoniden,
Da tönten aus dem Grabe des Peliden
Die Wiegenlieder Hellas herrlich nach.

Und was die Zeit erfüllt an Griechenland,
Das führte dieser eine Tag zusammen,
Der Brand Persepolis und Troja's Flammen
Sind wie Achill und Philipps Sohn verwandt.

So haben häufig Begebenheiten, Handlungen und Bestrebungen nur den Werth oder die Geltung einer Idee: aber entspricht diese Idee der Natur des Volkes, und gibt sich das Volk dieser Idee mit allen seinen Kräften hin, so wird diese Idee allmälig ihre Verwirklichung erhalten.

So ist Ludwig XI. der Schöpfer der absoluten Monarchie, aber nur der Idee nach, und zwei volle Jahrhunderte sind nöthig gewesen, um dieser Idee Wirklichkeit zu verschaffen. Erst Ludwig XIV. ist das in der That, was Ludwig XI. zu sein begehrte.

Es können aus allen Gebieten der Weltgeschichte analoge Erscheinungen angeführt werden, aber ich beschränke mich, nur noch einiges aus der Geschichte unseres Vaterlandes hervorzuheben.

Die Mark Brandenburg ist von Albrecht dem Bären in der Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet. Es war dies das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, das Zeitalter religiöser und ritterlicher Begeisterung. Die zum Königreiche erwachsene Mark Brandenburg hat noch heute die Aufgabe, ein Hort des Protestantismus zu sein und diese religiöse Richtung im äußersten Falle mit dem Schwerte zu vertheidigen.

Die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts hat die Christenheit von der Autorität eines ausländischen Glaubensdictators freigemacht. Sie hat das Dogma aufgestellt, daß der Christ berechtigt und befähigt sei, ohne Vermittelung eines heiligen oder geweihten Priesters unmittelbar mit Gott zu verkehren. Sie hat ausgesprochen, daß jeder Christ ein Tempel Gottes sein, daß in jedem Christen Gott Wohnung machen, daß jeder Christ, wenn er sich zum Werkzeug in die Hand Gottes hingibt, die Zustimmung und Bestätigung seiner religiösen Denk- und Handlungsweise in sich finden könne. Aber diese große Lehre hatte zunächst auch nur den Werth einer Idee gehabt. Die protestantischen Fürsten von Joachim II. bis zu Georg Wilhelm machten von dieser Idee keinen Gebrauch; sie waren nur in etwas anderer Weise katholische Fürsten, wie ihre Vorgänger vor der Reformation, sie folgten im Wesentlichen denselben Principien, und forderten bei ihren Kriegen ein unmittelbares gleichsam wunderbares Eingreifen Gottes zu Gunsten ihrer Angelegenheiten. Deshalb nahm der smalkaldische und der 30jährige Krieg einen so traurigen Ausgang. Moritz von Sachsen faßte zwar den reformatorischen Grundgedanken etwas tiefer,

aber doch nicht tief genug. Auch war die Zeit noch nicht reif dazu. Er begnügte sich, oder er mußte sich begnügen, die protestantische Freiheit durch einen Handstreich sicher zu stellen. Er hätte sich des Wortes Alexanders des Großen erinnern sollen, dem am Abend vor der Schlacht bei Arbe'a der alte Feldherr seines Vaters, Parmenion, rieth, die Perser in der Nacht zu überfallen, der aber antwortete: „es ziemt mir nicht den Sieg zu stehlen." Es ziemt Niemand, den Sieg zu stehlen, weder im Privatleben, noch im Oeffentlichen. Gestohlene Siege tragen nie gute Früchte für die Dauer. Stirn gegen Stirn muß dem Feinde der Sieg abgetrotzt werden, besonders wenn der Kämpfer sich noch nicht als Held bewährt hat.

Ein Jahrhundert nach Moritz sehen wir einen Mann auftreten, welcher der erste wahrhaft protestantische Fürst war, der sich in seinem Innern mit Gott berieth, aber dann mit seiner so gewonnenen Einsicht und mit menschlichen Mitteln und Kräften seine Angelegenheiten leitete. Es war der Große Churfürst. Aber seine weltlichen Mittel reichten noch nicht aus, die in ihm verkörperte reformatorische Idee in den großen Welthändeln geltend zu machen.

Sein Sohn setzte sich 1701 zu Königsberg die Krone auf, aber auch diese Handlung hatte nur die Geltung eines Gedankens. Es war nur ein Name gewonnen. Da bestieg 1740 Friedrich II. den Thron, und ihm erst war es bestimmt, sowohl dem Gedanken eines preußischen Königthums Wirklichkeit zu geben, wie auch der verkörperten Idee der Reformation nach außen hin Geltung zu verschaffen. Der siebenjährige Krieg ist der dritte Religionskrieg; was im smalkaldischen und 30jährigen Kriege vergebens von dem protestantischen Deutschland angestrebt wurde, das erreichte Friedrich auf glorreiche Weise in seinen Kämpfen. Sein viel angefochtnes Wort: „In meinem Staate kann jeder auf seine eigne Art selig werden," erkenne ich als einen wahrhaft protestantischen Ausspruch; was das fremde Wort betrifft, das ich vermieden habe, so gehört dasselbe der zufälligen Ausdrucksweise der Zeit und speciell des Königs an und hat mit dem Sinne nichts zu thun. Der Ton ist vielmehr auf das Wort „selig" zu legen. Die Religion beruht wesentlich nur im Gefühle und ist daher ihrer Natur nach subjectiv. Wenn schon mit Recht gesagt wird, daß Niemand für den Andern denken könne, so gilt dies in noch viel höherem Grade vom Gefühle. Das Gefühl ist das eigenste des Menschen. Schiller sagt:

„Allen gehört was du denkst, dein eigen ist nur was du fühlest:
Soll er dein Eigenthum sein, fühle den Gott, den du denkst.“

In einem andern Distichon heißt es:

„Keiner sei gleich dem Andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? es sei jeder vollendet in sich.“

Ich glaube, daß die Worte Christi: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ denselben Sinn haben.

So sehen wir, daß in Friedrich die Wünsche der vorhergegangnen Jahrhunderte ihre Erfüllung erlangt haben, aber er selbst hat auch wieder Wünsche erregt. Sein ganzes Volk hat Theil genommen an seinen Bestrebungen, ohne ihm doch an Geisteskraft gleich zu sein.

Als im Jahr 1807, während der Friedensverhandlungen zu Tilsit die Königin Luise dem furchtbaren französischen Machthaber einen Besuch abstattete, und dieser sie fragte: „wie es Preußen habe wagen können, allein gegen ihn das Schwert zu ziehen,“ antwortete die Fürstin: „gestützt auf das Andenken Friedrichs d. Gr. glaubten wir, es wagen zu dürfen.“ Preußen war aber unterlegen, weil man nur die Formen des großen Königs bewahrt hatte, jedoch nicht seinen Geist.

Als 1813 der neue Krieg gegen denselben Heros begann, da war unterdessen der Geist von den Todten erstanden, oder vielmehr das Volk, dessen Verehrung des großen Königs nur diesen Sinn hatte, sein zu wollen, wie er gewesen; das Volk stand auf, und der in diesem Volke verkörperte Friedrich'sche Geist stürzte den unüberwindlichen Kaiser. Von diesem Gefühle waren alle Sänger jener Zeit durchdrungen. Körner singt: „Es ist kein Krieg von dem die Kronen wissen, Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg.“ Rückert in seinen geharnischten Sonetten läßt den großen König selbst sagen, daß die Preußen unter der Aegide seines Geistes Größeres thun werden, als er selbst gethan:

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male,

Und spricht: es schwankt in dunkler Hand die Schaale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.

Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.
Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Ziethen reiten.

Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen.

Stägemann erinnert noch specieller an die ruhmwürdigste Schlacht des 7jährigen Krieges, in welcher der König mit 30,000 Preußen 80,000 Feinde, die, wie er sich ausdrückt, bis an die Zähne verschanzt waren, angreift, schlägt und vernichtet:

Aus den Wolken, aus den dunkeln,
Seht die großen Augen funkeln,
Seht den Geist der Leuthenschlacht!

So sehen wir in der Geschichte fortdauernd sich die Gegenwart aus der Vergangenheit entwickeln, wir sehen an das größte Gewesene sich das größere Kommende anknüpfen, wie Schiller sagt:

„Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an."

Und in diesem Sinne sind die Worte Goethe's zu verstehen: „das Beste, das wir vom Studium der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt." So schließe ich diese Betrachtung mit Wiederholung der beiden Aussprüche unserer größten Dichter, die sich einander ergänzen:

„Was der Mensch in seiner Jugend lebhaft wünscht, das hat er im Alter in Fülle"

und

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht leistet die andre gewiß."

Ad. Müller.

XIII.

Der fünfte Mai.

Mit Bemerkungen über gleitende Versausgänge

von

August Zeune.

Im Jahre 1827 machte mein Freund Karl Giesebrecht, Professor am hiesigen grauen Kloster, Mitglied unserer Gesellschaft, in dieser den Vorschlag, **Alessandro Manzoni's** Ode auf Napoleons Sterbetag: **il cinque Maggio**, streng im Maße der Urschrift zu übersetzen; da Goethe's Uebertragung theils das Maß nicht streng wiedergebe, theils auch den Sinn des Gedichtes oft ganz verfehlt habe. Es fanden sich vier Mitglieder dazu bereit: der ritterliche Fouquè, Karl Giesebrecht, Ferdinand Ribbeck, zuletzt Vorsteher des grauen Klosters, und ich selbst. Die drei ersten sind leider schon in eine bessere Welt hinüber gegangen, so daß nur der letzte als einziger noch lebender zurückgeblieben ist.

Die Uebersetzung hatte viel Schwierigkeiten, theils wegen des gedrängten klassischen Styls, theils wegen der kurzen dreifüßigen Verszeilen und der verschränkten Reime. Unsere vier Uebersetzungen erschienen 1828 nebst der Urschrift und Goethe's Uebertragung. Unser verstorbener Streckfuß hatte die Aufforderung Goethe's, das Gedicht streng im Versmaße zu verdeutschen, abgelehnt, vorzüglich, wie er mir selbst sagte, wegen der Schwierigkeit der gleitenden oder daktylischen Ausgänge (**sdruccioli**).

Wenn Streckfuß behauptete, gleitende Ausgänge seien im Deut-

schen nicht ausführbar, so widerspricht diesem die Geschichte der deutschen Dichtkunst. Schon v. d. Hagen spricht darüber in seiner Einleitung zu den „Minnesingern" S. XXXI, und wenn man auch nicht Hagene und sagene in den Nibelungen als Daktylen betrachten kann, weil die beiden ersten Sylben noch innerhalb des Verses vor den Reim fallen, so daß auch Hagene auf gebene, also nur die letzte Sylbe reimt, wie bei Schiller „Zwist der Könige" auf „des steilen Berges Höh," so findet man doch schon entschieden gleitende Reime im Tristan und jüngern Titurel. Hier gelten zwar die mit kurzer Stammsylbe, lebete: swebete; lebende: swebende, nur den zweisylbigen Reimen mit langer Stammsylbe gleich (mêrte lêrte: lepte: swepte): aber die dreisylbigen Reime mit langer Stammsylbe, lachete: machete; werbende: sterbende, lauteten und galten wirklich auch dreisylbig, so wie gegenwärtig, bei gedehnter Aussprache der ursprünglich kurzen Stammsylben, auch „lebende, schwebende" den ursprünglich langsylbigen gleich sind und eben so gut wie die italischen mobile, memore als Daktylen jedem deutschen und italischen Ohre sich empfehlen. Freilich reichten diese reineren Daktylen bei der Uebersetzung nicht immer aus, wenn wir auf die griechische und römische Prosodie Rücksicht nehmen wollten, und nur die Tonsylbe konnte als die eigentliche Länge erscheinen, so daß z. B. unbewegt oder nach Fouquè und Giesebrecht bewegungslos das immobile, und daß unbewußt bei Giesebrecht und mir, so wie besinnungslos bei Fouquè, das immemore vertreten mußte.

1.	1.
Ei fu; siccome immobile	Er war — und so wie unbewegt
Dato il mortal sospiro	Nach letztem Athemzuge
Stette la spoglia immemore	Die Hülle dastand unbewußt
Orba di tanto spiro,	Nach solches Geist's Entfluge,
Cosi percossa, attonita	So steht erschüttert, festgebannt
La terra al nunzio sta;	Die Erde beim Bericht,
Muta pensando all' ultima	Stumm denkend des Gewaltigen
Ora dell' uom fatale,	Und seines letzten Schrittes,
Nè sa quando una simile	Nicht wissend, wann wohl ähnliche
Orma di piè mortale	Spur eines Menschentrittes
La suá cruenta polvere	Durch blutgetränktes Staubgefild
A calpestar verrà.	Die kühne Bahn sich bricht.
2.	2.
Lui sfolgorante in soglio	Ihn hat mein Geist im Herrscherglanz

Vide il mio genio e tacque,
Quando con vece assidua
Cadde, risorse, e giacque.,
Di mille voci al sonito
Mista la sua non ha:
  Vergin di servo encomio
  E di cocardo oltraggio
  Sorge or commosso al subito
  Sparir di tanto raggio,
  E scioglie all' urna un cantico,
  Che forse non morrà.

Gesehn, jedoch geschwiegen,
D'rauf ihn in steter Wechselung
Hinfallen, aufstehn, liegen;
Mit Stimmen vieler Tausende
Er nicht die seine mischt.
  Jungfräulich rein von Schmeichellob
  Und von des Hohnes Prahlen
  Ersteht er jetzt beim plötzlichen
  Verschwinden solcher Strahlen,
  Und singt zur Urn' ein Klagelied,
  Das nie vielleicht erlischt.

3.

Dall' Alpi alle Piramidi,
Dal Mansanàre al Reno,
Di quel securo il fulmine
Tenea dietro al baleno;
Scoppiò da Scilla al Tanai,
Dall' uno al' altro mar.
  Fu vera gloria? ai posteri

  L'ardua sentenza! noi
  Chiniam la fronte al Massimo
  Fattor, che volle in Lui
  Del creator suo spirito
  Più vasta orma stampar.

3.

Von Alp'n zu Piramiden hin,
Vom Manzanar zum Rheine,
Sein Donner traf mit Sicherheit
Rasch nach des Blitzes Scheine;
Von Scylla brüllt's zum Tanaïs,
Von dem zu jenem Meer.
  War's echter Ruhm? Nachkommenden
  Der Spruch sei vorbehalten:
  Wir beugen uns dem Mächtigen,
  Der in ihm wollt' gestalten
  Von seinem Geist, dem schaffenden,
  Ein Abbild groß und hehr.

4.

La procellosa e trepida
Gioja d'un gran disegno,
L'ansia d'un cor, che indocile
Serve pensando al regno
E 'l giugne, e tiene un premio
Che era follia sperar,
  Tutto ei provò; la gloria
  Maggior dopo il periglio,
  La fuga, e la vittoria,
  La reggia, e il triste esiglio,
  Due volte nella polvere,
  Due volte sugli altar.

4.

Das stürmische, durchbebende
Gefühl von großen Planen,
Des Herzens Angst, das ungezähmt
Dienend denkt Herrscherbahnen;
Es hascht und hält den Kämpferlohn,
Den hoffen Wahnsinn war.
  Er hat es Alles durchgeprobt:
  Nach Drangsal größ're Preisung,
  Die Flucht, so wie die Siegerbahn,
  Die Hofburg, die Verweisung;
  Zweimal in Staub dahingestreckt,
  Zweimal auf dem Altar.

5.

Ei si nomò: due secoli
L'un contro l'altro armato
Sommessi a Lui si volsero

5.

Er zeigt sich — zwei Jahrhunderte
Wild auf einander schauend,
Ihm unterworfen, wandten sich,

Come aspettando il fato;
Ei fe' silenzio, ed arbitro
S'assise in mezzo a lor:
Ei sparve, e i dì nell' ozio
Chiuse in sì breve sponda,
Segno d'immensa invidia
E di pietà profonda,
D'inestinguibil odio,
E d'indomato amor.

Wie dem Geschick vertrauend,
Er fordert Ruh' — als Scheidemann
Setzt er sich mitten hin.
Er schwand — und seine Mußezeit
Schloß er in enge Schranken —
Das Ziel von Neid unendlichem
Und Neigung sonder Wanken,
Von Hasse nie erlöschendem
Und treuer Liebe Sinn,

6.

Come sul capo al naufrago
L'onda s'avvolve e pesa,
L'onda su cui del misero
Alta pur dianzi e tesa
Scorrea la vista a scernere
Prode remonte invan;
Tal su quell' alma il cumulo
Delle memorie scese;
Oh! quante volte ai posteri
Narrar se stesso imprese,
E sulle eterne pagine
Cadde la stanca man!

6.

Wie übers Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle hoch sich blähet,
Die Well', auf der des Leidenden
Antlitz sich hebt und spähet,
Um auszuforschen allerwärts
Vergebens fernen Strand:
So diesen Geist das Uebermaaß
Der Bilder macht beklommen;
Wie oft hat er der Nachwelt sich
Zu schildern unternommen,
Doch auf das Blatt das ewige
Sank hin die müde Hand.

7.

Oh! quante volte al tacito
Morir d'un giorno inerte,
Chinati i rai fulminei,
Le braccia al sen conserte
Stette, e dei dì che furono
L'assalse il sovvenir.
Ei ripensò le mobili
Tende, e i percossi valli,
E il lampo dei manipoli,
E l'onda dei cavalli
E il concitato imperio,
E il celere obbedir.

7.

Ach! wie so oft beim schweigenden
Verglühn von trägen Tagen,
Gesenkt der Augen Feuerstrahl,
Arm' über Brust geschlagen,
Stand er, und die Erinnerung
Vergang'ner Tag' ihn faßt.
Er denkt an die beweglichen
Gezelt, gesprengten Wälle,
Des Fußvolks Waffen blinkende,
Der Reiterschaaren Welle,
Ans Machtwort das beflügelte,
An des Vollzuges Haſt.

8.

Ahi! forse a tanto strazio
Cadde lo spirto anelo,
E disperò; ma valida
Venne una man dal cielo,
E in più spirabil aere
Pietosa il trasportò;

8.

Vielleicht der Geist ermattete
Im wirrenden Gewimmel
Verzweiflungsvoll; doch kräftiglich
Kam eine Hand vom Himmel,
In Lüfte leicht zu athmende,
Sie mitleidvoll ihn hob.

E l'avviò sui floridi
Sentier della speranza,
Ai campi eterni, al premio
Che i desiderj avanza,
Ov' è silenzio e tenebre
La gloria che passò.

Sie führt ihn ihren blühenden
Fußpfad den hoffnungsreichen,
Zu Feldern ewig lohnenden,
Wo alle Wünsche schweigen,
Wo Stille wird und Finsternis
Sein einst ertöntes Lob.

9.

Bella, immortal, benefica
Fede ai trionfi avvezza.
Scrivi ancor questo (allegrati!):
Che più superba altezza
Al disonor del Golgota
Giammai non si chinò.
Tu dalle stanche ceneri
Sperdi ogni ria parola!
Il Dio che atterra e suscita,
Che affanna e che consola,
Sulla deserta coltrice
Accanto a Lui posò.

9.

O schöner, ew'ger, seliger
Glaube voll Siegesfrohheit!
Schreib dieses noch, und freue dich,
Daß eine stolz're Hoheit
Sich vor der Schmach des Golgatha
Noch niemals hat gebeugt.
Du bei dem müden Aschenrest
Tilg' jedes Wort, das richtet!
Der Gott, der stürzt und auferhebt,
Bekümmert und beschwichtet,
Hat an die öde Lagerstatt
Sich hin zu ihm geneigt.

Wenn ich oben einiger Misgriffe unsers verewigten großen Meisters gedachte, so weiß man ja, daß bisweilen auch der gute Homer schlief. Ein Misverständnis findet sich Stanze 7, Zeile 8 in der Uebertragung der Worte i percossi valli, die erschütterten Wälle, von percuotere erschüttern und il vallo der Wall. Goethe übersetzt: „die durchwimmelten Thäler;" wo es, wenn man selbst percuotere als durchwimmeln annehmen wollte, le percosse valle heißen müßte. Die vier Vereinsdichter haben diese Klippe richtig vermieden. Nur hat Fouqué etwas schwerfällig, „des Walls durchbrochene Hemmung;" Giesebrecht: „der Schanzen Fallen;" Ribbeck: „die bestürmten Wälle", und ich „die gesprengten Wälle." Ein zweiter Misgriff ist Stanze 9, Zeile 5: al disonor del Golgata dich vor der Schmach des Golgatha oder dem Geschmäheten oder Gekreuzigten auf Golgatha; wo der Meister übersetzt hat: „dem berüchtigten Golgatha."

Was überhaupt die letzte Stanze betrifft, so haben sowohl Deutsche als Italiener dieselbe weggewünscht, als zu mystisch, überflüssig und dem Geiste Napoleons fremd, der bekanntlich in Aegypten den Allah wie den Jehovah verehrte. Namentlich hat mein früh gestorbener Freund Hauptmann Otto v. Pirch in seinen Caragoli den

ganzen Schluß des Gedichtes im Namen eines jungen Corsen verwerfen lassen. Zum Schlusse mag noch in Beziehung auf die zweite Stanze unsers Gedichts ein schöner Ausspruch des Grafen Paolo Pola aus Treviso hier folgen;

A Manzoni.

No! non morrà quel cantico,
Che tu sciogliesti all' urna,
Quel suon, che fa rivivere
La cener taciturna,
Sull' ali andrá de' secoli
Fin all' estrema etá.

Nein! nie erlischt das Klagelied,
Das du zur Urn' gesungen,
Der Klang, der wieder auferweckt,
Was längst schon war verklungen:
Auf Flügeln der Jahrhunderte
Fliegt es zur fernsten Zeit.



XIV.

Sprachliche Bemerkungen,

flüchtig niedergeschrieben auf meinen Streifzügen durch Deutschland,

von

K. F. H. Straß.

1. Im südlichen Deutschland, besonders in Oestreich und Baiern, sagt man statt: Erkältung — Verkühlung, statt: sich erkälten — sich verkühlen.

2. In der Nähe Gasteins liegt der Gamskahrkogl, ein bedeutender Berg; viele andere Berge jener Gegend, wie der Tischler-Kahr, Hirsch-Kahr u. a. führen ebenfalls die Sylbe Kahr und Kogl in ihren Namen, so z. B. die Donner-Kogln bei Gosau unweit Ischl. Kahr ist nichts anderes als ein Platz, ein Berg-Rücken, wo fette Weide ist. Kogl bedeutet soviel als Kegel, daher ist Gamskahrkogl der Kegel, auf welchem sich eine fette Weide für die Gemsen befindet.

3. Ganz eigenthümlich ist die Aussprache des Ch in der Gegend von Gastein und mehren Bezirken Tyrols; es wird wie ein hebräischer Kehlhauch ausgesprochen, z. B. im Worte: „ich" fast wie „iach" in „recht," wie „reacht."

4. Sehr häufig findet man im Salzburgischen und dem deutschen Tyrol bei vielen Gewässern die Bezeichnung Ache. So z. B. die Gasteiner Ache, die Tauern-Ache, die Ache im Piezgau, die Kötschache, die Saalach, die Weißach u. dgl. mehr. Offenbar ist Ache nichts Anderes als Wasser, nichts Anderes als das lateinische **Aqua**, in diese Gegend verpflanzt von den Römern, welche

bekanntlich im Salzburgischen schon sehr früh und viel hausten, auch bereits durch Kärnthen, durch das Anlausthal und andre Theile Tyrols große Straßen ausgeführt hatten. In dem Namen die Eissack (das Eis-Wasser) ist der Uebergang noch deutlicher, auch beweist ihn schlagend der Namen der Stadt Aachen, Aix-la chapelle, Aquis granum-Aquae Sextiae. Aix en Provence Die Salzach und Saalach sind daher gleich mit Salzwasser, Weißach mit weißem Wasser, die Schwarzach mit schwarzem, die Eisenach mit Eisen-Wasser. Der Uebergang des qu und c (wie k) ist in Tyrol leicht gewesen, wo man oft wenik für „wenig" hört.

5. Im Oestreichischen hört man oft „gern" statt „leicht" z. B. es verursacht gern Stockung im Blute.

6. Eigenthümlich wird dort das Wörtchen „sehr" oder „recht" dem Artikel „ein" vorangesetzt, indem man sagt: sehr ein geschickter Mann.

7. Statt „im Voraus" sagt man dort gewöhnlich: „im vorn hinein."

8. Bei dem Traunfall unweit Gmunden ist ein Wirthshaus an welchem eine Tafel hängt mit der Inschrift: „Joseph N. N., Gastwirth im Fall" (soll heißen: beim Traun-Fall.)

9. Zwischen Trient und Botzen, bei dem Dorfe Salurn, beginnt die deutsche Sprache; in Botzen und Meran hört man nur sehr selten italienisch, wiewohl es dort noch viele Leute verstehen.

10. In der Gegend von Laibach wird viel krainerisch gesprochen, was ein slavischer Dialect ist. Die geringeren Leute in jener Gegend verstehen meistens deutsch, reden aber fast nur krainerisch.

Ueber den Namen der Stadt Gratz in Steyermark ist viel Streit gewesen, derselbe ist aber jetzt wohl ziemlich entschieden, abgesehen von der Naturforscher-Versammlung, wo der Erzherzog Johann von Oestreich sich für die Les-Art Gratz ausgesprochen haben soll. In Gratz selbst will man von dem Umlaut mit e durchaus Nichts wissen, und in der That scheint wol die Ableitung von dem slavischen Worte „Gradez" „Burg" am richtigsten. Dafür spricht auch, daß wol der Schloßberg daselbst am frühesten, eher als die jetzige Stadt, mit Häusern, namentlich mit einer Burg, besetzt gewesen, und daß man in der ganzen Gegend viele slavische Namen findet. Außerdem spricht für den slavischen Ur-

sprung der Stadt und ihrer Bewohner mehr, als vieles Andre, die überwiegende Mehrzahl brauner Augen, die man dort sieht.

12. Am Harz, in Thüringen, Baiern und Oestreich braucht man den Ausdruck „artig" in der Bedeutung von hübsch, niedlich, während man in Preußen damit wohlgesittete Kinder bezeichnet, die man dafür in jenen Gegenden brav nennt.

13. Statt „bald" wird im südlichen Deutschland vornehmlich im Würtembergischen, auch in der Schrift-Sprache, oft der Ausdruck „in Bälde" gebraucht.

14. Wenn Brot oder Kuchen nicht gehörig ausgebacken, vielmehr feucht und voll Wasser-Streifen ist, so bezeichnet man dieß in der Mark Brandenburg und in mehreren andern Gegenden Preußens mit dem Ausdruck „klietschig", in den westlichen Theilen Baierns dagegen nennt man dieß „spindig".

15. Für Mücken sagt man in Baiern: „Schnaaken"

16. Ebendaselbst nennt man die Fliegen oft Mucken, woher der Ausdruck: Mucken-Patsche (Fliegen-Klatsche) kommt.

17. In Östreich nennt man Hollunder — Holler, Johannisbeeren — Rivisseln.

18. Eigenthümlich ist der Gebrauch des Wörtchens „eben" in Westphalen. Oft erscheint es nur wie ein Flickwort, wie das halt der Östreicher, oft wie das lateinische quaeso. So z. B. in den Worten: Wollen Sie mir wol eben das Brot hergeben?

19. Statt „anders" sagt man in Westphalen fast durchweg „anderst", statt „ferner" und „weiter" in Östreich, selbst in der Schriftsprache oft „ferners" und „weiters".

20. Die Redens-Art: „Ich dächte gar", kommt in Deutschland in den verschiedenen Gegenden in sehr abweichenden Bezeichnungen vor. In Ost- und West-Preußen sagt man dafür: „I wo?", am Harze: „Ach gar!" oder in einigen Bezirken wol selbst: „Ich dächte, was mich bisse!" In andern Provinzen sagt man: „Ist es möglich?" „I, sehen Sie einmal."

21. Während man in Bremen und Westphalen das Sch und St oft sehr fein trennt, sagt man eigenthümlicher Weise dort in der Regel statt ein Bischen (wenig): ein Bißchen.

22. In der Stadt Schleswig wird fast nur deutsch geredet; auch nördlich von dieser Stadt bis zur Grenze von Jütland ist die deutsche Sprache vorherrschend.

XV.

Flüchtige Andeutungen

über die friesische Sprache auf den Inseln Föhr und Helgoland

Von

K. F. H. Straß.

Die Insel Föhr liegt an der West-Küste des Herzogthums Schleswig, anderthalb Meilen vom festen Lande, 6 Meilen von Husum, 5 Meilen von Tondern, zweien Städten an der Küste des gedachten Herzogthums. Auf der ganzen Insel wird deutsch gesprochen, wenigstens versteht man es überall; selbst die Kinder verstehen deutsch und in dieser Sprache wird gepredigt, gelehrt und verhandelt; aber die eigentliche Volks-Sprache zu Wyck ist die friesische, welche von der deutschen vielfach abweicht. Auf dem Lande spricht man Föhringisch, welches eine besondere Abart des Friesischen ist. Dänisch hört man höchst selten. Als Beispiele, wie man das Friesische auf der Insel Föhr, namentlich im Haupt-Orte Wyck spricht, mögen folgende Wörter dienen:

Fuß	heißt	Föte	Messer	heißt	Knif (Canif)
Mund	»	Möne	Feder	»	Fe'er
Hand	»	Hön	Buch	»	Bök
Arm	»	Aerm (beinah Irm)	Osten	»	Kavel-Oesten
Lippe	»	Labbe (Labium)	Fenster	»	Fenster
Auge	»	Ogh' (Oculus)	Haus	»	Hös
Augen	»	de Oghen	Haar	»	Heer
Nase	»	Naas	Thür	»	Deer
Stuhl	»	Stöhl	Pferd	»	Hengist
Scheere	»	Scharr	Tisch	»	Tafel

Strümpfe	heißt	Hoos	Braut	heißt	Breed
Hosen	»	Bocks (Büchsen!)	Bräutigam	»	Britgum
Zähne	»	Teene	Schaf	»	Skep (Skep)
Zunge	»	Tongh'	Kalb	»	Kuhlef
Spiegel	»	Spegel	Scheibe	»	Ritt
Hut	»	Heed (Heed)	Glas	»	Gles
Kopf	»	Hede (Hed)	Bart	»	Beert
Mütze	»	Holl	Schiff	»	Skap
Sohn	»	Sönn	Kartoffel	»	Erd-Apel
Tochter	»	Daghter	Stein	»	Stin
Mutter	»	Memme	Pfeife	»	Pöp
Vater	»	Babe	Hund	»	Höne
Groß-Mutter	»	Uld-Memme	Katze	»	Kaat
Groß-Vater	»	Uld-Babe	Hahn	»	Hehn
Schule	»	Schöl	Henne	»	Henn
Regen	»	Reen	Gans	»	Gies
Sonne	»	Sonn	Ente	»	Ant
Mond	»	Möne	Sperling	»	Sparig
Fluth	»	Flödd'	Schwein	»	Swin (Gris)
Ebbe	»	Ebe	Strickzeug	»	Prgeltüg
Holz	»	Holt	Fleisch	»	Flansk
Fisch	»	Fask (Fisk)	Schlüssel	»	Koje
Brot	»	Bruet	Eier	»	Ojer.

Die Zahlwörter lauten auf der Insel Föhr wie folgt:

ihn = eins	nigen = neun	twantig = zwanzig
tau = zwei	tihn = zehn	dretig = dreßig
tre = drei	elf = eilf	viaurtig = vierzig
viaur = vier	twelf = zwölf	feftig = funfzig
fif = fünf	trettehn = dreizehn	sußzig = sechszig
fix = sechs	viaurthen = vierzehn	tachentig = achtzig
seven = sieben	nigenthen = neunzehn	hondert = hundert
aght = acht		

Auf Helgoland wird ein recht gutes deutsch gesprochen, das nur bei der geringeren Classe sich mehr dem Nieder- oder Plattdeutschen nähert, doch versteht und spricht man dort auch friesisch.

Der Geschichts- und Sprach-Forscher kann auf den friesischen Inseln nie geahnte Schätze finden. Es ist dort manches Element zur Aufklärung der germanischen Geschichte. Sehr gut hat der gelehrte **Dr. Clement** in seinem höchst interessanten Werke „die nord-germanische Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge" den genauen Zusammenhang der friesischen mit der lateinischen Sprache dargethan. Es wird daraus höchst wahrscheinlich, daß schon in der

Urzeit nord-germanische Völker lange vor den Kimbern, in Italien eingewandert sind, und fast möchte man glauben, daß die Volsker, Tusker und selbst die Etrurier germanischen Ursprungs waren. Schon Livius nannte die **Penini montis accolas semigermanos. Pen** ist auch keltisch und bedeutet Berg, in den Hochländern **Ben.** Interessante Vergleichungen gewähren besonders folgende Wörter:

Caseus – Käs (Käse), friesisch **ees**, Zis, engl. **chease.**
Oculus - Diminutiv von der Wurzel **oc**, fries. **Ugh** oder **Ogh**, Plur. **Oghen**, Plattdeutsch **Ogh, Oghen**, Auge, Augen.
Ager fries. **eaker**, engl. **Acre**, Acker. **Carpo**, fr. **krapin**, pflücken.
Anas, fr. **Ant**, in Ost-Preußen: A(e)nt'(e), Ente. **Falko**, fr. fr. **falk**, Falke.
Ancora, fr. **Anker**, Anker. **Axis**, fr. **Aks**, Axe.
Pix, fr. **pak**, engl. **piche**, Pech. **Arare**, fr. **erin**, pflügen.
Furca, fr. **furk**, Gabel. **Plancae**, fr. Plancken.
Skutula, fr. **Skuttel**, Schüssel; **flos**, fr. **blos**, engl. **blossom**, Blume.
edere, fr. **idjan**, dänisch, **aede**, engl. **eat**, sächs. und plattdeutsch. **eten**, essen.
Catus, fr. **kat**, engl. **cat**, Katze. **Remus**, fr. **riam.**
Blaterare, fr. **blodrin**, **bludern**, plaudern. **Camera**, fr. **kamer**, Kammer.
Butyrum, fr. **Bödder**, Butter. **Flamma**, fr. **flam**, Flamme.
Petere, fr. **ik bad, ik bead, (Imperf.)** engl. **I beg, I bade**, bitten, beten.
Carrus, fr. **Kar**, Karren. **Curtus**, fr. **kurt**, sächs. **kort**, kurz.
discus, fr. **desk**, auch **dask**, davon Tisch.
Tingere, fr. **tinkan**, tunken (tünchen?)
fero, engl. **to bear**, dän. **baere**, sächs. **baeren**, tragen.
Femina, fr. **famen**, Mädchen. **Corbis**, fr. **curw**, Korb.
Corona, fr. **krun, (krün)**, engl. **Crown**, breitschott. **crun**, Krone.
Flagro, fr. **flakrin**, flackern, brennen. **Jugum**, fr. **Joke**, Joch.
Longus, fr. **lung**, engl. **long**, lang.
Mare, fries. **mear**, gebisch **muir**, franz. **mer**, Meer.
Die Wurzel **laed** in **laedere**, verletzen, letzen, beleidigen (leid, leed, plattdeutsch: es thut mir leed) findet sich im Friesischen **liath**, sächs. **leed.**
Mulgere, fr. **molkin**, melken. **Matta**, fr. **mat**, Plur. **matten**, Matte.
Murus, fr. **mür**, dän. **muer**, Mauer. **Mola**, fr. **maln**, dän. **molle**, Mühle.
tonare von der Wurzel **ton**, Ton, fr. **thonim**, donnern **(thunder)**
Nomen, fr. **nöm**, engl. **name**, sächs. **nam**, Namen.
Nasus, fr. **nös**, sächs. **nes**, Nase. **Palus**, fr. **poal**, sächs. **pal**, Pfahl.
Pars, fr. **part**, (halb Part). **Pirum**, fr. **per**, plattd. Bäre, Birne.
Stipula, engl. **steeple**, fr. **stöbel.** Stoppel.
Piscis: die Wurzel ist **Pisc**, fries. **fisk, fask**, dän. **fisk**, Fisch.
Postis, fr. **post**, Pfosten.
Pondo, fr. **punt**, dän. Pund, sächs. Punt, engl. **Pound.**
Pretium, fr. Pris, sächs. Pres, Preis.
Tenuis, fr. **thin** und **than**, engl. **thin**, dünn. **Via**, fr. **wai**, engl. **way**, Weg.
Rosa, fr. **rus**, Rose. **Vermis**, fr. **virm**, engl. **wörm**, Wurm.

Vadare, fr. **wadan**, waten. **Spuere**, fr. **speian**, speien.
Tegere, Wurzel **teg** oder **tec** fr. **tekkan**, decken.
Traho, Wurzel **trah**, oder **trac**, wovon das Sächsische **trekken** und das Friesische **trakin**. **Sicula**, fr. **sikkel**, Sichel.
Sutor, fr. **sütjar**, breitschott **suter**. **Plectere**, fr. **fleacht**, flechten.
Sanus, fr. **sünj**, dän. **sund**, engl. **sound**, gesund.
Cocus, fr. **kak**, plattdeutsch und sächsisch: Kok, Koch.
Cancer, fr. und plattdeutsch **Kanker**, Kanker oder Spinne.
Cerasus, fr. **kears**, hochdeutsch mit dem keltischen Laut das **S** wie **Sch** Kirsche, plattdeutsch Kears-Beeren; im Salzburgischen: Kerschen.
Lacere, fr. **lakin**, locken. **Cista**, fr. **kist** u. **kast**, Kiste, Kasten.
Vacillare, einfache Wurzel **Vacil** (**Vakil**) fries. **wegghel**, wovon **wegglin**, (hin und herrütteln) wackeln.

Bei den fünf letzten Wörtern versteht es sich von selbst, daß das lateinische **C** als **K** gesprochen gedacht werden muß, wie die alten Römer auch unzweifelhaft selbst vor Vocalen gesprochen haben, wie unter Anderm schon diese Wörter beweisen. Wenn sonst Nichts dafür spräche, würde schon das bekannte Wortspiel im Plautus mit **Coce** (o du Koch) und **quoque** (auch) dafür sprechen, welche beide Wörter offenbar bei den Römern **Koke** lauten mußten, weil sonst kein Wortspiel vorhanden sein würde. Hierzu kommt, daß die Griechen, wenn das **C** vor Vocalen nicht wie ein **K**, sondern wie ein **Z** gesprochen worden wäre, wol unzweifelhaft bei den Wörtern wie **Caesar** und **Cicero**, diese durch *Ζαισαρ* und *Ζιζέρων* wieder gegeben haben würden.



XVI.

Historie-Liedeken van den Hertog van Bronswyk,

en hoe hy verzeylde op de wilde Zee, zeer wonderlyk om te lesen oft te zingen.

Op de Wyfe: van Helena.

HOort toe gy arm en ryke, men zal u zingen puere, 1
Van den Hertog van Bronswyke, en van syn avontuere,
Hoe dat hy met geweld, ten oorlog wilde vaeren,
En hoe dat hy verzeyld op de zee met groot bezwaeren,

Den Hertog met goed verftand, die heft doen maeken ree; 2
Veel schepen wel bemand, en voer zoo over zee,
Maer zyn huysvrouw bedocht, zy had met groot verzeeren,
Zoo haeft als zy heft koft, dat hy zou wederkeeren.

Den Hertog door dit beklag, sprak myn weirdige vrouw, 3
Blyf ik zeven jaer lang weg, trouwd vry een ander gouw,
Ik geve u vry consent, maer bid den Heer der Heeren,
Dat hy zyn gratie in my zend, dat ik mag wederkeeren.

De Hertoginne ziet, geleydigde haeren man 4
Aen de schepen met verdriet, alwaer hy oorlof nam,
Zy hem in haer erm ontfing, en sprak: man geprezen,
Bewaert de helft van dezen ring, en wilt my gedagtig wezen.

Den Hertog door't bidden van haer nam d'helft van den ring 5
De Hertoginne met oodmoed, zeer bedroeft van hem ging,
Al binnen haer paleys, met zuchten ende beven,
Den Hertog voer op de reys, hy had beter t'huys gebleven.

Een grooten wind voorwaer, verhief hem op de zee, 6
Zeyl en masten scheurden daer, het smeet'er al in twee;
Zy verdronken allegaer, behalvens 's Hertog schip verheven,
Dat in dat groot gevaer, ongeschend alleen is gebleven.

Den Hertog onbedogt, door dit verdriet aldaer, 7
't Welk hem niet baeten mogt, en voer met bezwaer,
Altegen haeren dank, en want zy geen volk vernamen
Meer dan vier jaeren lang, dat zy aen land noyt kwamen.

Dit schip dat was zeer groot, van victalie wel voorzien, 8
Van buskruyd, meel en brood, en ander provisien.
Tot oorlogs gebruyk met veel ossenhuyden onverdroten,
Die men gebruyken moet, als de schepen zyn doorschoten.

Zy voeren met verdriet, zoo menigen langen dag 9
Den edelen Hertog ziet, die sprak met groot geklag,
Myn lieve vrienden gewis, laet ons zeylen zonder ſtaeken,
't Is even eens waer 't is, tot dat wy aen 't land geraeken.

Den wind verhief nog meer, en de zee wierd zoo ſtrank, 10
Zoo dat met groot verzeer al tegen haeren dank,
Al in de zee kwaed, kabels en zeylen moeſten ontſeylen,
Lieten't schip op Gods genaede, en Gods genaede dryven.

Zy voeren op Gods genaede, meer als vier dagen lang, 11
Noch en vonden geenen raed, de zee die was ſtrank,
Haeren maſt smeet al in twee, doen moeſten zy veel leet bezueren
Noch in een ander zee, van wonderlyke avontueren.

Die was hun onbekend, is de Leverzee genaemd, (praemt 12
Daer geen scheepen van hier ontrent en konnen vaeren onge-
Zy moeten daer blyven al, die in deės zee geraeken,
Den Hertog met groot misval, moeſt daer zyn woonſte maeken.

Aen deze zee zyn ſteenen groot, van wonderlyken aerd, 13
Die aen ider ſtael en lood, blyven hangen ongespaert, (eenen
Zoo dat' er geen schepen voort konnen vaeren, kwalyk met
Zy moeten blyven in't verdriet door 't geweld van deze ſtenen.

Zy moesten blyven in nood, was 't niet een groot geween, 14
En moeſten ſterven de dood, behalven den Hertog alleen,
Die kwam uyt dit kruys ten eynde van zeven jaeren
Zwam hy nog weder t'huys, met alzoo groot bezwaeren.

By deze zee zeer wyd, leyd een wildernis bloot, 15
Daer regeerde doen ter tyd een fellen vogel groot,
Die doen kwam zonder faelen, allen dag gevlogen daer,
Om zyne jongens aes te haelen, doen hy't schip wierd gewaer.

Dezen vogel groot van macht, is genaemt den Grifioen, 16
En vloog dag ende nacht, ontrent het schip zeer koen,
Zoo dat zy haer niet dorſten boven op 't schip begeven,
Of den fellen vogel fris zou z'hebben weg gedreven.

Den vogel was zeer groot, en vreeselyk om zien, 17
't Gebeurde eens by nood, dat een van 's Hertogs liën
Boven op't schip was gegaen, den vogel kwam daer gevlogen
Eer hy hem wierd gewaer, heeft hem van 't schip getogen.

Den Hertog hoort myn vermaen, sprak tot zyn heeren fyn 18
Wy konnen de dood niet ontgaen, 'k wil de vogels spys zyn
Doen sprak den Hertog: 't is beter een korte dood te ſterven,
Dan hier op de zee met honger langer te zwerven.

Doet dat ik u zeggen zal, sprak den Hertog overluyd, 19
't Is myn begeiren al, naeyt my in een ossen-huyd,
Legt my dan op 't schip, daer nevens myn zweird verheven,
Alsdan komt den Grifioen, ik wil my met hem begeven.

's Morgens als 't was klaer dag, den vogel wierd gewaer, 20
Toen kwam hy alzoo by plag, terſtond gevlogen daer,
Heeft den edelen Hertog fris zeer vreeselyk opgenomen,
En gebrogt al zonder dangier, by zyn jonge zonder schromen.

Dezen vogel zeer schalk, bragt den Hertog in zyn neſt; 21
En vloog wederom van daer nae 't zelve schip zyn beſt;
Maer den Hertog heel beroert was benouwt al in zyn leden,
Heeft terſtond met zyn zweird de huyd open gesneden.

Hy vond hem daer alleen by deze Grifioens blood, 22
Die heeft hy met verzeer, met zyn zweird gesneden dood,
En den edelen Hertog doen en dorſt daer niet langer blyven,
Hy dacht kwam den Grifioen, hy mogt my ook ontlyven.

Hy ging terſtond van daer en was geheel verblyd, 23
Dat hem Godt van dit bezwaer, geholpen had subyt:
Den Hertog door hongers nood, alzoo men wel mag weten,
Heeft hy van honger groot wilde kruyden moeten eten.

Het gebeurde op eenen dag, den Hertog doch onbevryd, 24
In de wildernis hy zag, eenen wonderlyken stryd,
Van twee wilde dieren, eenen Lind-worm fel van togten,
D'ander een leeuw zeer groot, die tegen malkaer vogten.

Den Hertog zeer verkeerd, en benouwt al tot 'er dood, 25
Hy en dorſt voor dat gediert, hem daer niet begeven blood,
Den leeuw heeſt hem geweirt, zoo hy zag den ſtryd begonne,
Den lindworm met zyn ſteirt, den leeuw zou hebbe verwonne.

Den Hertog zeer beſtaen, die dogt met groot bezwaeren, 26
De dood kan ik niet ontgaen, als zy my worden gewaeren,
Doen dogt den Hertog ſterk heb liever dat my den leeu ontlyve
Dan ik van dat fenynig dier hier alleen zou moeten blyven.

Den Hertog hem verstout, en heeſt genomen zyn zweird, 27
En hem og Godt betrouwt, den lind-worm zynen ſteirt
Afgeslagen zeer koen, doen dit zag den leeuw verheven,
Heeſt den lint-worm doen, terſtond gebrogt om 't leven.

Als den lind-worm was dood, den leeuw met couragie ſtyf 28
Die sprong van blydschap groot, al op 's Hertogs lyf,
En den edelen Hertog wyt, wierd bevreeſt en alzoo ſlauwen,
Den leeuw miste hem niet, maer als een hond quam hem klauwen

Waer dat den Hertog ging, den leeuw volgde hem naer, 29
Haezen en konynen ving, en brogte den Hertog aldaer,
Den leeuw met blydschap groot, bleef by hem zonder ſlauwen
Ging met hem in de dood, en was hem altyd getrouwen.

De Hertogin hoorde dit bedien, was benouwt in dit geſpan 30
Zy en koſt niet hooren van den Hertog haeren man,
Zoo dat' er veel heeren haer vervolgden zonder ophouwen,
Zy meynden den Hertog was dood, elk een wilde haer trouwen.

De Hertoginne was bedagt, heeſt gepyſt in dit gespan, 31
Is myn heer nu dood zoo zal ik trouwen een ander man,
t' Is niet goed te blyven alleen, dagt zy met groot bezwaeren,
t' Is nu zeven jaer geleen, dat men hem van hier zag vaeren.

Van een jonker van macht, heeſt zy ontfangen trouwe, 32
Den Hertog door't geklag, was doen met grooten rouwe,
In de wildernis hy zat, en ſtraks al zonder faelen,
Kwam daer aen de zee, aenſtonds een schip gevaeren.

Den Hertog wel bedacht, hy riep den schipper aen kant, 33
Of hy mé vaeren mogt, ja riep hy zeer vigilant,
Den Hertog met kloek verſtand heeft van blydschap gekreten,
In dit schip was den vyand dat heeft hy niet geweten.

Toen zy kwamen aen 't land, en den leeuw wierd dit gewaer 34
Zy riepen gelyker hand: laet die felle beeſte daer,
Of wy zullen u niet laeten in, doen sprak den Hertog koen,
Och myn vrienden verſtaet, den leeuw zal u niet misdoen.

Hy nam den Hertog en den leeuw, hoort myn vermaen, 35
Hy voeren over zee; maer den vyand kwam zeer koen,
By den edelen Hertog fier, en riep met groot vergrouwen,
Myn heer wat doet gy hier, uw vrouw zal morgen trouwen.

Als den Hertog heeft gehoort, van zyn huys vrouw zulk vernam, 36
Hy wierd geheel geſtort, en sprak zeer onbekwaem
'k En kan 't niet gelooven, zy belofde my zonder ophouwen
Toen ek van haer oorlof nam, geen ander man te trouwen.

Toen sprak den vyand snood, Hertog dat is immers waer, 37
Maer zy meynd gy zyt lang dood, dus heeft zy zonder vaer,
Een ander in haeren zin, en zal u dat niet rouwen,
Dat een ander om gewin, zal slaepen by uw vrouwen.

Het zou my verdrieten zeer, wiſt ik de waerheyd klaer, 38
Wat zou't my baeten heer, ik ben te verre van daer,
Ik kan 't beletten niet, sprak hoort myn bedieden:
t' Is my een groot verdriet, dat ik't moet laeten geschieden.

Den vyand na zyn begeer, sprak: wat zulde geven my, 39
Dat ik u morgen vroeg heer, al slaepende brenge vry
Te Bronswyk in de ſtad, daer uw paleys is verheven,
Wilde beloven, dat g'uw ziel aen ons zult geven.

Den Hertog met verſtand, sprak: myn ziel geef ik niet, 40
t' Is al te dieren pand, alzoo te geven met vliet,
Nochtans is myn begeiren fris, al om in myn land te wezen;
Maer myn ziel van hoogen prys, hoort toe den heer geprezen.

Den Hertog zeer verbaeſt heeft hem hier op bedogt, 41
Of Godt my de gratie gaf, dat 'k dan ontslaepen mogt,
Den leeuw, docht hy aldaer, is my getrouw zonder ſtaeken,
Als hy't land [gewaere] word gewaer, zal hy gerugte maeken.

Den Hertog met vrees bevaen, sprak tot den vyand Satan 42
Wel aen ik ben te vré. maer den leeuw moet met my gaen,
En gy zult my beloven ziet, te brengen zonder ophouve,
En slaepe zonder verdriet voor't paleys van myn huysvrouwe.

Den vyand docht't is goed profyt, hy heeft de rys aenveird 43
Den Hertog met kloeken moed, viel in slaep zeer ongedeirt
Dus meynde den vyand ras, zyn ziele te benouwe,
Maer hy koft 't volbrengen niet, want den leeuw bleef hem
getrouwe.

Op eenen korten tyd was den vyand over zee 44
Met den Hertog heel bevryd, maer den leeuw al met onvree,
Al in zyn ermen lag, als nu het land begonft te naeken,
Heeft zonder verdrag groot gerucht beginnen te maeken.

Met zyne klauwen groot heeft den leeuw gemaekt misbaer 45
In's Hertogs aenschyn bloot, zeer gekrouwt smeten aldaer,
Den leeuw door liefde groot, om zyn heer wakker te maeke
Heeft hy al met zynen poot zeer gekwetft's Hertogs kaeken.

Den Hertog aldus zeere wierd wakker op dat pas, 46
Den leeuw nog langs hoe meere met huylen en tieren ras,
Zoo dat den Hertog ontsliep met groote vreezen;
Dat hy met luyder stemme riep: ô heer wilt my genadig wezen.

Den vyand zeer kwaed, maer hy moeft volbrengen gaen, 47
't Geen hy hadde beloft aen den Hertog, wilt verftaen
Te brengen van ftonden aen, al voor zyn paleys verkoren;
Maer had 't den leeuw niet gedaen's Hertogs ziel was verloren.

Den Hertog was verblyd, doen hy was uyt 't verdriet, 48
Hy heeft met grooten vlyt, zeer neirftelyk bespied,
Vraegende zoo overluyd, nae zyn lieve huysvrouwe,
Elk zeyd': zy is de bruyd, en zal morgen trouwen.

Als een bedelaer gewis, ging hy met zwaer gepeys, 49
Met dezen leeuw getrouw, liggen voor zyn paleys,
Daer zag hy met verdriet, veel joffrouwen en heeren,
Niemand en kende hem niet, 't was voor hem groot verzeeren.

Het volk was bevreeft, van dezen leeuw te zien, 50
Elk riep wat een groote beeft, wilt van dezen bedelaer vlien,
Zoo dat men hem deed vertrekken van daer zeer zaene,

Want de Hertoginne moeſt aldaer nae de kerke gaene.

Den Hertog, hoort myn bedied, ging op de ſtraete ras, 51
Om de Hertogin te zien, die zyne huysvrouw was:
Maer denkt eens wat rouw leet den Hertog zonder flouwe
Als hy zyn vrouwe zag met een ander heer gaen trouwe.

De Hertoginne wierd getrouwt met veel vreugden ras, 52
Den Hertog zeer benouwt, doen in zyn zelven was,
En sprak vry onbelaen, zommige heeren uytverkoren,
Elk hiel hem voor bedelaer, niemand en wou hem hooren.

Zyn kleeren doen aldaer, helaes, en dochten niet, 53
Want hy hadde zeven jaer, met pyn en zwaer verdriet,
Gedolt met groot beklag, te water en te lande,
Alzoo men weten mag, 't en was voor hem geen schande.

Alsdoen korts naer den noen, de maeltyd op 't beſte was, 54
Veel edel heeren waeren nae de feest op 't zelve pas,
Den Hertog ging van daer, met zugten ende kermen
Om een dronk wyn of bier, maer niemand wou hem ontfermen.

Maer korts kwam doen daer een die hy bad vriendelyk 55
Al om een dronk ter eeren den Hertog van Bronswyk,
Zegt eens aen de bruyd, sprak hy zonder bezeere,
My een dronksken zend tot gedenkenis van haeren heere.

Den knecht met klaer bescheyd die ging al op dat pas, 56
En heeft de zaek verbreyd aen de Hertoginne ras,
Myn weirde vrouwe fris, daer is een arm man beneden,
Ter eere de Hertog van Bronswyk zoud my een dronk geven.

De Hertogin zeer koen, sprak met woorden in dit gespan, 57
Dit wil ik geirne doen, want dit was eens mynen man,
Die helaes nu is dood, Godt wilt zyn ziel gedenken,
En uyt een schael van goud, gaf zy den man te drinken.

Den knecht sprak overluyd: den Hertog zonder verdriet, 58
Dezen wyn zend u de bruyd, voor een gedenkenis ziet;
Den Hertog den win ontfing, en heeſt ten zelven ſtonde,
De helft van haeren ring, met de schael weêr gezonden.

Toen d'Hertoginne ziet, dit zoo zag in het gespan, 59
Riep ſy met groot dangier, 't is mynen eygen man;
Zy heeſt zonder verzet, het stuk van den ring verheven,

d' Een tegen d'ander gezet, 't is vast aen malkaer gebleven.
't Was een mirakel groot van den Almogenden heere, 60
De hertoginne was zeer benouwd, die was zonder verzeere,
Van tafel opgestaen, baeren heer ging zy inlaeten,
Den bruydegom was belaen, hy mogt by zyn bruyd niet slaepen.
Daer was een groot gekryt, onder den bruygoms vrienden 61
Die te vooren waeren verblyd, en hun daer lieten vinden,
De Hertogin met beklag, viel door blydschap van haer zelven,
Toen zy haeren heere zag, haer hert scheen te overwelven.
Als een Hertog zeer fier, wierd hy aenstonds gekleed, 62
En zoo in alle quartier, voor een wonder zacke verbreed,
Den Hertog met bezwaer, zyn ryk wederom verworven
Maer korten tyd daer naer, den Hertog is gestorven.
Hoort met wat liefde groot, dezen leeuw nu was bevaen, 63
Als den Hertog was dood, den leeuw wou van daer niet gaen,
Toen men 't lyk ter aerde droeg, deze beeste ging ook mede,
Bleef op 't graf spade, en bleef liggen met een groot onvrede,
Met veel huylen en tieren, bedreef hy grooten rouw. 64
Dezen leeuw op 't zelve pas, was zynen heer getrouw,
Hy en wilde eten of drinken, niemant kost hem vermorven
En zoo met groot verdriet, ten lesten is gestorven.
De hertoginne van Brouswyk, liet komen in 't openbaer 65
En schryven in de kronyk; ende maeken een schon pilaer,
By 't graf stellen liet, met een leeuw daer op gesneden,
Ter gedachtenis zoo men ziet nog op den dag van heden.

Eynde.

Dieses Lied fand ich 1824 zu Brüssel in zwei Volksdrucken, jedes auf einem nur auf einer Seite bedruckten Bogen, der eine mit den alten, noch in den Niederlanden für solche fliegende Blätter, Volksbücher, Bibeln und Gesangbücher gebräuchlichen Buchstaben, die England nur noch auf den Titelblättern behalten hat, womit aber bei uns wieder seit den Minnesingern und Nibelungen, mehre Altdeutsche Bücher gedruckt sind. Der eine wol in Brüssel gedruckte Bogen (B.) hat auch einen alterthümlichen Holzschnitt, wie der Herzog in Rittertracht zu Schiffe geht. Der andere Bogen hat nur einen Holzschnittzierat und ist in Lateinischer Schrift zu

Gent gedruckt, (G.), wie die Unterschrift lautet: **Tod Gend, by P. A. Kimpe, Boekdrukker by de Capucynen.** Beide Abdrücke entsprechen sich Zeile für Zeile, und meist auch Wort für Wort, ja buchstäblich, so daß zwar nicht einer aus dem andern herrührt, weil ihnen gegenseitig einzelne Wörter fehlen, beide jedoch sehr nahe verwandt sind, und nur wenige Abweichungen bieten.*)

Wir kennen die alte Niederländische Uebertragung der Nibelungen und ein daraus hervorgegangenes eigenes Gedicht (Bd. I, S. 339): hier haben wir nun ein noch lebendes Niederländisches Volkslied von einer Deutschen Heldensage, welche auch bei uns noch neben dem nahe verwandten Herzog Ernst, Volksbuch ist, und auch als kürzeres Volkslied in der Stanze der Nibelungen und der meisten Gedichte des Heldenbuchs, mit der achtreimigen Durchfüh-

*) Ueberschrift: Bronzwyk (immer) - [en] - lezen of - Stemme G. 1, 2 zyn G. (immer). 4 verzeld B. 3, 2 jaeren wech B. 5, 1 bidde B. 2 oodmoed G. 7, 4 quamen B. (immer qu für kw). 10, 3 ontfylen B. 11, 1 lank: ftrank B. 2. 4. nog G. (immer) 3 moefte - bezure G. 4 aventueren B. 12, 1 onbekend G. genaemd B. 4 maeke G. 11, 1 aerd G. 2 tael en loot G. 3 voord G. konne B. voeren G. 15, 1 blood G. 4 haele G. wird B. 16, 1 magt G. genaemd den Griffioen B. (immer). 4 wech B. 17, 1 vreeffelyk. 2 liën G. 19, 2 noyt G. 4 [my] G. 20, 1 wird dit B. 2 plagt G. 3 vreeffelyk B. 4 jongens zonder schrome G. 21, 1 fynen B. 3 benaud in al B. 22, 3 en dirf daer B. 4 docht G. 23, 3 wete G. 24, 3 Lintworm - tochten: vochten B. 25, 1 verkeert en benauwd B. 2 en dirf B. 3 geweird: fteird G. 26, 1 docht B. 3 dagt B. liver G. 4. blyve B. 28, 3 wyd - flouwen B. 4 leeu misde - klouwen B. 3. 4. flauwe: klauwe G. 30, 1 benaud B. 4 trouwe G. 31, 1 bedacht heeft gepeyft B. 3 dacht B. 4 [van] G. 32, 1 trouwen B. 2 voor't gaklag G. 3 [al] B. 33, 1 bedocht: mocht B. 35, 4 [gy] G. 36, 1 huysvrouwe G. 3 kansniet B. 38, 3 my G. 39, 1 fyn geneer B. 4 g'u ziel G. 40, 2 vlied B. G. 4 grooter prys. 41, 1 verfueft - bedocht: mocht B. 4 [gewaer] G. geruchte B. 42, 3 bekoren - ophouwen G. 4 flaepen - huysvrouw G. 43, 1 aenveirt. 44, 2 onvré G. 3 begoft B. 44, 1 klouwe B. 2 gekrout B. 45, 4 zyn G. gequetft B. 46, 2 om meere G. 47, 2 Geen G. 48, 2 vlyd G. 3 zyne G. 4 zey zy - trouwe G. 49, 3 jouffrouwen B. 4 Niemant G. 50, 3 de für deed B. 51, 3 leed G. 52, 2 benauwt B. 53, 1 eylaes B. 2 zy für hy G. 4 dat was B. 54, 3 zuchten B. 4 oft B. niemant G. 56, 3 bruyt B. 57, 2 geirn G. 3 eylaes B. gedenken G. 58, 2 bruyt B. gezonde. B. 59, 2 En riep met G. 60, 4 bruygom — bruyt B. flape G. 61, 2 laeten G. 63, 1 was nu G. 64, 3 oft B. 4 ist wol spade en vroeg liggen zu lesen.

rung, sich den älteren Heldenliedern anreihet[1]): so wie eine andre Bearbeitung derselben Sage durch einen Michel Wyssenherre, in der sechsreimigen Stanze des auch im Inhalte verwandten Liedes vom edlen Möringer, auch eine solche Romanze ist.[2]) Die Niederländischen Nibelungen haben die Altdeutschen Langzeilen wiedergegeben, wenn auch nicht genau in den Reimen, und ohne Stanzengliederung, welche noch das Niederländische Gedicht von den vier Nibelungenhelden anzudeuten scheint,[3]) so wie dieses auch den dreisylbigen Einschnitt, der zuweilen anstatt des zweisylbigen eintritt, mit Nibelungen und Heldenbuch gemein hat.[4]) Diese alte vierreimige achtgliederige Stanze liegt sichtlich auch dem Niederl. Liede von Heinrich dem Löwen zum Grunde, welche hier, mit durchgereimten Einschnitten, achtreimig ist, wie in dem obgedachten, Deutschen Liede. Diese Durchreimung haben auch alle mir sonst bekannte Niederländische Volkslieder, von Griseldis, vier Kaufmännern, Helena;[5]) und die beiden ersten, in der Sangweise des Grafen von Rom, sind völlig unsere achtreimige Stanze mit durchgereimten weiblichen Einschnitten und durchgängig männlichen Reimen der Langzeilen. Die Helena, in deren Sangweise Heinrich der Löwe ist, hat daher auch mit ihm die Eigenheit gemein, daß diese Reime der Langzeilen in der zweiten Hälfte der Stanze weiblich sind, ganz wie in unsrer Gudrunenstanze: ein Reimwechsel, der auch beim Alexandriner angenommen ward; welcher Alexandriner auch sonst

---

1) Vgl. den litt. Grundr. 185. Die Handschrift eines Deutschen Gedichts von Heinrich dem Löwen in Bibl. Spizel. Fol. 41 (Augsburg 1705) ist vermuthlich eben dies, weil es auch namenlos ist, wie das von Spangenberg (Adelspiegel II, 172) erwähnte. Erneut hat es Büsching in den Volkssagen S. 213. Das Volksbuch o. J., und O., erschien mit demselben neuern Titelholzschnitt, auch zu „Leipzig und Braunschweig, auf Begehren vieler Liebhaber aufs Neue aufgelegt," und sagt in der geschichtlichen Vorrede aus alten Braunschw. Kroniken und Denkmalen, es sei wörtlicher Abdruck einer alten Handschrift, und die Schlußstanze berichtet, es sei dem Fürstenstamme zu Ehren in Braunschweig gedichtet. — Der Meistergesang von Heinrich dem Löwen in einer Handschrift der Rhedigerschen Bibl. in Breslau gab Fülleborn (Nebenstunden I, 28); berichtigt, mit der Sangweise (aus Puschmanns Gesangbuch), von Büsching in Idunna 1813, Nr. 13.

2) Von der einzigen Stuttgarter Handschrift des 15. Jahrh. gibt Wekherlin (Beiträge S. 37.) Nachricht und den Anfang; das Ganze (98 Stanzen) Maßmann Denkmäler (1828) S. 122. Ueber das Möringer-Lied s. Minnesinger III, 513. IV, 908. Uhland D. Volkslieder 299, wo noch 3 Drucke des 15. Jahrh. benutzt sind.

3) Mone's Abdruck gibt die alte vierreimige Stanze in zwei vierzeiligen Sätzen.

4) Ebd. Z. 125. 145. 151. 157.

5) Die beiden letzten entsprechen Gesamtabenteuer XCVII. LXVIII.

unserm Heldenvers entspricht, und in der ältern Gestalt, mit freiem weiblichem Einschnitt, demselben noch näher stand. In dem Flamändischen Heinrichsliede sind die gereimten Einschnitte überwiegend männlich; diese vertreten jedoch nur die weiblichen, welche auch noch deutlich hervorklingen,[1]) und es gehören zu ihnen noch die beiden vorstehenden, meist überzähligen Sylben, so daß damit ein dreisylbiger Einschnitt anzuschlagen ist. Dieser dreisylbige Einschnitt, häufig mit bedeutungsschwer überwiegender Schlußsylbe, tritt schon in der Nibelungenstanze hervor, zwar ohne Reim, welcher aber auch in der späteren Titurelstanze hinzukömmt,[2]) jedoch als dreisylbiger, gleitender Reim. In den beiden den männlichen Einschnittsreimen des Heinrichsliedes vorangehenden Sylben verlautet zuweilen noch ein Zusammenklang,[3]) als Ersatz eines solchen völligen Reimes, der mit überwiegender Endsylbe auch in diesem Sinn ein überklingender wäre.

So ist dieses Niederländische Heinrichslied durch seine Stanze, zu welcher auch wol die darüber angegebene Sangweise noch vorhanden ist, unserer alten Heldendichtung eben so nahe verwandt, wie der Inhalt. Jedoch ist es nicht etwa aus unserm achtreimigen Heinrichsliede übertragen, noch aus dem sechsreimigen hervorgegangen, sondern aus der gemeinsamen alten Geschichtssage. Es gibt so lebendiges Zeugnis der angestammten brüderlichen Gemeinschaft der Belgier mit den Deutschen, welche sich so erfreulich und tröstlich in unseren Tagen erneuet.

v. d. Hagen.

---

1) St. 1. 5. 10. 11. 15. 16. 18. 24. 35. 46. 55. 64.

2) Vergl. Minnesinger IV, 218.

3) St. 7. 11. 13. 23. 36. 37. 56. Diese überklingenden Reime wären noch zu den gleitenden Reimen oben S. 347 zu bemerken, wie in Goethe's Faust beide neben einander stehen: Begrabene : Erhabene; preisenden : beweisenden : speisenden : reisenden — neben Werdelust : Erdebrust.

XVII.

A.

Bemerkungen und Nachträge zu den Aufsätzen XI. und XXII.

in dem siebenten Bande (1846) der Germania.

I.

Zu Nr. XI. Ueber den Ursprung und die Bedeutung der Redensart: „Die Feige weisen."

Die von mir in diesem Aufsatz geäußerte Vermuthung, daß die in demselben besprochene Geberde, als eine die Fascination abwendende bereits aus dem Alterthum stamme, findet durch das, was bereits früher schon **Douce** (**Illustrations of Shakespeare** zu **King Henry V, Act 3, Sc. 6, p. 302, Lond. 1839**) angemerkt hat, seine volle Bestätigung, indem er nachweist, daß noch einige eherne antike Figuren vorhanden sind, welche jene Geberde machen.*) Daß diese aber als Amulete zu dem angegebenen Zweck dienen sollten, geht deutlich aus dem Umstande hervor, daß damit zuweilen der Phallus verbunden ist. Wenn aber **Douce** darüber in Ungewißheit ist, ob die Geberde des Weisens der Feige nicht vielleicht von der Krankheit **ficus** herstamme oder eine „**Corruption of the infamis digitus**" sei, so glaube ich vielmehr in meinem frühern Aufsatz hinlänglich bewiesen zu haben, daß seine dritte Vermuthung, nämlich daß „**it be the genuine remains of a custom already known among the Romans**" die einzig richtige

*) Douce giebt von denselben einige Abbildungen. p. 303.

ist. Mit Recht verwirft daher auch Douce seine früher ausgesprochene Meinung, daß die Geberde aus einem Vorfall entsprungen sei, welcher sich bei der Eroberung Mailands durch Kaiser Friedrich den Rothbart ereignet haben soll. Außer Albert Crantz, den Douce anführt, erzält dieses Geschichtchen übrigens auch noch **Trithemius** in den **Annal. Hirsaug. ad annum 1162**, und nach einem von beiden auch **Ménage** in den **Orig. della Ling. Ital. s. v. Fica**, dessen irrthümliche Ableitung Douce sich früher angeeignet hatte, welche ich jedoch am Schluß des oben genannten Aufsatzes als keine Beachtung verdienend erwähnte.

Hier noch einige Nachträge zu diesem Aufsatz.

S. 183 ff. In Betreff des bösen Blickes oder Auges vgl. auch noch Grimm, Deutsche Mythol. 2, 1053 ff. 2. Ausg.

S. 184. Zu dem griechischen Formeln gegen Selbstbeschreiung füge man noch hinzu: *Νεμεσέως ἔξω* bei **Johannes Lydus de Magistr. l. II. §. 30 s. f.**

S. 185, Z. 13 v. o. Das Citat aus **Plin.** muß heißen **28, 4. s. 7.**

Ebendas. Z. 24 ff. Die Franzosen nennen den bösen Blick **régard** s. **Berger de Xivrey Traditions Tératologiques p. 132.**

Ebendas. Anm. **) muß das Citat genauer so lauten: **Varro de L. L. 7, 97 ed. Müller. Puerulis turpicula res in collo quaedam suspenditur ne quid obsit, bonae scaevae causa scaevola appellata.**

Ebendas. Anm. ***) Z. 3 v. o. **qui visu** (nicht **nisu**).

S. 188 Z. 11 v. o. Was die Spanier und Portugiesen **quebranto** nennen, heißt bei den Italienern **indozza, indozzamento.**

2.

Zu Nr. **XXII.** Zauber- und andere Sprüche aus England und Schottland. Von Kuhn.

S. 428. Der Z. 13 ff. v. o. angeführte schottische Zauberspruch möchte in gewöhnliches Englisch wörtlich übersetzt wie folgt lauten:

1. All Kinds of ills that ever may be
In Christ's name I conjure ye.
I conjure ye both more and less
With all the virtues of the mass.

And right so be the nails so
That nailed Jesus and no mo;
And right so be the blood of the same
That reeked over the uthful rood
Forth of the flech and of the bone
And in the earth and of the stone.
I conjure you both in God's name.

Deutsch.

Alle Arten von Uebeln, welche nur irgend sein mögen,
Ich beschwöre euch in Christi Namen;
Ich beschwöre euch beides, mehr und weniger,
Bei allen Kräften der Messe.
Und ganz so seien (sc. beschworen) die Nägel so,
Welche annagelten Jesum und nicht mehr;
Und ganz so sei desselbigen Blut,
Welches rauchte auf dem jammervollen Kreuz
Heraus aus dem Fleisch und dem Gebein
Und in (auf?) der Erde und herab vom Stein.
Ich beschwöre euch beide in Gottes Namen.

Bemerkungen.

V. 3. Ist **both more and less** vielleicht zu übersetzen: „sowohl größere als kleinere"? Sonst schiene die ganze Phrase nur zur Ausfüllung dazusein, eben so wie die Flickwörter „so" (V. 5) und „und nicht mehr" (V. 6). Dergleichen Lückenbüßer sind in Sprüchen dieser Art nicht ungewöhnlich.

V. 4. Die „Messe" so wie das „Kreuz" (**rood**, gewöhnlich Crucifix) zeigt, daß dieser Spruch (wie wohl alle ähnliche) bereits in der katholischen Zeit entstand.

V. 6. **nailed** (**naillit**). So ist jedenfalls statt des verschriebenen oder verdruckten **haillit** zu lesen.

V. 10. „Herab vom Stein." Mir scheint als hätte ich zuweilen auf Abbildungen der Kreuzigung am Fuß des Kreuzes eine Steinplatte dargestellt gesehen. Auf etwas Aehnliches wenigstens bezieht sich wahrscheinlich jener Ausdruck.

S. 429, Z. 2 ff. v. o. vgl. S. 438 no. 35. In Betreff des daselbst erwähnten auch in Schottland geglaubten heilsamen Einflusses des St. Johannistages und -abends (vgl. Deutsche My-

thol. 1, 590. 2. Ausg.) will ich hier bemerken, daß jener Glaube auch jetzt noch in Portugal heimisch ist; s. **Donna Branca ou a Conquista do Algarve** (von F. G. d. i. pseudonym für **Leitão Garrett) Paris 1826 p. 239**, wo es in einer Anmerkung heißt: „Es ist bei uns ein weitverbreiteter Volksglaube daß in der St. Johannisnacht alle Zaubereien schwinden. Die bezauberten Mohrinnen, die gewöhnlich in Schlangen verwandelt umherkriechen, nehmen in dieser Nacht ihre natürliche schöne Gestalt wieder an und sitzen an den Quellen oder Bächen, indem sie daselbst ihr Goldhaar kämmen; die in der Tiefe der Brunnen versunkenen Schätze kommen bis an die Oberfläche des Wassers empor und noch tausend andere seltsame Dinge tragen sich in dieser wunderreichen Nacht zu." Und hinsichtlich des in Aegypten herrschenden Glaubens bemerkt Moore in seiner **Lalah Rookh** (zu **the Paradise and the Peri.** Note.): „**The Nucta or Miraculous Drop falls in Egypt precisely on St. John's Day, in June, and is supposed to have the effect of stopping the plague.**" Vgl. auch noch **Donna Branca C. VI, p. 176**, wo ein Mönch verkündet:

„Wann in dem goldnen Krug der Pestzweig wird
„Verborgen, und wann seinen Segen über
„Ungläubig Land der heil'ge Thau verbreitet,
„Wann in der Nacht, die heller als der Tag,
„Den Himmel Todtenfinsternis verdunkelt,
„Und wann der schwarze Hahn die Stund' verkündet,
„Die Zauberei'n und der Luftgeister Macht
„Verderblich ist u. s. w."

Zu dem, was Grimm (Deutsche Mythol. I, S. 583 ff. 2. Aufl.) in Bezug auf die Länder, wo Johannisfeuer angezündet werden oder wurden, anführt, will ich hier noch aus der Anmerkung zu der eben erwähnten Stelle der **Donna Branca** hinzufügen, daß dieser Gebrauch noch jetzt in Portugal besteht. Es heißt nämlich daselbst: „Es ist in der That wahr, daß die Mohametaner die Sankt Johannisnacht ebenso wie wir mit Lustfeuern, Tänzen u. s. w. begehen;"*) daher auch der obige Ausdruck: „.... die

---

*) É com effeito real que a noute de S. João a festejam os Mahometanos da mesma sorte que nós com fogueiras danças etc. — p. 249.

Nacht, die heller als der Tag." — Die Johannisfeuer in Irland beschreibt Banim in seinem Roman The Mayor of Windgap c. 2.

S. 438. No. 29. Ueber den ganz gleichen Aberglauben in Betreff eines Steines (dracontites, draconlia), der sich in dem Kopf einer Art Schlangen (draco) finden und mancherlei Wunderkräfte besitzen sollte s. Solinus c. 30 und dazu Salmasius (vgl. im Index s. v. Alectoria), der darauf hinweist, daß die Erzählung des Solinus von dem Herausnehmen des Steines aus dem Kopfe der lebendigen Schlange nur aus dem Mißverstehen einer Stelle des Plinius (37, 57) entstanden sein könne, da dieser nur von dem Abschneiden des Kopfes rede, obwohl die betreffende Stelle verdorben scheine.*) Was außerdem Salmasius gegen die Unmöglichkeit jener Operation sagt, erhält durch den schottischen Aberglauben seine Erledigung. Auch von dem Hahnensteine (alectoria) wurde viel gefabelt (cf. Plin. 37, 54). Zwar findet sich dieser nur in dem Magen der Hähne; bei Basile (Pentam. no. 31) jedoch gleichfalls in den Kopf eines solchen Thieres.

Ebendas. No. 31. Derselbe Aberglaube herrscht auch in Portugal. „Noch heutzutage ist es auf dem Lande ein gewöhnlicher Aberglaube, die Schalen der genossenen Eier zu zerbrechen, aus Furcht, daß, wie man meint, die Hexen sich derselben bedienen möchten, um darin durch die Luft nach Indien oder andere ferne Länder zu schiffen, woselbst sie das Blut ungetaufter Kinder auszusaugen oder irgend einen andern ihrer gewöhnlichen boshaften Streiche auszuführen pflegen. Jedoch ist es unerläßlich daß sie rasch und vor dem Krähen des schwarzen Hahnes (denn diese sind die genauesten Verkünder der Mitternacht) nach Hause zurückkehren; zu dieser Stunde nämlich geht ihre Zauberkraft zu Ende und daher sind schon viele in jenen Meeren ertrunken." Donna Branca. p. 239.

Von den in Schottland herrschenden abergläubischen Vorstellungen will ich hier noch einige nicht uninteressante folgen lassen und zwar zuvörderst Walter Scott's Einleitung zu der Ballade Young Benjie (Minstrelsy of the Scottish Border vol. 1. p. 1 sqq. Paris 1838). Er sagt nämlich daselbst:

---

*) Sie lautet nämlich: Dracontites sive draconlia e cerebro fit draconum, sed nisi viventibus abscisso numquam gemmescit, invidia animalis mori se sentientis. Igitur dormientibus amputant.

„In dieser Ballade wird der Leser Spuren eines seltsamen Aberglaubens finden, welcher in den unkultivirten Theilen Schottlands noch nicht ganz ausgestorben ist. Die Leichenwache (**Lykewake** d. h. das Wachen bei einer Leiche), welches schon an sich ein trauriges Amt ist, wird durch die geheimnisvollen Schauer des Aberglaubens in der Vorstellung derer, die es üben, noch viel grauenvoller. Man glaubt nämlich, daß in dem Zeitraum zwischen dem Verscheiden und dem Begräbnis die Seele sich noch in der Nähe ihrer irdischen Behausung aufhalte und wenn sie auf gewisse Weise angerufen wird, durch die Organe des leblosen Körpers die Ursache der Auflösung desselben mitzutheilen vermag. Solche Nachforschungen sind jedoch stets gefährlich und finden auch niemals Statt, es sei denn daß man den Verdacht hegt, der Verstorbene sei auf verbrecherische Weise aus der Welt geschafft worden; und es ist um so gefährlicher jenen Zauber ohne dringende Veranlassung zu üben als die Bewohner der höllischen Regionen zu solchen Zeiten ganz besonders geschäftig sind. Eins der wirksamsten Mittel aber, um den Todten sprechen zu machen, ist, die Thür halb offen zu lassen. Daher vermeiden dies auch die schottischen Bauern auf das sorgfältigste, so lange eine Leiche im Hause ist. Die Thür muß entweder weit aufgemacht oder eingeklinkt werden; ersteres jedoch zieht man wegen der bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Gastfreundschaft vor. Die, welche die Leichenwache haben, dürfen ferner den Todten auf keinen Augenblick allein lassen, oder wenn es gleichwohl geschieht, so vermeiden sie doch mit abergläubischem Grauen ihre Augen bei dem Eintreten zuerst auf denselben zu werfen."

„Die folgende Geschichte, welche die Bauern in Schottland häufig erzälen, wird näher erläutern, welche Gefahr aus dem Halboffenlassen der Thür entspringen soll. Es lebte einst ein Ehepaar in einer einsamen Hütte auf einer der ausgedehnten Haiden an der Gränze. Eines Tages starb der Mann plötzlich, und die Frau, welche sich eben so sehr fürchtete bei der Leiche allein zu bleiben wie dieselbe allein zu lassen, ging zu wiederholten Malen nach der Thür und blickte ängstlich über das einsame Moor, ob sie vielleicht Jemand kommen sähe. In ihrer Verwirrung und ihrem Schrecken ließ sie zufällig die Thür halb offen, als plötzlich der Todte emporfuhr und sie auf entsetzliche Weise angrinste. Sie saß allein und weinte bitterlich, indem sie den unheimlichen Zauber, den der Blick

des Todten auf sie übte, nicht zu meiden vermochte und zugleich zu bestürzt war das grauenvolle Schweigen zu unterbrechen, bis endlich ein zufällig über die Einöde hinziehender katholischer Priester, die Hütte betrat. Dieser machte dann zuvörderst die Thür ganz auf, steckte sich hierauf den kleinen Finger in den Mund und sagte endlich das Paternoster rückwärts, worauf alsbald der Leichnam seinen gräßlichen Blick verlor, aufs Bett zurück sank und sich demnächst betrug, wie es einem Todten geziemt."

Schließlich will ich noch einige abergläubische Gebräuche mittheilen, wie sie sich in den Anmerkungen zu Robert Burns' **Halloween** *) erklärt finden. An diesem Abend nämlich (d. h. an dem des 31. October) versuchen die jungen Bursche und Dirnen auf mancherlei Weise Andeutungen in Betreff ihrer einstigen Verheirathung zu erlangen und zwar beobachten sie dabei verschiedene Verfahrungsweisen.

1. Sie gehen Hand in Hand und mit zugemachten Augen in ein Kohlfeld und ziehen daselbst den ersten Kohlkopf den sie antreffen, aus der Erde. Je nachdem er nun groß oder klein, gerade oder krumm ist, schließt man daraus auf die Größe und Gestalt des oder der Zukünftigen. Wenn Erde an der Wurzel hängt, so bedeutet dies eine Mitgift, und der Geschmack des innern Theils des Kohlkopfes deutet auf den Charakter und die Gemüthsart. Schließlich stellt man die Kohlköpfe irgendwo über der Thür auf und die Vornamen der zufällig Eintretenden sind auch der Reihenfolge der Kohlköpfe nach die Namen der dereinstigen Ehehälften.

2. Man geht nach der Scheuer und zieht dreimal einen Haferstängel hervor. Wenn dem dritten Stängel das Körnchen an der Spitze fehlt, so wird der einstige Gespons nicht als Junggesell (oder Jungfer) das Ehebett besteigen.

3. Man legt Nüsse paarweise ins Feuer und weist sie einem Burschen und einem Mädchen zu. Je nachdem sie nun ruhig neben einander brennen oder aus einander fahren, so wird auch der Verlauf und das Ende ihrer Liebschaft sein.

4. Man stiehlt sich ganz allein nach dem Darrofen und wirft im Dunkeln einen Knäuel blauer Wolle in den Kamin. Hierauf wickelt man den Knäuel zu einem neuen ab bis zuletzt etwas den

*) The Works of Robert Burns. London 1831 p. 83 sqq.

Faden festhält. Wenn man dann fragt: „Wer hält?" so vernimmt man den Vor- und Zunamen des oder der Zukünftigen.

5. Man tritt allein mit einem Licht vor einen Spiegel und ißt einen Apfel vor demselben (andere kämmen auch noch während dessen ihr Haar), alsdann sieht man im Spiegel die dereinstige Ehehälfte.

6. Man stiehlt sich unbemerkt aufs Feld, säet eine Hand voll Hanfsamen und eggt ihn mit irgend etwas ein, was man bequem hinter sich herziehen kann, wobei man zuweilen sagt: „Hanfsamen, ich säe dich; Hanfsamen, ich säe dich, und der (oder die) mein Lieb sein soll, komme hinter mir und ziehe dich." Man sieht hierauf über die linke Schulter und erblickt die Gestalt der angerufenen Person in der Stellung eines Hanf Ausziehenden. Einige sagen: „Komm hinter mir und zeige dich!" in welchem Fall sie bloß erscheint. Andere wieder unterlassen das Eggen und sagen: „Komm hinter mir und egge dich!"

7. Man geht allein und unbemerkt nach der Scheuer und öffnet beide Thore, wobei man sie, wenn es angeht, aus den Angeln hebt, denn sonst droht die Gefahr, daß die erwartete Erscheinung die Thore zumacht und dem (oder der) die Zukunft Befragenden irgend ein Unheil zufügt. Dann nimmt man die Worfschaufel und thut so als ob man Getreide worfelte; dies wiederholt man dreimal, und zum dritten Male kommt eine Erscheinung zu dem nach der Windseite hin liegenden Thor herein und geht durch das andere Thor wieder hinaus. Diese Gestalt nun hat das Aussehen und alle Standesattribute des zukünftigen Gesponses.

8. Man geht unbemerkt nach einem Gerstenschober und umklaftert ihn dreimal rundherum. Beim allerletzten Ausbreiten der Arme faßt man die Gestalt der dereinstigen Ehehälfte.

9. Man begiebt sich allein oder in Gesellschaft nach einem in südlicher Richtung laufenden Bach, wo Ländereien dreier Lairds (Landbesitzer) zusammentreffen, und taucht den linken Hemdaermel ein. Man geht alsdann angesichts eines Feuers zu Bett, nachdem man den nassen Aermel vor demselben zum Trocknen aufgehängt hat. Wenn man dann wach bleibt, so kommt um Mitternacht eine Gestalt, welche gerade so aussieht wie der (oder die) Zukünftige, und dreht den Aermel um, als sollte die andere Seite trocknen.

10. Man nimmt drei Schüsseln, die eine mit reinem, die an-

dere mit schmutzigem Wasser, die dritte läßt man leer. Man verbindet dann dem Heirathskandidaten (oder der Kandidatin) die Augen und führt ihn (oder sie) nach dem Heerd auf dem die Schüsseln stehen. Er (oder sie) taucht hierauf aufs Gerathewohl die linke Hand ein; wenn in das reine Wasser, so ist die zukünftige Ehehälfte noch nicht verheirathet gewesen; wenn in das schmutzige, so wird es ein Wittwer oder eine Wittwe sein; trifft man aber die leere Schüssel, so bleibt der (oder die) Befragende ganz gewiß ledig. — Dies wird dreimal wiederholt und die Anordnung der Schüsseln jedesmal verändert.

Endlich noch die Bemerkung, daß nach dem spanischen Aberglauben diejenigen Mädchen, welche sich in der St. Johannisnacht mit den Füßen in einen Eimer voll Wasser stellen und ihr aufgelöstes Haar im Winde flattern lassen, durch irgend ein Zeichen erfahren, wer ihr künftiger Mann sein werde. S. Schack Gesch. d. span. Lit. 1, 359.

B.

Nachtrag zu dem Aufsatz VIII

in dem gegenwärtigen (achten) Bande der Germania.

I.

Der Conde Lucanor.

No. 12 Anm.*) Die Reise Saladins nach Europa wird auch erwähnt in den **Cento Novelle Antiche no. 24.**

No. 18. Die Geschichte von den zwei Eulen findet sich auch in **Nizami Fabulae no. 2.**

II.

Der Patrañuelo des Timoneda.

Patr. IV. ist aus **Straparola N. IV, Fav. 2.** Wegen eines Mehren über die **Bocca della Verità** s. die Kaiserchronik zu V. 215. ff. ed. Maßmann.

Patr. XVII. Diese Geschichte findet sich auch in den **Cento Nov. Antiche no. 68.**

Liebrecht.

XVIII.
Le Triumphe des Neufs Preux.*)

Von

Felix Liebrecht.

Dem von Bruns herausgegebenen Leben Alexanders (s. Altplattdeutsche Gedichte S. 336) gehen einige von neun Helden gesprochene Verse voran, welche mit der darauffolgenden Prosa in keinem direkten Zusammenhang stehen. Jene Helden aber sind: Karl, Artus, Gotfrit, David, Judas, Josua, Julius, Hektor und Alexander, also ganz dieselben, welche in dem nicht eben sehr bekannten Buche auftreten, das den in der Ueberschrift dieser Mittheilung angeführten Titel führt.**). Nach dem in der **Bibl. des Romans** (**Paris 1782, ed. in 4. vol. 1, p. 71**) enthaltenen Auszug fingirt nämlich der Verfasser, daß ihm in einer Vision neun Helden und in einer zweiten dann noch ein zehnter erscheinen, nämlich Josua, David, Judas Maccabäus, Hektor, Alexander, Julius Cäsar (bis hierher geht der erste Theil; der zweite enthält) Artur, Karl der Große, Gottfried von Bouillon, und endlich Bertrand du Guesclin. Sie fordern ihn auf, ihr Leben und ihre Thaten zu beschreiben, damit die zugleich mit ihnen erscheinende Dame **Triumphe** (d. h. der Sieg) entscheide, wer ihre Krone verdiene. Diesem Verlangen genügt also der Verfasser, weicht jedoch von der heiligen und Profan-Geschichte sehr oft ab. Aus dem Leben des Artus theilt fer-

*) Aus einer Bearbeitung von **Dunlop's History of Fiction**.

) Ausführlicher ist derselbe angegeben bei **Brunet s. v. Triumphe des neuf Preux. Die **Editio princeps** ist vom J. 1487.

ner die **Bibliothèque** (p. 78 sqq.) als Probe die Geschichte mit, wie Artur wissentlich mit seiner Schwester, der Gemahlin Lot's, Königs von Orkanien, den Mordrec zeugt, indem er von ihr im Dunkeln für ihren Gemahl gehalten wird. *) Diese neun Helden werden nun aber in ältern Dichtungen nicht selten erwähnt, so z. B. spielt **Shakespeare** in **Love's Labour's Lost Act V. Sc. 2**, auf die neun **Worthies** an; **) ferner traten sie in öffentlichen Schauspielen auf (s. **Warton IV. p. 151 note a. London 1824**), auch wurden sie auf Teppichen und in Gemälden dargestellt (**id. II. p. 44, note q.**) —

Der Ursprung dieser Zusammenstellung der dreimal drei Helden ist nun aber höchst wahrscheinlich in den walisischen Triaden zu suchen, unter denen sich die drei heidnischen, jüdischen und christlichen Heroen-Dreiheiten folgendermaßen aufgezählt finden: Hektor, Alexander und Julius Cäsar; Josua, David und Judas Makkabäus; Artur, Karl der Große und Gottfried von Bouillon. Siehe San Marte Arthursage S. 46.

Die **Nine Worthies** sind übrigens nicht zu verwechseln mit den **Seven Champions**, über welche s. **Warton, Hist. of Engl. Poetry Vol. III, p. 63 ed. 1824.**

Liebrecht.

---

*) Diese Darstellung ist also abweichend von der im Giglan a 2 vers., wo es heißt: Son propre fils naturel quil avoit engendre en sa soeur avant quelle fust mariee, car il ne scavoit pas quelle fust sa seur lequel avoit nom Mordret etc.

**) S. Douce Illustrations of Shakspeare p. 149 sqq. London 1839, der auch noch bemerkt, daß statt Gottfried von Bouillon zuweilen der englische Nationalheld Guy of Warwick mit aufgeführt wird, über welchen vgl. Gräße l. c. Th. 2, Abth. 3, S. 255 ff.

XIX.

Jahresberichte über die Arbeiten der Gesellschaft und Verzeichnis der in den Versammlungen vorgelegten neuen Werke deutscher Litteratur und Alterthumskunde.

Vom September 1846 bis Juni 1848.

In der Septemberversammlung 1846 wurde die von der Akademie der Wissenschaften in Berlin gestellte Preisaufgabe, eine Untersuchung der deutschen Eigennamen, besprochen. Hieran knüpfte sich ein Vortrag des Dir. Odebrecht über ein langjähriges Unternehmen desselben von ähnlichem Inhalte, nämlich eine Sammlung und Erläuterung der Eigennamen aus Handschriften und gedruckten Urkunden besonders Norddeutschlands und der Mark seit dem 12. Jahrhunderte. Im Oktober trug Dr. Liebrecht eine Erzählung aus dem Don Quixote vor, nämlich den Streitfall, welchen Sancho Pansa als Statthalter der Insel Barataria schlichtete, und verglich damit die mannigfaltig noch sonst vorkommenden Gestaltungen dieser Geschichte im Arabischen, in der Legenda aurea, in Localsagen, wie sie z. B. in Berlin, Salzwedel u. a. vorkommen, namentlich aber die älteste Aufzeichnung im Konon beim Photius. Prof. Maßmann gab Mittheilungen über einige von ihm vorgelegte Blätter einer Jenaischen Handschrift des niederländischen Gedichtes **Parthenopeus ende Miliure.** Im November hatte sich, wie in früheren Jahren, die litterarische Gesellschaft in Berlin mit der deutschen vereinigt, um in Gegenwart von Frauen und Jungfrauen

das Andenken an Luther, Schiller und Göthe öffentlich zu feiern. Nachdem der Fest-Ordner, Prof. v. d. Hagen auf die Wichtigkeit einer solchen Gedächtnißfeier aufmerksam gemacht, entwarf Prof. Maßmann ein Bild von dem Jugendleben Luthers, namentlich von dem Verhältniß zu seinen Eltern und seiner Wohlthäterin Cotta, wobei er vorzüglich auf ein vor Kurzem erschienenes treffliches Buch von K. Jürgens (Luthers Leben; erste und zweite Abtheilung. Lpzg. 1846. 8.) Rücksicht nahm. Schillers Andenken wurde gefeiert durch einen Vortrag des Dr. Liebrecht, in welchem nachgewiesen wurde, welches hohe Ansehen Schiller bei den Engländern besitze, namentlich durch Bulwer, Schillers Biographen und Uebersetzer. In den Worten der Einleitung entwickelte der Vortragende, wie die Kenntnis der deutschen Litteratur überhaupt in England seit dem Jahre 1788 verbreitet und gefördert sei durch Mackenzie, Sir Walter Scott, Matthews, Lewis und Coleridge. Zum Andenken Göthes endlich sprach Prof. v. d. Hagen über verschiedene Eigenthümlichkeiten in dem Dichtercharakter desselben, namentlich über seinen Widerwillen gegen das Bestreben der Litteratoren, den Quellen seiner Gedichte nachzuspüren; eines solchen Bestrebens könne sich aber Niemand beim Studium von Dichterwerken erwehren, und so bemühte sich der Vortragende selber, die Quelle einer Götheschen Erzählung, der ersten in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", welche von dem Jahre langen Spuke eines verschmähten Liebhabers nach seinem Tode handelt, nachzuweisen, und zwar in den ganz ähnlichen Begebenheiten einer berühmten französischen Schauspielerin, Hippolyte Clairon, welche in das Jahr 1745 fallen. —

1847.

Am Stiftungstage der Gesellschaft, welcher im Januar durch eine öffentliche Festversammlung gefeiert wurde, berichtete der bisherige Ordner, Prof. v. d. Hagen, über die Thätigkeit und die Schicksale der Gesellschaft während des verflossenen Jahres und übergab das Ordneramt für das Jahr 1847 dem Prof. Maßmann, welcher demnächst einen Vortrag hielt über das Minne trinken im Mittelalter; er nahm davon Gelegenheit, nicht bloß zweier im

vorigen Jahre durch den Tod aus der Gesellschaft geschiedener Mitglieder, des Prof. Eiselen und Dir. Zinnow, zu gedenken, sondern er erinnerte auch an diejenigen großen Deutschen, deren Geburts- oder Todes-Tag in die Zeit des Stiftungstages der Gesellschaft fällt, nämlich an Hans Sachs, Wieland, Lessing und M. Claudius. Darauf hielt der Schulvorsteher Schmidt einen Vortrag zum Andenken an den verstorbenen Director Zinnow. Dr. Liebrecht sprach über das Studium der deutschen Litteratur in Portugal: zuerst seien dort Sal. Geßner und (wunderbarer Weise) der Dr. J. G. Zimmermann, dann Wieland bekannt geworden; jetzt sei ein neuer Wendepunkt für Verbreitung deutscher Litteratur in Portugal durch den deutschen König daselbst eingetreten. Der Vortragende zeigte ein deutsches Buch vor, welches 1530 gedruckt worden ist und von der damaligen Judenverfolgung in Lissabon handelt. Zuletzt las der Dir. Diesterweg über J. J. Rousseau, den er ein echt deutsches Gemüth nannte und gegen die herabwürdigenden Urtheile der Pietisten in Schutz nahm; insbesondere sprach er aber über die Art seines Todes und wies die von verschiedenen Seiten gemachten Beschuldigungen eines Selbstmordes aufs entschiedenste zurück, wobei er sich namentlich auf eine Abhandlung in: Oeuvres complètes de J. J. Rousseau par Petitain. Paris. 1839 bezog. — Im Februar trug Dr. Holzapfel eine Abhandlung über die Lebensalter, welche deutsche Dichter erreicht haben, vor. — Dr. Kuhn las über die Sagen vom wilden Jäger und über die Aehnlichkeit einzelner Theile derselben mit alt-indischen, griechischen und römischen. — Im März hielt Dr. Liebrecht einen ergänzenden Vortrag über verschiedene Stellen des siebenten Bandes unseres Jahrbuches, namentlich über Kinderlieder und Aberglauben. — Dir. Odebrecht sprach über verschiedene Ausdrücke und Lieder, in denen das Wort Put vorkommt (Put-Ente, Put-Köter, Put-Junker u. dgl. m.) Dann trug Derselbe Stellen aus einem Gedichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vor, in welchem eine Schilderung rheinischer Dialekte entworfen ist. — Im Mai las Dr. Lütcke die Fortsetzung einer früher vorgetragenen Abhandlung über deutsche Priameln, namentlich wurden die ältesten Priameln, welche an bestimmte Namen ihrer Verfasser geknüpft werden können, vorgelesen, ihr theilweises Fortleben in die spätere Zeit hinein nachgewiesen und schwierige Stellen derselben genauer besprochen.

Die Einleitung dazu machten zwei Gedichte der älteren Edda, worauf die Priameln des Freidank, Spervogel, Kanzler, Reineke Fuchs, Hugo von Trimberg, dann viele sowohl geistlichen als weltlichen Inhalts, theils nachweislich, theils muthmaßlich dem Hans Rosenglut angehörig, folgten. — Im Juni trug Prof. v. d. Hagen einige Stellen aus einer Abhandlung vor, welche Dr. Kehrein zum Abdrucke für das Jahrbuch der Gesellschaft eingesandt hatte; sie hat den Titel: Zur historischen Grammatik des 15ten und 16ten Jahrhunderts und spricht namentlich über Albr. v. Eyb, Alex. Hug und Joh. Fischart. — Die Festversammlung am 28 August war dem Andenken Göthes gewidmet, welches auch in diesem Jahre im Verein mit der hiesigen litterarischen Gesellschaft in Gegenwart von Frauen öffentlich gefeiert wurde. Nach einer einleitenden Ansprache des Ordners der deutschen Gesellschaft, Prof. Maßmann, hielt der Oberlehrer Oginski einen Vortrag über das Gemüth Göthes namentlich in Hinsicht auf den Vorwurf der Gemüthskälte, den man ihm vielfältig gemacht hat; die Beschuldigung, daß Göthe den Leiden und der Erhebung des deutschen Vaterlandes seine Theilnahme nur in höchst geringem Grade zugewendet habe, erkannte der Vortragende im Allgemeinen als gegründet an; der Litterarhistoriker habe hier die Aufgabe, den Gründen dieser Erscheinung nachzuforschen; stets, auch im höheren Mannesalter, wo Göthe immer verschlossener ward, habe er es aber verstanden, sich in jedes gemüthliche Verhältnis zu versetzen; die Träger des Gemüths seien in seinen Schriften vorzugsweise die Frauen. — Darauf sprach Dr. Kletke über den von frühester Jugend an bis in das höchste Alter bewiesenen Thätigkeitstrieb Göthes. — Zuletzt hielt Prof. v. d. Hagen einen Vortrag über Göthes Werther, in welchem er nachwies, daß Göthe in der ersten Hälfte nur seine eigene Zustände damaliger Zeit, in der zweiten dagegen die Leiden des jungen K. W. Jerusalem schildere, alle dargestellten Oertlichkeiten seien durchaus der Wirklichkeit, namentlich in der Umgegend von Wetzlar, gemäß. Die Franzosen haben die Geschichte Werthers zum Theil ins Lächerliche gezogen und so auf das Theater gebracht, namentlich Souvestre; ganz anders habe sie Napoleon gewürdigt. — Im Sept. las Dr. Oginski über die Anspielungen in Göthes Tasso auf Erlebnisse und Verhältnisse aus dem Leben des Dichters selber, namentlich sei sein Hofleben zu Weimar, vorzüglich bis zum Jahr 1786, höchst

niederdrückend für seinen Dichtergeist, und seine gesellige Heiterkeit bloße Maske gewesen. Viele Punkte dieser Abhandlung wurden von dem Prof. v. d. Hagen angefochten und widerlegt. — Dr. Holzapfel las über die Berlinische Sprache insofern sie sich zu einem eigenen Dialekt gestaltet hat durch Verkürzen und Wegwerfen der Endsylbe, der Anfangssylbe, einer Sylbe aus der Mitte, eines Konsonanten oder Vokals, Zusammenziehung mehrerer Sylben, Erweiterung durch Anhängung von Buchstaben, Sylben, Vertauschung von Konsonanten. — Im October berichtete Dr. Kletke über die von ihm besorgten Ausgaben von Fouqués Briefwechsel (vorzüglich aus dem zweiten Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts) und von einer Sammlung geistlicher Lieder Desselben. — Hierauf hielt der Ordner, Prof. Maßmann, einen Vortrag über die Frage: was und wer ist fromm? — Dir. Odebrecht machte eine Anfrage über den Ausdruck: kopsalig maudag, welcher in Urkunden den Montag nach Invocavit bedeutet. — Im November machte Dr. Friedländer Mittheilungen über den im J. 1524 zu Hamburg gebornen Dichter Heinr. Knust und seine schriftstellerische Thätigkeit, namentlich aber über ein Schauspiel von der Geburt Christi, welches im Rathhause zu Köln an der Spree von Schülern dargestellt wurde. — Dr. Liebrecht gab einen Nachtrag zu einer früher von ihm gehaltenen Vorlesung über den Ausdruck: die Feige weisen.*) — Dir. Odebrecht sprach über einige interessante Gedichte aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts, befindlich in Lappenbergs Zeitschr. des Vereins für Hamburgische Geschichte; desgleichen über eine von Uhlig in Hamburg um 1748 herausgegebene poetische Zeitung, in welcher sich unter andern drei kleine Gedichte von Lessing befinden. — Consist. R. Pischon theilte einige Proben aus dem Katechismus der in der Gegend von Verona wohnenden deutschen Gemeinden (sette comuni) mit, woran Prof. Maßmann Mittheilungen über Schmellers Untersuchungen dieser Mundart an Ort und Stelle knüpfte, aus denen hervorgeht, daß, bis zu einer nicht mehr genau festzustellenden Zeit, Ober-Italien überhaupt von Deutschen bewohnt gewesen sei. Der Name Cimbern bedeute Holzarbeiter (Zimmerleute). — Im December gab Dir. Odebrecht einen Nachtrag zu Dr.

*) S. Germania Bd. 7. S. 188.

Liebrechts Vorlesungen über die Redensart: die Feige weisen; er wies die Redensart namentlich aus Seb. Münsters Kosmographie nach. — Prof. Maßmann hielt einen Vortrag über das Wort Demuth, dessen erste Sylbe den Begriff des Dienenden enthalte, namentlich in den ältesten Formen thiwi, diu, deo.

1848.

Das Stiftungsfest wurde im Januar ganz in der bisher üblichen Weise gefeiert. Der Ordner des verflossenen Jahres, Prof. Maßmann, gab eine genaue Uebersicht der Thätigkeit der Gesellschaft während des Jahres 1847 und verkündigte als neuen Ordner den Dir. Bonnell. Außerdem besprach er die Vortheile gemeinsamer Bestrebungen vor dem einsamen Studiren und ging besonders auf das Wesen der fruchtbringenden Gesellschaft ein, bedauerte aber, daß man überall zu wenig auf den Einfluß der Frauen in diesen Gesellschaften Rücksicht genommen habe. Diese Lücke sollte der darauf folgende Vortrag des Cons. R. Pischon ausfüllen, in welchem die Bestrebungen deutscher Frauen für deutsche Dichtkunst, namentlich nach der Reformation, einzeln hervorgehoben wurden. — Prof. Ad. Müller sprach über Göthes Ausspruch: Was der Mensch, in der Jugend wünscht, das wird ihm im Alter reichlich zu Theil; und wandte denselben auch auf das Leben der Völker und namentlich der Griechen, Franzosen und Preußen an. — Im Februar sprach Dir. Kannegießer über Schillers Ausspruch: Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern, die Kunst, o Mensch, hast du allein. — Darauf gab Prof. Maßmann Bemerkungen über das Verfahren bei Ableitung und Erklärung deutscher Eigennamen; hieran schloß sich ein ergänzender Vortrag des Dir. Odebrecht, der sich namentlich auf die Eigennamen solcher Gegenden Deutschlands bezog, welche früher von Slawen bewohnt waren. — Im März berichtete Prof. Maßmann über eine in Lyon im Jahr 1842 erschienene Schrift: **Notice historique sur Jean Kleberger surnommé le bon Allemand**, der, aus Nürnberg stammend, lange Zeit in Lyon gelebt hat und **1546** daselbst gestorben ist; er war vielen gelehrten Männern seiner Zeit befreundet, namentlich dem Erasmus von Rotterdam und Pirkheimer. — Im Mai hielt Dr. Liebrecht einen Vortrag über zwei spanische Novellensamm-

lungen, aus deren erster, **El conde Lucanor**, einem der ältesten Werke in spanischer Prosa, er diejenigen Novellen heraushob, welche einen Zusammenhang mit anderen, namentlich deutschen, Novellen und Gedichten darbieten. — Dr. Holzapfel machte Vorschläge, wie man die Versammlungen der deutschen Abgeordneten zu Frankfurt, so wie der preußischen zu Berlin mit deutschen Namen zu belegen habe, namentlich führte er die Wörter Staatstag und Volkstag zu diesem Zwecke an; daran knüpfte sich eine Reihe von anderen Vorschlägen deutscher Wörter, durch welche Fremdwörter aus der deutschen Sprache verdrängt werden könnten und zum Theil schon verdrängt sind; namentlich aber sind die Wörter des Heerwesens dessen noch am meisten bedürftig. Aus diesen Betrachtungen ging der Wunsch der Gesellschaft hervor, bei der jetzt bevorstehenden Umgestaltung des ganzen deutschen Heerwesens, so viel nur in ihren Kräften stehe, bei der Abgeordnetenversammlung in Frankfurt dahin zu wirken, daß die bisher üblichen Fremdwörter abgeschafft und durch deutsche, theils in früheren Zeiten oder in einzelnen Mundarten schon vorhandene, theils durch neuzubildende Wörter ersetzt werden möchten. Zu diesem Zwecke wurde ein engerer Ausschuß aus der Gesellschaft ernannt und namentlich Dr. Holzapfel ersucht, die Bearbeitung dieses Gegenstandes zu übernehmen; dieser hat späterhin im Namen der Gesellschaft ein Schreiben an die Frankfurter Versammlung eingereicht, und die Gesellschaft selbst hat sich mehrmals mit den Versuchen beschäftigt, die einzelnen aus fremden Sprachen entlehnten Ausdrücke des Heerwesens zu verdeutschen. In der Juniversammlung las Dr. Wolf über das Eindringen fremder Wörter in die deutsche Sprache und unser Verhalten dabei in Rücksicht der Beibehaltung oder Verwerfung derselben. Prof. Maßmann machte hierzu verschiedene Ergänzungen.

Seit dem Juni 1846 sind in den Versammlungen der Gesellschaft folgende neue Werke, die deutsche Litteratur und Sprache betreffend, vorgelegt worden. Neue Preuß. Provinzialblätter. Bd. 1. — Mittheilungen der Osterländischen Gesellschaft. Bd. 2. Altenb. 1846. — Baltische Studien Jahrg. 11. 12. — Bericht des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. IX. 1. 1846. — Förstemanns neue Mittheilungen des Thüring. Sächs. Vereins. Bd. 7. 1846. — Abhandlungen der Berliner Akad. der Wissenschaften 1844-45. — Niederlausitzisches Magaz. Bd. 22. 1845. Mittheilungen

der Züricher Gesellsch. für vaterländ. Alterthümer. 1846. — G. Kurtz und P. Weißenbach Beiträge zur Geschichte und Litteratur. Bd 1. — Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache Bd. 1. — Der 4te und 5te Bericht des litterar. Vereins zu Stralsund. 1842. 1843. — Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1846. und 1847. — **Histoire de la Société roy. des sciences d' Upsal par D. H. Schröder.** Upſ. 1846. 4. — **Mémoires des Antiquaires du Nord. Copenh. 1845—1847. — Antiquarisk Tidskrift. Copenh. 1843 — 1848.** Beiträge zur Landeskunde für Oestreich ob der Ems und Salzburg. Lief. 5. — Abhandlungen des Vereins für Hessische Geschichts- und Landeskunde. Bd. 4. — Archiv für das Studium der neuern Sprachen, herausgegeb. v. L. Hervich und H. Viehoff. Bd. 1. Elberf. 1846. Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg. Neue Folge Bd. 10. 11. 1846. 1847. — Haupt, Zeitschr. für deutsches Alterthum. Bd. 6. — Neuester Bericht über das **Museum Francisco-Carolinum. Linz. 1847.** — Westphälische Provinzialblätter. Bd. 4. — Hattemers Denkmale des Mittelalters. Bd. 1. 2. Altdeutsche Gedichte von Ad. Keller. Tübing. 1846. — der Nibelungen Noth. Von Braunfels. Frankf. 1846. — Ueber die Lieder von den Nibelungen. Von W. Müller. Göttingen. 1845. — Simrocks Amelungenlied. Th. 1. 1843 — desselben kleines Heldenbuch. Stuttg. und Tüb. 1844. — Schauspiele des Mittelalters. Von Mone. Carlsruhe. 1846. — Rügelieder der Troubadours gegen Rom und die Hierarchie. Von Brinkmeier. Halle. 1846. — Marbachs Sage vom Schwanenritter. — Vilmars Programm zur Fischart-Litteratur. Marburg. 1846. — Die Valkyrien. Von Dr. L. Frauer. Weimar 1846. — Deutsche Predigten aus dem 13 Jahrhundert, herausgeg. von Grieshaber. H. 2. 1846. — Firmenich. Germaniens Völkerstimmen. Bd. 2. H. 1. — 3. — Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen. Von A. Lübben. Oldenburg. 1846. — Gedichte in Hennebergischer Mundart. Von C. Neumann, mit einer Einleitung von L. Storch. Gotha 1844. — Steffens hinterlassene Schriften. Berl. 1846. — **De Caedmone poëta Anglo-Saxon. scripsit C. F. Bouterweck. Elberf. 1845.** — H. v. Aufseß Sendschreiben an die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichtschreiber und Sprachforscher zu Frankfurt. a. M. Nürnb. 1846. Alte gute Schwänke herausgeg. von Adelb. Keller.

Lpzg. 1847. — Mücken- und Ameisenkrieg neu bearb. von Dr. Ad. Fürstenhaupt. Berl. 1846. — Hans Sachs, sein Leben und Wirken. Von L. Hoffmann. Nrnb. 1847. — Fischarts Bienenkorb, herausgeg. von J. Eiselein. St. Gallen 1847. — Johann v. Damaskus Barlaam und Josaphat. Aus dem Griech. übers. von Dr. Liebrecht. Münster 1847. — Leibnizens Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben. Herausg. von C. L. Grotefend. Hannover 1846. — Plattdeutsche Osterpredigten von J. v. Scheppau, einem Zeitgenossen Sackmanns. Brauschw. 1846. — Neue Samml. deutscher Volkslieder von L. Erck III, 1. Berl. 1845. — Alte und neue Volkslieder für Männerstimmen gesetzt von L. Erck. H. 2. Essen 1847. — Volksboeken uitgegeven door I. Willems en T. A. Snellaert: Keyzer Karel. Gent. 1846. — L. Puttrichs Denkm. der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. II, 5 — 16. Lpzg. 1846. — Das Nibelungenlied, herausgeg. von Schönhut. 2te Auflage Tüb. 1846. — Letzte Lieferung des Ulfilas von Löbe. — Uebersetzung des Heliand von L. Kannegießer. 1847. — Deutsche Sprachdenkmäler des 12ten Jahrhunderts. Von Karajan. Wien 1846. — Das Kloster, von J. Scheible. Bd. 5. Faust. Bd. 6. Die gute alte Zeit. Bd. 8. Fischart. Stuttg. 1847. — Luthers Werke, herausgeg. von v. Gerlach. Bd. 13 — 15. — Zobers urkundliche Beiträge zur Gesch. der Stralsunder Verfassung: 1846. — Zobers Rede zum Geburtstage des Königs. Stralf. 1846. — Chron. Belg. inéd. T. IV: Le Chevalier au cygne et Godefroi de Bouillon par le Bar. de Reiffenberg. Brux. 1846. — Van den Bergh. Krit. Wordenboek der Nederl. Mythol. Utrecht. 1846. — Over de beoeffening der Nederlandsche Mythologie — door J. de Wal. Utrecht. 1847. — Die Persischen Keilinschriften. Von Dr. Benfey. Lpzg. 1847. — Nachahmung der italienischen und spanischen Versarten im Deutschen. Ein Programm von Gotthold. Königsb. 1846. 4. — Theater und Kirche im gegenseitigen Verhältniße. Von Dr. G. Alt. Berl. 1846. — Monumental-Weltgeschichte (Progr. zu Vorlesungen) Von Fr. Mertens. — Progr. zur funfzigjährigen Lehrerwirksamkeit des Rectors Rauchenstein. Aarau. 1847. 4. darin eine Abhandl. von H. Kurtz über Joh. Fischart. — Zeune's Uebers. der Manzonischen Ode Il cinque Maggio. 2te Aufl. Berl. 1846. — Das Herzmäre von Konrad von Würzburg herausgeg. von Fr. Roth. Frankf. 1846. —

Fr. Steffens neue Stofflieferungen für Gesch., Sprache und Literatur. H. 2. 1847. — Beiträge zur Breton. und Celtisch-Germanischen Heldensage. Von San Marte. Quedlinb. und Lpzg. 1847 — Ueber die Ordalien bei den Germanen. Akadem. Festrede von Phillips. — Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes Teutsch. Von H. Hattemer. Schaffhausen. 1847. — Beneke's mittelhochdeutsches Wörterb. herausgeg. von W. Müller. Lf. 1. Lpzg. 1847. — Das neue Testament übers. v. Maur. Müller. — **De. Graecae linguae reduplicatione praeter perf. Scrips. H. Hainebach.** Gießen. (Programm) — Die Grundzüge der Finnischen Sprache mit Rücksicht auf den Ural-Altaischen Sprachstamm. Von H. Kellgren. Berl. 1847. — Ehrentraut. Friesisches Archiv für Gesch. und Sprache Bd. 1. H. 1. Oldenb. 1847. — Wigalois herausgeg. von Pfeiffer. — Deutsche Liederhalle. herausgeg. von W. v. **Zuccalmaglio**, bearb. für 4. Männerstimmen von J. Rietz. H. 1. Elberf. 1847. — Würdigung der Lutherschen Bibelverdeutschung. Von **Dr.** W. G. Hopf. Nürnb. 1847. — Volksbücher des norddeutschen Vereins. Liefer. 3. (der Kossäth Rüdicke. Von R. Schneider); Lief. 4. (Hausmannskost) Berl. 1847. — Deutsche Sprachbildung. Von **Dr.** L. Edler. Th. 1. Lpzg. 1847. — Neues Wiener Idiotikon von Loritza. Wien und Lpzg. 1847. — Hohenzollerische Forschungen von R. Freih. v. Stillfried und **Dr.** T. Märker. Bd. I. Berl. 1847. — Nordische Mythenlehre. Von J. C. Hauch. Lpzg. 1847. — Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Nebst ausführl. Bemerkungen über die Zahlwörter indogermanischen Stammes und einem Anhange von Fingernamen. Von A. F. Pott. Halle. 1847. — Angelsächs. Lesebuch von F. W. Ebeling. Lpzg. 1847. — Mittelhochd. Lesebuch von K. A. Hahn. Neue verb. Aufl. Frankf. 1847. — **Romans et Epopées chevaleresques de l' Allemagne au moyen-age. Par le Baron de Bonstetten. Paris.** 1847. — Die Minnesinger als polit. und sociale Partei an einer Auswahl ihrer Lieder dargestellt. Von L. Ernst. Güstrow. 1847. — Oswalds von Wolkenstein Gedichte. Mit Einl., Wörterbuch und Lesarten herausgegeben von Beda Weber. Insbruck. 1847. — **Edelstand du Meril. Poësies populaires latines du moyen-age. Paris. 1847. — Carmen de bello in Roncivalle, edid. I. C. Orellius.** Zürich. **1839.** — Deutsche Volksbücher von O. L. B. Wolff. **N. 41 — 44.** — Aktstykker for storste delen hidtil utrykte, til Oplysning får

af Danemarks indre Forhold i ældre Tid. Anden Samling. Odense 1845. 4. — Untersuchung über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen. Von Dr. Theod. Jacobi. Breslau. 1847. — Roman van Heinric en Margriete von Limborch, uitgeg. door L. Ph. C. van den Bergh. 1. 2. deel. Leyd. 1846. 1847. — Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedicht in Pfälzischer Mundart von K. G. Nadler. Frankf. 1847. — Neuester Wiegenliederkranz von Fr. Chr. Günther. Magdeb. 1848. — Das Schaltjahr. Von J. Scheible. Bd. 1 — 4. Stuttg. 1846. 1847. P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Norwegische Volksmärchen, deutsch von Fr. Bresemann. Mit einer Vorrede von L. Tieck 2 Thle. Berl. 1847. — Biographie Diesterwegs von E. Langenberg. Elberfeld. 1846. — Verzeichnis der Bücher in der Magistratsbibliothek zu Berlin. 1847.

Lücke.



XX.

Fremdwörter im Heerwesen.

Schon vor einigen Jahren hatte der Unterzeichnete darauf hingewiesen, wie demüthigend die große Anzahl der im deutschen Heerwesen üblichen Fremdwörter sei. In mehreren Sitzungen der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde" hatte er Vorschläge zu angemessenen Verdeutschungen solcher Fremdwörter gemacht. Eine Gelegenheit aber, den aus der Besprechung dieser Vorschläge gewonnenen Ergebnissen Eingang ins Leben zu verschaffen, konnte nicht gefunden werden. Erst als in Folge der großen Bewegungen dieses Jahres das deutsche Volk seine Vertreter in Frankfurt versammelte, schien der günstigste Augenblick gekommen, der edlen Muttersprache auch beim Heerwesen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Unterzeichnete brachte die Angelegenheit in der „Berlinischen Gesellschaft" zur Sprache und empfahl, einen deßfalsigen Antrag unmittelbar an die Reichsversammlung zu stellen. Die „Berlinische Gesellschaft" ging darauf ein, ernannte einen Ausschuß, bestehend aus dem Professor Dr. Maßmann, dem Landgerichts Direktor Odebrecht und dem Unterzeichneten, um die weiteren Vorarbeiten zu machen und die Verdeutschungsvorschläge der Gesellschaft zur Prüfung vorzulegen, und beauftragte den Unterzeichneten, das an die Reichsversammlung zu richtende Antragsschreiben zu entwerfen. Das Schreiben wurde in folgender Form angenommen und abgeschickt.

„Hohe Versammlung!"

Die Wiedergeburt Deutschlands macht die Umgestaltung des deutschen Heerwesens nothwendig. Zu den großen Aufgaben Einer Hohen Versammlung wird es demnach gehören, unserem Vaterlande eine starke und volksthümliche Wehrverfassung zu geben. Eine solche muß ruhen auf deutschem Geist und deutschem Sinn, muß darum ausscheiden und von sich fern halten, was fremder Sitte und fremder Sprache fröhnt.

Die in den begeisterten Tagen der Freiheitskriege gegründete „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterhumskunde" sucht seit ihrem Bestehen für die Reinheit unserer edlen Muttersprache zu wirken. Aus dem reichen Schatze derselben hat sie alles dasjenige herausgesondert und zusammengestellt, was Stoff und Mittel darbietet, um bei der Umschaffung unseres Heerwesens die fremden Benennungen und Bezeichnungen durch deutsche zu ersetzen.

Die Berlinische Gesellschaft beehrt sich, Einer Hohen Versamm- die dringende Bitte vorzutragen,

es wolle die Hohe Versammlung bei der neuen Gestaltung der deutschen Wehrverfassung der deutschen Sprache ihr Recht zukommen lassen,

und erklärt sich bereit, ihre einschlagenden Vorarbeiten Einer Hohen Versammlung zu geeignetem Gebrauch einzureichen, sobald dieselben gewünscht werden.

Berlin den 18. Mai 1848.

„Die Berlinische Gesellschaft 2c.

Es erfolgte darauf nachstehende Antwort:

„Das von der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde der deutschen Nationalversammlung gemachte Anerbieten, dieselbe mit Ihren Vorarbeiten behufs Benutzung bei Entwerfung der Wehrverfassung unterstützen zu wollen, ist leider jetzt erst dem unterzeichneten Ausschuß für Wehrangelegenheiten zugegangen. Der Ausschuß hat sich vergeblich bemüht, bei der Berathung des Entwurfs für Wehrverfassung durchweg deutsche Benennungen einzuführen; dieselben erschienen bald zu unbestimmt, bald zu ungeschickt; die alten Bezeichnungen wurden vorgezogen.

Durch das gefällige Anerbieten der 2c. Gesellschaft wird vielleicht eine glückliche Lösung der Aufgabe möglich. Der unterzeichnete Ausschuß bittet deshalb, die 2c. Gesellschaft wolle Ihre dahin einschlagenden Arbeiten demselben (unter der Aufschrift des Abgeordneten Bock) bald möglichst übersenden, und schon im Voraus des Dankes des Ausschusses sich für versichert halten.

Frankfurt, 29. Septb. 1848.

Der deutschen Reichsversammlung Ausschuß für Wehrangelegenheiten.

v. Mayern. Bock.
Vorsitzender. Schriftführer.

In Folge dieses Schreibens hielt die „Berlinische Gesellschaft"

mehrere außerordentliche Sitzungen, in welchen unter Zuziehung sachverständiger Officiere des stehenden Heeres die Vorarbeiten des Ausschusses der Gesellschaft einer letzten Prüfung unterworfen wurden. Mögen die Bestrebungen der Gesellschaft nicht fruchtlos bleiben!

Der Unterzeichnete veranlaßte die Berlinische Gesellschaft, auch an die Preußische Nationalversammlung (Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung) einen ähnlichen Antrag in Betreff der preußischen Bürgerwehr zu stellen. Der Antrag wurde in folgender Gestalt angenommen und abgeschickt.

„Hohe Versammlung!"

Der zu neuem Leben erwachte deutsche Sinn hat in unserer Bürgerwehr die deutschen Namen Zugführer und Rottenführer an die Stelle der fremden Lieutenant und Unterofficier gesetzt. Die Bürgerwehr in Köln ist folgerecht weiter gegangen und hat die Bataillone in Banner, die Majore in Bannerführer umgewandelt. In gleicher Weise sagt die Bürgerwehr zu Breslau Wehramt statt Commando oder General-Commando der Bürgerwehr.

Die unterzeichnete Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde beehrt sich, an die Hohe Versammlung die gehorsamste Bitte zu stellen,

es wolle die Hohe Versammlung bei Berathung des Bürgerwehrgesetzes auch die übrigen in der Bürgerwehr noch vorkommenden fremden Ausdrücke durch deutsche ersetzen und zugleich veranlassen, daß bei Waffenübungen der Bürgerwehr künftig hin ebenfalls nur deutsche Befehlsworte gebraucht werden.

Die Berlinische Gesellschaft erklärt sich bereit, angemessene Verdeutschungsvorschläge zu diesem Behufe einzureichen, sobald dieselben gewünscht werden.

Berlin, den 2. Sept. 1848.

Die Berlinische Gesellschaft 2c.

Leider wurde diesem Antrage von Seiten der Preußischen Nationalversammlung keine Folge gegeben. Es ließ dieselbe vielmehr durch den Abgeordneten Sydow, der den Antrag überreicht hatte, die Antwort ertheilen, daß es der Bürgerwehr selber überlassen bleiben müsse, die von der Gesellschaft gewünschten sprachlichen Veränderungen vorzunehmen. Diese Erklärung der Nationalversammlung war um so überraschender, als das von ihr angenommene Bürgerwehrgesetz die fremden Ausdrücke (wie Bataillon, Compagnie 2c.) wieder gesetzlich feststellte. R. Holzapfel.

Druck von J. Petsch in Berlin.

Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Neunter Band.

Mit Beiträgen von August, Graff, Förstemann, Hasper, Holzapfel, Kannegießer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Odebrecht, Pfeiffer, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Mit einer Landkarte zum Parzival.

Berlin, 1850.
Verlag von Hermann Schultze.

Neues Jahrbuch
der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Neunter Band.

Mit Beiträgen von August, Graff, Förstemann, Hasper, Holzapfel, Kannegießer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Odebrecht, Pfeiffer, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Mit einer Landkarte zum Parzival.

Berlin, 1850.
Verlag von Hermann Schultze.

Inhalt
des neunten Bandes.

I.

Minnesinger.

Bruchstücke einer noch unbekannten altdeutschen Liederhandschrift.

Vor etwa zwei Jahren überbrachte mir der Antiquar Heß von Ellwangen einige Pergamentblätter, mit der Bitte sie zu untersuchen und ihm meine Meinung über deren Inhalt u. s. w. zu sagen. Es war nicht schwer, auf den ersten Blick zu erkennen, daß Lieder des von Morungen und des Schenken von Limburg auf diesen Blättern enthalten seien, und gerne machte ich von dem Anerbieten Gebrauch, mir dieselben bis zum andern Morgen zu leihen. Leider konnte ich damals zu einer vollständigen Abschrift keine Zeit finden und mußte mich darauf beschränken, bloß die Lesarten in mein Exemplar der v. d. Hagen'schen Minnesänger, doch nicht ohne Zuratheziehung der Bodmer'schen Ausgabe, einzutragen. Auf den Grund dieser Vergleichung ist die Abschrift gefertigt, die ich hier mittheilen will, wobei ich aber natürlich, wol für die Richtigkeit dessen, worauf es im Allgemeinen ankommt, nicht aber für die eines jeden u oder v oder Punktes u. s. w. stehen kann[1]).

Es sind im Ganzen vier wol erhaltene Pergamentblätter in groß 4 oder klein Folio. Sie bilden die beiden äußern Doppelblätter der XXI. Lage einer Handschrift, die allem Anscheine nach eine sehr umfangreiche Sammlung altdeutscher Liederdichter enthielt. Die Aehnlichkeit zwischen diesen Blättern und der Pariser oder sogenannten Manesse'schen Liederhandschrift ist hinsichtlich der äußern Einrichtung, der Bilder, ja selbst der Schrift-

1) Siehe die Nachschrift S. 11.

züge so groß, daß man der Vermuthung Raum geben darf, beide seien Copien unter sich, oder doch Abschriften einer und derselben Handschrift. Die Uebereinstimmung beider ist, auch in den Fehlern, eine fast buchstäbliche (einzelne Versehen, deren jede ihre besondere hat, ausgenommen), und die Reihenfolge der Dichter ist allem Anscheine nach in beiden ebenfalls dieselbe. Auch im Alter mögen sie sich gleich stehen, d. h. in der Mitte des XIV. Jahrhunderts geschrieben sein. Die Blätter enthalten:

1. Bl. 1a—3c den Anfang und Schluß der Lieder Heinrichs von Morungen, I—IX. 1, 4. und XXIX. 3, 2—XXXII, 1. XXXIII—XXXIV. Die beiden innersten Doppelblätter fehlen, und damit die Lieder (v. d. Hagens MS. I, 123b—129b) IX. 1, 5. — XXIX. 3, 1;

2. Bl. 4cd den Anfang der Lieder des Schenken von Limburg I—II. 1, 6. Voran steht ein großes Bild, mit Silber, Gold und Farben reich gemalt, mit der für den Maler vorgezeichneten Ueberschrift: d' schenke von limpurg. Es nimmt den Raum von drei Spalten ein (Bl. 3d und 4ab.), weicht aber, von dem Bilde der Pariser Handschrift (vergl. v. d. Hagen's Beschreibung, MS. IV, 131.) in vielen Punkten ab.

Auf dem untern Rande von Bl. 4cd steht: XXI. (d. i. die 21ste Lage). Die Zeilen, deren auf jeder Spalte 33 stehen, sind nicht abgesetzt. Die Initialen sind abwechselnd blau und roth; beim Beginne eines neuen Dichters sehr groß, mit verschiedenen Farben gemalt und reich verziert.

Das Vorhandensein einer Hscht., die der Pariser in keiner Weise nachgestanden hat, ist jedenfalls aus mehr als einem Grunde von Wichtigkeit, und es wäre von Werth zu wißen, woher diese Blätter, die so sauber und wolerhalten sind, als ob sie erst gestern aus der Hscht. genommen wären, stammen. Herr Heß, den ich darum befragte, konnte oder wollte mir es nicht sagen. Nur so viel habe ich kürzlich von ihm erfahren, daß er sie nach Hamm[1]) verkauft hat.

Stuttgart, November 1849.

Dr. Franz Pfeiffer.

---

1) Siehe die Nachschrift auf S. 11.

(34. Her Heinrich von Morunge)

I.)

(1.) SJ[1]) ist zallen eren | ein wib wol er- | kant. schoner | geberde mit zuh- | ten gemeit. so | das ir lop in dem | riche vmbe gant. als der mane wol | verre uber lant. lúchtet des nach | tes wol lieht vnd breit. so das ir | schin al die welt vmbe vat. als | ist mit gûte vmbe vangen dú schǒ | ne. des man ir giht si ist aller wi- | be ein crone. |

(2. roth) Dis lob beginnet vil frowen | versman. das ich dú mine | han zeiner krone geseczet so ho. | vnd ich der deheine vs genomen | han des ist vil luter vor valsche ir | der lib. smal wol ze masse vil fier | vnd fro. des mus ich in ir genaden | beliben. gebutet si so. min liebest | vor allen wiben. |

(3. blau) Got lasse mir vil lange leben | gesunt. die ich an wiblich[5] | stete noch ie vant. sit si min lib | zeiner frowen erkos. wol ir vil | susser vil rot ist ir der munt. ir | zene wis ebene vil verre erkant. | dur die gar ich alle vnstete ver kos. | do man si lobte also reine vnd wi- | se. senfte vnd los. dar vmbe ich si | noch prise. |

(4. roth) Ir tugent reine ist der sun- | (Blatt 1b) nen gelich. dú truben wolken tůnt | lichte geuar. swenne in dem meiē | ir schin ist so clar. des wirde ich steter | frǒide uil rich. das ober lúchtet ir | lob also gar. wib vnd frowen die | besten fúr war. die man benenne | in tútschem lande. verre ader nach | so ist es dú bas erkande. |

(II.)

(1. blau) MJn erste vnd ouch min leste. | froide was ein wib. der ich | minen lib. bot zedienste iemer | me. dú hohste vnd ǒch dú beste. | in dem herzen min. seht das mus | si sin. der ich selten fro beste. ir tů | tleider we. al min sprechen vnd min | singen. des mus ich an frǒiden mich nu twingen. vnd trûren swa ich ge |

1) Großer Initial, blau, gemalt, mit Goldumrandung und Hintergrund.

(2. roth) **N**u ratent lieben frowen. was | ich ſingen muge. ſo das ir tu= | ge. ſang iſt an fröiden krank. mir | wart nicht wan ein ſchowen. von | ir vnd der grůs. den ſi teilen můs. | mit der welte ſunder dank. dú zit | iſt zekranc. ane fröide vnd ane wū= | ne. nu wol dar ſwer mich geleren | kunne. das ich ſinge nuwen ſank |

(3. blau) **W**er ir mit mime ſange wol | ſo ſunge ir. ſus verbot ſis mir. | vnd ir tete min ſvigen[1]) bas. nu ſwi= | ge aber ich zelange. ſolde ich ſingē | me. das tet ich als e wie. zimt mi= | ner frowen das. das ſi min vergas. | vnd ver ſeite mir ir hulde. owe des | (Bl. 1c) wie rehte vnſanfte ich dulde. beide ir | ſpot vnd ŏch ir has. |

(4. roth) **V**il wiblich wib nu wende. mi= | ne ſende clage. die ich tŏgen | trage. du weiſt wol wie lange zit. | ein ſeldenriches ende. wirt mir das | von dir. ſo ſiht man an mir. fröide | an alle wider ſtrit. ſit das an dir | lit. mines herzen hohgemute. macht | du troſten mich. dur wibes gůte. | ſit din troſt mir fröide git. |

(5. blau) **I**ch ſihe wol das min frowe. mir iſt | vil gehas. doch verſůche ichs bas. | in verdiene ir werden grůs. des ich | ir wol getruwe. das hat ſi verſworn. | ir iſt leider zorn. das ichs der werl= | te kunden můs. das ich niemer ſus. | von ir dieneſte mich geſcheide es kom | mir ze liebe ald ir zeleide. lichte wirt | mir ſwere bůs. |

III.

(1. roth) **H**et ich tugende nicht ſo vil von | ir vernomen. vnd ir ſchone | nicht ſo vil geſehen. wie were ſi mir | danne alſo zeherzen komen. ich | mus iemer dem geliche ſpehen. als | der mane tut den[2]) ſinen ſchin. von | des ſunnen ſchin | enpfat. als kumt mir dike ir wol liehte ogen blike. | in das herze min da ſi vor mir gat |

(2. blau) **IR** wol liehten ŏgen. in das herze min. | ſo kumt mir dú not. das ich mus | clagen. ſolde aber ieman an im

1) Es ſtand erſt ſing'en.
2) Sv.

sel= | ben schuldig sin. so het ich mich sel- | (Bl. 1d) ben selbe ir klagen. do ichs in min | herze nam. vnd ich si vil gerne sach. | nach gerner dan ich solde. vnd ich des | nicht miden wolde in hohte ir lob | swa mans vor mir sprach. |

(3. roth) MJme kinde wil ich erben dise not. | vnd dú klagende leit dú ich | han von ir wenent si danne ledic | sin ob ich bin tot. ich lasse einen | trost noch hinder mir. das noch scho= | ne werde min sôn. das er wunder | an ir bege. also das er mich reche, | vnd ir herze gar zebreche. so sin so | rehte schone se.

(IV.)

(1. blau) In so hohet swebender wunne. | so gestunt min herze an frôiden | nie. ich var als ich fliegen kúnne. | mit gedanken iemer vmbe sie. sit | das mich ir trost enpie. der mir dur | die sele min mitten in das herze | gie. |

(2. roth) Wwas ich wunnecliches scho= | we. das spil gegen der wun= | ne die ich han. luft vnd erde walt | vnd ŏwe. sulnt die zít der frôide min | enphan. mir ist komen ein hugen= | der wan. vnd ein wunneclicher | trôst des min mut sol hohen stan |

(3. blau) Wol dem wunneclichen mere. | das so susse dur min ore. er= | klang. vnd der sanfte tunder swe[s]. | dú mit frôiden in min. herze sang. | da von mir ein wunne ent sprang. | (Bl. 2a) dú vor liebe alsam ein tŏ mir vs | von den ŏgen dranc. |

(4. roth) Selig si dú susse stunde. selic | si dú zit der werde tag. do dc | wort gie von ir munde. das dem her= | zen min so nahe lag. das min lib | von frôiden erschrag. vnd en weis | von liebe. ioch was ich von ir spre= | chen mag. |

(V.)

(1. blau) Von der elbe wirt entsehen vil | manig man. also wart ich | von grosser liebe entsehen von der | besten die ie kein man lieb gewan. | wil aber si mich dar vmbe vehen. | mir ze vnstatten sten. mag si danne |

reehen ſich tů des ich ſi bitte da mitte | frȯiwet ſi ſo mich. das ich danne vor | libe mus zergan. |

(2. roth) Wwenne ir liechten ȯgen alſo | verkerent ſich. das ſi mich an | dur min herze ſehen. ſwer da ent=|zwiſchen danne ſtet vnd irret mich. | dem můſſe al ſin frȯide zergen. wan | ich danne ſtan vnd warte der frowē | min. rehte als des tages dú kleinen | vogellin wenne ſol mir iemer li=|eb geſchen. |

(3. blau) MJch enzundet ir vil liehter | ȯgen ſchin. als das fúer[1]) ein | túrre zunder tůt. vnd ir frȯmde | krenket ſo das herze min. als das | waſſer eine glůt. vnd ir hoher | můt. vnd ir ſchone vnd ir edelkeit | (Bl. 2b) vnd das wunder das man von ir tú= | gende ſeit. das iſt mir vil úbel vnd | ȯch lihte gůt. |

(4. roth) SJ gebútet vnd iſt in dem herzē | min. frowe vnd herer danne | ich ſelbe ſi. hey wan ſolt ich ir noch | ſo geuangen ſin. das ſi mir mit tru=|wen were bi. ganzer tage dri. vnd | eteſliche nacht. ſon verlúre ich niht | den lib. vnd al die macht. nu iſt ſi | leider vor mir al zefri. |

(VI.)

(1. blau) Weſt ich ob es verſwiget mȯh= | te ſin. ich lieſſe úch ſehen mine | ſchonen frowen. der enzwei breche | mir daz herze min. der mohte ſi ſcho|ne drinne ſchowen. ſi kan her dur | dú ganzen ȯgen min ſunder túr | gegangen. owe ſolde ich von ir ſuſ= | ſen minne ſin als minneclichen en= | phangen |

(2. roth) Der ſo lange | růft in einen tȯben walt. es | antwurt im dar vs eteſwenne. nu | iſt dú clage von ir dike manigualt. | gegen miner not ſwie ſis nicht er | kenne. doch klaget ir manger mi= | nen kumber. vil dike mit geſange. | owe ia hat ſi geſlafen alles her al=| der geſwigen alzelange. |

(3. blau) Wer (ich) ein ſtich ader ein ſtar die | mehten ſit. gelernet han. | das ſi ſprechen minnen. ich han ir | gedienet her vil lange zit. mac | ſi ſich doch miner rede verſinnē. |

---

1) Wie ſirer geſchrieben.

(Bl. 2c) nein ſi nicht got enwelle ein wun-|der vil verre an mir erzeigen. ia | mohte ich ſit einen bŏn mit mi-|ner bette ſunder wapen nider | geneigen. |

VII.

(1. roth) Es iſt ſitte der nachtegal. | ſwanne ſi ir liet. vol endet | ſo ſwiget ſie. dur das volge aber | ich der ſwal. div durch liebe noh | durch leide ir[1]) ſingen nie verlie | ſit das ich nu ſingen ſol. ſo mag | ich von ſchulden ſprechen wol. o-|we. das ich ie ſo vil gebat. vnd | geflechte an eine ſtat. da ich gena-| den niemen le. |

(2. blau) Swige ich vnd ſinge niet. | ſo ſprechent. ſi das mir | min ſingen zeme bas. ſprich ab[5] | ich vnd ſinge ein liet. ſo mŭs ich | dulden beide ir ſpot vnd' ŏch ir has. | wie ſol man dien nu geleben. die | dem man mit ſchoner rede ver| geben. owe das in ie ſo wol ge- | lanc. vnd ich lie dur ſi minen | ſang. ich wil ſingen aber als e |

(3. roth) Owe miner beſten zit. vnd | owe miner rechten wunnec-| lichen tagen. was der an ir dienſte | lit. nu iamert mich vil mancher | ſeneclicher clage. die ſi hat von | mir vernomen. vnd ir nie zů | herzen kunde komen. owe minú | gar verlornē iar. dú rúwent mih | (Bl. 2d) ver war. in verclage ſi niemer me. |

(4. blau) IR lachen vnd ir ſchone an ſehen. | vnd ir gut geberde hant betŏret | lange mich. in kan anders nicht ver-| iehen. ſwer mich rumes zihen wil | fúr war der ſundet ſich. ich han ſor-| gen vil gepflegen. vnd dien frowen | ſelden bi gelegen. owe. wan das ich | ſi gerne an ſach. vnd in ie das beſ-|te ſprach. mir enwart ir nie nicht | me. |

(5. roth) Es iſt nicht das túre ſi. wan | habe es deſte werder wan den | getrúwen man. der iſt leider ſwe-| re bi. er iſt verlorn ſwer nu nicht | wan mit truwen kan. des wart | ich vil wol gewar. wand ich ir mit | trúwen ie diente dar. owe. das ich | truwen nie genos. des ſten ich froi-|den blos. doch diene ich ſwie es er ge. |

---

1) Es ſteht in.

(VIII.)

(1. blau) Ob ich ſi dúchte | hulden wert. ſon möhte mir | mir zer welte nicht geſchehen. het ich | an got ſit genaden gert. ſin kundē | nach dem tode niemer mich vergen. | her vmbe ich niemer doch verzage. | ir lob ir ere vnz an min ende ich | ſinge vnd ſage. | was ſi ſich beden- | ket bas vnd tete ſi liebe das ſo ver | bere ich alle clage. |

(IX.)

(1. roth) Sach ieman die frowen. die | man mag ſchowen. in dē | venſter ſtan. dú vil wol getane. |

(Hier fehlen die beiden innern Doppelblätter bis XXIX, 3, 1.)

(Blatt 3a) das ein luzel iſt mit valſcher | diet behût. daſt ein ſwacher | frundes has., das ſi mit den an- | dern mir ſo leide tût. es höret | nicht ze liebe ein ſo kranker frū- | des mût. wil aber ſi die hute al- | ſo triegen. daſt vns beiden gût |

(XXX.)

(1. roth) Owe. ſol aber mir iemer | me geluhten dur die naht. | noch wiſſer danne ein ſne. ir | lip vil wol geſlacht. der trog dú | ogen min. ich wande es ſolde | ſin. des lihten manen ſchin Do taget es. |

(2. blau) Owe. ſol aber er iemer me. | den morgen hie betagen | als vns die naht enge. das wir | nicht durſen clagen. owe nu iſt | es tag. als er mit clage pflag. | do er iungeſt bî mir lag Do tagete es. |

(3. roth) Owe ſi kuſte ane zal. in dem | ſlafe mich. do vieln hin ze- | tal. ir trene nider ſich. iedoch ſo | getroſte ich ſie. das ſi ir weinen | lie. vnd mich al vmbe vie. Do | tagte es. |

(4. blau) O we das er ſo dike ſich. bi- | mir entſehen hat. als er | endachte mich. ſo wolt er ſunder | wat. min armen ſchowen blos. | es was ein wunder gros. das in | des nie verdros Do tagte es |

(XXXI.)

(1. roth. Blatt 3b.) Hat man mich geſehen in ſor- | gen. des en ſol nicht mer er | gan. wol fröwe ich mich alle mor | gen. das ich die vil lieben han. ge | ſehen

in ganzen froiden gar. nu | fluch von mir hin langes truren. | ich bin aber gesunt ein iar. |

(2. blau) SJ kan durch die herze brechen. | sam du sunne durch das glas. | ich mag wol von schulden sprechē. | si (ist) ganzer tugende ein adamas. so | ist du liebu frowe min. ein wun- | nebernder s°ůsser meije. ein wolke- | loser sunnen schin. |

(3. blau) Ob si miner not dú güte. wol- | de ein liebes ende geben. mit | den fron in hohem mute. sehe man | mich danne leben. die wile so das | nicht ist beschehen. so mus man bi | der vngemuten schar mich in den | sorgen sehen. |

(XXXII.)

(1. roth) MJr ist geschehen als einem | kindeline. das sin schones | bilde in einem glasse gesach. vnd | greif dar nach sin selbes schine. | so vil. "das "bis es den spiegel gar | zerbrach. do wart al sin wunne | ein leitlich vngemach. also dahte | ich iemer fro ze sine. do ich gesach | die lieben frowen mine. von der | mir bi liebe leides vil geschach. | [1])

(XXXIII.)

(1. blau) Ich wil ein reise. wunschet das | ich wol geuar. da wirt manig | (Blatt 3c) weise. dú lant dú wil ich brinnē | gar. miner frowen riche. swas | ich des bestriche. das mus alles | werden verlorn. si en wende mi- | nen zorn. |

(2. roth) Helfet singen alle. mine frūt | vnd zieht ir zu. mit schal- | le. das si mir genade tů. schriet | das min smerze. miner frowen | herze. breche vnd in ir oren ge. | si tut mir ze lange we. |

(3. blau) Frowe ich wil mit hulden. | reden ein wenig wider dih | das solt du verdulden. zurnest | dû so swige aber ich. wiltu dine | iugende cronen wol mit tugen- | de so wis mir genedig súsú fruht | vnd troste mich dur dine zuht |

1) Die hier in der Manessischen Handschrift fehlenden 3 Strophen der Würzburger Handschrift (unter Reimars Liedern) fehlen also auch in diesen Blättern. H.

XXXIV.

(roth) VJ ſúſſú ſenfte toterinne. | war vmbe went ir toten | mir den lib. vnd ich uch ſo herzec= | lichen minne. zwar frowe fur | ellú wib. wenent ir ob ir mich | totent. das ich uch iemer mer be|ſchowe. nein uwer minne hat | mich des ernotet. das úwer ſe=| le iſt miner ſele frowe. ſol mir | hie nicht gut geſchehen. | von ú=|werm werden libe. ſo mus mī | ſele ú des veriehen das uwerre | ſele dienet dort als einem reinē | wibe. |

(Blatt 3—4ab das Bild 35 des Schenken von Limburg.)

(I.)

(1.) WOl[1]) mich dirre | ſtunde. die ſolde | ich enpfahen. | mit geſange es | iſt rehte ander | zit. ob ich das | wol kunde. dar ſo ſolde ich gahē. | wan horet vogel ſingen wider | ſtrit. dar zu dringen dur das gras. | blumen manger leie. ich kan ſel= | be dar de was. willekome er mei=|je. mir vnd ŏch der frowen min. | ich wil ſin. ſwie ſo ſi gebutet mīs | herzen troſterinne. |

(2. roth) Herzelieber mere. der war=|te ich vil dike. von der min|neclichen frowen min. ich were | ane ſwere. wan das ich ir ſchrike. | dur die lieben trage ich ſenden pī. | das iſt endelichen war. liebe nimt | die ſinne. liebe machet miſſeuar. | wiſſent das ich brunne. | in der lie= | be als ein glût. frowe tût. wol | an mir vil tumben. deſ war ſo ſit | ir gût. |

(3. blau) Wer ich nicht ein tumber. | ſo lieſſe ich min ſingen. ſit | es iſt der lieben gar ein wint. | ich han groſſen kumber. den mag | ſi wol ringen. frowe vs ſenden | ſorgen mich enbint. ir ſult mir | genedig weſen. lieb mins herzē| wunne. ſo mag ich vil wol ge- | (Bl. 4d) neſen. lihtù ſpilndú ſunne. troſ=|tent mich vil ſenden man. ſit | ich gan. iv wol aller eren geden=|kent wol dar an. |

(4. roth) Owe ſender ſorgen. ſwie ich | ſo gebare doch tût ſi mir | an dem herzen we. die trage ich v^{5}=|borgen. ſtille

1) Großes blaues W auf Goldgrund.

vnd offenbare. die-|ne ich ir. was wil die liebe me. | wil ſi ich ſinge ir wil ſi ich ſage. | wil ſi ich trure ich lache. ich weis | wol der lieben clage. ich diene ir | zeſwache. frowe minne fugent das. | das mir bas. tů min troſterinne | der ich noch nie vergas. |

(5. blau) **MJt zwein blanken armen. | ein vil lieblich twingen. | iſt mir ſenden knechte wilde gar. | ſi ſol ſich erbarmen. nach den ſel-|ben dingen. iamert mich got | gebe das ichs 'eruar. togen min-|ne iſt mir vnkunt. lieblich twi-|gen túre. wil ir roſenuarwer-|munt. ſo frǒiwe ich mich húre. | troſtent frowe eſt ander zit. ſor-|ge lit. minem herzen nahe. des | ir gewaltig ſit. |**

(II.)

(1. roth) **SJt sich dú zit. alſo ſchone | ze frǒiden hant geſtellet. | des were ich fro ſeht ſon lat mich | ein wib. deſt ane ſtrit. das min | herze ſich hat zir geſellet. es | iſt ein not das ir lieblicher lib. |**

xxj.

Nachſchrift: Die letzte Angabe (S. 2.) heißt mit andern Worten, Prof. Ludwig Troß zu Hamm, der eifrige Sammler, hatte jene Blätter erſtanden und vor bald zwei Jahren ſchon der Königl. Bibliothek zu Berlin abgetreten, wo ſie unter der Bezeichnung Ms. germ. 4 . No. 519 aufbewahrt werden. Dadurch wurde es dem Unterzeichneten möglich, Dr. Pfeiffer's Abſchrift von den durch das von ihm vorn geſchilderte Verfahren hineingekommenen Fehlern zu reinigen. Das den ſchenken von limpurg bezeichnende Bild umfaßt, wie ſchon geſagt, drei Spalten; auf der Spalte 3 d. links erſcheint derſelbe, hinter ſeinem Roſſe abgeſtiegen, helmlos, die Fahne in der linken, den Streitkolben in der rechten Hand, den Turnierſpeer auf dem Rücken, den Schild am rechten Arme tragend. In Schild und Helm des Schenken Wappen. Blatt 4 a b. zeigt den Ritter, von der vorigen Darſtellung durch einen Baum getrennt, behelmt, vor ſeiner Frau (die eine goldene Feder im Haupthaar trägt) das linke Knie neigend, mit der entblößten linken Hand von ihr den Kranz empfangend, den ſie ihm mit ihrer Rechten darreicht, während ſie mit der Linken einen goldenen Ring hält. Ueber dem Ritter ſein Wappenſchild*). Daß wir es endlich, wie Dr. Pfeiffer aus dem Textverhältniſſe nachweiſt, mit den vier äußeren Blättern einer Lage zu thun haben, zeigen auch die mit gleich alter Dinte, je von gleicher Hand unten rechts am Rande jedes Blattes geſchriebenen Blattzahlen, auf dem letzten Blatte unverletzt 8, auf dem vorletzten wohlerkennbar 7 (Λ), auf Bl. 1 und 2 beſchnittener 1 und 2.

H. F. Maßmann.

*) Näheres darüber in meinen Vorträgen über die Bilderhandſchriften ꝛc. der Minneſinger in den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften. v. d. Hagen.

II.

Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveille, ein poetisches Landschaftsgemälde.

Es ist nicht zu leugnen, daß unter allen mittelhochdeutschen Dichtern das Studium der Schriften Wolfram's v. E. die meisten Schwierigkeiten darbietet und, so viel wir auch den Verdiensten Lachmann's, v. d. Hagen's u. A. um die Herausgabe und Erklärung desselben zu danken haben, doch so manche Punkte dieses großen, vaterländischen Gedichtes noch einer allseitigen, befriedigenden Deutung bedürfen. Daher kommt es denn auch, daß namentlich über den Parzival, das vorzüglichste Epos des ganzen Mittelalters, in den weiten Kreisen der Gelehrtenwelt so verschiedenartige Urtheile umlaufen und unberufene Geister vor dem unerfahrenen Publicum, besonders dem jüngeren Geschlecht, über einen Dichtergenius und seine Zeit den Stab zu brechen sich erdreisten, statt im Gefühl ihrer Incompetenz still an solchen ehrwürdigen Werken deutscher Kunst vorüberzugehen. Um diesem heillosen Treiben nach Kräften entgegen zu wirken und zur richtigeren Beurtheilung der deutschen Vorzeit einen, wenn auch geringen Beitrag zu liefern, schrieb ich die beiden Abhandlungen zu den Programmen des Potsdamer Gymnasiums von den Jahren 1845 und 1849, desgleichen eine dritte: „Chronologische Bestimmung der Begebenheiten in Wolfram's Parzival," welche Herr Professor M. Haupt in's dritte Heft des sechsten Bandes seiner Zeitschrift für deutsches Alterthum aufgenommen hat. Zu demselben Zweck möge auch diese

neue Arbeit dienen, welche sich zunächst als Fortsetzung an das letzterwähnte Potsdamer Programm anschließt. Hoffentlich wird dieses einfache Natur- und Kunstgemälde, das ich einer wegen angeblicher Plan- und Geschmacklosigkeit verschrienen Episode des Parzival entlehnt habe, bei unbefangenen, sowohl gelehrten, als auch ungelehrten Lesern des gewünschten Eindrucks nicht verfehlen.

Damit aber der Leser den Zeitpunkt, für welchen die Beschreibung von **Terre marveile** angenommen ist, sich lebendiger vergegenwärtigen könne, lassen wir, nach des Dichters Vorgange, wie in einem einleitenden Vorspiel, den

Kampf zwischen Orgeluse und Grammoflanz,

in welchen Gawan durch seine Liebe zu Jener hineingezogen wurde und welcher mit Parzival's Rechtfertigung auf dem Anger zu Joflanze und mit seiner Verherrlichung zu Munsalväsche endigte, vorhergehen.

Die reiche (516[15]. 553[11]) und schöne (508[18–30]) Herzoginn Orgeluse (**Orgueilleuse**) von Logrois (508[26]. 514[27. 28]. 587[20]. 591[19]), vielleicht eine Schwester des wenigstens dem Namen und Charakter nach verwandten Orilus (**Orgueilleux**) von Lalande (**les Landes**), war ursprünglich mit Eidegast von Logrois, einem der Hauptanführer und Verbündeten des Lähelin, Orilus Bruders, in dem berühmten Turnier vor Kanvoleiz (67[15. 18]), verheirathet; als aber König Gramoflanz, der Beherrscher von Rosche Sabins, ein gewandter Kämpe (445[21–26]), denselben tödtete, ward sie in Folge dieses grausamen Verlustes ihres Jugendgemahls von härteren Schicksalen betroffen, als Herzeloyde (494[15–30]) und Cundviramurs (194[27 ff.]), so daß zu befürchten war, das arme, liebende Weib, von keiner Lunete Ueberredungskunst besänftigt (253[10–14]), werde in der Gewalt und unerträglichen Nähe des Todfeindes eine unversöhnliche Chriemhilde werden. Denn, nicht zufrieden, den Eidegast des Lebens beraubt zu haben (650[16. 17]), hatte Gramoflanz die Witwe selbst aus ihrem Reiche in die weite Ferne nach seinem Lande entführt*), und der unglücklichen Frau ein Jahrlang flehentlich, wiewohl vergebens, mit seinen kränkenden Anträgen auf eine Vermählung mit ihm angelegen (606[6–13]). In

*) Vergl. 506[26. 27] und 67[15. 16], woraus erhellt, daß der gemeine Abenteurer und Landstreicher Urjans, ein Fürst von Punturtois (526[21]. 545[30]), die einst in Frankreich ihm nahe wohnende und bekannte Orgeluse von Logrois als Liebesritter weit umher suchend gefunden hat. [Schwerlich war er nachher im Gefolge des Königs Brandelidelin von Punturtois, des Oheims von Gramoflanz, bei den Festlichkeiten zu Joflanze (682[8–16]. Vergl. 67[16. 17])].

der Hoffnung, durch Ertheilung größerer Freiheit und durch außerordentliche Ehrenerweisungen mit der Zeit die Liebe der Herzoginn zu gewinnen, hatte ihr der stolze König in der zauberisch schönen Gegend **Terre marveile** (**Terre merveilleuse**), einige Meilen weit von seiner Residenz, jenseit des Flusses Sabins auf einem hohen Berge eine Burg zur Wohnung angewiesen, welche der neuen Besitzerinn zu Ehren nunmehr den Namen Logrois führte, (wie einst der griechische Fürst Teucer, aus seinem Vaterlande vertrieben, auf Cypern ein neues Salamis gründete, und in neuerer Zeit viele europäische Namen nach Amerika übertragen worden sind); aber schon war manches Jahr vergangen, ohne daß er der Erfüllung seines Wunsches näher gekommen wäre (vergl. 563$^{10. 20}$ und 616^{11} — 617^{30}). Denn Orgeluse, in ihrer Gefangenschaft durch die Gunst und Nachsicht ihres verhaßten Liebhabers sich eines hohen Grades von Freiheit erfreuend, schaltete in der Burg Logrois, wie eine moderne Amazone, mit Hülfe herbeiströmender verliebter Ritter und gedungener Söldner, durch die sie dem Gramoflanz unablässig nach dem Leben trachtete (616$^{3-7}$), so jedoch, daß der in dieser Gegend hausende pfäffische Zauberer (66^{4}) und Schwarzkünstler (617^{12}) Clinschor, eine Caricatur Abälard's und ein Vorläufer des sagenhaften Wunderthäters Faust, nur mit mehr wälschem, als deutschem Charakter, ein böser Freund des Gramoflanz (605$^{29. 30}$), der listigen Witwe gewogen blieb und ihr das Umherreiten in seinem Reiche gestattete. Dem tückischen Clinschor nämlich hatte einst König Irot, Vater des Gramoflanz (608$^{11. 13}$), um sich gegen seine arglistigen Unternehmungen sicher zu stellen, einen in der Gegend von Rosche Sabins liegenden Berg und dazu das Gebiet acht Meilen im Umkreise abgetreten, Clinschor aber, kraft seiner Gewalt über die Elementargeister, auf dem Berge unweit des Flusses Sabins (559^{21}. 619$^{28-30}$. 623$^{1. 2}$), das reizende, mit irdischen Gütern reichlich versehene Wunderschloß **Schastel marveil** (**Château merveilleux**) erbaut (658$^{9-30}$). Hier fand der neidische, der Liebeslust durch eigene Schuld entäußerte Menschenfeind ein Vergnügen daran, mehr als 400 aus den verschiedensten Ländern der Erde entraffte vornehme Frauen und eine Menge Ritter des Christen- und Heidenthums, nach den Geschlechtern von einander gesondert, gefangen zu halten, und indem er durch seine Teufelskünste jeder menschlichen Macht trotzte, hatte er gelobt, Demjenigen Burg und Land zu überlassen,

welcher in dem Zauberschlosse das von ihm ausbedungene Abenteuer, die Erkämpfung des in einem großen Saale aufgestellten Wunderbettes (Lit marveile, $566^{14, 15}$), bestehn würde; was bekanntlich Gawan gelungen ist (659^{1-16}. Vergl. 558^{14-27}. 334^{1-25}). Zwischen dem Wunderschlosse und der Residenz des Gramoflanz lag ein aus hochragenden Tamarisken und einer andern, unbekannten Baumart (prisin, vielleicht s. v. a. prason, πράσον, ein dem Lauch ähnlicher Meerstrauch, Plin. 13, 48) bestehender Wald, „Clinschor's Wald" genannt (601^{10-13}), und von Rosche Sabins bis zum Meere erstreckte sich zwischen den Flüssen Poynzaclins und Sabins, eine Meile lang (in der Quere) und eine halbe Meile breit (geradeaus), eine Ebene ($681^{16, 17}$), von der eine Brücke über den Sabins (610^{25-27}) nach dem Anger von Joflanze und den Fluß weiter hinauf nach Logrois führte. Um sowohl diese ganze Gegend von Clinschor's Zaubermacht, als auch ihr Herz von den ungestümen Bewerbungen des Liebesprätendenten zu erlösen, hatte Orgeluse dem Besieger des Gramoflanz ihre Hand und ihr Reich versprochen, auch vor dem Eingange von Clinschor's Wunderschlosse den ihr vom liebewerbenden Anfortas einst geschenkten Tabroniterkram, welcher jenem Gralskönige ursprünglich von der reichen Königinn Secundille verehrt worden, als lockenden Preis der Tapferkeit und als Reizmittel der Habgier ausgestellt. Rachsucht und Stolz beherrschten das tief gekränkte Gemüth dieses schönen Weibes, zumal da hinsichtlich des ebengenannten mächtigen und tapferen Gralkönigs Anfortas ihre Hoffnung auf eine neue Vermählung durch des Geliebten unheilbare, in ihrem Dienst empfangene Wunde vereitelt worden. In dieser bitteren, freudeleeren Stimmung, täglich von einem Troß verächtlicher Liebesritter und feiler Kriegsknechte umgeben, fand sie, wie es schien, ein Vergnügen daran, mit dem männlichen Geschlecht lieblosen Scherz und Kurzweil zu treiben, und, gleichwie ehemals die römischen Damen in ihrer Abgeschmacktheit*) sich ägyptische Zwerge hielten, und an König Artus Hofe unter anderen sonderbaren Personen auch der Zwerg Maliclisier (401^{14-16})**) zur Belustigung diente, so besaß Orgeluse außer den oben erwähnten orientalischen Geschenken von Seiten des Anfortas auch, der Seltenheit wegen

---

*) S. Böttiger's Sabina II, 42. ff. und W. A. Becker's Gallus oder römische Scenen aus der Zeit des Augustus, zweite Ausgabe II. Th. S. 105. f.

**) d. h. Male inclinatus, Distortus, der Buckelige.

und zum Unterpfande der Liebe und Hochachtung, den schon durch seinen Namen zum Abscheu verurtheilten Malcreatiure (Mißgestalt), mit welchem Gawan die 517^{11}—521^{18}. $529^{17.\ 29}$ beschriebenen verdrießlichen Händel bekam. Unter allen Rittern der Orgeluse thaten sich besonders zwei hervor, der jüngere (538^{17}. $542^{1.\ 2}$) Lischois Gwelljus, Herzog von Gowerzin 613^{21}. 624^{1}. $730^{2.\ 3}$), und der ältere Türkowite Florant von Itolac, welcher des Nachts bei ihr Wache hielt (624^{2-5}. 730^{6}); der erstere namentlich hatte in ihrem Dienste vor Gawan's Ankunft schon manchen Gegner rühmlichst überwunden, ohne selbst je besiegt zu sein (538^{25-30}); auch Florant hatte sich im Speerkampf als tapferer Streiter ausgezeichnet (334^{11-15}. 594^{3-7}), und weil er darin wiederholentlich Sieger geblieben, so war sein Ruhm und seine Zuversicht so groß geworden, daß er bereit war, Demjenigen als seinem Sieger sich zu unterwerfen, welcher im Lanzenstechen ihn überwinden würde, ohne es erst noch auf den Schwertkampf ankommen zu lassen (596^{12-30}); aber den Kampf mit Gramoflanz und das Abenteuer zu Schastel marveil zu bestehn, worauf der Herzoginn doch Alles ankommen mußte, wagten sie eben so wenig, als so mancher andere.

So standen die Sachen, als Gawan nach diesem Wunderlande (Terre marveile) kam. Wie es demselben hier ergangen, wie ihn der undankbare Urjans um sein Roß Gringuljete geprellt, Malcreatiure's Schmähungen zu zorniger Vergeltung gereizt, die hartherzige Orgeluse schwer geprüft (769^{5-14}), er aber den Lischois und Florant besiegt (536^{10}—548^{29}. 592^{21}—^{30}. 623^{10}—624^{9}), das Abenteuer zu Schastelmarveil glücklich bestanden (XI. Buch), endlich der Dame seines Herzens den von ihr verlangten Baumzweig aus dem Clinschorwalde nicht ohne Lebensgefahr geholt hat, und bei der Gelegenheit gegen Gramoflanz die Verpflichtung eingegangen ist, sich zu einem Zweikampf mit ihm auf dem Anger zu Joflanze in Gegenwart vieler Ritter und Frauen zu stellen ($600^{20\ ff.}$), das setze ich als bekannt voraus, und gehe nun zu der unmittelbaren Ausführung des Thema's selbst über:

Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, ein poetisches Naturgemälde.

Um uns nämlich das Verständnis in diesem verwickelten Theile des Epos leichter und erquicklicher zu machen und Wolfram von

Eschenbach auch als geschmackvollen Naturmaler vorzuführen, wollen wir versuchen, die zerstreuten und mit der Erzählung durchschlungenen Angaben über die Lage und Beschaffenheit des Landes, wo Gawan und Parzival auf dem Gipfel ihres Heldenruhmes um den Preis mit einander rangen, in einem möglichst selbstständigen poetischen Landschaftsgemälde treu nach der Idee des Dichters zusammenzustellen, wobei eine Charte die Anschauung unterstützen und beleben möge. — Die ganze Gegend von **Terre marveile** (**Terre merveilleuse**, 557^{6}. 606^{23}) hatte nach des Dichters Beschreibung (548^{3-11}. $658^{9}-659^{16}$) durch Natur, Kunst und Zauberei eine solche Gestalt angenommen, daß sie den Namen eines Wunderlandes wohl verdiente. Auf der einen Seite vom Meere und auf den drei übrigen fast ganz mit einem Bollwerk von großen (590^{11}) Bergen und finsterer Waldung eingeschlossen, gewährte sie nur von Logrois her einen bequemen Zugang, den in der Regel auch die Reisenden, namentlich Parzival (559^{9-23}. $618^{21}-619^{14}$), Gawan ($504^{7\,ff.}$) und Artus ($661^{6\,ff.}$) auch wohl Cundrie (779^{2}) einschlugen, mochten sie die Richtung ihres Weges nach Schastel marveil oder nach Joflanze oder nach Rosche Sabins weiter nehmen*). Der Fluß Sabins von seinem Ursprunge bis zur Mündung ins Meer theilte das Ganze in zwei Hälften, deren eine das Gebiet von Logrois und den Plan von Joflanze, die andere, zwischen dem Sabins und dem sich gleichfalls ins Meer ergießenden Flusse Poynzaclins gelegen, das Wunderschloß (**Schastel marveil**), den Clinschorwald und den Königspalast Rosche Sabins enthielt. Ob ein Weg oberwärts zwischen den beiden Flüssen hinausführte (siehe 623^{11-13}), ist nicht zu erweisen; aber aus 559^{9-23}. $618^{21}-619^{14}$ erhellt, daß, wenn auch keine Brücke seitwärts von Rosche Sabins, gerade gegenüber der über den Sabins (610^{25-27}), die Weiterreisenden über den schiffbaren ($686^{16.\,17}$) Poynzaclins führte, dieselben doch wenigstens in einem Kahn oder einer Fähre des Schiffers Plippalinot diesen, wie jenen, Fluß passiren konnten.

---

*) Feirefiz, der zur See von Asien nach den Westreichen (767^{5}) gekommen und im wilden Hafen gelandet war (735^{5-8}. 736^{25-27}), macht natürlich eine Ausnahme, indem er, in unbekannter Waldung auf Abenteuer spazieren reitend (737^{7-9}), auf eine lichte Wüste (735^{5}) geräth, dort seinem Bruder Parzival begegnet und von ihm geradesweges nach Joflanze geführt wird. Ebenderselbe schlug auf seiner Rückreise von Munsalväsche nach Joflanze einen neuen Weg ein, nämlich über Carcobra (821^{1-30}. 822^{15-17}), eine Seestadt an der Mündung des Plimizöl ($497^{8.9}$), längs des Meeres durch den Wald Läprisin ($821^{12.\,13}$).

Betrachten wir nun die einzelnen Partien dieses Naturgemäldes genauer, wie sie des Dichters Kunstsinn mit poetischem Zaubergriffel in unvertilgbaren Zügen, nur mit mehr oder weniger deutlichem Gepräge, frei nach der Lust seines Herzens und dem wohlberechneten Gesammteindruck gemäß, gezeichnet hat! Wir wählen hierzu am passendsten den Zeitpunkt, wo Gawan das Gebiet von Terre marveile betritt.

Wenn aus der Ferne ein Reisender sich Logrois näherte, so kam er eine mäßige Strecke vor dieser Veste, da, wo sich der Wald zu lichten begann, auf einen grünen, mit Klee und Blumen bewachsenen Plan (504[8]. 505[11]. 515[28]), auf welchem eine alte, breitstämmige Linde (505[9]. 504[14]. 506[12]. 517[5]. 522[18]), die Zeuginn so mancher Begebenheiten und Abenteuer, seine Aufmerksamkeit, sogar durch Spuren vergossenen Blutes (507[25–27]), erregte, und bald (507[13. 28]) sah er die vielgepriesene, uneinnehmbare (664[4–11]), stolze Burg selbst vor sich liegen, die auf einem vermittelst der Windungen des zum Gipfel führenden Weges (508[14]) schraubenförmigen Berge eine solche Lage hatte, daß sie sich im Kreise zu drehen schien (507[29] — 508[8]). Ein klarer Brunnen, welcher dicht am Berge, dem Wanderer vom Wege aus nicht sogleich bemerkbar, aus dem Felsen sprudelte (508[17]) und raschen Laufes sein Wasser ins Thal ergoß, belebte die umliegende Gegend und machte sie fruchtbar. Hatte man endlich zu Fuß oder mit beliebiger Bequemlichkeit (508[14]) die Höhe des Berges erreicht, so konnte man, wegen der Rundung dieses Basaltkegels, bis unten hinab ringsum Alles genau übersehen (508[14. 20]) und meilenweit über die blühende Landschaft hin der entzückendsten Aussicht genießen. Schlug man unten vor dem Berge ein wenig seitwärts von der Landstraße und von dem Springquell einen Fußpfad ein (512[21]. 514[25]), so gelangte man über einen hohen Steg (511[22]. 512[21]. 514[26]) durch eine Pforte (512[27]. 514[26]) in einen Baumgarten (508[9–13]. 511[23]. 513[5]), welcher den Berg anmuthig umkränzte, angefüllt mit Feigen-, Granaten-, Oelbäumen, Weinstöcken und anderen edlen Pflanzen. Nahe dabei, an der murmelnden Quelle, weilte in müßigen Stunden, schwermüthiger Zurückgezogenheit hingegeben, die verwitwete (606[6–13]. 615[27] ff.), reiche (516[15]. 535[11]) Herrinn dieses Landes (514[28]), die reizende (508[18–30]), von fürstlichen Freiern eifersüchtig umworbene, stolze Herzoginn Orgeluse, während eine Menge lebenslustiger Ritter und Damen, durch Musik,

Gesang und Tanz sich ergötzend, im Freien und unter Zelten die Gänge und Plätze des Gartens jubelnd durchschwärmte (508^{18-30}. 511^{25-27}. 512^{28-30}. 513^{5-7}). In dem Vollgenusse und Taumel ihrer rauschenden Freuden vermochten die jungen, unerfahrenen Seelen nicht, den Schmerzgefühlen und geheimen Wünschen der Fürstinn gerecht zu werden; nur wenn ein neuer Ankömmling, unbekümmert um die sich jagenden Vergnügungen, von der Herzoginn abgesandt, zu dem Oelbaum (513^{21}) trat, an welchem ihr Reitpferd prächtig aufgeschirrt angebunden war, vernahm man auf einige Augenblicke allgemeines Bedauern, und mancher Edle, den kecken Fremdling mit bedenklicher Miene freundlich bewillkommend, nahm stillen Antheil an seinem nahen Mißgeschick oder warnte ihn höchstens in flüchtigen Andeutungen vor den listigen Anschlägen der schadenfrohen Herzoginn. Die traurigste Rolle aber spielte hier in solchen Scenen ein alter, graubärtiger, auf eine Krücke gelehnter Ritter, welcher bei dem Pferde als Wächter stand. Obgleich ein treuer Diener seiner Gebieterinn, besaß er doch ein menschlich fühlendes, durch trübe Erfahrungen erweichtes Herz, als daß er nicht bei jedem neuen, von Liebe und Ehrgeiz verblendeten Unternehmer der Gefahren es versuchen sollte, ihn von seinem thörichten Vorhaben abzubringen. Vergebens! Nur ohnmächtige Thränen und Verwünschungen seiner grausamen Herrinn konnte er dem unbekehrten Wagehalse zum Geleit geben. Wie gegründet aber die Warnungen gewesen, dessen mußte der zur Herzoginn zurückkehrende Neuling bald inne werden bei dem Spotte und Hohne, mit welchem dieselbe, um ihn zu prüfen und zur Ertragung größerer Leiden abzuhärten, ihn empfing und für die fortgesetzten Beweise seiner Liebe belohnte. Es gehörte fürwahr außer dem Heldenmuthe und einer feurigen, ungeheuchelten Liebe eine ungemeine Seelenstärke dazu, solche Versuchungen auf die Dauer zu bestehen (vergl. 769^{5-14}). Ohne zu wissen, wohin? folgte der Leidensheld seiner räthselhaften Gebieterinn auf einer unerquicklichen Reise durch eine lichte Heide, wo derselbe, wenn er es verstand, sich Heilkräuter und Wurzeln für bald zu empfangende Wunden ausgraben konnte (516^{22}ff.), sofern er sich nicht der Aufnahme in ein nahes Hospital (522^{10}) getrösten durfte. Denn vom boshaften Diener der Orgeluse, dem naturkundigen (517^{11}) Malcreatiure, war keine Hülfe zu erwarten, vielmehr spähete Dieser von der Burg, ob es Zeit sei, den Bergabhang (529^{27-29}) hinabzueilen und

für Lischois (507^{2-7}. 529^{2-13}. 535^{5} ff. 543^{14}) oder Florant (592^{21}—599^{20}) oder den Grafen Ritschart von Navers (665^{5-10}) den Auftrag zum Zweikampf mit dem fremden Ritter einzuholen. Weiterhin führte der Weg durch einen großen Wald (534^{12}), welcher sich von Logrois schräg bis ans Meer nach dem sogenannten wilden Hafen (735^{5-9}. 736^{25-27}. 737^{7-9}. 821^{13}) erstreckte, wo sich der Wald Läprisin ($821^{12.\ 13}$) ihm anreihete und bis nach Carcobra (821^{1-13}) hinzog. Jenseit des erst erwähnten Waldes kam man auf der andern Seite des Weges hinaus auf angebautes Feld (534^{19}). Hier bot sich dem Auge in einiger Entfernung ein prachtvoller Anblick dar. Auf einem Berge (658^{15-20}) stand eine Burg, „der nie eine andere Veste glich. Sie war ringsum ritterlich" und hatte viele Thürme und Säle. In den Fenstern dieses Prachtgebäudes saßen mehr als 400 Frauen, von denen 4 sich vor den übrigen durch Merkmale hoher Abkunft auszeichneten (534^{20-30}). Dieses Wunderwerk war das schon erwähnte Schastel marveil (658^{9-30}).

Um zu demselben zu gelangen, mußte man die Landstraße verlassen und über ein großes ungeverte (535^{1}), d. i. eine weite, unbefahrne, unwegsame Gegend, die 593^{1} geradezu ein Moor heißt, nach einem schnell fließenden, schiffbaren, breiten Wasser (535^{1-3}), Namens Sabins (604^{1}. 678^{19}. 681^{7-9}), welches anderwärts auch ein klarer, schneller Bach (663^{1}), ein Graben (601^{22}. 611^{12}), ein Fluß (655^{7}) genannt wird und in dessen Bette runde, harte Wassersteine sich zum Meere drängten (568^{28}) *), seine Richtung nehmen. Hier, an dem urvar (535^{5}. 593^{13}. 618^{27}. 620^{22}. 623^{3}. 662^{26}), besorgte ein Schiffer, Namens Plippalinot, die Ueberfahrt (535^{25-27}. 543^{30} ff. 596^{8-11}. 618^{30}. 621^{10}—624^{11}. 663^{9-14}. 667^{28}—668^{8}). Sein Haus am andern Ufer stand so herrlich da, daß selbst nach Gawan's Urtheil Artus zu Nantes keine bessere Residenz hatte (548^{22-25}). Lieblich und für das Gemüth wohlthuend contrastirte aber die häusliche Einrichtung und Bewirthung, die idyllische Einfachheit und das treuherzige Benehmen, womit die fünf Glieder dieser Familie nach den verschiedenen Stufen ihrer Bildung den gern gesehenen Fremdling empfingen. (Einer solchen Aufnahme hatte sich Parzival bei seiner Abreise aus der Heimat im Hause jenes groben Fischers (142^{11}—144^{16}) nicht zu erfreuen). Auf der Land-

*) Vgl. in Goethe's Novelle die Rede des Menagerie-Besitzers an den Fürsten!

seite, nach Schastel marveil zu, war in Plippalinot's Wohnung ein Oberzimmer mit vielen Fenstern versehn, aus denen man das nahe (559^{21}), prächtige Wunderschloß und die schönen Frauen desselben bequem betrachten konnte (553^{11-18}. $554^{28.\,29.}$). Dicht bei dem Hause lag ein schöner Baumgarten; betrat man ihn, um etwa die frische Morgenluft zu genießen, so wurde man von dem anmuthigen Wettgesange zahlreicher Vögel empfangen (553^{4-9})[1]).

Durchschritt man den geräumigen, freien Platz, welcher zwischen dem Flusse und Schastel marveil lag (620^{13}. 621^{9}. 623^{1-5}. 624^{14-25}), so sah man auf einem festen Berge (658^{16}) das kunstreiche, prachtvolle Wunderwerk ($v.^{19-22}$) vor sich liegen, wie es Clinschor geschaffen haben sollte. Der weite Umfang (561^{27}) dieses Prachtgebäudes, das man sich als ein in der Mitte einen langen Anger einschließendes ($565^{3.\,4}$) Rechteck denken muß, dessen Gemächer die Frauen bewohnten, während die stets von ihnen abgesonderten (563^{19-23}. 637^{16-23}) Ritter auf den Zinnen (620^{23}), in den Thürmen und den übrigen Festungswerken einquartirt waren, läßt sich schon daraus ermessen, daß 404 Frauen in den Fenstern des Versammlungssaales sitzen konnten, noch mehr aber aus der Angabe, daß der in der Mitte liegende Anger länger, als das Lechfeld[2]) gewesen ($565^{3.\,4}$). Auf jeder Seite waren die Schutzwehren so stark, und auf den Zinnen standen so viele Thürme, daß, zumal da die Veste mit mannigfachen Lebensmitteln für 30 Jahre versehen war, sie jeder Belagerung Trotz bot (564^{27}—$565^{2.\,5}$. 658^{23-25}. vgl. 508^{5-8}). Das Dach des Palastes, welcher äußere und innere Thore hatte ($663^{20.\,21}$), schillerte von so hellen und bunten Farben, wie eines Pfauen Gefieder, und weder Regen, noch Schnee trübte seinen Glanz (565^{6-12})[3]).

---

[1]) Vgl. matutini volucrum cantus, Virg. Aen. VIII, 456, und ὑπόρθριαι φωναὶ τῆς χελιδόνος, Anacr. XII. Ueberhaupt erwähnen auch schon die griechischen und römischen Schriftsteller gern des Vogelgesanges als eines angenehmen Bildes bei Beschreibungen anmuthiger Gegenden, z. B. Soph. Oed. Col. 676 ff. Herm. Virg. Aen. VII, 32—34. Georg. II, 328. Manil. III, 652. Ovid. Amor: III, 1, 3. 4. Fast. I, 154. Prop. IV, 9, 30. Plin. H. N. 4, 15.

[2]) Bei Augsburg, wo die Ungarn für immer geschlagen und häufig kaiserliche Hochzeiten gehalten wurden. Vergl. Eschenbach's Leben und Werke in v. d. Hagen's Minnes. IV, 202. Der jüngere Titurel nennt es Gunzenlêch, wo K. Philipp's Hochzeit und Ritterschlag 1196 geschah.

[3]) Es waren wohl glasirte, bunte Ziegel, wie noch die Breslauer Elisabeth-Kirche, der Stephansthurm in Wien und die Ludwigskirche in München hat. Vgl. auch Homer. Odyss. IV, 45. 46; desgleichen die merkwürdige Erzählung von Schottland's „verglas'ten Burgen, vitre-fied forts," von deren Alter und Entstehung, in dem bei E. Hoffmann in Stuttgart herausgegebenen „Buch der

Inwendig war der hohe (589^{3}), unvergleichlich reiche (588^{27-30}. 655^{5}) Versammlungssaal schön verziert und festlich geschmückt; die Fenster hatten kunstgemäß gravirte Säulen und waren oben hoch gewölbt. An den Wänden des Saales lagen, als bequeme Sitze für die Frauen, Ruhebetten aus kostbaren Stoffen, und Steppdecken mancher Art darauf. Aus dem großen Saale gelangte man über einen Corridor (566^{2-11}. 588^{21-27}) in das oben mit einem Fenster versehene (574^{11}) Zimmer, worin das Wunderbette stand. Unter diesem Bette waren in den gespaltenen Stollen vier runde, glänzende Scheiben von Rubin angebracht, auf denen es, sobald man ihm näher trat, schneller, als der Wind, nach allen Seiten auf dem mit geschliffenen Edelsteinen ausgelegten, schlüpfrigen Estrich umherfuhr, geschweige, wenn Jemand es wagte, in dasselbe hineinzuspringen (565^{13}—567^{25}). Bei der Beschreibung dieses Lit marveile scheint dem Gedächtniß des der Bibel auch sonst kundigen Dichters das erste Capitel des Propheten Hesekiel vorgeschwebt zu haben*). Unmittelbar vom Frauensaale führte eine gewölbte Wendeltreppe zu einer hohen Warte, dem sogenannten Warthause, empor. Dieses Kunstwerk, welches Clinschor der Königinn Secundille, (jedenfalls vor ihrer Vermählung mit Feirefiz,) entwandt hatte, war wie ein Zelt gestaltet und wurde ringsum von hohen Säulen getragen, zwischen denen die Fenster, gleichwie auch das Dach, mit mancherlei theuren Edelsteinen reichlich ausgefüllt, hervorglänzten. Vor allen Säulen aber zeichnete sich durch ihre Höhe und ihren Umfang, durch Glanz und Festigkeit diejenige aus, welche im Mittelpunkte des Warthauses hoch emporragte. Sie war aus nur Einem Stein, so fest, daß keines Schmiedes Hammer oder Kunst ihr etwas anhaben konnte, und spiegelte Tag und Nacht Alles ab, was in einem Umkreise von sechs Meilen geschah, während ihr Schimmer eben so weit landeinwärts reichte. Und so war denn diese Spiegelsäule von großem Nutzen, um ferne Gegenstände meilenweit augenblicklich zu erkennen (589^{1}—590^{16}. 591^{27}—593^{13}. 855^{16-19}. 759^{21-23}).

Welt." Ganz besonders aber verdienen hier die Nachrichten der Reisebeschreiber über die Trümmer des Belustempels im weltberühmten Babylon Beachtung. Sie fanden dieselben bei der Stadt Hellah (Hillah) noch 3—4 Stockwerke, (sonst sieben nach Strabo,) hoch und oben verglas't, als hätte der Bliz das Gebäude zerstört.

*) Das Lit marveile hatte Radscheiben an beweglichen Achsen, wie jetzt Kugeln, ebenso nach allen Seiten beweglich, an schweren Tischen, Stühlen, Betten sich finden. Die Rader im Hesekiel waren bewegliche Kreise in Kreisen (v. d. Hagen).

Schastel marveil gegenüber lag am diesseitigen (rechten) Ufer des Sabins, welcher seinen Ursprung oder Zufluß dem Berge von Logrois verdankte, ein ebener (662^{26}), weiter (537^{26}), grüner, breiter Anger (536^{16}. 769^{20}. 821^{30}), worauf viele Zweikämpfe gekämpft wurden ($535^{5.\ 6}$), ein weites Feld (671^{18}. 721^{24}), eine lichte Aue (600^{5}), Wiesen enthaltend (593^{13}), mit Gras (598^{8}. 511^{18}. 668^{18}. 779^{21}. 680^{25}), grünem Klee und Blumen (537^{13}. 540^{3}. 598^{11}. 601^{1}) bewachsen, daher 544^{11} Blumenfeld genannt, ein blumenfarbiger (691^{16}) Plan ($544^{5.\ 20}$. 592^{29}. 602^{7}. 603^{16}. 618^{29}), der Plan zu Joflanze (610^{23}. 667^{13}. vgl. 611^{2}. 667^{5}). Derselbe erstreckte sich längs des Flüßchens bis zu dessen Mündung ins Meer und lehnte sich an den nach dem Meere sich von Logrois hinabziehenden großen Urwald, welcher, die lichte Wüste (735^{5}) nicht gerechnet, worauf Parzival und Feirefiz gekämpft haben, den wilden Hafen verdeckte. [Die Entfernung dieses Hafens vom Kampfplatze und von Joflanze ergiebt sich aus 753^{3}. 754^{2}. $733^{29.\ 30}$. 754^{29} bis 755^{4}. 760^{7-10}].

Da nun, wie oben gesagt worden, das wunderbare Castell (635^{7}) schon diesseit des Sabins gesehn werden konnte, wie vielmehr mußte man von demselben herab ganz genau und bequem Alles überschauen können, was auf dem Flusse und auf dem Kampffelde geschah! Dies beweisen folgende Stellen: 535^{16-24}. $541^{14.\ 20-22}$. $544^{26.\ 27}$. 597^{10-12}. 598^{21-23}. 620^{13-23}. $623^{1.\ 2}$. und 655^{3-10}, zusammengestellt mit 661^{6-14}. Und so hatten die Damen zu Schastel marveil oft die schönsten und großartigsten Teichoskopien, z. B. 535^{19-24}. $541^{14.\ 20-22}$. $544^{26.\ 27}$. $554^{28.\ 29}$ *).

---

*) Wie geschickt doch der Dichter bei feierlichen Ein- und Aufzügen, bei Zweikämpfen, Turnieren, Schlachten, bei Vermählungen, bei Ertheilung des Ritterschlages und andern Gelegenheiten ein Publicum zu schaffen weiß! z. B.

17^{30} — 19^{16}: Als Gahmuret zu Patelamunt einzog, lagen die Frauen in den Fenstern und sahen den prachtvollen Einzug mit an, welcher im Gedichte beschrieben wird.

$24^{2.\ 3}$: Gahmuret und die Königinn Belakane saßen im Schloß zu Patelamunt in den weiten Fenstern des Saales an der Wand, dem Feinde, welcher die Stadt belagerte, zugekehrt, während ein Fürst die Stellung der feindlichen Schaaren angab.

$37^{10.\ 11}$: Die Königinn, welche im Fenster lag, und mehrere Frauen, welche bei ihr saßen, sahen dem Kampfe vor den Thoren zu.

60^{27} ff. 69^{21-23}. 73^{11-13}: Zu Kanvoleis war eine Brücke über den Fluß geschlagen, auf derselben ein verschließbares Thor und darüber die königliche Wohnung so erbaut, daß die Königinn mit ihren Frauen die Aus- und Einpassirenden, und was auf der weiten Ebene vor

Nachdem wir nun zur Befriedigung unserer Neugier einen Abstecher nach der Wohnung des Fährmanns und dem Wunderschlosse

---

der Stadt sich zutrug, aus den Fenstern sehen konnte. Dies geschah auch, als Gahmuret mit großem Gefolge heranzog und danach auf der Löwenflur das glänzende Turnier abgehalten wurde.

151 1—10: Aus einem Laubenfenster betrachtete Ginover nebst Rittern und Frauen den seltsamen Ankömmling Parzival und seinen Kampf mit Ither vor dem Thore von Nantes.

387 16—20: Den Kampf vor Bearosche und insbesondre Gawan's Sieg über Meljakanz sahen viele Frauen von dem Saale der Burg.

541 14. 20—22. 544 26. 27: Gawan's Streit mit Lischois, von den Frauen zu Schastel marvell gesehen.

597 10—12. 598 21—24: Gawan's Kampf mit dem Türkowiten, gleichfalls im Anblick derselben.

610 6—20: Gramoflanz schlägt Gawan vor, daß die Damen von Rosche Sabins und von Schastel marveil, desgl. die des Königs Artus (vergl. 625 16 — 638 8), Zeugen ihres Kampfes zu Joflanze sein mögen. Gawan sagt gern zu. Später (679 14—22) ist er sogar besorgt, mit Gramoflanz streiten zu müssen, ohne daß es irgend eine Frau sehe.

623 1. 2: Von der Burg (Schastel marveile) sahen die Frauen, wie Gawan und Orgeluse während der Ueberfahrt auf dem Wasser die Mahlzeit einnahmen. Ehrenhalber kamen mehrere Ritter herab, um zu turnieren, und als Gawan und Orgeluse ans Land stiegen, ritten Jene zu ihrem Empfang entgegen und setzten dann das Turnier fort; die Frauen aber empfingen die Ankommenden im Schlosse selbst (624 16—25).

655 4—10 und 661 6 ff.: Eines Morgens saßen oben im Saale zu Schastel marveil viele Ritter und Frauen, Gawan und Arnive abseits in einem Fenster dem Flusse gegenüber, sich über die Wundergeschichten des Schlosses und Clinschor's unterhaltend: da sahen sie zu ihrer Freude Artus mit seinen Schaaren die Straße von Logrois herabkommen und sich für die Nacht am Flusse lagern, am andern Morgen aber nach Joflanze weiter reiten.

778 13 ff.: Als schon alle Heere des Artus, des Gawan, der Orgeluse und zuletzt des Gramoflanz nach Joflanze gekommen, Parzival dort eine ehrenvolle Aufnahme gefunden und vier früstliche Paare ihre Verlobung gefeiert hatten, auch Feirefiz, dessen 25 Heere im wilden Hafen am Meere zurückgeblieben (736 25—28), von seinem Bruder bei Artus eingeführt worden (753 25 ff.), kam, während sämmtliche Ritter und Damen an der Tafelrunde festlich versammelt waren, plötzlich die Gralsbotinn in diesen feiernden Kreis, um Parzival seine Begnadigung von Gott und seine Berufung zum Königthum des Gralreichs anzukündigen.

Hiemit vergl. man anderswo ähnliche Stellen, z. B. in Wolframs Willehalm

89 4 — 92 18: Von der Schlacht bei Alischanze zurückgekehrt, verrichtet Willehalm ch kurneis (Guillaume au court nez), um seiner Gemahlinn Gyburc (Arabele), welche allein mit ihren Jungfrauen und dem alten Capellan Steven Oransche vertheidigte, sich als den Markgrafen zu erweisen, vor den Augen aller Burgbewohner große Heldenthaten und zieht mit 500 befreiten Christen, freudig bewillkommt, in seine Stammburg ein.

. . . . 126 7 202 19: Zu Munléûn eine Reihe bunter dramatischer Scenen, von

gemacht haben, kehren wir über den Sabins auf die Kampfebene von Joflanze zurück. War ein Ritter der Orgeluse hier etwa Sieger

---

Willehalm's Ankunft das Fest hindurch bis zum Abzuge des versammelten Hülfsheeres nach Orlens.

= = = 202^{20}—208^{30}: Der Umstand, daß bei dem Brande eines Klosters der dort zurückgelassene große und kostbare Schild Willehalm's verloren gegangen, giebt Anlaß, die Ritter und Frauen mit dem Werth des Schildes und der Art seiner Erwerbung, so wie auch mit den Namen der von Willehalm erschlagenen feindlichen Fürsten bekannt zu machen (vergl. bei Homer den Schild Achill's und bei Virgil den des Aeneas).

= = = 215^{1}—222^{3} und 254^{21}—259^{12}: Die Unterredungen des alten Terramêr mit seiner Tochter Gyburc unter dem Fenster der belagerten Burg Oransche, die Drohungen ihres heidnischen Gemahls Tybalt und die Anerbietungen ihres Sohnes Ehmereiz und ihres Neffen Halzebier geben ihr eine schöne Gelegenheit, die Stärke ihres neuen Glaubens und ihrer Liebe und die Klarheit ihres Verstandes zu offenbaren.

= = 226—230^{10}: Wie überwältigend mußten die Eindrücke auf W. und G. und alle Anwesenden sein, als der Markgraf in Rennewart's Begleitung vor seiner bestürmten, in Rauch und Flammen gehüllten Burg erschien, während seine Gemahlinn und ihre Jungfrauen nebst dem greisen Capellan kampfgerüstet oben standen, die Zinnen mit lebendigen und todten Streitern kümmerlich besetzt, und einen neuen Angriff der Feinde erwarteten! Plötzlich ertönt der Ruf: „Lebt die Königinn noch? Wo ist Gyburc? Sagt mir, ist die noch gesund?“ Da man den Markgrafen an der Stimme erkennt, sinkt G. vor Freude in Ohnmacht. W. harrt unten in ängstlicher Spannung; es erfolgt keine Antwort. Endlich öffnet G. selbst die Pforte und die geliebten Gatten fliegen einander in die Arme.

= = 234^{30}—243^{17}: Während G. und W. zu Oransche im Fenster liegen, zeigen und beschreiben sie einander die anrückenden französischen und sarazenischen Heere und ihre Anführer. Vgl. 312^{27}—313^{30}.

= = = 244^{1}—268^{30}: Nach dem festlichen Empfang der Fürsten auf der Burg zu Oransche nennt G. ihrem Schwiegervater Heimrich die zu Alischanze getödteten heidnischen Fürsten, wie sie ihr früher (215. ff.) von ihrem Vater unter dem Fenster der Burg genannt worden, desgl. die gefallenen christlichen Fürsten, deren Namen sie von ihrem Sohn Ehmereiz erfahren hatte; auch während der Mahlzeit sind die heidnischen Krieger Gegenstand der Unterhaltung.

= = = 333^{12}—361^{30}: Ein französischer Soldat stößt auf einen sarazenischen Feldposten, verwundet ihn im Zweikampf und treibt ihn zurück. Dieser giebt Terramêr Kunde vom christlichen Heere. Nun beruft der König, vor seinem Zelte sitzend, die Heerführer zu sich und ertheilt ihnen seine Befehle; dann wappnet er sich selbst, indem die verschiedenen Lehnsträger die einzelnen Stücke der Rüstung zutragen.

Der Nibelungen Noth III. Abenteuer: Wie der von Günther herbeigerufene Hagen, durchs Fenster blickend, den auch ihm persönlich unbekannten, eben angekommenen Königssohn Siegfried rühmt.

= = = V. Abenteuer: Wie Siegfried zu Worms in Chriemhildens Gegenwart Ritterspiele hält.

= = = X. Abenteuer: Wie Brunhilde zu Worms empfangen wird.

= = = XIII. Abenteuer: Ebendaselbst die Kampfspiele, mit welchen man Sieg-

geblieben, so suchte sie durch größere Gefahren seine Ergebenheit und seinen Muth weiter zu prüfen und ihn endlich in einen Streit mit

---

fried's und Chriemhildens Ankunft feiert, während die Frauen aus den Fenstern der Königsburg zuschauen.

" " " XXVII. Abenteuer: Wie Rüdiger die Burgunden-Nibelungen empfing und beschenkte.

" " " XXIX. Abenteuer: Wie Hagen und Volker vor Etzel's Burg auf einer Bank dem Versammlungssaale gegenüber sitzen, und Chriemhilde, die sie durch ein Fenster des Palastes erblickt hat, zu ihrer Ermordung 400 Hunnen hinausführt, diese aber sich weigern, den Kampf mit solchen Helden zu bestehn.

" " " XXXI. Abenteuer: Wie Etzel und Chriemhilde mit ihrem Gefolge, zwischen Hagen und Volker sich drängend, zur Kirche gehen und nach der Rückkehr die Ritter vor dem Palast buhurdiren, während der König nebst seiner Gemahlinn und deren Frauen am Fenster zusehen.

Gudrunlieder, herausgegeben von Ettmüller, I, 234—244: Während die geharnischten Schaaren im Kampfspiel gegen einander ritten, saß Uote mit den übrigen Frauen in und nahe an den Fenstern, so daß sie die Helden draußen sahen.

Homer Jl. III, 145—244: Bekanntlich hieß ursprünglich dieser Abschnitt des dritten Buches der Ilias τειχοσκοπία, weil Helena dem Könige Priamus, während sie in Troja von einem Thurm des Skäischen Thores herab das Schlachtfeld überschauten, die griechischen Helden zeigte. Vgl. Hor. Od. III, 2, 6 ff. Virg. Aen. VIII, 585—596. 182—297. Eurip. Phoen. 1—175. Homer's Virtuosität in solchen epischen Gemälden veranschaulicht uns trefflich W. v. Humboldt in seiner Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea im vierten Bande seiner gesammelten Werke S. 78 ff. an dem Beispiel vom Waffentausch des Glaukus und Diomedes. Vergleichen wir übrigens Homer's Urtheil über Glaukus in Betreff dieses Waffentausches mit der Schilderung vom Waffentausch Rüdigers und Hagens in unsern Nibelungen (XXXVII. Abenteuer), wie weit steht dann des Griechen eigennützige Weltklugheit dem treuherzigen, Freund und Feind rührenden Edelmuthe des Deutschen nach!

Virgil Aen. I, 223—296: Jupiter blickt vom Himmel auf die Erde und sieht die Noth des Aeneas und seiner Leute auf dem Meere; da tritt Venus zu ihm und beklagt das unwürdige Geschick ihres Sohnes; Jupiter aber tröstet sie, indem er auf des Aeneas und seiner Nachkommen glückliche und glanzreiche Zukunft hinweis't und zum Beweise seiner Wohlgeneigtheit sogleich den Mercur mit günstigen Befehlen an Dido absendet. Damit vgl. IX. 638 ff. X. 457—473. Desgleichen

Tasso's befr. Jerus., wo gleich im ersten Buche bei der Gelegenheit, daß Gott vom Himmel in Syrien's Nähe die Führer der Kreuzfahrer erblickt, wir mittelbar deren Charakter kennen lernen. — Ebendaselbst I, 3, 58 ff. I, 6. 62 zeigt Erminia von Jerusalem's Mauern dem belagerten König die Schaaren der Franken, wie Helena dem alten Priamus die griechischen.

Schiller's Jungfrau von Orleans, V. Aufzug, 11. Auftritt: Die bei der Isabeau im Thurme gefangen gehaltene Johanna kann zwar das Kampffeld selbst nicht sehen, hört aber die Erzählung von dem Verlauf der Schlacht aus dem Munde eines auf der Warte stehenden Soldaten,

ihrem Erzfeinde Gramoflanz zu verwickeln (599[21] und 600[8–13]). Dazu war das wirksamste Mittel das Verlangen, ihr aus dem Clinschorwalde zwischen Schastel marveil und Rosche Sabins einen Zweig von einem gewissen Baume zu holen, damit derselbe, wie leicht zu erwarten war, ein sicheres Zeugniß der dienstwilligen Liebe und ritterlichen Treue, zu einem Siegeskranze für den Ueberbringer gewunden werden könnte (600[20–24]. 664[12–14]). Wie sollte sich nicht auch zu diesem Unternehmen mancher glückliche Kämpe tüchtig fühlen! Aber leider war es eben so schwer, dem Baum, als dem Gramoflanz beizukommen. Denn der Clinschorwald, zwischen den Flüssen Sabins und Poynzaclins gelegen, war, weil er von Schastel marveil her ganz undurchdringlich zu sein schien (686[11–17]), nur von Rosche Sabins aus zu Lande zu erreichen, diese Stadt aber durch Mauer, Graben und hohe Thürme befestigt (681[11–14]. 610[26]); überdieß führte zu der inselförmigen Ebene, welche von den eine halbe Meile unterhalb Rosche Sabins sich ins Meer ergießenden beiden Flüssen mit diesem Meere und dem Verbindungscanal der Stadt gebildet ward (681[6–17]), eine einzige Brücke über den Sabins (610[25-27]), und auch diese durften keine unbefugten Ankömmlinge, am wenigsten Abgesandte der mit Gramoflanz in Feindschaft lebenden Orgeluse (650[16–18]. 664[6–14]), passiren. Nun vergegenwärtige man sich die Stelle, welche Gramoflanz bei seinem verhängnißvollen Baume einnahm! Reis'te man auf der weiten und geraden Straße, welche von Logrois nach Rosche Sabins führte (601[9]. 535[1]. 592[29]. 593[1]. 661[13]. 721[25]), eine Raste

---

bis sie, auf den Ruf, daß der König gefangen sei, ihre Ketten bricht und dem Bedrängten zu Hülfe eilt.

***) Macbeth, IV. Aufzug, 4. Auftritt, vergl. V. Aufzug, 3. und 8. Auftritt: Während Macbeth in seiner festen Burg Dunsinan die Belagerung erwartet, geht das Orakel in Erfüllung:

Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinan.

Ein Bote, der am Hügel auf Posten stand, bringt ihm die Nachricht.

Goethe's Götz von Berlichingen, mitten im III. Act, wo der in der Haide auf einer Höhe liegende verwundete Selbitz durch einen Knecht von einem in der Nähe stehenden Wartthurm herab sich über den Verlauf des Kampfes Bericht erstatten läßt.

Theodor Körner's Zriny V. 3: Zriny läßt sich von einem alten Diener alle seine Säbel bringen und erwähnt in Gegenwart Desselben, während er sich zur Todesschlacht einen auswählen will, die mit jedem vollbrachten Heldenthaten.

weit (601[7–10]), ungefähr die Hälfte des Weges (721[18–30]), und wandte sich von da über das Feld (601[22]) nach dem Ufer des Sabins, so gelangte man unterhalb der Ueberfahrtsstelle in einem breiten, tiefen, unwegsamen Thale an die Furt Li gweiz prelljus (583[25]. 600[12]. 602[6. 9–11. 19]. 603[5–10]), in welcher ein jäher Wasserfall wild schäumend vorüberrauschte und weiterhin, im Kampf mit den Wellen, die einer weiten, von Regengüssen ausgehöhlten Schlucht in einem Bergabhange des Clinschorwaldes entströmten, einen Wirbel bildete. Hier stand, dem Plane von Joflanze gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer jener merkwürdige Baum, welchem der von Tausenden bediente König Gramoflanz sich selbst zum Hüter gegeben hatte, indem er sich in der Rolle außerordentlich gefiel, zwischen dem tosenden, lebensgefährlichen Wassersturz und des Waldes schauerlichem Dickicht geborgen, mit der gespanntesten Wachsamkeit, als stände sein Leben auf dem Spiele, und mit ritterlicher Eifersucht den Baum zu hegen, damit Niemand einen Zweig davon abbräche; denn es galt ihm die Verletzung des Baumes für eine Beleidigung seiner königlichen Würde und für eine Herausforderung zum persönlichen Kampfe. Diesen Umstand nun suchte die listige Orgeluse zum Verderben ihres Gegners zu benutzen, und es mochte schon mancher Ritter seine Kühnheit mit dem Leben gebüßt haben (548[1–11]. 769[5–14]), als sie auch Gawan, dem Sieger von Schastel marveil, zumuthete, ihr ein Reis von jenem Baume, zu einem Kranze gewunden, zu überbringen (600[20] ff.). Sonderbar war nur die schlaue Bedingung, unter der sich Gramoflanz zum Kampfe anheischig gemacht hatte. Da er aus Furcht vor Clinschor's Zaubergewalt das Abenteuer zu Schastel marveil nicht bestehn mochte, angeblich, weil der weise Clinschor ihm früher mit einem Friedensantrage zuvorgekommen und er selbst mit Derjenigen (Orgeluse) Krieg führe, die durch ihre Schönheit den wahren Minnesieg behalten habe (600[27] bis 606[3]), so hatte ihm sein feiger Hochmuth die sonderbare Grille eingegeben, nicht mit Einem zu streiten, wieviel ihm derselbe auch zu Leide thun würde, sondern nur mit Zweien oder Mehreren (601[24–30]. 606[17–30]. 608[14–17]), indem er gewiß darauf rechnete, daß Ehrgeiz und Neid es schwerlich zu einem gemeinsamen Angriff mehrerer Ritter wider ihn kommen lassen würde, oder, wenn es doch geschah, er sich derselben als unehrenhafter Räuber durch seine Trabanten glaubte entledigen zu können. Erst, als er, von Orgeluse

zurückgestoßen, sich in Gawan's Schwester Itonjé zu Schastel marveil, ohne sie gesehen zu haben, durch die Vermittelung Bene's, der erfindungsreichen Tochter Plippalinot's (686[11] ff.), verliebt hatte und Gawan als unbekannten Sieger und Herrn des Wunderschlosses, mit einem Kranze von dem ihm gehörenden Baume geschmückt, vor sich stehn sah, gestand er, als ein ächter Raubritter und seinem wilden Charakter getreu (650[13–20]), daß er gegen die Tochter des norwegischen Königs Lot, der seinen Vater Irot erschlagen habe, von Liebe entbrannt sei (606[21] ff.) und mit Lot's berühmtem Sohne Gawan ausnahmsweise einen Zweikampf bestehn möchte (608[11–30]). Welch' einen Edelsinn offenbart dagegen Gawan in dieser Scene seinem Feinde gegenüber! welche Selbstverleugnung, indem er es übernimmt, den Ring desselben seiner Schwester zu überbringen (607[23]—608[4]. Vgl. 686[11–17]). Welche Geradheit und Gerechtigkeit spricht sich in seinem Urtheil über Letztere aus! Wie ritterlich ist endlich die Erklärung, daß er für seines Vaters Blutschuld einstehn wolle (609[1–26])! Unvermeidlich war nun der Kampf zwischen beiden Männern, wie unlieb er ihnen, dem Einen als Bräutigam, dem Andern als Bruder der Itonjé, auch sein mochte. Dem Gramoflanz gebot es die Pflicht der Blutrache, dem Gawan die kindliche Liebe und die eigene Ehre, sich dem erklärten künftigen Schwager als Gegner zu stellen. Wer von ihnen auch siegte, der Ausgang des Streites konnte für den Sieger nicht erfreulich sein, denn das Lebensglück einer geliebten Jungfrau ward dadurch vernichtet. Gramoflanz als der Beleidigte hatte den Kampfplatz zu bestimmen; er entschied sich für Joflanze. Dies war der berühmte und berüchtigte Anger, wo im Anblick von mehr als vierhundert vornehmen, schönen Frauen schon so mancher Streit auf Tod und Leben, um Ehre und Schande ausgefochten worden. Wer schildert das Gemisch von Jubelgeschrei, von Wehklagen und Seufzern, die auf dieser Ebene ertönten, die theilnehmende, ängstliche Spannung der Frauenherzen im Wunderschlosse, die neidischen Gefühle und die bald kleinlauten, bald hochtrabenden Aeußerungen, welche der stolze Gramoflanz, bei seinem Heldenbaume lauernd, unwillkürlich aus seiner Brust hervorbrechen ließ! Nun sollte Gawan, auf dem Gipfel seines Glückes, hier noch einmal schwer geprüft werden. Alle seine eben errungenen großen Vortheile, die Herrschaft zu Terre marveile, die Freiheit seiner Verwandten und vieler andern Unglücklichen,

sein Ruhm, die Gunst und Liebe der Orgeluse, standen auf dem Spiele. Es blieb ihm kein Ausweg, den verhängnißvollen Knoten anders zu lösen, als durch unbedingte Unterwerfung unter die strenge Nothwendigkeit. — Wir überlassen den Helden, der bei uns Allen gewiß die innigste Theilnahme gefunden hat, seinem guten Genius und seinem Glücke, indem wir die Beschreibung von Terre marveile mit den Worten beschließen, welche jüngst noch Plippalinot ihm zugerufen hatte (508^{3-11}):

— — — „Herr! Das ist so Brauch
Hier auf dem Plan, im Forst und auch,
Wo jener Klinschor Herrscher ist.
Verzagt Ihr, übt Ihr tapf're List,
Doch geht es anders nicht, als so
Fürwahr: Heut traurig, morgen froh (vgl. 103^{24}).
Euch ist's vielleicht noch unbekannt:
Ein Wunder ist dies ganze Land.
So währt es immer, Nacht und Tag;
Nur Glück bei Mannheit helfen mag."

Bevor wir unsern Blick von der Betrachtung dieses Wunderlandes abwenden, wollen wir uns noch umsehen, ob nicht irgendwo auf der Erde eine Gegend liegt, welche dem Dichter zu diesem poetischen Landschaftsgemälde Vorschub leisten konnte. Einen Fingerzeig enthielt schon früher die Andeutung, daß Klinschor eine freie Copie Abälard's sei; jetzt möge diese Hypothese unsre Führerinn sein!

Abälard*), aus einem Flecken nicht weit von Nantes, dem Mittelpunkt des Sagenkreises der Tafelrunde, gebürtig, lebte in den Jahren 1079—1142, seine Leidensgefährtinn Heloise bis 1163. Da nun Wolfram von Eschenbach seinen Parzival um 1205, seinen Willehalm um 1217 schrieb und nachweislich bis 1227 lebte, so reichte er in der Zeit so weit hinauf, daß er als ein Knabe aus den gebildeten höheren Ständen an den Erzählungen und wunderbaren Sagen über den berühmten und selbst von den lernbegierigen Männern und Jünglingen Deutschlands einige Jahrzehnte früher vielbesuchten

---

*) Man lese die in Berlin 1850 herausgekommene populär gehaltene, aber gediegene Schrift: „Abälard und Heloise," vom Professor J. E. Jacobi.

Abälard das lebhafteste Interesse nehmen mußte*). Wie sollten nun die aus früher Jugend bewahrten Erinnerungen und Phantasiebilder Wolfram's nicht auf die Gestaltung seines mit so reichhaltigem, historischem und antiquarischem Stoff erfüllten Gedichtes einen merklichen Einfluß geübt haben! Was insbesondere die Angaben der Geschichte über den unglücklichen Abälard betrifft, so darf man dieselben nur mit der Schilderung, welche unser Dichter im Parzival von Clinschor macht, vergleichen und sich dabei das wissenschaftliche Treiben des Mittelalters, desgl. die Urtheile des ungelehrten, abergläubigen großen Haufens, der sich überall und zu allen Zeiten dem Wesen nach gleich ist, über die geheimnißvolle geistige Gewalt der Gelehrsamkeit vergegenwärtigen, um selbst in den poetischen Umbildungen und Verhüllungen, welche sich Wolfram im Parzival bei der Charakteristik Clinschor's erlaubt hat, ähnliche, vorbildliche Züge aus Abälard's Leben, Zeitalter und Wirkungskreise zu erkennen. Sowohl Abälard, als Clinschor waren von Natur mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Leibes und der Seele ausgerüstet und machten dieselben in den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft geltend; aber beide zogen sich durch einen Fehltritt eine entehrende Leibesstrafe zu, welche ihrem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Abälard widmete sich als Gelehrter außer den alten Sprachen besonders dem Studium der dogmatischen Theologie und der Philosophie, in dieser aber rang damals die Schule der Platoniker (Nominalisten), die sich für die Gültigkeit der allgemeinen Begriffe erklärt hatten, mit den Anhängern des Aristoteles (den Realisten), welche den allgemeinen Begriffen ihre Bedeutung absprachen und nur den besonderen einen Werth beilegten. Abälard konnte diese Parteiungen nicht umgehen. Anfangs war er Nominalist, später jedoch eifriger Bekämpfer dieser Secte und eine Zeit lang die Haupt-

---

*) Ob schon Guiot von Provence (776[10]. 805[10]) in seinem nicht mehr vorhandenen Werke, oder Chrétien von Troyes, der 30 Jahre nach Abälard's Tode (1170—90) geblüht und ein Gedicht von Parzival verfaßt hat, das Wolfram kannte, aber wegen ungeschickter Behandlung der Sage tadelte (827[1—14]), die Abenteuer Abälard's und den Schauplatz seiner Wirksamkeit, dem jener Chrétien so nahe war, in seine Dichtung mit aufgenommen hat, vermag ich, mit dem französischen Werke nicht weiter bekannt, nicht zu sagen, bin aber geneigt, es zu vermuthen. Herr Professor Adalbert Keller in Tübingen, der gelehrte und unermüdliche Vermittler des französischen und deutschen Mittelalters, dem ich für die gütige Mittheilung der von ihm im Jahre 1848 herausgegebenen „Lieder Guillems IX, Grafen von Peitieu, Herzogs von Aquitanien,“ ergebenst danke, wird unter Anderen leicht darüber Auskunft geben können.

stütze der Realisten; aber der Neid seiner vielen besiegten Gegner, der Haß, welchen er durch seine strenge Sittenzucht, die er in den Klöstern bei den ihm untergebenen entarteten Mönchen einführen wollte, sich zuzog, und die Behauptung gewisser Theologen, an deren Spitze der heilige Bernhard stand, daß Abälard's Philosophie der christlichen Glaubenslehre gefährlich sei, verschafften seinen zahlreichen Feinden endlich den Sieg über ihn, die, um auch das unwissende Volk gegen ihn aufzuhetzen, sich nicht scheuten, ihn für einen Verbündeten des Teufels und gefährlichen Zauberer zu erklären. Auch Clinschor, nach unserm Gedichte Herzog in dem durch Ueberfluß an verführerischen Lebensgenüssen berüchtigten Capua, hatte, wie Abälard, sich dem Studium der alten Classiker gewidmet, weswegen ihn die poetische Sage zu einem Neffen des wunderthätigen Virgilius in Neapel machte; später aber ward er wegen eines entdeckten Liebesabenteuers mit der Gemahlinn des Königs von Sicilien auf Befehl desselben entmannt und landesflüchtig*); danach hatte er „in der Stadt Persida, nicht im Lande Persia" (657[27. 28]) Zauberei erlernt, d. h. die persische Religion und Philosophie, deren dualistische Lehre von einem Reiche des Lichts und der Finsterniß neben der griechischen Emanationslehre einen Hauptbestandtheil des zu Alexandrien einst entstandenen Neoplatonismus ausmachte, und die Künste der Magier studirt. Daß er auch dem geistlichen Stande der christlichen Kirche, wie Abälard, angehörte, deutet der Name pfaffe (66[4]) an. In dem von ihm neugeschaffenen Terre marveile benutzte er den Zauber seiner Persönlichkeit und seines geheimen Wissens, um eine Anzahl Männer und Frauen seines Standes bei sich gebannt zu halten, gleichwie der von seinen Gegnern verfolgte Abälard durch seine geistige Anziehungskraft Hunderte wißbegieriger Jünlinge bewog, ihm in die dunklen Wälder von Champagne zu folgen und in dem angenehmen Thale, durch welches das Flüßchen Ardusson rann, unweit Nogent an der Seine, in einer einsamen, wilden Gegend das Kloster Paraklet zu erbauen und mit ihm zu bewohnen, bis ihn die neidische Verfolgungswuth seiner verketzernden Gegner nach einem andern Kloster vertrieb und Heloise mit ihren Nonnen den verlassenen Paraklet bezog. Diese Aehnlichkeit in den Schicksalen des

*) Vergleiche das Leben und Treiben am Hofe des Königs Artus, welchem der grimmige Clinschor die Mutter, eine Schwester und zwei Nichten nach seiner Zauberburg entführte!

Abälard und Clinschor erhält noch mehr Bestätigung, wenn wir die Umgegend des Paraklet mit der eben gegebenen Beschreibung von Terre marveile vergleichen. Ich beziehe mich unter andern auf Cassini's Generalcharte von Frankreich v. J. 1744, die mir aus der Bibliothek des ersten Garderegiments zu Fuß von gefälliger Hand zur Benutzung mitgetheilt worden, und auf die i. J. 1835 aus dem Dépôt de la guerre herausgegebene große Charte von Frankreich, deren Einsicht und Vergleichung aus seinem kostbaren Privatbesitze Herr Professor Berghaus mit freundlicher Bereitwilligkeit mir gestattet hat. Hiernach ist der Paraklet vom Ardüsson durchflossen, welcher der Seine oberhalb Nogent s. S. zufließt, nachdem er zwei geräumige Teiche gebildet hat. Jenes Flüßchen und der südwestlich unterhalb Nogent in die Seine sich ergießende Lorrin entspringen südlich nahe bei einander und gewähren nebst ihren Zuflüssen nur einen schmalen Eingang in die Ebene, welche die Seine mit den genannten beiden Nebenflüssen bildet. Unweit des Paraklet im Westen erstreckt sich von Süden nach Norden ein kleiner Bergrücken, und etwas nördlicher (bei St. Aubin) führt eine Brücke, die einzige des Flusses, über den Ardüsson nach Nogent s. S., von wo außer diesem mittleren noch 2 Wege nach Troyes gehen, der kürzere, öde Landweg zwischen dem Ursprung des Ardüsson und Lorrin, und die große Heerstraße östlich in einem Bogen am Saume des von den Armen der Seine bei ihrer Vereinigung mit der Aube durchschnittenen Erdstriches. Wenn auch nicht alle Einzelheiten zutreffen, was übrigens für den Dichter gerade kein Lob wäre, so darf man doch wohl annehmen, daß der Ardüsson = Sabins, der Lorrin = Poynzaclins, die Seine nördlich davon = Meer im Parzival, die von den 3 Flüssen eingeschlossene Ebene = Terre marveile, der Paraklet, von Heloise und ihren Nonnen bewohnt, = Logrois, Wohnsitz der Orgeluse, der Bergrücken seitwärts vom Paraklet = Schastel marveil, Nogent s. S. = Rosche Sabins. Die beiden noch vorhandenen, nordöstlich gelegenen Gehölze mögen als Reste des einst am Zusammenfluß der Seine und Aube befindlichen Urwaldes gelten, zwischen welchem und dem Ardüsson (Sabins) sich eine Wiese (die Kampfwiese von Joflanze) bis an die Wassergränze, welche die Seine in dem Winkel zwischen Nogent s. S. und Pont s. S. (nach Wolfram's Parzival das Meer) bildet, hinauf erstreckte.

Wie man auch über diese Arbeit und mein Unternehmen, die Beschreibung von **Terre marveile** als ein für sich bestehendes poetisches Naturgemälde aufzustellen, urtheilen möge, so hoffe ich doch mit dem Vorwurfe, als habe ich durch diese Sonderung des Oertlichen und Geschichtlichen in Wolfram's Parzival dem Studium der mittelhochdeutschen Dichter Eintrag gethan, verschont zu bleiben; denn, gefällt obige Darstellung, so wird der wißbegierige Leser es mir danken, daß ich ihn auf die eigenthümlichen Schönheiten eines Gedichtes aufmerksam gemacht habe, welches in diesem einfachen, daraus entnommenen Landschaftsbilde ihm schon so angenehmen Genuß gewährt, so daß nun vielleicht Mancher, von einem auch ihm eingeflößten Vorurtheil befreit, sich angetrieben fühlt, einen durch den Vorwurf der Planlosigkeit und Verwirrung mit Unrecht verschrienen Abschnitt des erwähnten Epos mit eigener Kraft sicher und freudig zu durchwandern und auch seinerseits irgend welchen bisher unbeachteten, dunklen Theil desselben zu allgemeinerem Nutz und Frommen zu beleuchten und zugänglich zu machen. Sollte aber, was ich gern zugebe, dieses oder jenes Einzelne der Berichtigung oder Ergänzung bedürfen, so würde ich mich freuen, wenn dadurch Genossen derselben Beschäftigung Veranlassung fänden, durch unparteiische Kritik und Mittheilung ihres besseren Wissens das Studium unserer vaterländischen Literatur zu fördern. Ich wenigstens gestehe, daß ich durch obige mühevolle Arbeit, die ich, angereizt durch die anmuthige Lectüre des zweiten Theils von A. v. Humboldt's Kosmos, ohne anderweitige Hülfe ausgeführt habe, in mancher Beziehung in meines Lieblingsdichters Werken heimischer geworden bin. Zum Schluß übrigens möge es dankbarer Pietät vergönnt sein, als einen Beweis, welchen ermunternden Antheil jener um Kunst und Wissenschaft so hochverdiente Mann auch an bescheidenen Leistungen Jüngerer, sofern sie zu seiner Kenntniß kommen, immerdar nimmt, sein Urtheil über obige in der Handschrift überreichte Abhandlung mitzutheilen, wie es in einem Briefe vom 26. December 1848 vor mir liegt: — „Was ich von dem einen Theile Ihrer Abhandlung des wichtigen Denkmals mittelalterlicher Poesie gelesen, hat mir viel Freude gemacht. Es ist ein interessantes Unternehmen, ein landschaftliches Ebenbild der Gegend zu entwerfen, die dem Geiste des Dichters vorschwebte, ein Bild, das die

Wirklichkeit im freien Spiel der Einbildungskraft mehr oder weniger bedingt. Wie sehr ich daran hange, in den großen Werken der Alten Spuren individueller Auffassungen, bestimmter Localitäten, zu finden, sehen Sie Kosmos Th. II, S. 10. 19. 108. Auch Cicero begeistert durch anmuthige Erinnerungen aus der wirklichen Welt, Kosmos Th. II, S. 18. —"

Potsdam. F. W. Rührmund.



III.

Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen.

Die in dem Graff'schen Sprachschatze zerstreut verzeichneten Eigennamen bilden jedenfalls den schwächsten Theil des sonst so verdienstvollen Werkes. Der Grund hievon liegt zunächst in dem Umstande, daß die Quellen für die Sammlung der ahd. Namen fast durchaus andere sind als die für die andern Bestandtheile des Sprachschatzes. Daher kam es denn, daß, während Graff seinen ganzen Eifer auf die letzteren richtete, die Namen unvollständig an Zahl, ungenau in der Schreibung und nur selten durch Hinweisung auf die Quellen genug gesichert aufgeführt werden, abgesehen davon, daß diese Mängel gegen Ende des Werkes in noch weit größerem Maßstabe als in den ersten Bänden hervortreten. Ein weiterer Mangel ist die unsichere Begrenzung des hieher gehörigen Stoffes. Graff sammelte aus den deutschen Quellen auch die fremden Namen, sogar diejenigen, welche in Deutschland niemals gastlich aufgenommen sind, und indem er so Deutsches und Undeutsches durcheinander mischte, bediente er sich nicht einmal eines Kennzeichens zur Unterscheidung dieser beiden Gattungen, so daß man über sein Urtheil, was deutsch und was undeutsch sei, in vielen Fällen im Unklaren ist. Doch können wir bei genauerer Betrachtung erkennen, daß diese Unterscheidung, selbst wenn Graff sie angestellt hätte, durchaus mangelhaft hätte sein müssen. Der Sprachschatz enthält nämlich wie billig auch die deutschen Namen aus undeutschen Quellen und hier erstaunt

man über den gänzlichen Mangel an Ausscheidung alles Fremden, namentlich des Keltischen, einen Punkt, über den weiter unten noch Mehreres angedeutet werden soll. Ein fernerer Vorwurf ist Graff daraus zu machen, daß er eine Anzahl von Personennamen auf falsche Weise aus Ortsnamen gefolgert hat, so wie ich mir z. B. von einer großen Anzahl seiner Personennamen auf -ing getraue darthun zu können, daß sie niemals existirt haben.

Außer diesen besondern den Namen des Sprachschatzes anhaftenden Uebeln, deren es übrigens noch mehrere giebt, wirken noch die dem ganzen Werke gemeinsamen Mängel nachtheilig. Vor Allem denkt man hiebei natürlich an die Zusammenstellung der Wörter unter gemeinsame Wurzeln, die oft weder concret deutsche noch abstract indogermanische genannt werden können, sondern halsbrechend in der Mitte schweben; ein Punkt, den Maßmann klar erkannt, aber mit gebührender Zartheit behandelt hat*).

Wäre nun eine besondere Sammlung altdeutscher Eigennamen aus mehrfachen Gründen selbst dann höchst ersprießlich gewesen, wenn Graff die bezeichneten Klippen hätte umgehen können, so mußte, da dieses nicht geschehen ist, ein dahin einschlagendes Werk geradezu eins der dringendsten Bedürfnisse auf dem Gebiete germanischer Sprachwissenschaft werden. Daher sagt auch unser Meister auf diesem Felde, J. Grimm, im Jahre 1840 in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Grammatik: „Darf ich bei dieser Gelegenheit einen Wunsch laut lassen werden, der mir sehr am Herzen liegt, so ist es der, daß die unbeschreibliche Menge althochdeutscher Eigennamen, sowol der örtlichen als persönlichen, da beide Graff unvollständig und ungenau verzeichnet, von einem rüstigen Bearbeiter nach wolüberlegtem Plan bald in eine eigne Sammlung gebracht werden möge, ein Buch, aus welchem unsrer Sprache und Geschichte unfehlbar bedeutender Gewinn erwachsen muß, dessen Ausführung aber ungemeinen Fleiß erfordert: der Vorrath ist fast unübersehlich.“ Sechs Jahre hindurch nach dieser Anregung ließ sich von keiner Seite her hören, daß ein „rüstiger Bearbeiter“ ans Werk gegangen sei; denn um hier mit Aussicht auf Erfolg arbeiten zu

*) Wie ich schon im J. 1844 mit Rücksicht auf einige Sanskritforschungen den Satz aufstellte „inter radices vocumque formas Sanscritas et inter Indo-Germanicas accuratius solito esse distinguendum,“ so wird auch in Bezug auf das Deutsche eine entsprechende Behauptung zu berücksichtigen sein.

können, mußten so manche glücklichen Umstände zusammentreffen. J. Grimm ergriff daher, um die Sache in erwünschten Gang zu bringen, ein anderes Mittel; er beantragte bei der Berliner Akademie eine Preisaufgabe über diesen Gegenstand und die Akademie erhob diesen Antrag zum Beschluß, was Grimm in einer seiner späteren akademischen Abhandlungen mit warmem Danke anerkannt hat. Diese im Juli 1846 gegebene Preisaufgabe lautet:

„Unser Volk zeichnet sich aus durch einen Reichthum von Eigennamen, der für die Geschichte der Sprache von größtem Belang, aber in den Denkmälern allenthalben verstreut ist. Zu einer genauen und vollständigen Sammlung derselben, die gegenwärtig an der Zeit zu sein scheint, öffentliche Anregung zu geben, hat die Akademie einen Preis dafür auszusetzen beschlossen. Die Sammlung soll sich von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1100, aber nur auf gothische (zugleich vandalische), langobardische, fränkische, thüringische, alamannische, burgundische, bayerische, altsächsische und friesische erstrecken, mit Ausschluß der angelsächsischen und altnordischen. Deutung der Eigennamen, wie sie erst allmälig aus dem Studium des sämmtlichen Vorraths gründlich hervorgehen kann, wird zwar nicht zur Bedingung gemacht, wo sie aber jetzt schon mit Besonnenheit und in gedrängter Kürze vorgenommen werden kann, als willkommene und empfehlende Zugabe betrachtet werden. Der Termin der Einsendung ist der 1. März 1849, die Bewerbungschriften können in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache abgefaßt sein. Jede ist zu versehen mit einer Inschrift, welche auf einem beizufügenden versiegelten, den Namen des Verfassers enthaltenden Zettel zu wiederholen ist. Der Preis ist 100 Dukaten und die Entscheidung erfolgt in der öffentlichen Sitzung zum Andenken an Leibniz im Jahre 1849."

Wenn schon bei der großen Jedem einleuchtenden Schwierigkeit der Aufgabe die Zahl der Bewerber auf keinen Fall eine bedeutende sein konnte, so trat auch selbst einer geringen Concurrenz die ein Jahr vor dem Termin der Einsendung losbrechende politische Bewegung hemmend entgegen. Wahrscheinlich ist, wie sich der spätere Bericht der Akademie ausdrückt, mehr als ein Vorsatz dadurch erstickt worden, oder die Ausführung auf halbem Wege stehen geblieben. Mit Bezug auf diese Vermuthung biete ich hiemit allen denjenigen, welche etwa in der Ausführung dieser Aufgabe behindert

worden sind, die Hand zum Bunde und bitte sie, sich mit mir in Verkehr und Verband setzen zu wollen, damit in echt wissenschaftlichem Geiste mit gegenseitiger Förderung ein Werk zu Stande gebracht werde, das von einer neuen Seite her unserer alten Sprache Hoheit und Reichthum ans Licht stelle. Sehe ich recht, so sind meine mir unbekannten Mitforscher vor Allem nunmehr dazu berufen, an eine Sammlung der angelsächsischen oder der altnordischen Namen zu gehen; besonders wenn eine solche Sammlung nach demselben Plane angelegt wird, wie das Wörterbuch aus den übrigen Mundarten, verspreche ich mir große Ergebnisse von dem Lichte, das beide Arbeiten durch einander wechselseitig empfangen müssen.

Daß ich selbst (wie sich später zeigte, als der Einzige) es gewagt habe einen rohen Entwurf der Akademie vorzulegen, setzt mich nunmehr fast in Erstaunen, wenn ich an die besondern Hemmnisse denke, die neben den erwähnten allgemeinen grade mir entgegentraten. Erst ein Vierteljahr nach Stellung der Aufgabe davon in Kenntniß gesetzt und für dieses Feld so gut als ganz unvorbereitet, zudem grade lebhaft von andern wissenschaftlichen Plänen angeregt, wäre ich nie ans Werk gegangen, wenn nicht das dringende Zureden wohlwollender Freunde mich dazu bestimmt hätte. Weniger bringe ich es in Anschlag, daß ich durch Berufsgeschäfte im höchsten Grade nach mannigfaltigen Richtungen hin in Anspruch genommen wurde und noch werde, denn ich hatte mich in solch einer minder begünstigten Lage schon längst gewöhnt, die eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit nur als Erholung und Erfrischung gelten zu lassen. Aber was mich am meisten drückte, war der fast gänzliche Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln, den ich hier in Danzig (und ich war an den Ort gefesselt) in einer Weise empfand, daß eine nähere Schilderung davon fast ans Unglaubliche grenzen würde. Fern von aller Selbstüberschätzung und ohne die geringste Hoffnung den eigentlichen Preis erlangen zu können, sandte ich meine erste Anlage der Akademie ein, nur um von dorther eine Anregung zur eigentlichen Ausführung zu erhalten. Noch war z. B. außer den echt hochdeutschen Mundarten verhältnißmäßig nur wenig von mir gesammelt, noch hatte ich aus meinen ursprünglichen Auszügen die Belegstellen nicht mit der hier unumgänglichen Schärfe und Gleichförmigkeit in die Vorlage übertragen können, noch waren ferner die Sonderungen der Wortstämme und die Deutungen der Namen auf einer sehr

niedern Stufe stehn geblieben. Ueber den Erfolg war ich demnach überrascht; denn wenn auch von der wirklichen Krönung der Arbeit nach alle diesem nicht die Rede sein konnte, so wurde ihr dennoch der Geldeswerth des Preises zugesprochen, eine Milde des Urtheils, die ich zum großen Theile der Berücksichtigung der ungünstigen Zeitverhältnisse zu verdanken glaube.

Um nun einerseits den jetzigen Standpunkt des Werkes anzudeuten, besonders aber um vielleicht Anregung zu Einzelforschungen zu geben, von denen ich einige sehnlichst erwarte, gebe ich hier einige kurz gehaltene Bemerkungen über mehrfache auf diesem Gebiete in Erwägung zu ziehende Punkte.

In Bezug auf die Schreibung der Namen, welche so sehr schwankt, ist zu bemerken, daß Graff, um sich vor Weitschweifigkeit zu hüten, mit wenigen Ausnahmen von jedem Namen nur eine einzige Form anführt, und zwar sogar, wenn die Quellen in der Orthographie zu verworren waren, eine supponirte, nirgend in dieser Gestalt zu belegende; meistens stellt er dann eine der strengahd. Mundart gemäße Form auf. Ein solches Verfahren kann indessen einem strengen Anspruche auf Genauigkeit unmöglich genügen. Deshalb habe ich mich bemüht, die in den besten Texten der Schriftsteller überlieferten Schreibungen vollständig zu geben, von den Varianten hingegen, welche alle anzuführen eben so unnütz als unmöglich war, ist nur das Wichtigere und Auffallendere, namentlich bei seltneren oder durch ihr hohes Alter räthselhaften Namen gegeben. Von allen diesen Formen stelle ich nach Art einer Uebersicht diejenige voran, welche nach sprachlichen Grundsätzen das Gepräge der größten Alterthümlichkeit aufweist, und lasse dann die andern Gestalten des Namens, so viel sich thun ließ nach der Reihe, bis zu seiner größten Entartung folgen. Eine bei jener ersten Form angeführte Zahl bezeichnet das Jahrhundert, in dem der Name (in welcher Gestalt es auch sei) vorkommt, d. h. nicht die Zeit des ersten darüber referirenden Schriftstellers, sondern die des Ereignisses, bei welchem des Namens zuerst Erwähnung gethan wird. Diese Einrichtung wird sich hoffentlich als nicht ganz werthlos erweisen. Supponirte Formen, so nahe sie auch oft lagen, sind gänzlich vermieden worden, um fürs erste noch nicht die Reinheit der Ueberlieferung zu trüben. Von Conjecturen in Bezug auf die Schreibung sind nur äußerst wenige gemacht oder schon gemachte aufgenommen worden.

Damit indessen für künftige Conjecturen, welche doch später nicht abzuweisen sein werden, schon jetzt ein kleiner Anhalt geboten werde, möge hier eine kurze Uebersicht derjenigen in unsern Quellen vorkommenden irrthümlichen Buchstabenverwechselungen folgen, welche nicht ganz selten sind. Der Kürze halber folgt bei jeder von diesen Verwechselungen nur ein Beispiel:

u—n: **Duisburg — Dinspurch.**
ui—in: **Hucului — Huculin.**
iu—vi: **Juhones — Vibones.**
in—m: **Theotinelli—Theotmelli.**
ni—m: **Manimi — Mammi.**
mi—nn: **Hodomia — Hodonna.**
im—un: **Mimda — Munda.**
un—ini: **Sundrabert — Sinidrabert.**
un—m: **Hadolaun — Hadolam.**
c—o: **Rhispac — Rhispao.**
c—e: **Lehcfeld — Lebefeld.**
c—i: **Semeldinc — Semeldini.**
r—n: **Geneuara — Genewana.**
u—a: **Adaltrud — Adaltrat.**
v—n: **Vuithones — Nuithones.**
r—o: **Atrarii — Atoarii.**
c—i: **Hugmerchi — Hugmerthi.**
i—t: **Haito — Hatto.**
r—t: **Beringa — Betinga.**
i—l: **Nervii — Neruli.**
ſ—l: **Biscoſoſheim — Biscoſolheim.**
r—b: **Rota — Bota.**
h—b:*) **Holdonstat — Boldonstat.**
h—n: **Hotger — Notger.**
h—l: **Habola — Labola.**
p—n: **Herpesfurt—Hernesfurt.**
li—n: **Sliesthorp — Snesthorp.**
li—u: **Hlidbeki — Hudbeki.**
ti—n: **Mitida — Minda.**
lu—in: **Lutrahahof — Jntrahahof.**

Außer diesen einzelnen Buchstabenvertauschungen finden sich namentlich zwei Quellen einer Menge von sinnlosen Irrthümern:

1) Die Umstellung von Buchstaben, z. B. **Erchanbert — Encharbert; Frotgandus — Frodtangus; Agara — Araga; Guntbodingi — Buntgodingi; Endiriad — Eddinriad; Baradad — Badurad** u. a. m. Besonders zu bemerken ist **drop** fur **dorp**, welches nicht selten vorkommt[1]). Die Formen **berth** und **prath** sind oft nur Schuld der Herausgeber von Urkunden (z. B. Schannat's), welche dadurch das überlieferte **berht** und **praht**, das sie nicht verstanden, zu verbessern glaubten.

2) Die unrechte Abtheilung der Wörter, z. B. **ad Rantesfurt — a Drantesfurt; Guntbodingi — Gonebii digni; Hredi et ad Schezla — hereditas Kaesla; et Berahtrat — Ecberahtrat;**

*) Bei weitem die häufigste von allen Verwechselungen.

Ingiheresheim Feinga — Ingiheres Heifeinga; Rami Gerolf — Ramugerolf; Liutram Engilburg — Liutramen Gilburg; Uuielachomo — Uuiela Chomo; Uuidarogeltesstat — Uuidano Geltesstad; Theotbirg Bita — Theotbirgbita; Uuigrihasa — Uuigrih Asa u. s. w. Namentlich zeigt die Vergleichung der Fuldischen Urkunden bei Schannat mit denen bei Dronke, welchen letzteren ich erst nach der Entscheidung der Akademie benutzt habe, daß Schannat sich sehr häufig in der bezeichneten Weise geirrt hat.

Schwieriger als diese ganz unorganischen Irrthümer sind diejenigen Entstellungen der Namen, welche in mehr organischer Weise aus dem Aufenthaltsorte, der Zeit, der Sprache, dem Bildungsgrade und der Sorgfalt des Abschreibers sowohl als des Schriftstellers selbst hervorgehen. Diese höchst wichtigen Verhältnisse, die für die Geschichte der Sprache von größter Bedeutung sind, können erst dann gründlich erwogen werden, wenn die Sammlung des Stoffes bis zu einem gewissen Abschlusse gediehen ist. Es werden aber jedenfalls mehrere Monographieen nöthig sein, um einem künftigen Förderer des Werkes den Weg geebneter zu machen.

Die ganze Masse habe ich in zwei Haupttheile gesondert, in die Personennamen und Ortsnamen. Die Vereinigung beider Theile in ein Ganzes, welche Mancher gewiß gern gesehen hätte, habe ich deshalb nicht angenommen, weil es dann ganz unmöglich gewesen wäre, auch nur eine einigermaßen klare Uebersicht über den Stoff zu erlangen; die anderseits durch meine Sonderung allerdings entstehenden Nachtheile habe ich durch zahlreiches Verweisen aus dem einen Theile auf den andern zu heben gesucht. Unter die Ortsnamen sind übrigens auch die Völkernamen aufgenommen, weil sie sich recht gut in das ganze System der ersteren einfügen lassen und weil man namentlich bei ihrer Scheidung von den Gaunamen auf Schwierigkeiten stoßen würde. Die rein mythologischen Namen sind übergangen worden, weil sie doch im Allgemeinen ein ziemlich getrenntes Ganze bilden und weil zu einer erneuten Sammlung derselben seit J. Grimms zweiter Ausgabe der Mythologie noch keine besondere Veranlassung vorliegt.

Die Anordnung jedes einzelnen Theils ist die rein alphabetische mit ihren Mängeln und Klippen. Graffs Anordnung habe ich nicht gewählt, weil sie mir nicht zur weiteren Verbreitung geeignet erscheint. Eher hätte ich die Reihenfolge des Sanskrit annehmen

mögen, gegen die sich wohl nichts Wesentliches einwenden läßt; doch hätte ich dies nur dann gethan, wenn ich von ihrer künftigen allgemeinern Anwendung überzeugt gewesen wäre. Bei Wörterbüchern, die jedenfalls nur Materialsammlungen für wissenschaftliche Darstellungen enthalten (oder gar nur dem praktischen Bedürfniß dienen), will es mir scheinen, als müsse man der Sitte mehr als der Wissenschaftlichkeit in der Anordnung der einzelnen Artikel folgen.

Scheinbar unterbricht diese alphabetische Anordnung (denn die Unterbrechung wird durch zahlreiche Verweisungen wieder aufgehoben) die Aufstellung von Wortstämmen. Bei jedem dieser Stämme folgt nach einigen allgemeinen Bemerkungen ein Verzeichniß der auf diesen Stamm endenden Namen, über deren jeden man an seinem Orte Genaueres nachsehen kann. Dann kommen die von dem Namen unmittelbar (durch Suffixe) hergeleiteten Namen und endlich folgen die mit einem andern Stamm als zweitem Theile zusammengesetzten Formen. Sie sind mit Ausnahme von wenigen Fällen nach dem zweiten Theile der Zusammensetzung alphabetisch geordnet. Ich setze als Beispiel, mit Auslassung der allgemeinen Bemerkungen, der Citate und der ganz unsichern Formen einen Stamm der Personennamen her, mit der Bitte die entsprechende Stelle bei Graff (II, 699) zu vergleichen:

MÔD.

Adalmod. Adalmoda. Agimuot. Alamud. Anamot. Baldmuot. Bermod. Bismod. Blismodis. Diomut. Ebrimuth. Eilmod. Elimuot. Elismot. Engilmuot. Faramuot. Frahamot. Fromuot. Fruimot. Fulmodo. Germot. Gislemod. Glismot. Hartmut. Hathumot. Herimod. Hildeomod. Hiltimota. Horsemuat. Hroadmot. Hwasmot. Liobmod. Loamod. Ilimot. Memuot. Perahmot. Philimuth. Pilimot. Plidmot. Ratmot. Rausimod. Reginmuod. Richmuot. Selimuot. Sigimuat. Sinmot. Snelmuot. Starhmot. Stillimot. Sundarmuot. Swidmoat. Talamot. Tattimuth. Trosamuat. Wahsmut. Wandelmoda. Warmut. Wasmuot. Wigimuot. Willimuat. Wimod. Wolamot. Wolfmuot.

Muata, fem. 9. **Muota.**

Mudila. 7. **Mutila.**

Moatin. 8. **Muatin.**

Mutbraht. 9.

Motberga, fem. 8.

Muotpurc, fem. 9.
Muatdanc. 8.
Moatflat, fem. 9.
Moatker. 9.
Modigisil. 5, *Μοδίγισκλος*. Medegisil? Modeghislen(us).
Muotcund, fem. 9.
Mothar. 8. Moathar. Moather. Muather. Mouther. Muotheri. Motar. Muotere.
Moathart. 9.
Muothelm. 8. Muathelm. Moathelm.
Muothilt, fem. 9.
Muotlaug, fem. 9.
Motliup. 9. Muotliup. Muotlieb.
Moderich. 8? Mederich?
Muotswind, fem. 8. Modsuit.
Modoald. 7. Muotolt. Muatolt.
Muatwin. 9. Modoin. Motwin. Motuuin.
Modalbert. 8,

Daß ich die Namen unter Wortstämme und nicht unter eigentliche Wurzeln vereinigt habe, wird kaum einem Tadel unterliegen, wenn man erwägt, daß es hier vor Allem darauf ankam, solche allgemeine Formen aufzustellen, welche sich in den Namen, abgesehn von den übrigen Theilen des Sprachschatzes, möglichst klar und bestimmt wiederfinden. Es sind deshalb sogar zwei und mehrsilbige Stämme unverschmäht geblieben, wie folgende:

1) bei den Personennamen: adal, adra, agil, agin, ali, amal, aman, angil, beraht, ebar, eggi, ellan, eodal, erchan, fili, gamal, gaman, gisal, gomo, halid, hari, helan, hraban, irmin, madal, madar, magan, mahal, nagal, neri, thegan, thiuda, uodal, warin, wili, wuldar;

2) bei den Ortsnamen: affa, affaltra, aha, akar, alah, angar, awa, bardan, bibar, binuz, buhil, buri, chuning, clata, eitar, elira, fogal, forah, habuh, hagan, hamar, hasal, heilig, huoba, luzil, marah, metam, michil, nidir, obar, ottar, padra, salida, salig, tegar, thunar, untar, walah, warid, wilari, winchil, winid, wisund, wodan, zidal.

Es sind ferner, um der Verflüchtigung ins Abstracte auszuweichen, wie sie für ein specielles Namenwörterbuch unziemlich

ist, öfters mehrere Stämme getrennt behandelt worden, die klar genug zu derselben Wurzel gehören, wie up und obar, ingo und angil, u. a. m.

Man erwartete vielleicht, daß ich bei diesen Stämmen die Lautverhältnisse eines bestimmten Dialekts zu Grunde legen und z. B. alle Stämme nach gothischer oder strengahd. Weise schreiben würde. Das hätte indessen wiederum der Uebersichtlichkeit bedeutenden Eintrag gethan und es wäre z. B. ein nie in gothischen, sondern nur in fränkischen Namen gebräuchlicher Stamm in gothischem Gewande erschienen. Deshalb zog ich es vor, um das besonders oft Gebräuchliche hervortreten zu lassen, mir einige Schwankungen zu gestatten und dem einen Stamm diese, dem andern jene Form zu geben. Doch habe ich allerdings die gothische Lautstufe bevorzugt, wo sie nicht ganz selten ist oder vielleicht gar weniger Ursprüngliches aufweist als eine andere Form. Ich schreibe deshalb zwar thiuda und môd, aber burg und nicht baurg, mâr und nicht mêr. Schaden für den praktischen Gebrauch des Wörterbuchs geht aus diesen Schwankungen nicht hervor.

Von besonderer Schwierigkeit und für jetzt sehr häufig unmöglich ist, wie schon ein flüchtiger Blick auf das Graffsche Buch zeigt, die strenge Scheidung dessen, was zu einem Stamm und was zum andern gehört. Theilweise wird sogar diese Scheidung niemals durchzuführen sein, da nämlich ganz verschiedene Wurzeln in ihren entarteten Gestaltungen oft in dieselbe Form zusammenfließen, so daß derselbe Name mitunter aus zweien, dreien oder noch mehreren Quellen entsprungen sein kann. Hier muß man sich hüten etwas als ganze Wahrheit hinzustellen, was jedenfalls nur ein Theil der Wahrheit ist. Auch hier möge als Ausgangspunkt für weitere Forschungen ein kleines Verzeichniß derjenigen Stämme seinen Platz finden, welche, obgleich von ursprünglich verschiedener Gestalt, dennoch in den Namen besonders häufig schwer zu scheiden sind, vorzüglich wenn Bedingungen eintreten, die das Ineinanderfließen der Stämme begünstigen:

adal, ald, agil.
agil, angil.
aha, awa, hofa, huoba, (eiba), gawi.
bald, wald.
ber(in), warin.
burg, bruoch, brug.
chlod, liut, flat.
chuon, un.
(cruzi), grioz.

eih, ek.
erin, erm.
gald, hildi.
gar, hari.
gaud, got.
gis, wis.
gisal, is(il).
hagan, haim.
hard, rad, ward.
hraban, ragan.
hriod, rud.
hrod, rad.
liub, liut.
mod, mund.
stat, stein.
wand, winid.
warid, ward.
weg, wig.
wid, wig.
win, in (Suffix).
wis, wiz.

Eine Reihe von Problemen, die theilweise noch bedeutende Untersuchungen erfordern werden. Und dabei sind nicht einmal diejenigen Formen hier aufgeführt, welche selbst in ihren ältern Gestaltungen Zweifel übrig lassen, zu welchem von mehreren ähnlich geformten Stämmen sie etymologisch zu stellen seien. Näher wird man der Lösung dieser Fragen in Zukunft um ein Bedeutendes kommen können, wenn man auf die geographische Verbreitung der Ortsnamen, so wie auf die ethnographische der Personennamen, sowohl im Einzelnen, als in Bezug auf ganze Wortstämme, fleißig sein Augenmerk richtet.

Eine hieher einschlagende ersprießliche Arbeit wird es sein, wenn Jemand für jeden der bedeutendern deutschen Volksstämme diejenigen Personennamen besonders verzeichnete, die bei ihm mit einer großen Wahrscheinlichkeit gebräuchlich waren. Doch stößt sich die Sache an vielen Schwierigkeiten, die theils durch ungenügende Angaben in den Quellen, theils durch historische Verhältnisse, z. B. durch das der Miethstruppen im oströmischen Kaiserthum, durch die normännische Ansiedelung in Italien im 11. Jahrhundert u. s. w. herbeigeführt werden. In solchen mundartlichen Namensverzeichnissen wäre es auch angemessen, die für den Dialekt passende echte Namensform, auch wo sie nur geschlossen werden kann, in Parenthese beizufügen, z. B. in dem gothischen Verzeichnisse etwa: Alarich (Alareiks), Alatheus (Alathius), Amalafrida (Amalafrithjô), Athanarich (Athanareiks)[2]), Ermanarich (Airmanareiks), Fridigern (Frithugairns), Friderich (Frithureiks)[3]), Ragnaris (Raginharjis)[4]), Theodorich (Thiudareiks) u. s. w. Solche Verzeichnisse würden namentlich über diejenigen

Mundarten Licht verbreiten, die sonst keine Literatur auf unsere Zeit vererbt haben, besonders wenn die Register ziemlich reichhaltig ausfallen; am höchsten schlage ich z. B. den Nutzen für das Langobardische an. Von mehreren Seiten ist gewünscht worden, ich möge mein ganzes Wörterbuch nach Mundarten anordnen, doch halte ich das für unmöglich und, wenn es auch möglich wäre, für unpraktisch. Als Anhang dagegen solche Verzeichnisse zu liefern war ich anfangs entschlossen und hatte sie auch schon begonnen, doch muß ich solche Nebenwerke aufgeben[1]). Als eine anziehende Aufgabe nenne ich noch hier eine Abhandlung über den Dialekt, dem die Namen des **Polyptychon Irminonis** angehören, da diese Namen selbst eine sehr reichhaltige Quelle für diese Arbeit bilden, der ich bald einen Unternehmer wünsche.

Daß es für die Sprachgeschichte eben so auch wichtig sei zu wissen, in welcher Gegend oder über welche Gegenden verbreitet sich jeder Ortsname findet, wird nicht geleugnet werden. Deshalb habe ich bei den Namen meistens die geographische Lage oder den entsprechenden heutigen Ort angeführt und am Schlusse ein alphabetisches Register dieser neuern Ortsnamen mit den nöthigen Verweisungen auf das Wörterbuch selbst beigefügt. Auch hier ist noch ein großes Feld für begrenztere Arbeiten; in den **Monumentis Germaniae** von Pertz liegt bis jetzt das Trefflichste, was hierin geleistet ist.

Die Deutung der Namen hat die Akademie nicht verlangt, aber doch für wünschenswerth erklärt. Mir schien sie zwar, schon wegen der theilweise darauf zu begründenden Anordnung des Ganzen, unabweislich, indessen war es doch nicht ausführbar, sie überall anzustellen. Folgerecht durchgeführte Deutungsversuche hätten das Dunkel, das noch über dem ganzen Stoffe schwebt, sicher vermehrt und obendrein nicht viel aufs Reine gebracht. Deshalb habe ich die Deutungen, wo sie sich ungesucht darboten, namentlich bei den ganzen Wortstämmen, angeführt, übergangen dagegen, wenn sie entfernter lagen. Daß ich auch mitunter auf alte Irrthümer Rücksicht genommen habe, selbst auf solche, die jetzt als ganz albern erscheinen, wird man mir nicht verdenken, da ich nur solche Irrthümer erwähnt habe, die charakteristisch für ganze Richtungen in der Namendeutung sind. Denn es schien mir unziemlich, alle und jede Erinnerung an jene durch drei Jahrhunderte so viel betretenen Irrwege in der Onomatologie abstreifen zu wollen, zumal da Luthers bis **1611** vier-

viermal herausgegebenes und mit so großem Eifer von R. Goclenius und Schardius ergriffenes Buch*) in bedeutender Weise den Reigen anführt. Zudem haben einzelne ältere Forscher auf diesem Gebiete sich bleibende Verdienste erworben, wie Aventinus und Beatus Rhenanus durch die ersten Sammlungen, Schottelius (1663) durch die erste Hinweisung auf eine Behandlung nach Wortstämmen und auf die nöthige Hinzuziehung von Ortsnamen*), noch Andere, von denen ich einige hie und da angeführt habe, durch Sonderung nach den deutschen Volksstämmen u. s. w. Natürlich verfielen alle jene Männer, und auch die Späteren, bis in unser Jahrhundert hinein, aus Unkenntniß der alten Sprache in den Fehler, alles aus der Sprache ihrer Zeit deuten zu wollen, und so bauen sie ihre Etymologien nur mit Hülfe des äußern Ohrs, nicht mit der des innern Auges auf. Die erste durchgreifende Berücksichtigung des Altdeutschen finden wir charakteristisch genug gleich nach Beendigung der Freiheitskriege in Benekens Teuto, obgleich hier noch das zu große Hervorheben sittlicher Rücksichten, die geringe Belesenheit in altdeutschen Büchern und ein durch die Macht der Analogie häufig mißleitetes Sprachgefühl den Fortschritt bedeutend beeinträchtigen⁷).

Was seitdem im Großen wie im Einzelnen geleistet worden ist, liegt uns vor Augen und ich will mir deshalb nur noch gestatten, auf einige Punkte hinzuweisen, deren Erörterung in Zukunft der Namendeutung einen nicht unerheblichen Vorschub leisten dürfte.

Zunächst wird zu untersuchen sein, welche *Klassen von Begriffen* besonders häufig und welche überhaupt zur Bildung der ältern deutschen Namen verwandt worden sind. Man wird zuerst erörtern müssen, in welchen Grenzen sich die Anwendung der Namen von *heidnischen Gottheiten* namentlich bei Personennamen bewegt; damit hängt dann häufig der Gebrauch von *Thiernamen*, sowohl bei Personen- als Ortsnamen, zusammen, wobei man schon durch das Beispiel von Danck (1708) gewarnt, die naturgemäßen Grenzen nicht überschreiten wird. Die große Ausdehnung der *Pflanzennamen* zur Bezeichnung von Oertern, kaum von Personen, wird zu erwägen sein. Parallel läuft dann die Anwendung *moralischer*, namentlich *kriegerischer* Eigenschaften bei den Personen- und topischer Verhältnisse bei den Ortsnamen. Endlich wird

*) Er stellte sogar, worin ihm nachher Wiarda folgte, eine Litteratur der Onomatologie zusammen.

man nach Erörterung der minder häufig angewandten Begriffsklassen auf diejenigen Ortsnamen sein Augenmerk zu richten haben, welche von Personennamen hergeleitet werden. Interessant dürfte es auch sein zu untersuchen, wie die dem Nhd. (gleich dem Lateinischen) so häufige Ableitung der Personennamen von körperlichen Eigenschaften, ferner die Derivation derselben von Ortsnamen und besonders die jetzt so unendlich gebräuchliche Anknüpfung an Beschäftigungen nnd Gewerbe erst allmälig und nicht eben sehr früh in Aufnahme gekommen ist. Von entscheidendem Einfluß, nicht bloß für Sprachwissenschaft, sondern auch für die Kulturgeschichte werden diese Untersuchungen sein, wenn sie nicht bloß auf das Deutsche sich erstrecken, sondern auch über die verwandten Sprachen des indogermanischen Stammes ausgedehnt werden.

Ein zweiter hieher gehöriger Punkt ist die Veränderung, die der Sinn eines Wortstammes häufig erfährt, wenn er in Namen gebraucht wird. Bei einer großen Anzahl zusammengesetzter Namen nämlich, deren beide Theile in ihrer Bedeutung ganz klar sind, fügen sich diese beiden Theile ihrem Sinne nach so schlecht an einander, daß eine genaue Uebersetzung des ganzen Namens sich oft wunderbar genug ausnimmt. Denken wir z. B. an ben Namen Wolfwin: die einfache Uebersetzung Wolflieb kann nicht genügen; man denkt vielmehr sogleich an den Wolf des Odin, ist jedoch noch immer im Unklaren, ob Wolfwin ein diesen Wolf Liebender oder von ihm Geliebter ist, und in beiden Fällen bleibt in der Auffassung etwas Unbeholfenes, ich möchte auch zugleich sagen etwas Unalterthümliches. Vielmehr scheint mir hier die Silbe Wolf nur den ganz abstrakten Begriff des Kräftigen, Gewaltigen zu haben, welcher allerdings durch den Gedanken an den Siegeswolf des Wodan vermittelt ist. Und so scheint überhaupt eine große Anzahl von Wortstämmen ihre Bedeutung in den Namen im hohen Grade verflüchtigt zu haben. Ja oft halte ich die Bedeutung, selbst in den früheren Zeiten, schon für ganz aufgehoben, so daß ein Stamm nur noch der Sitte nach als Theil eines Namens gebraucht wird und daß die beiden Hälften des Compositums gar nicht mehr in ihrem Sinne im Zusammenhang zu stehen brauchen. Hiemit hängt dann die feine von Leo aus dem **polyptychon Irminonis** gezogene Bemerkung zusammen, es sei (zunächst bei den ältern Franken) Gewohnheit gewesen, die eine, besonders die erste Hälfte des Namens der Eltern auf die

Kinder zu vererben und so gewissermaßen die mangelnden Familiennamen zu ersetzen. Ist es erst erwiesen, daß diese Sitte weit verbreitet war (und ich glaube, daß sich das wird erweisen lassen), so folgt daraus unmittelbar, daß der Sinn der einzelnen Wortstämme nicht mehr ganz beibehalten werden konnte. An dieser nothwendigen Consequenz seiner Bemerkung nimmt aber Leo selbst Anstoß, wenn er sagt: „Wie sollten doch Tausende von Bäuerinnen und leibeigenen Weibern zu Namen gekommen sein, die auf Ruhm, Krieg, Kriegsruhm und Schlacht deuten und die sich allenfalls für Fürstinnen und Ritterfrauen, nicht aber für ancillae passen?" Auf diese Frage scheint die einfache Antwort „durch Vererbung und Sitte;" zu Erklärungen aus dem Keltischen nur deshalb seine Zuflucht nehmen zu wollen, scheint unangemessen, und ich trete daher in der Streitfrage über die Eigennamen des polyptychon, trotz meiner größten Hochachtung für Leo als Sprachforscher, dennoch unbedenklich auf die Seite Grimms.

Hieran schließt sich dann eine dritte Seite, von der aus man dem Sinne der Namen näher kommen kann; ich meine durch Erörterungen über den Einfluß eines Wortstammes auf das Geschlecht des Namens, der auf diesen Wortstamm endet. Anfangende Stämme scheinen hier wie in der übrigen Sprache ohne Einfluß. Eine sehr große Anzahl von Stämmen bildet fast ausschließlich Masculina (z. B. die Thiernamen bero, hraban, vulf, ferner die Stämme gar, had, hard, helm, mar, rich, wig), bei andern finden beide Geschlechter statt (in ziemlichem Ebenmaaß z. B. bei beraht, bald, rad) und einige (berg, burg, drud, gard, gund, haid, hild, lind) weisen fast nur Feminina auf. Diese merkwürdige Erscheinung findet sich selbst im Griechischen, welches sonst in der Namenbildung mit dem Deutschen die nächste Berührung hat, fast durchaus nicht; höchstens bemerkt man, daß die Wörter ἀρετή, θοός und νοῦς in den Namen vorzugsweise für Feminina gebraucht werden. Auf den Grund dieser Abweichung, den ich in dem Deklinationssystem beider Sprachen suche, näher einzugehen ist hier nicht der Ort.

Endlich und viertens mache ich darauf aufmerksam, daß sich Manches für die Bedeutung ergeben dürfte, wenn man auf die Stellung achtet, welche ein Wortstamm am Anfange oder Ende von Zusammensetzungen einnimmt. Mit der Bedeutung hängt es

offenbar zusammen, wenn eine große Anzahl von Stämmen nur am Anfange, niemals am Ende von Namen erscheint. Dergleichen Stämme habe ich von den Personennamen folgende bemerkt, die indessen noch zu unvollständig sind: adal, agil, agin, alb, ald (?), alf, amal, aud, angil, ans, arb, arn (?), aud, bil, blid, chlod, chuon, dom, druht, ebar, eggi, erchan, erin, fast, fili, folc, frig, frod, gail, gamal, gen, gomo, got (?), hagan, hrod, id, im, irmin, is (isan), liut, madal, magan, maur, ragan, rest, rom, sig, sis, thiuda, uodal, wan (?), ward, warin, wid, wili, wis (?). Von Stämmen der Ortsnamen gehören hieher: affaltra, alah, alb, asc, aust(ar), bibar, binuz, breit, chald, chuning, clata, cling, crumb, dorn, eitar, elira, fisc, fogal, forah, franc, fri, fris, habuh, hagan (?), hass, heilig, hirs, hoh, hunt, lang, lind, luzil, metam, michil, nidir, niw, nord, nuz, padra, sahs, salida, salig, scon, spir, suab, sulz, sunn, swarz, swin, tan, tegar, thunar, turing, untar, up, ur, west(ar), wisunt, wiz, wodan, wozu noch einige fremde Stämme wie abbat, biscop, cruzi, munich, rin und endlich mehrere andere kommen, die schon bei den Personennamen erwähnt wurden. Ganz vereinzelte Erscheinungen heben diese Wahrnehmung nicht auf, die andrerseits dadurch gekräftigt wird, daß man in den genannten Stämmen leicht zusammengehörige Begriffsklassen erkennt. Bemerkenswerth ist, daß sich umgekehrt solche Stämme, welche nur am Ende von Namen vorkommen, schwer nachweisen lassen, und die wenigen, die man (wohl nur aus dem Bereiche von Ortsnamen) aufzählen könnte, sind verhältnißmäßig so selten, daß es leicht reiner Zufall sein kann, wenn wir sie nicht auch am Anfange finden. Die große Masse der übrigen Stämme nimmt beide Stellungen ein, doch gewöhnlich mit Bevorzugung der einen. —

Nach Vollendung dieser vielseitigen, wenn gleich nur sehr im Allgemeinen gehaltenen Bemerkungen komme ich zur Hinweisung auf die weitschichtigste aller hergehörigen Fragen, die zugleich eigentlich der Grund und Boden ist, auf dem sich die ganze Untersuchung aufbaut. Ich hoffe hier wo möglich noch klarer als im Bisherigen zur Anschauung zu bringen, wie schwierig einerseits die Forschung auf diesem Gebiete ist und wie zahlreich doch andererseits die Wege sind, auf denen das Licht zur Erhellung des Dunkels wird durchdringen können. Ich meine unter dieser Hauptfrage aber keine

andere als die, was für Namen deutsch und welche undeutsch seien, jene Frage, deren mangelhafte Beantwortung ich als Grundfehler des Ahd. Sprachschatzes im Eingange dargestellt habe.

Drei Volksstämme sind es, durch deren Berührung und Durchdringung mit dem germanischen die genannte Frage so wichtig als schwierig wird, daß von ihrer richtigen Behandlung das ganze Gedeihen der Weiterforschung abhängt, der romanische, slavische und keltische. Den Einfluß von Finnischem, Altiberischem und Litthauischem (Altpreußischem) ganz ableugnen zu wollen, wäre Thorheit, noch größere Thorheit aber ihn jetzt schon aufspüren zu wollen. Wir müssen (und können es, unbeschadet des Ganzen) diesen Einfluß, so lange nicht der jener drei erstgenannten Stämme mehr ins Reine gebracht ist, gleich Null ansetzen. Schwer wird aber die genauere Kenntniß der Grenze zwischen Deutschem, Romanischem, Slavischem und Keltischem namentlich durch den Umstand, daß alle diese Sprachen im Verhältniß der Stammverwandschaft, d. h. ganz im Verhältniß der einstigen Identität stehen und daß die Spuren dieser Identität so wenig verwischt sind. Wenn sich Arabisches, Mongolisches und vor Allem Chinesisches in der Weise wie die genannten Sprachen mit dem Deutschen berührt hätte, wie viel weiter wäre dann schon unser Wissen! So aber wie die Sache jetzt steht, ist durchaus kein auf deutschem Boden vorkommendes Wort als keltisch erwiesen, wenn man nur seine Verwandtschaft mit Keltischem selbst ganz unumstößlich erweist; diese Verwandtschaft versteht sich vielmehr ganz von selbst. Nur genaue Kenntniß der Grammatik und Aufstellung fester Grundsätze bewahrt uns hier vor der heillosen Unkritik vergangener Jahrhunderte.

Die Kelten waren die Vorgänger der Deutschen auf dem ganzen oder wenigstens sicher auf dem größten Theile des nachmaligen deutschen Gebietes. Vor ihnen läßt sich keine andere Bevölkerung, selbst nicht aus Gräbern, mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen; sie sind nur das vorläufige Urvolk. Die ersten Bewohner einer Gegend werden aber zunächst die dauernden natürlichen Verhältnisse des Landes, also namentlich Flüsse und Berge, durch Namen bezeichnen und diese Namen werden, wie es in der Natur der Sache liegt, von dem später dort einwandernden Volke beibehalten werden. In den deutschen Fluß- und Bergnamen werden wir also Keltisches häufiger und mit größerer Sicherheit als bei Ansiedlungsörtern oder

gar bei Personennamen erkennen. Der Umfang des Keltischen auf deutschem Gebiete wächst uns aber durch die Wahrnehmung, daß die ältesten Deutschen kein städtebauendes Volk waren, und damit stimmt es auffallend überein, daß die aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung überlieferten Ortsnamen in Deutschland so selten sich als deutsch erweisen lassen und so häufig als ganz fremdartig erscheinen, während das doch mit den deutschen Personennamen aus eben derselben Zeit gar nicht der Fall ist. Leider läßt sich die geographische Grenze, über welche die Kelten in Deutschland niemals in nördlicher Richtung vorgedrungen sind, durchaus nicht bestimmen und zwar besonders deshalb, weil wir aus den frühsten Jahrhunderten so wenig Ortsnamen aus dem nördlichen Deutschland kennen. Ich bin überzeugt, daß sich die Grenze ungefähr würde ziehen lassen, wenn wir nur zwanzig bis dreißig hinlänglich beglaubigte Namen mehr aus Norddeutschland vor dem fünften Jahrhundert hätten. Wir hätten dann eine ähnliche Linie wie W. v. Humboldts Keltengrenze auf der iberischen Halbinsel*). Für jetzt kann ich nur die ganz bescheidene Vermuthung äußern, daß nördlich vom Thüringer Walde und den Böhmischen Gebirgen niemals Kelten ihren bleibenden Wohnsitz gehabt haben. Ich begründe diese Vermuthung auf einige Karten, die ich mir über die geographische Verbreitung gewisser keltischer Ortsnamenendungen angelegt habe. Die Untersuchungen von Keferstein über den keltischen Ursprung Halle's und die von Mahn über den Berlin's sind mir noch nicht genügend, um meine Ansicht im Wesentlichen zu erschüttern.

Und nun noch einige Worte über das Verhältniß der keltischen Namen zu meinem Wörterbuche. Ganz ausgeschieden habe ich zunächst, abweichend von Graff, einige der häufigsten keltischen Endungen: 1) briga, welches sich um so mehr als echt keltisch erweist, da es weit weniger in Germanien als in den südlichen und westlichen Keltenlandschaften gebräuchlich war. Einiger damit wahrscheinlich zusammenhängender Namen, wie z. B. **Brixia**, habe ich wenigstens vorübergehend gedacht. 2) dunum, dessen Sonderung von germanischen Namensformen indessen, wie ich an seinem Orte zeigen werde, nicht ganz streng durchzuführen ist. 3) durum, welches sich gleichwohl hie und da mit dem deutschen Stamme dor, der z. B. in **Egidora** erscheint, vermischt hat. 4) bona; doch kann ich **Bonna**, **Bonlanten**, **Frisiaboni***) u. a. m. als nicht ganz sicher

dazu gehörig nicht mit Stillschweigen übergehen. Schwerer war es den sowohl keltischen als germanischen Stamm ac oder ah, der namentlich in der römischen Endung iacum fast immer keltisch zu sein scheint, unter die beiden Sprachstämme zu vertheilen und ich sehe über mein Verhalten in dieser Beziehung tadelndeln und berichtigenden Stimmen entgegen, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit irgend eine Monographie zu Hülfe kommt. Aufgenommen habe ich ferner die Wortstämme gaud, gen, nemet, doch nicht ohne die starke Vermuthung, daß sie keltisch seien. Auch muß ich dreier Bildungen von Ortsnamen gedenken, die ich nicht übergehen konnte, weil ihr keltischer Ursprung, wenn auch wahrscheinlich, so doch nicht erwiesen war; sie erscheinen bei den alten Schriftstellern als die Endungen itium (**Bunitium, Munitium, Viritium**), urgis u. dgl. (**Biscurgium, Budorgis, Skurgium, Tulisurgium**, etwa auch **Visurgis**) und endlich das besonders häufige enna (**Arduenna, Baduhenna, Fredenna, Nemetocenna, Parienna, Travenna**, wozu vielleicht auch **Alkimoennis, Fledena, Losanna, Warinna, Wirdinna, Wirmina**). Unmöglich consequent aufzunehmen oder zu verwerfen waren die Endungen der Personennamen mar oder mir (keltisch z. B. in **Atepomarus**) und ricus oder rix (das sich zuweilen auch in Ortsnamen zu finden scheint); denn hier sind die keltischen Endungen nicht von den ganz gleichlautenden deutschen zu scheiden. Die Namen Rhein und Main halte ich für ausgemacht keltisch, doch habe ich sie, schon wegen ihrer Zusammensetzung mit deutschen Stämmen aufnehmen müssen. Den Fluß Regen mit dem keltischen wohl kaum vor sec. 8 deutsch umgetauften **Ratisbona** an seiner Mündung und dem räthselhaften **Chambe** an seinem oberen Laufe kann ich noch nicht mit Sicherheit aus einem deutschen Wörterbuche verbannen[10]), auch abgesehen von der neuerdings ausgesprochenen Vermuthung eines Berghaus, der diesen Namen dem Deutschen zuspricht. Die Namen Isara, Arar, Boji[11]) und einige andere erscheinen nur, um ihre Ueberflüssigkeit in einem deutschen Wörterbuche auszusprechen. Die lange Untersuchung über **Germani** habe ich mich nicht bewogen gefühlt wieder aufzunehmen und daher das Wort kurz andeutend übergangen. Die Alamannen dagegen habe ich mit Grimm gegen Adelungs Meinung als deutsches Namens betrachtet. Auf viele andere Punkte habe ich in einzelnen Artikeln hingedeutet.

Weit leichter als das Keltenthum ist das Slaventhum vom Germanischen zu trennen. Denn während die größte Ausbreitung des Keltenthums in Deutschland vorgeschichtlich ist und sein Verschwinden den Germanen gegenüber an den Anfangsgrenzen der deutschen Geschichte stattfindet, stehen wir zur Zeit der größten Ausdehnung des Slavismus schon auf historischem Boden und das Verschwinden dieses Volks aus den deutschen Landen dürfte einer sehr fernen Zukunft angehören. Während daher die Keltengrenze sich als eine unbekannte erwies, kennen wir als westliche Slavengrenze für das frühere Mittelalter im Ganzen den Böhmerwald, die Saale und die Elbe und wissen auch Manches über einzelne noch weitere Ausdehnungen des Slavismus. So steht also, d. h. in Betracht auf meine Aufgabe, der Durchdringung von Deutschem und Keltischem wesentlich nur eine Berührung von Deutschem und Slavischem gegenüber. Diese größere Klarheit in dem Verhältnisse der beiden letzteren Sprachen zu einander, welche noch durch ihre relativ größere Verschiedenheit in einigen wichtigen lexikalischen Punkten gesteigert wird, ist der Grund, weshalb Schafarik, troß seines slavischen Patriotismus, dennoch den Slavismus lange nicht um so viel zu weit ausgedehnt hat, wie einzelne Deutsche, selbst Namen von gutem Klang, für das Keltische im Gebiete ihrer eigenen Muttersprache wissenschaftliche Eroberungen angestellt haben. Man würde Schafariks Untersuchungen fast ganz unterschreiben können, wenn er genauer Vermischung und Urverwandtschaft geschieden und nicht jener auf Kosten dieser zu viel eingeräumt hätte. Nichts destoweniger sind dennoch große Fragen über den Germanismus oder Slavismus mancher Namen ungelöst. Ich erinnere nur an Einiges. Die deutschen Personennamen auf mir und auf gast finden in den gleich endenden slavischen ihr Ebenbild (Casimir, Peragast, Ardagast, Andragast, Radigast); die mit liut beginnenden sind schwer von slavischen wie Ludmil, Ludomir a. a. zu scheiden; die deutschen Ortsnamen auf burg berühren sich sehr nahe mit den slavischen auf bor (man denke an Merseburg und Brandenburg); zweifelhaft ist man auch manchmal bei den Ortsnamen mit dem Suffix inz oder anz (so z. B. Alisinza, Chostinza, Paginza, Radantia, Rethratanze, Werinza)[12]). Einige Namen, wie Grabowa, lassen sich mit gleicher Leichtigkeit aus beiden Sprachstämmen deuten. Neuerdings ist sogar der Volksname Suevi durch Grimm in

dieser Hinsicht zweifelhaft geworden. Die Namen der Peene, Havel und einige andere habe ich vorläufig nur angeführt, weil mir bis jetzt der vollständige Beweis ihres Slavismus mangelte.

Wenn ich oben von einer Slavengrenze und von einer bloßen Berührung zwischen Deutschthum und Slaventhum sprach, so gilt das ausdrücklich nur für das frühere Mittelalter. Für die jenseits desselben liegende Zeit, die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, hängt hier alles von der fast berüchtigten Frage nach der germanischen oder ungermanischen Uebervölkerung der Ostseeküste ab, einer Frage, die freilich eine verhältnißmäßig nicht eben große Zahl von Eigennamen berührt. Auf dieses schlüpferige Kampffeld haben bis jetzt Schafarik und Grimm (und Andere hier zu hören möchte ich fast widerrathen) als Streitkräfte fast nur Stellen historischer Schriftsteller und sprachliche Erörterungen geführt, und wir müssen gestehen, diese Streitkräfte sehen sich beiderseits noch gewaltig nach Verstärkung um. Diese Verstärkung nun wüßte ich am Ende von nirgend anderswo herzuholen als (trotz Bartholds Abneigung gegen solche Hülfe) von der Erforschung der alten Gräber. Um es geradezu auszusprechen, ein das Material vollständig sammelndes und zugleich das Gesammelte mit Besonnenheit verarbeitendes Buch über die heidnischen Gräber in den deutschen Ostseeländern ist ein dringendes Bedürfniß. Zwei Ländermassen, erstens das alte Preußen und zweitens Mecklenburg und der größere Theil von Pommern, haben für ein solches Werk schon bedeutenden Stoff aufgespeichert; die dazwischen liegende Lücke (das eigentliche Pommerellen) auszufüllen habe ich selbst, obwohl ganz Dilettant in diesen Dingen, nur deshalb übernehmen müssen, weil kein Anderer sich dieser Arbeit unterziehen mochte*). Ich werde es indessen Jedem Dank wissen, der als Berufener mich von dieser Last befreit.

Eine ganz andere Stellung als Keltisches und Slavisches nimmt drittens das Römische dem Deutschen gegenüber ein. Es ist die Sprache der Cultur und des Christenthums und wie diese Elemente weit entfernt den Germanismus in seinen Grundlagen zu erschüttern, legt sie sich nur wie ein zarter Hauch darüber hin (man erinnere sich der trefflichen Untersuchungen von Fuchs). Die griechischen und

*) Die erste Mittheilung über den inzwischen ansehnlich gewachsenen Stoff habe ich im 8. Bande der Zeitschrift des thüringisch-sächsischen Vereins gemacht.

hebräischen Elemente, welche das Römische und das Christenthum mit sich führte, sind vom germanischen Standpunkte als römisch anzusehen und gehören deshalb ganz hieher.

Da durch dieses historische Verhältniß die Stellung der römischen Elemente schon größtentheils bestimmt wird, da die Berührung beider Sprachen ganz in geschichtliche Zeit fällt und da endlich das Römische jener Zeit für unsere Zwecke genügend bekannt ist, so werden diejenigen Fälle, bei denen man zweifelhaft sein kann, ob ein Name römisch oder deutsch ist, nur vereinzelt vorkommen. Ich führe ein kleines Register solcher Namen an und bemerke, daß mehrere derselben wahrscheinlich bald dem einen bald dem andern Sprachstamm angehören, indem ja Namen, die in beiden Stämmen aus ganz verschiedenen Elementen erwachsen, dieselbe Form annehmen können.

Albinus; vgl. **Albuin** u. dgl.
Amicus; vgl. **Amicho, Emicho, Emiggus.**
Andreas (-**us**); vgl. **Andreberga**, — **gundis**, — **verta.**
Asinarius; vgl. den Stamm **ans** (**Anshar, Asinhar**).
Bonus; vgl. **Bonido, Bonizo, Boneris** u. a. m.
Caro; vgl. **Gero, Carausius** u. s. w.
Deodatus (- **a**) vgl. die Stämme **thiuda** und **hada** (**Theodohad**).
Electus; vgl. **Electelm, Electrudis, Electulf.**
Filista; vgl. den Stamm **fili** u. die Endung **st** bei Personennamen.
Gaudia; vgl. den Stamm **gaud.**
Gabinius; vgl. **Gebino** vom Stamme **gab.**
Gemma; vgl. **gamal.**
Germani; worüber der alte Streit.
Hamadeo; vgl. **Hamo, Haming, Hamuko** und den Stamm **thiu.**
Hortanus; vgl. **Chrodehar** (**Hrothar**) und **Ortheri** (**Orthar**).
Italus; vielleicht zu **ital** (**vanus**)?
Macrin; vgl. **Macco, Machelm** und die Endung **in** nebst dem häufig Namen ableitenden **r.**
Magnus; vgl. den Stamm **magan.**
Manasses; vgl. **Manso.**
Milo; vgl. **Melo, Milesindis, Milgast, Milrat.**
Mundus; vgl. **Mundilas, Munderich** u. s. w.
Osanna; vgl. den Stamm **ans** in seiner häufigen Entartung zu **os.**
Pulcari; vielleicht verderbt für **Fulc-har**?

Silvanus; vgl. **Siluonus**.
Sarra; vgl. **Saroard**, **Saregaud**.
Thumelicus; vgl. den Stamm **dom** und griech. θυμελικός.
Urania; vgl. **Urolf**, **Uraias**, **Urius**.
Ursus; vgl. **Horsa**, **Ursio** u. a. m.

Weiter ist zu bemerken, daß die gelehrte Bildung sich öfter angelegen sein ließ ein germanisches Namenselement durch eine kleine Umwandlung zu einem christlichen umzudeuten. So glaube ich bemerkt zu haben, daß der Stamm **thiuda** sowohl als **thiu** sogar in Dialekten, denen dies eigentlich gar nicht zukommt, in der Form **theo** auftritt und schreibe dies dem Einflusse des griechischen θεός zu[13]). Aehnlich, glaube ich, verhalten sich die Namen, welche mit **angil** beginnen, zu dem deutschen **ingo**; in **cruzi** (bei Ortsnamen) mag mitunter **grioz** stecken. Umdeutung in's Griechische und Lateinische finden wir auch in **Carolus magnus** (zuweilen für **Carolomannus**), in der Endung **laus** bei Personennamen (vgl. z. B. **Landelaus** und **Godolao**), in **Peregrinus** (mitunter für den deutschen Namen **Biligrim**, der wie **Bilihild** und **Biligard** gebildet ist und mit Pilgrim aus lat. **peregrinus** nichts zu schaffen hat), in **villa** und **villare** (häufig für **wila** und **wilari**) u. dgl. m. Hat man doch selbst **Athaulph** durch ἀδελφός gedeutet.

Während ich mir so es habe angelegen sein lassen, die undeutschen Elemente aus dem nachfolgenden Wörterbuche auszusondern, habe ich dagegen die **voces hybridae**, welche Deutsches und Undeutsches in einem Worte vereinen, sämmtlich, mit Ausnahme von ganz entlegenen, wie **Rumuburg**, **Nazarethburg**, **Bethlemaburg**, aufgenommen, und über diese interessante Erscheinung bleibt hier noch einiges hinzuzufügen. Diese zweisprachigen Bildungen sind überhaupt bei Namen besonders häufig. Am bekanntesten ist die Vereinigung von Römischem und Keltischem in Ortsnamen, wie **Caesaromagus**, **Augustomagus**, **Iuliomagus**, **Caesarodunum**, **Augustobona**, **Augustonemetum**, **Iuliobriga** u. s. w. Die Allgemeinheit dieser Bildungen selbst in späterer Zeit und in ganz anderer Gegend thun Namen wie **Biscopnicken**, **Friedlacken**, **Grünlauken**, **Schwarzlauken**, **Moritzlauken**, **Christophlauken**, **Catrinlauken** dar (s. Nesselmann über altpreußische Ortsnamen. Neue preuß. Provinzialblätter Bd. V. [XXXIX.] Heft 1 [1848.] S. 4—18.).

So gehört denn auch eine große Anzahl solcher Namen in unser

Gebiet. Die bedeutendste Masse derselben besteht aus Ortsnamen, welche Lateinisches und Deutsches verbinden, wie Augustburc und Augustgawe, Johannesdorf, Hunulficurt[14]), vielleicht auch Mahsminreini. Besonders oft ist das lateinische Element ein specifisch christliches und erscheint bald anlautend wie die Stämme abbat, biscof, cruzi, bald am Ende wie cella und munstar, bald an beiden Stellen wie chiricha. Auch finden sich Personennamen aus beiden Sprachen zusammengesetzt, doch ist das fremde Element meistens nicht ganz sicher lateinisch. Hieher gehören Celsebert, Celsoildis, Celsoin; Cristemberga, Cristingaud, Christehildis, Christuin, Dulcipert, Dulcedramnus; Flavildis (Flavius und Flavia öfters im Pol. Irm.); Iunigaud, Ionildis (s. die Familie im Pol. Irm. S. 33); Iudildis, Iudinga, Iutcar, Iutrad, Iustebert; Pascuin, Pascuildis (vgl. Pascuarius Pol. Irm. S. 188). Schwerer ist es Verbindungen von Keltischem und Deutschem mit Sicherheit nachzuweisen. Wahrscheinlich gehören hieher Boineburc, Poinbah, Boiohemum, Baioarii, Baierstorf; die Namen Germenar, Germening, Germenberga, Germentrada, Germenulf stehn und fallen mit dem Volksnamen Germani. Auch Wirtinberg wird nach Schotts Abhandlung über die Ortsnamen um Stuttgart hieher zu rechnen sein. Slavisches und Deutsches scheint verbunden in Gluzengisazi und Tobrochotasfeld, so wie auch in Havelberga. Auf manches Andere werde ich an zerstreuten Stellen aufmerksam machen.

Die letzte Grenze dieser zweisprachigen Wörter bilden fast alle deutschen Namen in so fern, als sie in der großen Mehrzahl unserer Quellen lateinische Endungen erhalten. Ich bemerke hier nur einiges zu den Personennamen. Und zwar ist bei den Masculinis derselben eigentlich die einzige lateinische Endung us, Gen. i, eine Endung, welche von Rechtswegen nur denjenigen deutschen Stämmen zukommt, welche nach der Bopp'schen Theorie auf a enden; indessen hat sie bedeutend über diesen ursprünglichen Kreis hinaus um sich gegriffen. Ein i geht vor dieser Endung voraus bei den auf garius, harius und marius endenden Namen, und zwar kommt dieses i den beiden letzten Klassen gewiß, der ersten wenigstens wahrscheinlich mit Recht zu. Doch sind auch Formen auf garus, und marus (kaum harus) nicht selten, die umgelauteten Formen gerus u. s. w. haben sogar selten das i. Deutschen Stämmen auf i kommt

eigentlich der latein. Nom. Sing. auf is oder es (nach der dritten Dekl.) zu; doch sind diese Fälle durch das Umsichgreifen der Endung us nur selten. Ich erinnere hier an einige Formen auf baudes, baudis, an Halidegastes und an einzelne Namen auf haris; sämmtlich gehören diese Formen der allerältesten Zeit an. Einzeln steht auf o, onis außer mehreren einfachen Namen nur der Ausgang bodo, dem diese schwache Dekl. auch mit Recht gebührt. Ob sonst jemals das latein. Thema eines deutschen Namens consonantisch auslaute, ist zweifelhaft, da die Namen auf rix alle keltisch zu sein scheinen, während die deutschen wohl immer ricus bilden [15]).

Die deutschen Feminina von Personennamen haben im Lateinischen die Endungen a und is; jene kommt den Stämmen auf a, diese denen auf i zu, doch sind die Grenzen nicht genau bewahrt geblieben. Auf a enden sich (und niemals auf is) die Feminina, welche auf die Stämme berg, bald, beraht, gis, grim, hraban, ing, rad, wald, win auslauten. Merkwürdig ist die Endung ana in fränkischen Urkunden des 7. Jahrhunderts, welche durch die schwache Declination veranlaßt zu sein scheint, was um so wahrscheinlicher ist, da der latein. Nomin. von Waldradanae [16]) und dergleichen öfters in denselben Quellen (namentlich bei Mabillon) Waldrada lautet. Auf is findet sich regelmäßig gildis, wohl nie gilda, meistens gardis und lindis, selten garda und linda. Schwankend zwischen a und is sind z. B. die Stämme burg, drud, gund, hild, sind.

Der Einfluß der lateinischen Endung auf die Form des Stammes ist nicht bedeutend. In den Endungen ramn(us) und ramn(a) wird durch den Vokal der Endung des mn des Stammes oft bewahrt, während Quellen derselben Zeit und Gegend ohne die lateinische Endung nur ram bieten. Die Namen auf ricus lassen, da richus selten ist, nicht bloß auf niedd. ric, sondern auch auf hochd. rich schließen, welches ich deshalb gewöhnlich auch ohne die latein. Endung gradezu hingestellt habe. Sonst ist nur noch etwa zu bemerken, daß viele Namen, die ohne latein. Endung in derselben Mundart und Zeit auf in lauten würden, mit der Endung auf enus ausgehn. —

Mit so vielen einzelnen, oft weit sich verzweigenden Wurzeln, die ich hier nur andeutend, nicht ausführend, nur um anzuregen, nicht um zu untersuchen, berührt habe, haftet die Forschung über die altdeutschen Eigennamen auf dem Boden der altdeutschen Sprach-

wissenschaft selbst. Aber sie zieht wie billig nicht unerhebliche Nahrung auch aus dem Gebiete der verwandten Sprachen. Um diese nun für den vorliegenden Zweck fruchtbar zu machen, ist es vor Allem nöthig, daß auch über die andern Sprachen des indogermanischen Stammes Namensammlungen angelegt werden. Besonders werden dieselben vieles aufklären, wenn sie möglichst nach einem und demselben Plane angefertigt werden, und hauptsächlich aus diesem Grunde habe ich hier den meinen ziemlich ausführlich mitgetheilt, nicht mit der Anmaßung, als hätte ich darin immer das Richtige getroffen, sondern um zur Prüfung desselben aufzufordern. Für das Sanskrit zunächst, bei dem die Sammlung das bei weitem Schwierigere, die Anordnung und Deutung verhältnißmäßig leicht sein wird, scheint schon jetzt die Zeit reif um ein solches Werk zu übernehmen[17]). Ungünstiger wäre der gegenwärtige Augenblick für den persischen Sprachstamm; vielmehr scheint es gerathen erst alle Folgen der großartigen Entdeckung von Behistun abzuwarten, durch welche angeregt jetzt nach dem Vorgange von Rawlinson, Benfey, Oppert u. A. sich der Meister auf diesem Felde, Bopp selbst anschickt das Altpersische uns zu erschließen. Erst wenn dies geschehen ist, dann möge eine Akademie die schon 1842 von der hallischen Universität gestellte Preisaufgabe über die persischen Eigennamen wiederholen. Das Griechische dagegen kann sogleich angegriffen werden, immerhin von einem der jetzt gegen die vergleichende Sprachforschung versöhnlicher gestimmten klassischen Philologen. Die Arbeit würde hier wesentlich darin bestehen, zu Pape's Wörterbuch das Uebersehene und das erst später zugänglich Gewordene nachzutragen, die barbarischen Namen auszusondern, Orts- und Personennamen zu scheiden, den Stoff unter Wortstämmen zu vereinen und, wenn auch nicht durchgreifend, Deutungsversuche hinzuzufügen, wobei namentlich Benfey, aber mit großer Vorsicht, zu benutzen sein wird. Schwieriger wird die Arbeit für das hierin vom Deutschen und Griechischen ungemein abweichende Lateinische und die Resultate dürften hier nicht eher befriedigen als bis die durch Lepsius und Mommsen neu angeregte Thätigkeit für die altitalischen Idiome, die so eben wieder zwei rüstige Bearbeiter gefunden haben, zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Das Altpreußische und das Litthauische, dieses europäische Sanskrit, sind bei Nesselmann, Kurschat und einigen Anderen in guten Händen und was wir etwa

über die Namen dieses Sprachstammes zu erwarten haben, wird wohl von einem jener Wenigen geliefert werden müssen; möchten sie damit nicht allzulange zaudern! Für das Slavische wird kaum ein erheblicher Schritt gethan werden können, bis nicht eine vergleichende Lautlehre der slavischen Mundarten uns einen festen Grund und Boden schafft, und wir müssen daher auf das 1850 zu verkündende Ergebniß der hierauf bezüglichen akademischen Preisaufgabe von Wien im höchsten Grade gespannt sein. Am schlimmsten sieht es noch mit den uns doch so nahe berührenden keltischen Sprachen aus; auch hier thut uns zunächst für unsern Zweck eine vergleichende Lautlehre dringend Noth.

Meine eigene Arbeit setze ich fort, so gut es unter den Eingangs angeführten Hindernissen gehn will, und sie ist schon jetzt (Dezember 1849) seit dem Urtheile der Akademie nicht unerheblich gewachsen; nach ungefährem Ueberschlage würden die Personennamen in diesem Augenblicke etwa fünfhundert Spalten des Graff'schen Sprachschatzes einnehmen, die Ortsnamen nur drei bis vierhundert. Die letzteren lasse ich fürs Erste ziemlich unberührt liegen und strebe zunächst danach die ersteren zu einer annähernden Vollständigkeit zu bringen; 1851 hoffe ich den Anfang derselben erscheinen zu lassen. Das ganze Werk denke ich, wenn ich mich der Gedrungenheit befleißige und namentlich alle Parallelen aus andern Sprachen und alle aus dem Sanskrit herbeigezogenen Erörterungen vermeide, in zwei Quartbänden, jeden von der durchschnittlichen Stärke eines Graff'schen bringen zu können.

Danzig. E. Förstemann.

Nachträge.

1) Und in allen Gegenden Deutschlands (auch Thüringen) als drup, trup erscheint (Ohrdruf ꝛc.). Vgl. die um Freckenhorst liegenden Ventrup, Mentrup, Wentrup, Kentrup, Stentrup, altsächsisch Filomaringtharp, Kiedeningtharp u. s. w.

2) Oder Athnareiks von athns (d. i. annus, atnus), atAthni?

3) Im gothischen Kalender Frithareiks.

4) Oder ist dies, wie Φουλκαρις Fulkareis, Ragnareis, während auch das vandalische messingene Gewicht (oder Stempel?) RAGNARI zeigt?

5) Dennoch thun solche Register wohl, z. B. bei L. Diefenbachs Gothischem Wörterbuche, das auf solche Weise erst recht zum gothischen und deutschen Wörterbuche wird.

6) Auch das an sich sinnige in „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz." Straßburg, 1644. S. 13—60 rc.

7) Lustig sind die fast gleichzeitigen, aber ganz entgegengesetzten, nach beiden Seiten übrigens meist falschen Deutungen von Beneke (1816) und Biehbeck (1818).

8) Vergl. Maßmann's Deutsch und Welsch. München 1843. 4to.

9) Doch auch Frisaevones rc.

10) Besonders auch, da die genitivische Zusammensetzung Reganesburc auf etwas Personifiziertes, Mythologisches deutet, das auch im dunklen Untersberg, wie in jedem Donnersberg und Godensberg rege ist. Vergl. Maßmann's Kaiser Friedrich Rothbart im Kiffhäuser. Quedlinburg. Basse. 1850. gr. 8.

11) Aber doch nicht Bajuvarii und Bajohêmum, Baïas?

12) Vgl. Scarantia, Scaritia, Scaraza, Scherniß und Germariscôune (Meichelb. de Hist. Frising I. II. 95), Garmisch, ganz wie Thietmaresgôu, Ditmarschen.

13) Vgl. Theodoricus und Θεοδωρος.

14) Vgl. Sathelcourt (Perß Monum. II, 193), jetzt Saucourt mit sedil-hof (Schmeller Bayr. Wtb. III, 199).

15) Doch haben die Griechen (Procopius rc.) -ριχος, Strabo Δευδοριξ.

16) In Marini's Papiri diplom. viele Beispiele dieser deutschen schwachen Deklination in den Namen der Urkundenunterzeichner.

H. F. Maßmann.

17) Die in vorstehendem aufsatz geäußerte ansicht des geehrten herrn verfassers, daß auch für die sanskritnamen bereits jetzt eine sammlung zu einigermaßen genügenden resultaten führen würde, erlaube ich mir mit einigen bemerkungen zu begleiten, indem ich zugleich von vorn herein meine ansicht ausspreche, daß eine solche sammlung zwar immerhin fruchtbar, aber doch noch so empfindliche lücken bieten würde, daß ein späterer bearbeiter in manchen punkten vollständig von vorn beginnen müßte. Die epische literatur der Inder liegt uns zwar nämlich fast vollständig vor, aber mit der veröffentlichung und dem studium der ihr vorangehenden, der vedischen schriften ist erst seit wenigen jahren entschieden vorgegangen worden, und wir besitzen daher bis jetzt verhältnißmäßig nur einen geringen theil dieser schriften. Nämlich vom Rig-Veda, welcher die hymnen in vollständiger gestalt giebt, besitzen wir bis jetzt etwa nur den achten theil, indeß werden wir ihn in einigen jahren durch Max Müller's eifrige bemühung und die freigebigkeit der ostindischen gesellschaft vollständig besitzen. Mehr besitzen wir bereits verhältnißmäßig vom Yagur-Veda, von dem Weber's ämsige anstrengung jetzt fast schon den dritten theil ans licht gefördert hat. Den Sâma-Veda, welcher eigentlich nur wie ein aus dem Rik entstandener auszug, gewissermaßen wie ein spruchbuch anzusehen ist, besitzen wir bereits in zwei ausgaben, der des Engländers Stewenson und der diese weit überholenden Benfey's in Göttingen. Vom Atharva-Veda sind bis jetzt nur kleinere Bruch-

stücke gedruckt. Dies sind die eigentlichen Veden die schon vielfältig eigennamen, namentlich älterer könige enthalten, aber sie werden in dieser beziehung weit übertroffen von den mit ihnen in verbindung stehenden theologischen schriften der Brâhmana's. Diese enthalten nämlich neben dogmatischen entwickelungen zu gleicher zeit bruchstücke der ältesten sagen und lieder, und sind deshalb erklärlicher weise an eigennamen bei weitem reicher als die vorhergenannten schriften. Von ihnen ist aber bis jetzt nur ein kleines theilchen des Catapatha-Brâhmana zum Yagur-Veda von Weber herausgegeben, die zum Rik, Sâma und Atharva fehlen noch ganz und sie gerade bilden einen umfangreichen zweig dieser literatur. Ferner ist die ganze literatur der Upanischad, philosophischer, sich an die Veden und Brâhmana's anschließender schriften, bis jetzt fast nur aus auszügen (wobei ich auf die neuesten von Weber in den indischen studien bd. I. heft II. enthaltenen verweise) bekannt und nur weniges davon vollständig gedruckt. Grade in ihnen finden wir mehrmals vollständige geschlechtsregister und sie wären deshalb für den vorliegenden zweck um so wichtiger. Endlich ist von den Sûtra's, den mannichfachen lehrbüchern von den pflichten des priesters, den opferceremonien, denen des familienvaters u. s. w., u. s. w. bisher noch gar nichts gedruckt, und sie werden reichliche ausbeute für unsern zweck gewähren, da sie sogar, nach einer mittheilung, die ich prof. Stenzler verdanke, vorschriften über die namengebung enthalten, die so speciell sind, daß sie gewisse suffixe für eigennamen gestatten, andere dagegen ausschließen. Nach diesen bemerkungen wird es wohl klar, daß an eine einigermaßen vollständige sammlung der indischen eigennamen bis jetzt noch nicht zu denken ist und selbst, wenn man schlüsse auf die formen der späteren epischen literatur allein bauen wollte, würde man nicht selten in irrthümer verfallen, da die vedischen namensformen zuweilen eine andere gestalt bieten, welche, da sie den späteren Indern unverständlich war, von ihnen je nach ihrer ansicht verändert oder so umgebildet wurde, daß sie nun einen sinn giebt, ob freilich immer den richtigen, ist sehr fraglich.

A. Kuhn.

IV.

Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war ursprünglich der deutsche König?¹).

Von

H. F. Maßmann.

I.

Im edlen Schachspiele giebt es bekanntlich einen asiatisch thatlosen König, der von seiner Ruhliebe stets im Schach gehalten wird; in dem für einen blödsinnigen König von Frankreich erfundenen Kartenspiele spielt der König schon eine wichtigere Rolle und im bäurischen Kegelspiele wird vorzugsweise auf ihn gezielt und er oft von seinem sich überstürzenden Volke mit fortgerißen.

In der französischen Blutgeschichte haben wir nun auch schon einen Bürgerkönig hinter uns; in der deutschen Reichsgeschichte gab es einst einen Winter- und einen Knoblauchskönig; in der nordischen Wasserwelt aber herrschten bekanntlich kühne Seekönige, die keinen Strich Landes besaßen. — In den letzten Jahrzehenden trat in öffentlichen Anschlägen und Schaubuden ein Feuerschlucker als russischer Feuerkönig auf, wie neueste Eckenzettel solchen unverbrennlichen oder im Feuertode unerschrockenen Feuerhund nennen. In der Minerwelt und Scheidekunst spricht man fast

1) Wenn dieser in wenigen Stunden ausgearbeitete Aufsatz, der nur einen Ausfall andrer Vorträge decken sollte, Einzelheiten seines ersten Theiles, die schon einmal gedruckt wurden (Spindler's Zeitspiegel, München 1831), wieder aufnahm, so geschah und geschieht dieß doch in ganz anderem Zusammenhange und in wesentlicher Erweiterung. H. F. M.

geheimnißvoll vom Erzkönige oder regulus, und nicht ohne Sinnigkeit hat einst der Elberfelder Dr. und Direktor Wackernagel das unendliche, der Kugel nahe Vielflach der Kristallwelt, halb nach Weiß, den Zonenkönig genannt. In der Thierwelt endlich giebt es außer dem Bienenkönige oder dem Weisel den schmucken Zaunkönig; Kinder aber, die in der Schule ungeschickte und verfütterte Genoßen wohl auch Kartoffelkönige taufen, werfen weiter sogar mit Froschkönig, Mottenkönig und Rattenkönig um sich.

Die letzte Benennung bezeichnet bekanntlich ein ganzes Nest unglücklicher Ratten, deren Schwänze sich früh unauflöslich zum gordischen Knoten verschlungen haben, daß ihre Inhaber im Kreise gestellt und größer wachsend vom übrigen Volke der Ratten fort und fort gefüttert werden müßen[1]), gleich dem ungeschlachten und unersättlichen Guckguck, dessen Ei in das enge Nest der kleinen Grasmücke gelegt wurde.

Der zuvor erwähnte zierliche Zaunkönig (niederl. tùnkuning, holländ. tuinkoningje), die motacilla troglodytes, auch einfach trochilus, τρόχιλος genannt, hieß auch bei den Griechen schon βασιλισκός, bei den Römern regulus oder avis regaliolus, und heißt noch heute gleichmäßig portugiesisch ave rei, italienisch re degli uccelli, oder reati, reatolo, spanisch reyezuelo (d. i. reyecillo, kleiner König), französisch roitelet, roitillon, roitil, roi bouti, roi bedelet, re betre, roi Bertrand, roi Berchot[2]), illyrisch zaritsch u. s. w. Neben Zaunkönig heißt er, außer Zaunschlüpfer, Zaunschliefer, auch Schlupfkönig, ferner Dornkönig (und Thurnkönig), Mäuse- und Meisekönig, Nessel- und Nösselkönig (niedd. Nettel- und Nitelkönig, schwed. Näslakogl und Kongsfogl, dänisch nellekonge, auch gjerdekonge d. i. Gerten-, Heckenkönig). Er heißt ferner französisch Roi de froidure, im Deutschen Schneekönig, Winterkönig (holländ. winterkoningje), wobei L. Frisch (II, 536a) zwischen Winterzaunkönig (trochilus) und Sommerzaunkönig oder Goldhähnlein (regulus) unterscheidet.

---

1) Erst jüngst meldeten die Zeitungen wieder von solchem in Polen aufgefundenen Rattenkönige; einen früheren Erfurter Fund der Art hat der sel. Director Bellermann, Vater, bekanntlich in besonderer Abhandlung beschrieben und abgebildet.

2) Auch Boeuf de dieu, wie deutsch Ochsenäugle.

Schon die Alten, d. h. Griechen und Römer, wußten von einem Zwiespalte dieses goldgefiederten βασιλισκός (mittelhochdeutsch Küniclin) und dem stolzen Adler, der von jeher der βασιλεύς oder ἄρχων οἰωνῶν zu sein behauptet hat. Daher ist der τρόχιλος schon bei Aristoteles ἀέτῳ πολέμιος und Plinius sagt (N. G. X, 74): dissident aquila et trochilus, si credimus, quoniam rex appellatur avium. — Deutsche Volkssage, die in der Mark und auch in Pommern (bei Stargard und Pyritz) umgeht, giebt uns zu jenem alten dissidium den Schlüßel. „Die Vögel (so wird dort erzählt) konnten einst nicht einig werden, wer ihr König sein sollte. Da sollte es der werden, der zu höchst fliegen könne. Als nun die Gemeinde der Vögel zur Wahl beisammen war, schlüpfte der Zaunkönig, von Allen ungesehen, unter die Federn des Storches[1]) und als alles Federvolk aufflog und stieg und einer nach dem andern ermüdete und hinabsank, hielten allein Storch und Adler noch aus. Als aber auch jenem der Muth sank, da schlüpfte das Zaunschlüpferle aus seinem Verstecke hervor, überflog den Adler und — ward König. Als aber die Vögel den Betrug merkten, wollten sie ihn tödten; da schlüpfte er in ein Mauseloch. Die Vögel aber setzen die Eule zum Wächter davor, daß jener nicht mehr hinaus könnte. Die aber verschläft ihren Dienst und der Gefangene entschlüpft wieder und seitdem mußten die Vögel den Zaunkönig zum Könige behalten; aber sie sind gegen ihn und die Eule so erbittert, daß jener, um ihrer Rache zu entgehen, sich fortwährend in Hecken und Dornen, hinter Löchern und Zäunen verkriechen oder verschlüpfen muß und diese (die Eule) nur Nachts, wenn alle anderen Vögel schlafen, aus ihrem Verstecke sich hervorwagen darf[2]).

Ich habe in Professor Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum (Band I,) eine mittelhochdeutsche Thiermäre mitgetheilt, worin, bei der in der Normannengeschichte und nordischen Sage berühmten Stadt Luna der Krebs dem Fuchse einen Wettlauf anbietet, sich jedes Mal in des Fuchses Schwanz einkneift und so zum Ziele getragen, zu jenes Verwunderung immer zuerst anlangt und er der langsame Rückwärtser Sieger wird, wie dort das ohnmächtige

1) Nach andern Erzählungen hat er, der unempfundene, sich auf den Adler selbst gesetzt.

2) Karl Halling in Mone's Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1835, Sp. 312—314.

Zaunschlüpferle König. Ein schönes Königthum! Beßer schon das des Rallus crex oder der Ortygometra, des s. g. Wachtelkönigs (dän. Vagtelkonge, holländ. Kwastel-koning, italisch il re delle quaglie, franz. roi des cailles, spanisch rei de las codornices, portug. rei das codornizes), als der mit den Wachteln kommt und geht und darum für ihren Anführer gehalten worden ist. —

Auf gleiche Weise haben zu allen Zeiten Kinder ihre Spielanführer zu Königen erhoben. Cyrus puer, cum inter pastores, Cyri nomen accepit, mox rex inter ludentes forte delectus sagt Justin (I, 5.) und Horaz (Epist, I, 59.) ut pueri ludentes „rex eris“ ajunt, si recte facias. Die Griechen hatten ein besonderes Spiel βασιλίνδα und bei den Deutschen (z. B. im Pinzgau) heißt ein Lauf- und ein Ringspiel, ähnlich dem Barspiele, Kaiser und König nach den Anführern beider Spielschaaren[3]). Aus Augsburg wird in früheren Zeiten vom St. Blasientage gemeldet: „Die Schüler wählen einen König auf diesen Tag; denn der das schönste Licht hat, der gewinnt den Andern auf einen Tag Lusum d. i. einen Schalttag.“ — „Darauf (heißt es weiter) kommt unser Frauen Himmelfahrt; da trägt alle Welt Obst, Büschel, allerlei Kräuter in die Kirche zu weihen für alle Sucht und Plag bewährt. Mit diesen Kräutlein geschieht sehr viel Zauberei. Die Knaben tragen Aeste mit Aepfeln und darauf gemachten Vögeln, die dann die Aepfel picken. Der Schönste ist der König und macht die Andren auf einen Tag von der Schule los“ (Glücklicher, viel beglückender König!). Noch weiter heißt es: „Nachdem kommt das heilige Dreikönigsfest, daran viele einen König wählen, Spiele halten und eine lange Wirthschaft anrichten, da hat ein Jeder sein Amt am Hofe. Die Knaben haben dann einen besonderen König auf dieses Fest. Dieser Brauch der Königreiche, darin auch viel Buberei geschieht, ist fürnemlich gemein am Rheinstrome.“ Und so erzählt denn auch Sebastian Franck in seinem Weltbuche 1534 vornehmlich von Cöln am Rhein, als der Stadt der heiligen drei Könige (Bl. 50): „An der heiligen drei künig tag bacht ein ieder Vatter ein güten leckkuchen oder letzelten, darnach er vermag und ein hausgesind hat groß oder klein und kindt; in dem knetten ein

3) Sieh meine Schilderungen in „Beschäftigungen für die Jugend aller Stände.“ Stuttgart, Balz. 1837: III, 352. 353.

pfenning darein, darnach schneidet er den gebachen leckkuchen in vil stuck, gibt iedem auß seinem hausgesind eins..., Wem nun diß stuck wirt, darin der pfenning ist, der wirt von allen als ein kuning erkennt und erhoben und dreimal mit jubel in die höhe gehebt." Wem fällt hier nicht sogleich der so gut deutsche als welsche Bohnenkönig ein, wie der nach früherer deutscher Gastsitte noch des sechszehenten Jahrhunderts gewählte Mahlkönig[1]), den auch Griechen und Römer als βασιλεύς und **rex convivii** kannten, sammt seinem **arbiter bibendi**[2]). —

Fast in allen Theilen Deutschlands (in Braunau und München, in Nürnberg und Ulm, in Breslau und Schweidnitz, in Köln am Rhein, in Hessen, in Ditmarschen, in Skandinavien[3]) und auf den shetländischen Eilanden) waren und sind bis auf heute die sinnigsten Schwerttänze aufgeführt worden, die unmittelbar an Tacitus wohlbekannte Stelle (Germ. 24) anlehnen, wo er von den deutschen Jünglingen sagt: **Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu jaciunt. exercitatio artem paravit, ars decorum.** — In Ditmarschen wie auf den shet- oder hitländischen Eilanden flechten nach vollendetem solchen Schwerttanze die einzelnen Tänzer und Fechter ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer schön verschlungenen Rose oder zu einem Rade zusammen, auf dessen Mitte ihr Anführer oder König springt und von allen zugleich erhoben wird. So erzählt Viethen in seiner Ditmarschen Chronik, so Ernst Moritz Arndt in seinen Nebenstunden (S. 425) von jenen bekanntlich durch Germanen besiedelten Eilanden[4]). — Jene Rose kennen und bilden aber eben so die Schwerttänzer in Hessen und die in Schweden. Und wer den letzten oder 118ten Holzschnitt des Theuerdank (1517. 1519) im Sinne trägt, wo Kaiser Maximilian, von allen möglichen Waffengattungen seiner Zeit umgeben, wohlgerüstet auf einem Kreise von 18 Schwertern stehend erscheint, deren je eins je zwei, je eins je zwei folgen und auf das Künstlichste so durchflochten sind, daß Er, auf das oberste flach aufliegende tretend, das Gewebe voll schließt, — der

1) Allotria. Berlin. 8.
2) Vgl. Bulvers letzte Tage Pompejis, (Zwickau, 1835) III, 128.
3) Siehe meine Beschreib. in Spindlers Zeitspiegel V, 206—17. 322—325.
4) Vgl. W. Scott Diary (Lockhart Life of Sir W. Scott II, 4, 81. Ausgabe von Baudry, Paris 1838).

wird mit mir in diesem Schwerterkreise jene Rose, in der ganzen Darstellung den alle Fährlichkeiten siegreich bestanden habenden König erkennen. Dieselbe Abbildung kehrt in Fuggers Ehrenspiegel zu München (und Wien) wieder, wo Maximilian obenein gekrönt und mit dem Reichsapfel geziert erscheint[1]). Bei dem noch heute in München, wie früher in Frankfurt, Zerbst, Dessau, Halle, Danzig ꝛc. üblichen Reifentanze der Schäfler oder Bötticher[2]) wird der den Reigen umgaukelnde Hanswurst, das Zerrbild des „Königs," wenn er sich zuletzt unter die von den Laubbögen der tanzenden Paare gebildete Krone stellt und diese plötzlich umgewendet wird, von ihr begraben, während (in Zerbst) Jener (der Reigenführer) „bald unter dem gespannten Reifen wie unter einem geschloßenen Thronhimmel, bald auf ihm gestanden, daß er gleichsam können getragen werden," wie 1710 Beckmann in seiner Anhaltischen Historie erzählt. —

Wie bei jenen Schwerttänzen der in die Höhe gehobene Anführer überall der König hieß und heißt, so gleichmäßig bei den Pfingstfesten des Volkes der in Laub Eingehüllte in Thüringen der Lattichkönig, in Schwaben der Maikönig, in Oesterreich der Pfingstkönig, während er in Steiermark bescheidener der Blumen-Graf genannt wird, was an den Glas- oder Salz-Junker erinnert oder an den Lehr- oder Thurn-Prinzen d. i. den Vorsteher der Stadtmusikanten in München[3]). Fischart kennt und nennt bei einer Fastnachtsvermummung einen Schnabelkönig; die Geckengesellschaft zu Cleve 1381 hatte ihren Narrenkönig; der bekannte Kopf am Brückenthurme zu Basel, der jeden Einwandernden mit Zungenblecken begrüßte, hieß und heißt Lallenkönig und zu Frankfurt am Main wurde der Scharfrichter, der Nachts zu fegen hatte, der Lochkönig genannt[4]), in einer Münchener Bußverordnung

---

1) Hinter dem linken Fuße fehlt in beiden Darstellungen ein Schwert.

2) Sieh meine Beschreibung in Spindlers Zeitspiegel V, 29—38. 81—86. 205—207.

3) Schmeller Bayrisch Wörterbuch I, 341.

4) Lersner Frankfurter Chronik, 1706 (II, 679). „Wann der Loch-König bey Nacht viel zu fegen hat, wirbt er ehrliche Handwerks-Knechte an, zahlet solche alle Morgen aus, damit sie bey Tag heimgehen können, wo sie wollen, und mit seinen Knechten nicht gesehen werden, fragt aber nicht, wie sie heißen, was ihr Thun, noch woher sie fegen; wann nachmals ein solcher Handwerksgesell dessenhalben befragt wird, schält er drauf, wann dann des Henkers Leute zu Zeugen dessen belangt werden, läugnen sie eine solche Person ihr Lebtag gesehen zu haben,

von 1692 aber der Abtrittsräumer der Nachtkönig[1]), während wir jetzt eine bekannte, wohlriechende Prachtblume die Königinn der Nacht nennen.

Aber kehren wir lieber in das Tagesleben unsers Volkes zurück! Da tritt uns auf dem festen Lande zunächst der Schützen- oder Scheiben- nnd Vogelkönig entgegen, der Wochen- oder Jahrkönig[2]) sein kann; selbst der Vogel auf der Stange hieß früher der **kunigs vogel.** — Auf dem Waßer begegnen wir in dem den Speck verpackenden Matrosen, der oft über und über von Thran träuft, einem Speckkönig. — Bei der s. g. Pfeiferzunft aber, die einst alle Spielleute, Gaukler und Possenreißer des heil. röm. Reiches deutscher Nation umfaßte und sonst ehrlos war, gab es einen Pfeiferkönig, den der Graf von Rappoltstein (später der Pfalzgraf von Sponheim) wählte und der in ihrem Namen jährlich einen Pfeifertag (meist zu Straßburg) hielt, wo streitige Fälle der sauberen Innung durch einen Schultheißen, vier Meister, die Zwölfer und den Weibel abgemacht wurden. Da wurden Zünftner aufgenommen, die jährlichen Goldgülden gezahlt, feierlicher Aufzug mit Fahnen, Pfeifen und Trommelspiel, auch feierlicher Gottesdienst gehalten, den diese fahrenden Leute sonst nicht genoßen und den ihnen **ex misericordia divina** im Jahre 1480 Bischof Jodocus von Basel einmal zu Ostern, doch unter der Bedingung gewährte, so sie vierzehn Tage vorher und nachher von **scurrilium operum exercitiis** abstünden[3]).

Gleich diesen deutschen fahrenden Spielleuten hatten auch die französischen Sänger ihren **roi de menestrels** und wer denkt nicht an den edlen **Adenès li Roi**, gewiß einen König ohne Land, der jenen Beinamen wohl als Sängerkönig erhielt. Wir würden jetzt Dichterfürst, wenn nicht Orchesterdirigent oder Musikdirektor sagen. Jenes aber leitet unsre Gedankenverbindung auf die **rois d'armes**, die **kings of armes**, oder die Wappenkönige mit ihren Kronen über. Aber es gab auch einen **roi des ribauds** oder der

---

auch sogar wo sie durch den Magistrat befragt werden, vermög ihrer hergebrachten Gewohnheit."

1) In anderen Gegenden der Schundkönig und der Goldkönig (wie in Berlin gewiße nächtliche Eimer die Goldeimer heißen).

2) Verschieden von diesem Pfeifergerichte war das deßselben Namens, das zu Frankfurt am Main zur Herbstmeße mit Pfeifen eingeblasen und auf dem Römer gehalten wurde, und die Reichszölle betraf. S. Fries und Ulmenstein.

3) Angelsächsisch ist **gearcyning consul.**

ribaldi (mittelhochd. ribalde), wobei man unwillkürlich an den Zigeunerkönig Zindel erinnert wird, nach dem Hebel wohl seinen Zundelfrieder getauft hat.

II.

So sehen wir vom Zaunkönige bis zum König der Könige (welchen mittelhochdeutsche Dichter, nach deutscher Volks- und Reichsanschauung, fast lieber keiser aller künige nennen) je den Tüchtigsten und Ausgezeichnetsten seiner Art, den Ausbund der Schönheit wie der unschönen Leistung, den künstlerischen Reigenführer wie den unschuldigen Anführer im Kinderspiele mit dem höchsten Namen belegt, den unsere Muttersprache für die höchste Stufe deutschen Volkslebens ausgebildet hat. Hieß doch sonst, wie Leonhard Frisch in seinem Wörterbuche mittheilt, auf der Oberelbe selbst der Knecht König, der über das Schiffsvolk gesetzt war. Der deutsche Kaiser aber (nach Julius Cäsar, als dem ersten Kaiser, wofür er durch das ganze Mittelalter angesehen wurde, genannt) war, auch wenn er in Rom gekrönt worden war, doch immer nur ein deutscher König und noch 1320 wird vom deutschen Reichsoberhaupte gesagt, „von des kuneges wegen (mon. Boica XXII, 245).

Aber was heißt König und was war ursprünglich der deutsche König?

Die Antwort ist kurz. Schon Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte (I, 159) sagt richtig: der deutsche König war ursprünglich gänzlich ein anderer als der griechische βασιλεύς, der römische rex, der hebräische melech, oder der radschah der alten indischen Welt. Fragen wir aber die Muttersprache, so kennt oder nennt das Gothische oder wenigstens Ulfila den Ausdruck, der Kuniggs klingen müßte, nicht: Βασιλεύς übersetzt Letztrer stets mit thiudans, das im Altsächsischen gleichmäßig thiodan, im Angelsächsischen thëoden, im Altnordischen thiodan lautet und von thiuda (altnord. thiod, angelsächsich thëod-a, altsächsich diot, mittelhochd. diet) d. i. Volk, Gemeinde, als der von der Thiuda Gewählte, als der aus der Thiuda hervorgegangene, mit ihr innigst Verwachsene benannt ist. Seine βασιλεία heißt daher gothisch Thiudan Gardi oder Thiudinassus und thiudanôn ist βασιλεύειν herrschen.

Das sonst von Ulfila gebrauchte reiks, das der Form nach dem lateinischem rex, dem keltischen -rix, dem sanskritischen radschah, raja entspricht, gebraucht er nur für ἄρχων, wie kindins, das mit dem burgundischen hendinus („rex“ bei Jornandes) eins sein wird [1]), für ἡγεμών. — Für κύριος, dominus, vorzugsweise von Christus, gebraucht Ulfila Fráuja (altsächsisch fróho, frô, althd. f ô ꝛc). Das dem für dominus und meist wieder nur vor Gott gebrauchten althd. Truhtin (mittelhd. trëhtin, altsächs. drohten, angels. dryhten, nord. dróttin) entsprechende draúhteins wendet Ulfila nicht an, obschon er das Stammwort draúhts (alts. druht, angs. dryht, nord. drótt) für legio, cohors kennt und gebraucht, davon sich gadraúhts für στρατιώτης, draúhtinôn für στρατεύεσθαι, draúhtinassus für στρατεία, militia bilden, sämmtlich von dem bei Ulfila gleichfalls vorkommenden driugan (angels. drëogan), στρατεύειν, bellare. Das Altsächsische gebraucht die Zusammensetzungen manDrohten (agf. mandryhten) und sigiDrohten von Christus, gewiß, wie fráuja ursprünglich Freyr bezeichnete, einst von Wodan gebraucht, wie das alt- und mittelhochdeutsche min truhtin, min trëhten (aus IrMin truhtin?) nur noch von Gott gebraucht wird, während der nordische dróttin den weltlichen Herrscher bezeichnete, wovon das weibliche dróttning noch heute für Königinn geltend geblieben ist. Wie nun draúhteins von draúhts (Heerschaar, Kriegsdienst), wie thiudans von thiuda (Volksgemeinde, Stamm), so hängt kuniggs (altsächs. kuning, agf. cyning, engl. king, altnord. konûngr, kóngr, althochd. kuninc, mhd. küning, künec, nhd. König (verkürzt wie Pfennig aus pfenning, ahd. phandinc) mit dem gothischen kuni, ahd. chunni, chunne (d. i. γένος, genus) zusammen. Verräth jenes althochdeutsche chunni (mhd. kunne, künne) schon eine weitere Ableitung, so tritt das dem gothischen entsprechende einfachere Stammwort in dem althochd. chuni (in dem Eigennamen Chuni-mund, Chuni-gund, Chuni-hilt, oder sind diese Huni-mund ꝛc.?), noch mehr im angelsächsischen cyne zu Tage, von welchem sich sogar cyneCyn (gen. cyneCynnes) d. i. genus regium zusammensetzt, ebenso cyne-dôm, cyne-hâd (Königthum), cyne-hëlm (corona, diadema), cynegeard (sceptrum) sich erhalten haben,

---

1) Ammianus Marcellinus.

die zwar dem althochdeutschen chuninc-tuom, chuninc-hëlm, chuninc-gërte entsprechen, wie cyne-stôl, dem kuningstuol, schwedisch konûngs-stôll, mittelhochdeutsch kuniges stuol und so wie neben cyneCyn auch cynincCyn, neben cynedôm auch cyninc-dôm (nord. konûngdômr) vorkommt, eben so cyne-gôd und cyninc-bald (regi confisus), cyninges-thëgn, wie nord. konûng-madhr. Das Altnordische bietet aber auch sogar das einfache konr für nobilis und für rex, gleichsam den nobilis, den generosus oder γενναῖος κατ' ἐξοχήν, ganz die Behauptung des Tacitus deckend reges ex nobilitate[1]), duces ex virtute sumunt (Germ. 7). Konûngr, kuniggs wäre sonach sprachlich der Sohn eines konr oder auch eines kuni, eines Geschlechtes.

Uebrigens zeugt das durchgehende Vorkommen des Namens König in allen germanischen Sprachen und Mundarten, daß der dadurch ausgesprochene Begriff ein allen gemeinsamer war, und vielfach wird derselbe durch Beiwörter gehoben; so bietet das Altsächsische adal-Cuning, folc-Cuning, thiod-Cuning und hëban-Cuning, das Angelsächsische ëord-Cyning, voruld-Cyning (ahd. woroldchuninc), gudh-Cyning, fëorh-Cyning, vuldor-Cyning, folc-Cyning, thëod-Cyning, das Nordische thiódkôngr (für monarcha), her-kôngr (für bellator), skatt-kôngr (rex tributarius), skötkonûngr u. s. w.

III.

Wie stand es nun aber um die Herrschaft, um die Gewalt des deutschen kuniggs? welcher Art war dieselbe? war es ein wirkliches regnare?

Da wo Tacitus von den deutschen libertis aussagt, daß sie non multum supra servos seien, fügt er von ihnen hinzu raro aliquid momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur (Germ. 25.); da wo er von den Friesenfürsten Verritus und Malorix (Ann. XIII, 54) sagt, qui nationem eam regebant, erklärt er dieses rasch durch den Zusatz in quantum Germani regnantur und von den Gothen sagt er (Germ. 43): Trans Lygios Gothones regnantur,

---

1) Sybel (Königsthum S. 133) deutet dies „nach dem Maßstabe des Adels."

paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Nach den zuvor schon angezogenen Worten reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, fährt Tacitus fort: nec regibus infinita aut libera potestas et duces exemplo potius quam imperio, si prompti, si conspicui, si ante aciem agunt, admiratione praesunt.

Aus diesen Worten über Wahl und Stellung der ursprünglichen Könige zur freien Volksgemeinde erklärt sich trefflich Marbod's Königthum oder dessen Schilderung bei Vellejus (II, 108), die Wort für Wort zutrifft: Maroboduus rex, genere nobilis, non tumultuarium aut fortuitum neque nobilem, sed ex voluntate parentium constantem inter suos occupavit principatum et certum imperium vimque regiam complexus animo.

Nur bei wenigen deutschen Stämmen aber kennen und nennen die Römer ursprünglich reges; bei den Chatten namentlich nur principes[1]). Eben so bei den von ihnen stammenden Bataven, wo wir nur vom dux ihrer Reiterei hören (Tacit. Ann. II, 17), während Ammianus Marcellinus (XVI, 12, 4) bei ihnen Könige kennt. Bei den mächtigen Hermunduren weiß Tacitus einen König Vibilius (A. XII, 29), bei den Thüringern später Cassiodor (Var. III, 341), bei den Semnonen nennt Cassius Dio (LXVII, 5) den König Masyas, bei den Cheruskern den König Chariomêrus (LXVII, 5); bei den Quaden den König Gabinius (Ammian. Marcell.). Aber schon bei den Teutonen wird Teutoboch von Florus (III, 3), bei den Kimbern Bojorix ein König genannt. Auch Ariovist im Auslande nennt sich König; doch sagt Cäsar (B. G. I, 43), quod rex appellatus esset a senatu.

Die ursprünglich reinen und schlichten Verhältnisse deutschen Volkslebens, das auf dem Stande der frohen, freien frilingi d. i. freiliggôs (liberi) beruhte, aus dem die nobiles oder edhilingi (edhilingâ, adalungâ, athaliggôs) sich erhoben[2]), wie aus ihnen die principes (und reges), die duces (heritogon, herizohun), πολέμαρχοι bei Strabo VII, 1, 4 genommen wurden, mußte seit dem weltgeschichtlichen Zusammenstoße mit dem römischen Reiche und rö-

1) Königliche Hoheit?
2) Nithard IV, 2. Hugbald (Pertz, Monum. II, 361.)

mischem Rechte wesentliche Umgestaltungen erleiden. Wandelte sich namentlich in der Fremde die alte Grundlage der Geschlechterverbindungen (der gentiles, faramanni und gegyldan, der vici und villae, der Hundreden oder centenae), die große Gliederung der mægde, dryht, thëod, folc wesentlich um, wurden selbst aus den auf gentes und cognationes oder φυλαί begründeten Schlachtordnungen und Gefolgschaften oder comitatus (Tacit. Germ. 4) später die wild zusammengewürfelten Massen der foederati, die obenein in römische Formen gegoßen wurden, mußte auch das Königthum in der Fremde wesentlich andre Gestalt gewinnen.

Zwar begegnen wir auch spät noch der ganzen Menge alamannischer Kleinkönige (reges, regales oder subreguli)[1]) in der Schlacht bei Straßburg[2]) wie im skandinavischen Norden, wo die Würde der Herkunft wie die Herrschaft auf die filios regum erbt[3]) gleich dem Besitzthume, und sie sich in beide theilen[4]). Wie aber im Norden über die Hundred- oder Haradfürsten und Gaukönige, über das collegium principum, der Volks- oder Upsalakönig bindend gebot und herrschte, so erschienen bald bei allen in die fremden Lande ziehenden deutschen Stämmen (Gothen, Gepiden, Vandalen, Burgunden, Franken) schärfer gezogene Linien des Königthumes und erst beim Verfalle ihrer ausheimischen Reiche heißt es wieder bei Paulus Diakonus von den Herulern: Ita omnis Herulorum virtus concidit, ut ultra super se regem omnino non haberent (I, 20) und von den Gepiden: Gepidarum vero genus ita est diminutum, ut ex illo jam tempore ultra non habuerint regem (I, 27). Nachdem die Alamannen von den Franken besiegt worden, werden bei ihnen nur noch Herzöge genannt. Bei den daheim bleibenden Sachsen kannte man keine Könige: non enim (sagt Beda V, 11) habent regem iidem Saxones, sed satrapas plurimos suae genti praepositos, und die vita S. Leb-

---

1) Ammian. Marcell. XVI, 27. XVII, 12, 13, 27. XVIII, 4; Sulpicius Alexand. bei Gregor. Turon. II, 9.

2) Ammian. Marcell. XVI, 1, 2. XVII, 1. XVIII, 2. XXVII, 22. Vgl. Vopiscus im Probus (novem reges diversarum gentium ad meos pedes jacuerunt). Sybel Königthum S. 112 ꝛc.

3) Ammian. Marcell. XVII, 27; βασιλισκός in Vita S. Sabae (Bolland. 12. April).

4) Vergl. Dahlmann's dänische Gesch. 1, 171, Geijers, Strinnholms, Rosenvinges, Kolderups schwed. Geschichten. Dazu Ammian. Marcell. XVI, 27. XVIII, 4. XXVII, 20.

buini[1]) sagt bestätigend: In Saxonum gente priscis temporibus neque summi coelestique regis inerat notitia.... neque terreni alicujus regis dignitas et honorificentia, cujus regeretur providentia, corrigeretur censura, defenderetur industria.... pro suo vero libitu, consilio quoque, ut sibi videbatur, prudenti singulis pagis principes praeerant singuli[2]).

Dagegen haben die Angelsachsen in der neuen Heimat Könige (Aelfred, Aethelwulf ꝛc.) und das angelsächsische Wanderlied legt daher auch den Angeln in der alten Heimat den König Offa bei, den so auch die dänische Sage (freilich als Dänenkönig) bezeichnet.

Auch die nach Italien gezogenen Langobarden wählen Könige; Paul Warnefried aber nennt (II, 10) selbst die bayrischen Herzöge öfter Könige, namentlich ist bekanntlich von König Garibald die Rede[3]). Auch bei den Franken heißen früh die Herzöge (oder duces) öfter reges (z. B. Mellobaudes bei Ammian. Marcell. XXX, 3, 7), worüber sich Gregor von Tours (VII, 2) ausführlich ausläßt. Auch ein König der Salier wird genannt (Zosimus III, 6. Libanii Epitaph. in Jul. opp. ed. Reiske I, 149). Treffend und mit Tacitus ꝛc. übereinstimmend sagt Gregor von Tours, als die Franken über den Rhein gezogen: Dehinc transacto Rheno Tungriam transmeasse ibique juxta pagos vel civitate reges crinitos super se creasvisse de prima et ut ita dicam, nobiliori suorum familia... Ferunt etiam tunc Chlogionem utilem ac nobilissimum in gente sua regem Francorum fuisse; daher dieser denn auch in der ältesten Genealogie der fränkischen Könige[4]) als primus rex Francorum Chlojo aufgeführt wird[5]). Die Gesta Francorum (IV.) sagen: Tunc

1) Pertz, Monum. II, 361.

2) Das sind Gaukönige. Poeta Saxo sagt: Quae nec rege fuit saltem sociata sub uno, sed variis divisa modis plebs omnis habebat quot pagos tot pene duces.

3) Hier mischen sich früh die Ausdrücke. So sagt die Lex Bajuvar. II, 10, 1: Si quis filius ducis tam superbus vel stultus fuerit, ut patrem suum dehonestare potuerit per consilium malignorum vel per fortiam et regnum ejus auferre ab eo, dum adhuc pater ejus potest judicio contendere, in exercitu ambulare, populum judicare, equum viriliter ascendere, arma sua vivaciter bajulare, non est surdus nec coecus, in cunctis jussionem regis potest implere, sciat se ille filius contra legum fuisse et de hereditate patris sui se esse dejectum u. s. w.

4) Pertz, Monum. II, 307.

5) Vergl. auch Childericus rex Francorum (vita S. Genofevae) u. s. w.

defuncto Sunnone et accepto consilio in uno primatu eorum unum habere principem petierunt consilium Marchomiri, ut regem unum haberent, sicut et ceterae gentes. At ille dedit iis consilium et elegerunt Faramundum, filium ipsius Marchomiri et levaverunt eum super se regem crinitum[1]).

Bei den Westgothen[2]), seit sie sich von den Ostgothen getrennt hatten, bestanden nur Richter (**judices**): **primates eorum et duces, qui regum vice iis praeerant (Jorn. 26)**; Eunapius z. J. 392 nennt sie ἡγεμόνες. Solche sind Frithigern und Alavius (bei Jornand.), die Ammian wieder **reges** nennt; den Athanarich nennt Jener (28) auch **rex, qui tunc Frithigerno successerat**[3]) und grade dieser heißt sonst bestimmt **judex**[4]). Auch Ammian spricht von ihm als **judex Thervingorum, judex potentissimus** und ebenso bei quadischen Stämmen, wo er sonst **reges, regulos** sagt, von **judices variis populis praesidentes**. Als aber die Gothen, langer Ruhe überdrüßig, sich zu neuen Zügen rüsteten, wählten sie Alarich aus dem Geschlechte der Balthen zu ihrem Könige: **Mox Gothis fastidium eorum increvit, verentesque ne longa pace eorum se solveret fortitudo, ordinant super se regem Alaricum** (Jornand. 29).

Als Odoaker an der Spitze von Schaaren verschiedener Völker nach Italien zog, war er nur Haupt eines großen Gefolges, nicht König. Nachdem die Eroberung Italiens gelungen, machten ihn die Seinen zum Könige, nicht von Italien, sondern zum deutschen Könige: **Intra Italiam Eruli, qui romano juri suberant, regem creant nomine Odoacrum. — Odoacher ab exercitu suo rex levatur**[5]).

Eben so verfuhren die Langobarden, die unter ihren Führern (**duces**) Ibor und Ago ausgezogen waren: **nolentes jam ultra**

---

1) Vgl. Sybel S. 176. 177.

2) Sybel S. 118—123.

3) Eben so auch bei Epiphanius, Eunapius, Hieronymus. Themistius dagegen nennt ihn *δυνάστης*, Sokrates (5, 10) *Γότθων ἀρχηγός*, Parteihaupt, wie sein Gegner Frithigern (4, 34). Erst die Nachschreiber des Sokrates (Sozomenos, Cassiodor) nennen beide Monarchen. Wigurich heißt ὁ *ἄρχων* (Bolland. 26. März) *οἱ κατὰ τὴν Γοτθίαν μεγιστᾶνες* (Vita S. Sabae, Bolland. 12. April). Bei den Vandalen nennt Dexippus (ed. Bonn. S. 19.) zwei *βασιλεῖς καὶ ἄρχοντες*, welche alle als Gesandte zu Aurelian kommen.

4) Aurentius bei Waitz S. 20.

5) Vgl. Waitz deutsche Verfassungsgeschichte I, 163. 164.

Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agilmundus, filius Agonis, ex prosapia ducens originem Gungingorum, quae apud eos generosior habebatur[1]).

Aus solcher generosior oder, wie es bei Gregor von Tours hieß, nobilior gens[2]), aus den optimates nobiles[3]), proceres[4]), seniores[5]), primores, majores natu, wurden die finisti, yldestan, aldirmon oder ëaldorman[6]), wurden endlich die reges genommen.

Die Gothen wählten aus dem Geschlechte der Amaler und Balthen[7]), die Vandalen aus der edlen stirps Asdingorum, quae inter eos eminet quamque iudicant bellicosissimam[8]) und wonach selbst das ganze Volk sich nannte. Die Langobarden und Angelsachsen wählten nur aus den Geschlechtern, die auf Wodan ihren Ursprung zurückführen konnten. Eben so bei den Burgunden[9]) und bei den Franken[10]), bei dem Upsalakönige u. s. w.

---

1) Paul. Diaconus, dessen ältere Quelle jenen Satz nicht hat, sondern nur von Ibor und Ago sagt: Ipsi cum matre nomine Gambara principatum tenebant super Guiniles. Ibor et Ago, qui principes erant super Guiniles et dicitur quia fecerunt sibi regem Agelmund filium Ago. Im Cod. Madrid. D, 117. der Gesetze (Archiv VII, 771) heißt es von Agelmund: filius Ajo ex genere Gugingás et post ipsum Laramicho ex genere Gugingâs.

2) Hi omnes Luthingi fuerunt; sic enim apud eos quaedam nobilis prosapia (d. i. fara) nominatur: Paul. Diaconus.

3) Ammian. Marcellin. XVI, 27. XVII, 27. XVIII, 4.; die ἡγεμόνες τῶν φυλῶν bei den Gothen (Eunapius).

4) Proceres sunt principes civium vel civitatis: Isidor. Etym. IX, 4, proceres rectores (Vorrede zur lex salica), οἱ πρῶτοι bei den Cheruskern und Markomannen (Dio C. LVI, 18. Strabo VII, 1, 4.), οἱ ἄριστοι (Prokop. b. goth. I, 18. IX, 2, 9, 28, 32.), οἱ δοκίμοι, οἱ λόγιμοι, λογιμώτατοι bei den Gothen rc. (Siehe Grimm's Rechtsalterthümer S. 368.), daraus die principes pagorum et vicorum (Tacit. Germ. 6, 15.), principes regionum, praepositi pagorum beim Poeta Saxo, satrapaee (aldormon) bei Beda V, 11 hervorgiengen.

5) Als Rollo der Normanne nach Gallien kam, fragte man seine comites: quo nomine vester senior fungitur? und sie antworteten: nullo, quia aequales potestatis sumus (Dudo S. 76. 85). Vgl. Sybel S. 144. 147; Philipps Angels. Rechtsgesch. II, 27; Lappenberg Engl. II, 17.

6) Die magistratus Cäsars (B. G. VI, 23), Tacitus (G. 10, 11), die comites, judices (Tacit. G. 12), rachimburgi (d. i. raginbaúrjans), raedjevas, âsegas u. s. w.

7) Cassiodor Var. VIII, 2. Jornander 4, 60. (wo er die Amalorum nobilitas hervorhebt. Er sagt ferner: Deinde vocitatos hos, qui inter eos generosi exstabant, ex quibus iis reges et sacerdotes ordinabantur.

8) Jornandes 22.

9) Gregor. Turon. II, 28.

10) Mervunge, Myrginge, Maurungi Francorum linea (Geogr. Ravenn.). Bei den Bayern die Agilolfinger, die Aenenen (Grimm R.A. 270).

An diesen Geschlechtern, reich an Grundbesitz wie an Ruhme der Ahnen[1]) hielten die deutschen Stämme beharrlich fest, ohne die Erbfolge grade stets von Vater auf Sohn zu leiten. Treu blieben die Gothen bei den Amalern, so daß selbst ein Weib den ostgothischen Thron bestieg. In Schweden wechselten stets zwei Geschlechter. **Marcomannis Quadisque** (sagt Tacitus G. 42.) **usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum. Nobile Marobodui et Tudri**[2]) **genus.** Selten griffen sie über Stamm und Volk hinaus, wie Tacitus hinzufügt: **Iam et externos patiuntur**[3]).

Als die Cherusker in Folge innerer Zwiste daheim keinen Nachkommen ihrer **stirps regia** mehr wußten, holten sie sich einen Nachkommen von des Arminius Bruder (Flavus), der von mütterlicher Seite von Chatumer oder Actumer, dem **princeps Chattorum** stammte, den Italicus aus Rom: **Eodem anno Cheruscorum gens regem Romà petivit, amissis per interna bella nobilibus et uno reliquo stirpis regiae, qui apud Urbem habebatur, nomine Italicus** (Tacit. **A. XI, 16**), **quando nobilitate ceteros anteiret (XI, 17)**: ganz wie Tacitus auch von Julius Paulus und Claudius Civilis bei den Batavern sagt **regia stirpe multo ceteros anteibant (H. 4, 13)**, das ist das *βασιλεῖον τῶν Σκυθῶν* (der Gothen) *γένος* bei Zosimus.

Auf gleiche Weise, wie die Cherusker, schickten die Heruler, als sie schon an der Donau saßen, Gesandte zu ihren nach Skandinavien abgezogenen Stammgenoßen, um dorther sich den Mann zu holen, der würdig wäre die Krone zu empfangen, nachdem sie vorher, wie Prokopius (**b. goth. II, 14. 15**) erzählt, einmal die Lust angewandelt, ohne König zu sein, hinter welcher Auslegung wohl etwas Aehnliches verborgen liegt, wie von den Burgunden Ammianus Marcellinus (**XXVIII, 5**) erzählt, daß sie ihren König abzusetzen pflegten, **si sub eo fortuna titubaverit belli vel segetum copiam negaverit terra, ut solent Aegyptii casus ejusmodi suis**

1) Insignis nobilitas et magna patrum merita: Tacitus Germ. 13.
2) Tudor, tudr ist angelsächsich prosapia, soboles.
3) Mehrfach griffen später die Römer ein: Vannius Suevis a Druso Caesare impositus (Tacit. A. XII, 29.); rex Quadis datus (auf Antoninischen Münzen), eben so Sido atque Italicus reges Suevorum (Tacit. H. III, 21. 52). Selbst bei den Bruktерern Spurinna Bructerûm regem vi et armis induxit in regnum ostentatoque bello ferocissimam gentem (quod est pulcherrimum victoriae genus) terrore perdomuit (Plinius epist. II, 7.).

assignare rectoribus. Von den alten Schweden erzählt bekanntlich die Ynglingasaga sogar (18), daß sie einmal ihren König Dòmwaldi geopfert hätten, weil sie die Hungersnoth an sein Leben und seine Regierung gebunden achteten[1]). Von den Langobarden aber erzählt Paulus Diakonus (IV, 43): sed cum Adoloaldus eversa mente insaniret, de regno ejectus est.

Dagegen sagt Jornandes von den Ostgothen, daß sie nach ihres Königs Thorismund Tode vor Trauer und Leid vierzig Jahre lang zu keiner neuen Königswahl hätten kommen können: Sic enim luxere Ostrogothae, ut quadraginta per annos in ejus loco rex alius non succederet, quatenus et illius memoriam semper haberent in ore et tempus accederet, quo Walamir habitum repararet virilem, qui erat ex consobrino ejus genitus Wandalario. —

Wenn der König gewählt war, der nun Herr ward über Krieg und Frieden, Recht und Gewalt übte, die Volksversammlung berief und leitete, im Gerichte vorsaß, Richter und Grafen setzte, seine Waffengefährten (gasindi, altſ. gesidhi d. i. den comitatus) und Dienstmannen (gardiggôs, nord. hirdmenn, handgengnir d. i. ministeriales) belohnte und belehnte, jauchzte ihm das Volk (levata voce — clamore maximo) zu, swuoren ihm auf solche Weise hulde, setzten ihn auf einen Schild und huben ihn, wie wir beim Schwerttanze und am h. Dreikönigsfeste zu Köln sahen, drei-

1) Als nach Olaf Trygwasons, des Königs von Norwegen, Fall in der Schlacht bei Swolldr (im J. 1000) sich der dänische König Swen Twäskägg und der schwedische Olof Skötkonung dessen Reich unter sich getheilt, der norwegische Fürstensohn Olof Haraldson der Heilige, der auf Wikingsfahrten lange ausgewesen war, sich aber heimgekehrt zum Könige aufgeworfen hatte, jedoch mit Olof Skötkonung sich vergleichen wollte, dieser aber durchaus widerstrebte, da sagte der Lagmann Thorgny von Upland auf dem Upsalathing und sprach im Namen Aller: „Nun wollen wir Bauern (die Ödalbönden (âthelbôndes) die durch und durch freien Grundbesitzer des Landes, ôdhalborinn), daß Du König Olof mit Norwegens Könige Frieden machest und ihm Deine Tochter Ingegerd vermählest. Willst Du die Reiche im Osten, welche Deine Vorväter und Verwandte vor Dir besessen haben, wieder einnehmen, so wollen wir Dir alle folgen; willst Du aber nicht thun, wie wir sagen, so wollen wir Dich überfallen und Dich tödten, denn keineswegs dulden wir Unfrieden und Unrecht von Dir. So haben unsre Vorväter ehedem gethan, da sie auf Mulathing fünf Könige in eine Quelle stürzten, welche von Uebermuth aufgeblasen waren, so wie Du gegen uns bist. Sage nun gleich, welches von beiden Du erwählst." Großes Waffengetöse begleitete diese Rede. Der König stand auf und antwortete: er wolle Alles so geschehen laßen, wie die Bauern begehrten, denn so hätten alle Swenkönige vor ihm gethan, daß sie den Bauern gestattet hätten, mit ihnen zu Rathe zu gehen. Siehe Strinnholm, Geschichte Schwedens I, 405.

mal empor. Levare in regem sagte daher noch spät das Mittelalter, hefja til konúngs der Norden[1]). Das mittelhochdeutsche Gedicht Hugdietrich sagt gleichfalls man huop in ze künec und noch heute können wir sagen „Napoleon erhob die Fürsten oder Kurfürsten von Bayern, Würtemberg und Sachsen zu Königen." Noch im Jahre 1204 ward Balduin von Flandern zu Jerusalem in Wahrheit auf den Schild erhoben, im Jahre 360 n. Chr. aber selbst der römische Julian von deutschen Hilfsvölkern impositus scuto pedestri et sublatius eminens nullo silente Augustus nuntiatus (Ammian. Marcell. XX, 4; Zosimus III, 9), was auch von Valentinian Nikephorus Callistus (10) erzählt.

Von den fränkischen Königen Chlodoveus, Sigibert, Gundibald, Pipin erzählen es Ado von Vienne, Gregor von Tours, Aimoin mit den Worten clypeo evectus (Greg. Tur. II, 40.), impositus super clypeo (IV, 51), parmae superpositus rex est levatus (VII, 10). Bei den Langobarden heißt es von Agilulf: congregatis in unum Langobardis ab omnibus in regnum apud Mediolanum levatus est (Paul. Diakon. III, 115; in regem levaverunt VI, 55). Bei den Gothen erzählen Cassiodor und Jornandes: Vitiges scuto superpositus more majorum in regnum levatus und selbst vom Herzog Brinno, dem Caninefaten, hebt Tacitus (H. IV, 15) hervor: impositus scuto more gentis et sustinentium humeris vibratus dux elegitur[2]). Von diesem antiquo ritu elevandi principes inaugurandos haben Tresenreuter und G. L. Schwarz zu Altdorf 1729 in besondern Dissert. gehandelt. Nach der Wahl um- und durchritt der König sein Land (regnum circumiit). So that Chlothar (Greg. Tur. IV, 14. VII, 10), so Konrad der Salier (Vita ej. durch Wippo). —

Der deutsche König gieng schlicht und einfach einher, in Tracht und Kleidung wenig von seinem Volke geschieden. Isidor (Chron. Gotthorum) hebt erst vom westgothischen Könige Lewigild besonders hervor: Primus inter suos regali veste opertus solio resedit, nam ante eum et habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat. Von Odoaker aber in Italien sagt

1) Die Schweden hoben ihren König auf einen großen Stein mitten im Steinringe bei Upsala (Grimm R. A. S. 236) und der königliche Thron zu London hegt noch in sich den Stein, auf welchen die schottischen Könige gehoben wurden.

2) Mehr also als gewöhnliches Feldherrnthum — sagt Sybel S. 153.

Cassiodor (Chron.): nomen regis adsumpsit, cum tamen nec purpura nec regalibus uteretur insignibus. Bei den Franken trugen die Könige, wie die frilingâ und athalingâ, langes fliegendes Haar und hießen darum reges crinili[1]). Eginhard hebt den crinis profusus, Gregor von Tours die caesaries prolixa (VIII, 10), der crinium flagella per terga demissa (VI, 24) hervor, welche crinium flagella auch Sidonius Apollinaris am westgothischen Theodorich schildert (I, 2). Derselbe nennt auch die Burgunden im Allgemeinen crinigeras catervas (Carm. 12), während Claudian (de laude Stilich. I, 203) bestimmter crinigero flaventes vertice reges sagt. Bei den Gothen wurden die Könige bestimmter aus den pileatis gewählt, denen die capillati oder comati, κομῆται[2]) das sind die Freien im Allgemeinen, noch nachstanden. Später tragen die deutschen Fürsten den pileus, circumdatus serto vel circulo, welches wohl das gothische vaips oder vipja übersetzt, womit Ulfila στέφανος wiedergiebt. —

Vor Gericht trug der König den stap in der Hand[3]), im Kriege und auch im Frieden wurde ihm die Fahne vorgetragen[4]). Er sitzt in seinem Saale, der Halle auf seinem kuniges stuol (agſ. cynestôl, thëodenstôl und bregestôl); vor ihm stehen seine Mannen als holde heririncôs, lioban liudwëron, die ihn an cuningwisa durch hnigan nides hôbdu und te bedu hnigan an cnëo ihre Ehrfurcht beweisen. Sonst heißen Königsstuhl auch die Stellen, da der König öffentlich vor der Gemeinde gewählt ward. Ein solcher konûngsstôl stand bei Upsala; in Deutschland einer auf freiem Felde im Gau Königshunder gegen Wiesbaden und Erbenheim, wo Konrad II., Heinrich II., Lothar II., Philipp, Friedrich II. und wohl auch Heinrich IV. gewählt wurden, und für den schon im 13. Jahrh. noch der zu Rense am Rhein an die Stelle trat. Noch ein andrer lag bei Lörgweil, ein vierter in Schwaben[5]). Aehnlich stand in Kärnthen ein herzoges stuol[6]). Der deutsche König stand zu seinem Volke in Friede und Fehde, in Lieb' und Leide,

---

1) Gregor Tur. II, 9. VI, 24. VIII, 10; Sigebert. Gemblac. z. J. 430; Agathias I, z. J. 524.
2) Jornandes 5, 11. Aurel. Victor Cäſ. XIII, 3.
3) Paulus Diaconus VI, 55. V, 10.
4) Beda.
5) Grimm R.A. S. 242.
6) Darüber unter Andern Hübner's Historische Fragen V, 195.

in Sonnenschein und Unglück. Er ist seines Volkes höchster râtgëbo (consiliator) und mundboro (tutor), er ist liof landes ward und burges ward (terrae custos), er ist landes und burgo hirdi (custos arcium), er ist folces hirde; er ist liudeo hêrro, liof herro, hold hêrro[1]).

Er ist mâri (clarus), er ist mahtig mildi d. i. mächtig (well riki, allero barno rikiost) und milde d. i. freigebig. Er heißt darum auch mêthomigëbo (largitor thesaurorum) und baggëbo (dator epularum), bôggëbo (annulorum dator aureorum), wie agelſ. beáhgife, ſincgife, goldgife. So ist er kraftog, bald und strang, allero barno strangôst; er ist sâlig.

Ein schönes Bild innigen Wechselverhältnisses zu gegenseitiger Treue und Verpflichtung zwischen Volksgemeinde und ihrem Könige, zur fulleist (fullêstina nord.), zum fullgangan, zum farstandan d. i. Einstehen im Leben und im Tode! — Cum ventum in aciem, turpe principi virtute vinci, turpe comitatui virtutem principis non adæquare; jam vero infame in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare praecipuum sacramentum est. So kannte Tacitus (Germ. 14.) unsre Väter!

Als die Fürsten Verritus und Malorix, qui nationem eam regebant, um den Drohungen des Dubius Avitus (minitando vim romanam nisi abscederent Frisii veteres in locos aut novam sedem a Caesare impetrarent) zu entgehen, nach Rom giengen und dum aliis curis intentum Neronem opperiuntur, inter ea, quae barbaris ostentantur, intravere Pompeji theatrum, quo magnitudinem populi viserent. Illic, fährt Tacitus (A. XIII, 54) fort, per otium (neque enim ludicris ignari oblectebantur) dum consessum caveae, discrimina ordinum, qui eques, ubi senatus, percunctantur, advertere quosdam cultu externo in sedibus senatorum, et quinam forent rogitantes, postquam audiverant earum gentium legatis id honoris datum, quae virtute et amicitia romana praecellerent, nullos mortalium armis aut fide ante Germanos

---

1) Bezeichnungen aus dem altsächsischen Heliand; auch die folgenden.

esse exclamant degrediunturque et inter patres considunt.

So sprachen und handelten kleine deutsche Fürsten gegenüber dem riesigen Rom, dem kein jetziger Koloß gleicht. Und dieser Volks- und Fürsteneinheit erlag endlich Rom. —

Berlin, am 18. April 1850. H. F. Maßmann.

V.

Ueber die Bedeutung des Simplicissimus

von

Chr. v. Grimmelshausen.

Die Mittheilungen von Theodor Echtermeier (in den Hallischen Jahrbüchern 1838. Nr. 52—54), so wie die tiefer eingehenden Untersuchungen W. L. Passows (in den Blättern für literarische Unterhaltung 1843. Nr. 259—264, mit den Nachträgen 1844. Nr. 119 und 1847. Nr. 273) über den Verfasser des Simplicissimus und dessen sonstige Werke haben nicht verhindern können, daß noch in der 3. Auflage des 3. Theils von Gerwinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Leipzig 1848. andere Werke des Christoffel von Grimmelshausen außer dem Simplicissimus, z. B. der keusche Joseph, der satirische Pilgram u. a. zu den wahrscheinlich verlorenen gerechnet, der Trutzsimplex aber und der Springinsfeld dem Philarchus Grossus von Trommenheim, als einem von Grimmelshausen verschiedenen Verfasser, zugeschrieben werden. Ja, Dr. Georg Weber in seinem verdienstlichen Grundrisse der Geschichte der deutschen Literatur, 2. Auflage, Leipzig 1850. nennt auch jetzt noch Samuel Greifenson von Hirschfeld als Verfasser des Simplicius Simplicissimus, ohne auch nur jenem Namen, wie doch Gerwinus bereits gethan, hinzuzufügen: „(eigentlich Grimmelshausen)." Bei dem großen Gewicht des Gerwinischen Buches und der Verbreitung, welche der Webersche Grundriß sich erworben hat, dürfte den Entdeckungen jener erstgenannten Männer noch lange die völlige Anerkennung fehlen, weshalb es Pflicht wird wiederholt auf ihre Arbeiten hinzuweisen. Aber auch das kann leider nicht geradehin geschehen ohne damit neuen Irrthümern Bahn zu machen, welche

zum Theil bereits, offenbar aus den Aufsätzen von Passow und Echtermeier, in die 9. Auflage des Leitfadens zur Geschichte der deutschen Literatur von Pischon, Berlin 1848, S. 108. übergegangen sind. Die Bemerkung daselbst, daß Grimmelshausen Protestant gewesen sei, ist das Ergebniß einer Untersuchung Passows v. J. 1843, welches dieser selbst zwar 4 Jahre später als ein falsches nachweist, aber in einer kurzen Bemerkung, die leicht übersehen werden kann und wirklich, wie die Angabe bei Pischon zeigt, übersehen worden ist. Mit jenem Ergebniß aber fällt zugleich die Auffassung Passow's (Bl. f. lit. Unterhaltung 1843 Nr. 261) von dem Verhältnisse, in welchem Grimmelshausen steht zu dem ohne Namen des Verfassers in der Gesammtausgabe der Grimmelshausischen Schriften abgedruckten Gespräche: „Warumb er nicht katholisch werden könne?" Darauf jedoch jetzt näher einzugehen ist meine Absicht nicht. Darlegen nur möchte ich hier den Grundgedanken und die Stellung des Simplicissimus, so daß daraus zugleich das Irrthümliche der aus dem Aufsatze Echtermeiers entnommenen Angabe Pischons, daß Grimmelshausen in seinem Simplicissimus den Parzival parodire, erhelle, so wie hervorgehe, daß man die Bedeutung des Werkes nicht mit Passow darin setzen dürfe, daß der Simplicissimus der Eulenspiegel des 17. Jahrhunderts sei.

Allerdings ist das Verhältniß des Simplicissimus zum Parzival Wolframs von Eschenbach ein ganz bestimmtes. Beide Werke haben in dem innersten Gedanken, der sie gestaltet, ihren Berührungspunkt; beide stellen in dem Leben ihrer Helden dar den Kampf zwischen Geist und Welt, Glaube und Leben, der zuletzt mit dem Frieden des Kämpfenden endet. Sollte dieser Kampf rein und anschaulich dargestellt werden, so mußten beide mit einem starken zwar, aber einfältigen, weder durch innre Erfahrung, noch durch den Gedanken mit der Offenbarung des Geistes in der menschlichen Gesellschaft und deren Verhältnissen vermittelten Glauben in das Leben hinaustreten. So geht Parzival von der Einsamkeit, in welcher die Mutter das Glaubensleben des Kindes gepflegt, in die glänzende Ritterwelt, Simplicissimus nach dem Tode des Einsiedlers, der ihn unterrichtet, aus seiner Hütte in das rohe, wüste Leben des Krieges. Da nun tritt der große Unterschied ein, durch welchen Simplicissimus in dem weiten Gebiete deutscher Dichtung nicht ein Gegenbild, sondern die nothwendige Ergänzung des Parzival wird.

Dieser, ursprünglich begabt mit einem tiefen und edlen Gemüthe, verliert in dem Kampfe mit der Welt, die ihn in ihren feinsten Gestaltungen umgiebt, als er sich mit Schmach bedeckt sieht gerade da er den Gipfel der Ehre erreicht zu haben meinte, zwar der äußern Erscheinung nach den Glauben seiner Kindheit ganz, er zweifelt und verzweifelt an seinem Gotte; aber, und das ist die Hauptsache, er sucht nicht im wüsten Sinnengenuß, nicht in den Tiefen des irdischen Lebens Ersatz für das, was er auf seinen Höhen verloren hatte: unwandelbar vielmehr blieb er von Seiten der Sitte mit seinem Gotte und dessen Gesetze im unverbrüchlichen Zusammenhange. Darum — wie das in dem Gespräche Parzivals mit Trevrizent (Lachmannsche Ausgabe S. 225) angedeutet wird — gelangt Parzival zuletzt, nachdem er, gedemüthigt und gereift durch innerliche Kämpfe nnd Erfahrungen, wie durch äußere Belehrung, den Glauben seiner Kindheit nur bestimmter und selbstbewußter wieder erhalten hat, zum höchsten, reinsten Lebensgenuß, indem er die Fülle der Güter als Offenbarungen der Macht und Liebe Gottes empfängt und genießt, zum Besitze des Graal kommt. Simplicissimus dagegen, weniger tief und mehr sinnlich, bewahrt in dem Kampfe mit der entarteten Welt, die ihn überall mit roher Härte auf der einen und Genuß auf der andern Seite entgegentritt, die Reinheit der Sitte nicht. Er taucht tiefer unter in den Schlamm des Lebens, giebt der Welt sich vollständig gefangen von ihrem Dienste gefesselt; der Glaube aber seiner Kindheit läßt ihn nie ganz außer Verbindung mit dem Höchsten. Dieser Glaube ist zwar eine Zeit lang unterdrückt, scheint verschwunden, seine Kraft aber tritt hervor in den immer stärker werdenden Regungen des Gewissens, welche ihn endlich zur völligen Umkehr treiben. Allein gewohnt der Welt nachzugeben, fällt er in ihr, oder in ihrer Nähe immer wieder ihrer Macht anheim, und findet vollen Frieden sachgemäß nur getrennt von ihr in Arbeit, Betrachtung und Gebet auf einer einsamen fruchtbaren Insel. So steht, wie der Zeit, so auch der Bedeutung nach, unser Simplicissimus zwischen dem Parzival und Goethes Faust mitten inne. Der eine kämpfend verliert den Glauben, der andere die Sittenreinheit und der dritte in dem rastlosen Suchen nach Befriedigung entsagt dem Glauben und überspringt die Schranken der Sitte. Für diesen freilich ist, trotz des zweiten Theiles des Faust, die Versöhnung nicht gefunden.

Aus dieser kurzen Darstellung wird im Allgemeinen ersichtlich sein, in welchen Punkten dem Grundgedanken des Parzival und des Simplicissimus gemäß das innere und äußere Leben beider Helden sich berühren, in welchen es abweichen muß. Die größte Aehnlichkeit im Verlauf der Geschichten liegt im Anfang.

Nimmt man nun noch hinzu, in welchen Umgebungen und an welchen Lebenskreisen Wolfram den Parzival und Grimmelshausen den Simplicissimus sich entwickeln läßt, so wird vollständig erhellen, ob und in wie fern das eine Werk neben seiner eigenthümlichen Bedeutung auch noch die habe eine Parodie des andern zu sein. Wolfram zur Zeit, da er den Parzival dichtete — ganz im Anfange des 13. Jahrhunderts — im Glanz des Hofes des Landgrafen von Thüringen lebend, selbst Ritter, war durch seine eigenen Verhältnisse sowohl, als auch durch den Sagenkreis, dem er den Stoff zu seinem Gedichte entnahm, für seinen Helden an die durch den Gedanken verfeinerte und durch den Zauber der Dichtung belebte und verklärte Ritterwelt gewiesen. Grimmelshausen, der selbst als Musketier im 30jährigen Kriege Dienste gethan hatte, setzt seinen Simplicissimus in das wüste Treiben und all' die Roheit und Gemeinheit des damaligen Kriegerstandes. Wie man nun die gemeinste Wirklichkeit entarteter Lebenskreise eine Parodie der Darstellung eben derselben, nur durch die schöpferische Kraft eines dichterischen Gemüthes gehobenen Kreise nennen, wie das wildeste Räuberleben die verfeinerte Ritterwelt parodiren mag, so allerdings könnte man auch die Zustände, welche Grimmelshausen im Simplicissimus gebraucht und darstellt, eine Parodie nennen der Welt, in welcher Parzival sich bewegt; aber gewiß nicht anders. Von einem bewußten, gewollten Parodiren, ja Persiffliren des Gedichtes Wolframs nach seinem ganzen Verlaufe durch das Werk von Grimmelshausen — wenn dies die Meinung Echtermeiers ist*) — ist so wenig eine Spur zu finden, daß, selbst wenn nachgewiesen werden könnte, daß dem Grimmelshausen Wolframs Parzival vorgelegen habe, nur ein

*) Echtermeiers Worte sind: „Ihre (der 5 Bücher simplicianischer Geschichten) Opposition gegen die Ritterpoesie beschränkt sich nicht nur auf gewisse Züge, sondern diese Bücher des Simplicissimus persiffliren und parodiren das abstrakteste und auf die Spitze getriebene Rittergedicht den Parzival in seinem ganzen Verlauf. Um sich davon bestens zu überzeugen braucht man nur die Inhaltsangaben der Bücher und Kapitel in beiden zu vergleichen und den Lebenslauf des Simpler und des Parzival neben einander zu halten.“

ganz anderer Einfluß des Parzival auf den Simplicissimus zugegeben werden könnte, der nämlich, daß das Werk Wolframs den Grundgedanken, aus dem das Grimmelshausensche Werk hervorgegangen, mit angeregt und seine Ausführung gefördert habe. Allein es ist schwerlich zu glauben, daß Grimmelshausen den Parzival gekannt hat, und Nichts in seinen Schriften weist darauf hin. Des Königs Artur erwähnt er überhaupt fünfmal, dreimal im Simplicissimus, einmal Buch 4, Kap. 24, wo er Oliviers Schwert mit dem Schwerte des Königs Artur Caliburn vergleicht; und dann Buch 6, Kap. 6 und Kap. 8, an welchen Stellen ihm der Glanz der Hofhaltung und die Freigebigkeit des Königs Artur zum Vergleichungspunkt dienen. Am allerwenigsten dürfte Grimmelshausen hoffen mit einer Parodie des Parzival von seinen Zeitgenossen verstanden zu werden. — Auch das darf ich wohl noch mit in Anschlag bringen, daß ein Mann von dem tiefen sittlichen Ernst wie Grimmelshausen, und der selbst (z. B. in Dietwalts und Amelindens Lieb- und Leidsbeschreibung) mit sichtbarem Wohlgefallen in der sagenhaften Ritterwelt sich bewegt, nicht wohl das Rittergedicht, den Parzival, in einem Werke parodiren, ja persiffliren konnte, welches mit jenem von demselben ernsten Grundgedanken ausgegangen ist. Eine Beziehung endlich der Ueberschriften im Simplicissimus zu denen im Parzival (nach der Ausgabe von 1477, die hier allein in Betracht kommen könnte), wodurch die von Echtermeier ausgehende Ansicht bestätiget würde, habe ich nirgend finden können; vielmehr erscheinen die im Simplicissimus ohne alle Rücksicht auf den Parzivol gemacht. Zur Bestätigung dieses Urtheils können die Ueberschriften solcher Abschnitte dienen, welche der Persifflage am meisten Raum geben würden. So hat der Abschnitt, welcher den Aufenthalt des Parzival bei Gurnamanz enthält, die Ueberschrift: „Hie kam her partzival zu gurnamantz von grahars den hertzogen der lerte in witze.“ Der entsprechende Abschnitt im Simplicissimus, worin der Aufenthalt des Simplicissimus bei dem Gouverneur in Hanau dargestellt wird, zerfällt in 30 Kapitel mit Ueberschriften, und geht von Buch 1 Kap. 18 bis Buch 2 Kap. 14. Von diesen Ueberschriften werde ich diejenigen mittheilen, welche noch am meisten anzuklingen scheinen könnten: Buch 1. Kap. 25: „Dem seltsamen Simplicio kommt in der Welt alles seltsam vor, er hingegen der Welt auch.“

Buch 2. Kap. 3: „Der andere Page bekommt sein Lehrgeld und Simplicius wird zum Narren erwählt."
Kap. 6: „Simplicius kompt in Himmel und wird in ein Kalb verwandelt."
Kap. 7: „Wie sich Simplicius in diesen bestialischen Stand geschickt."

Doch das wird genügen.

Wenn nun Passow im Simplicissimus den Eulenspiegel des 17. Jahrhunderts sieht und sein Wesen in eine Persifflage der verschiedensten Schwachheiten des deutschen Volkes, in einen mit scherzhaften Waffen geführten Kampf für den schlichten gesunden Menschenverstand und für einen unverkünstelten aber aufrichtigen Glauben setzt, und die Einkleidung der im Eulenspiegel und Simplicissimus gleichartigen Grundgedanken näher so angiebt: „ein reiner ursprünglich gutgearteter Naturmensch — eine Art des jetzt so beliebten deutschen Michels — wird ohne allen Anhalt in eine verkünstelte und vielfach zerrüttete Welt hinausgeschleudert, aber nicht um mit derselben auf Leben und Tod zu kämpfen, sondern um durch diese Vereinigung ganz widerstrebender Elemente, fortwährend in die lächerlichsten Situationen, dann und wann aber auch in ernstere Verlegenheiten zu gerathen" —: so macht damit Passow für den Simplicissimus Nebensächliches zur Hauptsache, ganz abgesehen davon, wie diese Darstellung für den Eulenspiegel passen dürfte. Allerdings benutzte Grimmelshausen, dem „es wollte so behagen mit Lachen die Wahrheit zu sagen," und der dies sehr wohl verstand, vornehmlich den Eintritt des Simplicissimus in die ihm ganz unbekannte Welt, um den Zusammenstoß des schlichten Menschenverstandes und des ungekünstelten Glaubens mit der verderbten und verkünstelten Welt in heiterer oft lächerlicher Weise darzustellen, und die Gestalt des Simplicisssmus, um mannigfache Schwachheiten des deutschen Volkes zu verspotten; allein das ist so wenig die Hauptsache und der Grundgedanke des ganzen Werks, als man mit Recht den Parzival, der auch anfänglich die Lehren seiner Mutter wörtlich in Erfüllung bringt, dadurch lächerlich wird und ernste Verlegenheiten hervorruft und somit mehr noch als Simplicissimus an Eulenspiegel erinnert, den Eulenspiegel des 13. Jahrhunderts nennen könnte. Der Kampf mit der Welt wird im Simplicissimus allerdings auf Leben und Tod gekämpft. Die Hauptpunkte in diesem

Kampfe und die Uebergänge vom Siege zum Unterliegen, vom Leben zum Tode und umgekehrt sind mit großer Selenkunde theils dargestellt, theils angedeutet. Daß dieser Kampf dem Grimmelshausen bei seiner Darstellung die Hauptsache war, ergeben unzweifelhaft die Worte, welche Grimmelshausen den Simplicissimus sprechen läßt, als ihn das „nosce te ipsum“ zu einem eingehenden Rückblick auf sein vergangenes Leben führt, Buch 5 Kap. 23, verbunden mit der Antwort, welche Simplicissimus giebt, als er aufgefordert wird von seiner einsamen Insel wieder in die Welt zurückzukehren, Buch 6 Kap. 27. Aus der ersten Stelle werden folgende Zeilen für den Zweck dieser Darstellung genügen: „da sagte ich zu mir selber, dein „Leben ist kein Leben gewesen, sondern ein Todt; deine Tage ein „schwerer Schatten, deine Jahr ein schwerer Traum .....: du bist „durch viel Gefährlichkeiten dem Krieg nachgezogen und hast in „demselbigen viel Glück und Unglück eingenommen .....: aber nun „du O mein arme Seel, was hastu von dieser ganzen Raiß zu wegen gebracht? Diß hast du gewonnen. Ich bin arm an Gut, mein „Hertz ist beschwerdt mit Sorgen, zu allem guten bin ich faul, träg „und verderbt, und was das allerelendeste, so ist mein Gewissen „ängstlich und beschwert, du selbsten aber bist mit vielen Sünden „überhäuft .....; Als ich nach meines Vattern (des Einsiedlers) seeligen Todt in diese Welt kam, da war ich einfältig und rein, auffrecht und redlich, wahrhaftig, demüthig, eingezogen, mässig, keusch, „schamhaftig, fromm und andächtig; bin aber bald boßhafftig ꝛc. „geworden, ...“

Die zweite Stelle beginnt mit den auch von Echtermeier in einer andern Beziehung angeführten Worten: „Mein Gott was „wollt ihr mich ziehen, hier ist Fried, dort ist Krieg; hier weiß ich „nichts von Hoffart, vom Geitz, vom Zorn, vom Neyd, vom Eyfer, „von Falschheit, von Betrug, von allerhand Sorgen beydes um „Nahrung und Kleydung noch umb Ehr und Reputation; hier ist „eine stille Einsame ohne Zorn, Hader und Zanck; eine Sicherheit „vor eitlen Begierden, eine Vestung wider alles unordentliches Verlangen; ein Schutz wider die vielfältige Strick der Welt und eine „stille Ruhe, darinnen man dem allerhöchsten allein dienen, seine „Wunder betrachten, und ihn loben und preysen kann ꝛc.“

C. Kläden.

VI.

Die Schönaunken.

Im Hüggel, einem berge zwischen den orten Ohrbeck und Hagen in der nähe von Osnabrück haben vor alters leute gewohnt, die man die Sgönaunken, Sgönhaunken oder Sgönunken genannt, ihnen aber auch wohl die namen Hünnerskes oder wilde gesellen gegeben. Sie haben sich in den im berge befindlichen höhlen aufgehalten, welche man die wünnerkesgätter, wüllekeslöcker oder wulweckerslöcker geheißen und man erzählt, daß diese sich noch weit von dem berge fort bis jenseit Osnabrück erstrecken, wo sie bei St. Gertruden wieder ans tageslicht führen, und man früher durch eine große thür, die jedoch jetzt durch davorgelegte große eisenstangen verschloßen ist, in dieselben hat hineingehen können.

Diese Sgönaunken nun haben den bewohnern der umgegend allerhand geräthe geschmiedet, namentlich pflugeisen und brandröste, und die waren so vortrefflich, daß gar kein vergang an ihnen war, und viele leute noch dergleichen bis auf den heutigen tag aus alter zeit haben, denn jetzt schmieden die Sgönaunken nicht mehr. Dabei ist noch merkwürdig, daß alle diese brandröste einerlei form haben; sie bestehen nämlich aus länglichen dreifüßen, die an der spitzen seite eine handhabe in der gestalt eines sitzenden hundes haben und dazu dienen das holz auf dem heerde hohl zu legen.

Man erzählt nun, daß die Sgönaunken unsichtbar gewesen, und daß wer ein geräthe von ihnen hat haben wollen, seine bestellung habe auf einen zettel schreiben und diesen auf einen vor der höle stehenden tisch legen müßen, dann habe er das bestellte am andern tage gefunden, aber auch den preis dafür sogleich auf den tisch legen müßen*).

---

*) Vgl. Germania VIII, 217. Schwanensage 533. H.

Nun ist aber einmal ein Hüggelmeier gewesen, der bestellt bei den Sgönaunken ein pflugeisen und kommt anderen tages hin um das bestellte zu holen, findet es auch, setzt sich aber statt zu bezahlen auf den tisch und „måket sin behoves.“ Das ist ihm aber fast übel bekommen, denn als er sich eilig auf seinem pferde davon gemacht, ist es ihm in gestalt eines glühenden rades, andere sagen wie ein glühendes pflugeisen, nachgeeilt und er hat nur mit mühe und noth noch seinen hof erreicht, wo in dem thorpfosten noch lange nachher die stelle sichtbar gewesen, an welcher das glühende rad oder pflugeisen hinter ihm hineingefahren. Als er aber in seinem hofe gewesen, hat er draußen eine stimme gehört, die hat ihm nachgerufen, das solle der neunte Hüggelmeier noch entgelten. Und so ist es auch gekommen, denn es hat den Hüggelmeier und seine nachkommen viel unglück in der wirthschaft befallen; aber jetzt müßen sie wohl über den neunten hinaus sein, denn jetzt geht es ihnen wieder gut.

In Sutthausen bei Osnabrück ist auch einmal ein herr von Stahl gewesen, den hat die neugierde getrieben, zu wißen wie es in der höle aussehe, darum hat er am eingang der Wulweckerslöcker eine schnur befestigt und ist nun hineingegangen. Wie er aber schon tief drinnen gewesen, ist die schnur gerißen und er ist lange darin umhergeirrt, bis er endlich, wie einige sagen, eine große rüde erblickt hat, der ist er nachgefolgt und in große räume gekommen, wo stühle, bänke, tische und allerlei geräthe an den wänden umherstanden, auch oben an der decke ein gewaltiger eisenstein an einem dünnen faden hing. In dieser höle aber saß eine alte und spann und zu ihren füßen lagen zwei große schlafende doggen; als diese nun den herrn von Stahl erblickte, trat sie auf ihn zu und warnte ihn, die doggen ja nicht zu wecken, sonst würden sie ihn zerreißen; darauf aber hat sie ihn wieder aus der höle herausgeführt und er hat der kirche zu Hagen für seine glückliche errettung zwei wiesen geschenkt, weshalb noch allsonntäglich für ihn dort gebetet wird.

Andre erzählen, der herr von Stahl habe, als er so in der höle umhergeirrt, gelobt alle morgen vor sonnenaufgang unserem herrn zu füßen zu fallen, und da habe er glücklich den ausgang gefunden; noch andere sagen, er habe gelobt, von jedem bäcksel, das auf seinem gute gemacht würde, ein brot den armen zu geben, und so sei er denn glücklich aus dem berge gekommen. — Es wird auch noch er-

zählt, im besitz der familie von Stahl sei auch noch bis auf den heutigen tag eine silberne kanne, die ihnen die Sgönaunken geschmiedet hätten, und diese soll die jahreszahl 1500 tragen.

Ein bauer aus Ohrbeck erzählte auch von nur einem schmied im Hüggel, der sich unsichtbar machen können und das bestellte geräthe gegen zahlung auf den vor der höle befindlichen tisch gelegt.

In Sterlebrink kam einmal eine frau in die wochen und ging ehe sie ihren kirchgang gethan aus; da ist sie plötzlich in die höle im Hüggel geführt worden und hat dort rüden säugen müßen, so daß, als sie wieder herauskam, ihre brüste so lang geworden waren, daß sie sie hat über die schultern schlagen können. Bald darauf sind auch die Sgönaunken zu ihr gekommen und haben von ihr zwei tonnen butter verlangt, denn wenn sie die nicht erhielten, so müße sie täglich wieder in den Hüggel und rüden säugen. Da hat sie das verlangte denn eilig hingeschafft, um nur von der furchtbaren strafe loszukommen.

Die Sgönaunken haben auch oft den leuten der umgegend die kinder vertauscht und die ihrigen statt derselben hingelegt, hat man diese aber zum sprechen bringen können, so haben sie sie wieder wegholen müßen. Das ist auch einmal einer frau begegnet, die hat gar nicht gewußt, wie sie das wechselbalg zum sprechen bringen könne, da hat ihr einer gerathen, sie solle eierschalen auf das feuer setzen und darin brauen. Das hat sie denn auch gethan, und als die schalen nun über dem feuer gestanden, hat sich das kind erhoben und gesprochen: „Siebenmal hab' ich den Bremer wald abbrennen sehn und habe solch brauen noch nicht gesehn!" und kaum hat es das gerufen, da ist auch ihr kind schon wieder dagewesen und das wechselbalg verschwunden.

Oft sind die Sgönaunken auch, wenn die leute abends den brotteig eingesäuert, in der nacht gekommen und haben ihn geknetet, so daß man am andern morgen alles bereit gefunden. Das ist auch mehrmals auf einem bauerhofe geschehn und der knecht hat sich deshalb einmal abends hinter dem troge versteckt, da sind denn zwei Sgönaunken gekommen und haben angefangen zu kneten; mitten in der arbeit hat der knecht aber eine bewegung gemacht, da hat der eine gesagt: „'t wegget sik," aber der andre hat geantwortet: „kett men tau, kett men tau!" (knet nur zu!) Als das der knecht ge-

hört, ist er mit einem knüppel hervorgesprungen und hat sie fortgejagt, und seitdem sind sie nicht wieder gekommen.

Witte wîwer.

Aus Riemke bei Bochum.

Am Tippelsberg bei Riemke liegt ein einzelner bauerhof, auf dem zur zeit der bauer Thiem wohnt, und unmittelbar an dem gehöfte desselben liegt eine etwa zwanzig fuß tiefe senkung, in welcher ein schöner klarer quell entspringt, der rings von dichtem gehölz umgeben ist. Diese senkung nennt man die witte wiwerskûle und erzählt, daß hier vor zeiten die witten wiwer gewohnt, die sich auch je zuweilen sehen laßen.

So wird namentlich erzählt, daß einst vor langen jahren auf dem hofe des bauern Stimberg zu Riemke einer der vorfahren des jetzigen besitzers gewohnt, dessen frau einmal, nachdem sie im kindbett gelegen, ausgegangen sei, bevor sie ihren kirchgang gehalten. Das ist ihr aber übel bekommen; denn als sie kurze zeit darauf eines abends am feuer saß, sind plötzlich zwei witte wiwer hereingetreten, haben sie mit gewalt fortgeschleppt und mit sich in ihre höle entführt. Als sie dort mit ihr angekommen, haben sie ihr verboten jemals aus der thüre zu sehen, denn sonst würden sie ihr den hals brechen. Das hat sie auch sieben jahre hindurch geduldig getragen, aber da hat sie doch, als die witten wiwer einst abwesend waren, ihre sehnsucht nicht länger bezwingen können und hat die thüre aufgethan. Wie sie nun da heraustritt, läutet gerade die glocke zu Bochum, und da hat sie an dem ihr wohlbekannten klange sogleich gewußt, wo sie war und ist hinabgeeilt nach Riemke zu dem hofe ihres mannes. Der hatte aber indessen, da er seine frau längst todt geglaubt, eine andre gefreit, und wie sie ins haus getreten, hat sie solche gesehen und sich schweigend an den heerd gesetzt. Als aber die kinder ihrer dort ansichtig geworden sind, haben sie sie bald erkannt und sich schmeichelnd an sie gedrängt, die stiefmutter aber hat ihnen geheißen von ihr wegzugehen, da das fremde weib sie nichts anginge. Da hat sie nicht länger an sich halten können und hat gesagt: „wohl gehen sie mich mehr an als dich!“ und grade in dem

augenblicklich ist ihr mann ins haus getreten, hat sie freudig wieder erkannt und nun die erste frau sammt der zweiten im hause behalten. So hat sie denn noch einige jahre ruhig und zufrieden bei ihm gelebt, hat aber nie eine andre speise als „möre äppel" zu sich nehmen können.

Andre erzählen genau ebenso, nur mit dem unterschiede, daß sie sagen, sobald sie ans tageslicht hinausgetreten, sei die macht der witten wiwer über sie dahin gewesen und sie habe nun frei und ungehindert nach Riemke hinabgehen können.

Ein knecht von Thiem's hof hat einmal auf dem acker an der witte-wiwerskûle gepflügt und da es grade um die imtit (frühstückszeit) gewesen, hat er gerufen: „wiwer herût, ik sin smächtich!" Sogleich hat ein tisch mit den herrlichsten speisen gedeckt vor ihm gestanden und er hat sich nicht lange besonnen, sondern tüchtig zugelangt und es sich wacker schmecken laßen. Zugleich mit ihm ist aber auch ein pferdejunge dort gewesen, der hat, als der knecht gerufen, gleichfalls geschrieen „wiwer herût!" als aber die tafel erschienen ist, hat er nichts eßen mögen, darum ist er nach wenigen wochen gestorben.

Zwergsagen.

Etwa eine halbe stunde von dem dorfe Goldbeck, in der richtung nach Rinteln zu, befinden sich hölen in einem berge, in denen vor alter zeit die zwerge gewohnt haben. In der nähe des berges liegt der hof eines bauers, deßen heerde dort gewöhnlich zu weiden pflegte und da geschah es regelmäßig alle morgen, wenn der hirt am berge vorübertrieb, daß eine fremde kuh sich unter die heerde mischte, die so glatt und schön war, daß ihr fell wie gold glitzerte und glänzte, und wenn er abends wieder heim kehrte, verschwand sie stets in der nähe des berges. Eine zeit lang hatte er das so mitangesehen, aber endlich erzählte er es doch abends seinem herrn und der sagte: „Sie könnten dir wohl auch ein trinkgeld dafür geben, daß du täglich ihre kuh mit auf die weide treibst!" Die zwerge, die sich, durch ihre nebelkappen unsichtbar, gern in der stube des bauers aufhielten, waren auch gerade da und hörten das, und als

nun der hirt am andern morgen wieder bei den zwerglöchern vorbeitrieb, fand er vor der höle einen groschen und so gings nun fort einen tag wie alle tage. Als das nach einiger zeit der bauer wieder hörte, sagte er: „können sie das, so können sie dir auch wohl ein frühstück geben!" und andern morgens, als er wieder bei dem berge vorüberkommt, findet er neben dem groschen einen schönen eierkuchen und den fand er nun gleichfalls alle tage dort. So ging es eine ganze zeit fort, bis der bauer mal hinausging aufs feld, um nach seinen erbsen zu sehen, da fand er denn zu seinem staunen alles von den zwergen zertreten und zerrauft und rief in seinem unmuth: „den schaden sollten sie mir auch wohl bezahlen oder lieber ganz und gar fort ziehn!" Kaum hatte er das gesagt, so rief eine stimme neben ihm, er solle den hirten zur höle schicken, dann werde alles bezahlt werden. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, ging schnell heim und schickte den hirten zur höle, der eine metze mitnehmen mußte, damit er das geld heimtragen könne. Als der aber an die höle kam, fand er vor derselben an der stelle, wo sein groschen nebst dem eierkuchen täglich lag, einen großen haufen pferdemist; den warf er mit dem maaße ärgerlich auseinander und ging nach hause. Als er dort ankam, warf er die metze zur erde und da gab's auf einmal ein klingen, wie lauteres gold und als er zusah, lagen ein paar blanker pistolen da. Schnell ist er zur höle zurückgelaufen um das übrige zu holen, aber als er hinkam, war nichts mehr davon zu finden.

Bei Alverdißen liegt ein kleiner busch, ehmals die Helle, jetzt der küsterbusch genannt, da haben sich vor alters unter einem steine zwerge aufgehalten. Nun ist einmal zu Alverdißen ein mann gewesen, der hat eine schuld von zweihundert thalern gehabt und hat nicht gewußt, wovon er sie bezahlen soll; da ist er in seinem kummer hinaus gegangen und ist von ungefähr auch an die Helle gekommen, und wie er so geht, steht auf einmal ein zwerg vor ihm, fragt weshalb er so traurig sei; da erzählt er's ihm; drauf sagt ihm der zwerg, er solle nur mit ihm kommen und so gehn sie zusammen fort bis zu dem steine, wo der zwerg verschwindet. Nicht lange aber, so ist er wieder da, hat die zweihundert thaler, sagt: „die will ich dir borgen, aber heut übers jahr, genau um dieselbe stunde, muß ich sie wieder haben; da komm her und rufe: „Anton," dann werde ich sie dir abnehmen!" der mann dankte freundlich und ging froh

nach Alverdißen heim; nach jahresfrist aber war er mit dem gelde pünktlich vor dem steine und rief: „Anton!“ Ein weilchen hatte er so gestanden, da erschien ein anderer zwerg, der sagte ihm Anton sei todt, er solle das geld nur ruhig behalten und heim gehen.

Bei Holtensen unweit Pyrmont haben vor alters auch zwerge gewohnt, und da ists einmal geschehen, daß einer an dem zwergloch vorbeigekommen ist und einen zwerg stehen sah, der hatte eine große mulde mit gold, das worfelte er, als wenn es getraide wäre um es von der spreu zu säubern. Als das der mann sieht, tritt er zu dem zwerge heran und sagt zu ihm: „das ist hübsche arbeit, die möcht' ich auch thun!“ Wie der zwerg das hörte und den mann erblickte, schrak er gewaltig zusammen, allein er faßte sich schnell und rief wie im höchsten schrecken: „sieh doch, Holtensen brennt ja!“ Erschrocken wandte sich der mann nach der seite, wohin der zwerg wies, sah aber nichts und als er sich nun wieder umkehrte, waren zwerg und gold verschwunden.

Die Hollen.

Oberhalb Velmede an der Ruhr liegt unweit der einige hundert schritte aufwärts entspringenden Welskenbeke eine höle, welche man das Hollenloch nennt. Man erzählt, daß hier vor alters die Hollen gewohnt, die sich den leuten oft dienstbar und gefällig erwiesen, daß sie namentlich ihnen ihre braupfannen geliehen und zum dank nur eine kleine gabe von dem gebräu erhalten. Ein schäfer hat aber einmal die pfanne garstig verunreinigt und seit der zeit haben sie dieselbe nicht mehr ausgeliehen.

Die weißen jungfrauen am hohen stein.

Unterhalb Volmarstein am ufer der Ruhr liegt eine steile felswand, der hoge stein genannt, da laßen sich oft zwei weiße jungfrauen sehen, die wandeln, gewöhnlich vor mitternacht, schweigend am ufer der Ruhr hinauf bis zum Wietkamp, gehen dann wieder

hinab und verschwinden. So sah sie auch einmal ein hirt, der mit seiner heerde am Wietkamp lag und wie sie so dahin wandelten, hörte er ein gewaltiges raßeln wie mit eisernen ketten; nun war er aber ein übermüthiger gesell, nahm eine kuhkette hervor, raßelte damit und rief: „**dat kan ik wol bêter!**“ Das aber bekam ihm übel, denn augenblicklich stürzten die weißen jungfrauen auf ihn los und drehten ihm das genick um.

Jäger Goi.

Der jäger Goi ist ein so leidenschaftlicher liebhaber der jagd gewesen, daß er selbst der hohen festtage nicht geschont und, als er einmal am stillen freitag auf der jagd gewesen und nichts erjagen können, gesagt hat, er müße heut noch ein wildbrât haben und sollte es ein hirsch mit einem kruzifix sein. Da ist ihm sein vermeßener wunsch sogleich erfüllt worden und ein schöner hirsch mit mächtigem geweih, und zwischen demselben ein kruzifix, hat vor ihm gestanden. Doch auch das hat ihn nicht wankend gemacht, er hat losgedrückt und das thier ist zusammengesunken. Als aber das blut aus der wunde geströmt ist, da ist reue über ihn gekommen und er hat es mit der hand zurückhalten wollen, aber nun ist es zu spât gewesen und er muß darum ewig jagen.

Zum andenken an die ruchlose that hat man ihn, wie er das blut mit der hand zurückzuhalten bemüht ist, abgebildet und dies bild vor der stadt Recklinghausen aufgestellt.

Ärntgebräuche.

1. In der gegend von Werle hat man die sitte, daß wenn der roggen gemâht ist, man einen grünen baum, sei es nun eine weide, birke oder dergleichen, auf dem felde aufrichtet, welchen man den **Hâkelmei** nennt. Ist dies geschehen, so schleichen sich die mâher unbemerkt an den hof des bauers heran, stellen sich dort mit ihren sensen auf und fangen sie an zu streichen; sobald die wirtin dies

hört, muß sie ihnen ein maaß brantwein entgegen bringen, denn wenn sie es nicht thut, so ziehen sie in den garten und mähen dort den kohl oder kappes. Danach ziehen sie wieder hinaus aufs feld, und wenn dann die mägde die letzte garbe gebunden haben, so müßen sie den baum umreißen, der gewöhnlich möglichst tief und fest in die erde gegraben ist; hierbei dürfen sie sich jedoch keiner werkzeuge, sondern nur der hände bedienen. Sind sie hiermit, gewöhnlich nach ziemlicher anstrengung fertig, so ziehen sie ebenfalls zum hofe des bauers, voran eins mit einem grünen kranze, den sie an der harke trägt. Auch sie schleichen heran, allein die wirtin erwartet sie schon und hat zu ihrem empfange einen eimer waßer bereit, welches sie ihnen entgegensprützt; sie suchen jedoch deßenungeachtet vorzudringen und bemühen sich namentlich, ihr den grünen kranz umzuwerfen, und wenn ihnen dieß gelingt, so haben sie das recht, ihr mit der harke das haar zu kämmen. Beim letzten fuder wird dann der wagen grün geschmückt, der **häkelmei** wird hinten angebunden und muß nachschleifen und so gehts heim; auch hierbei muß der wirt ihnen ein maaß brantwein entgegenbringen. — Zu weihnacht oder fastnacht geschieht es endlich oft, daß mehrere bauern sich zusammenthun und einen picknick veranstalten, das nennt man den **häkelmei** verzehren, wie man überhaupt von allem, was auf die neige geht, die redensart hat: „nun gehts auf den **häkelmei**!"

2. In der gegend von Volmarstein an der Ruhr steckt man einen busch auf das letzte fuder, welchen man den **Hörkelmei** nennt. Dasselbe geschieht zu Velmede, wo man den busch aber wieder **Häkelmei** nennt und einen hahn oben drauf setzt.

3. In der gegend des lippeschen waldes zu Kohlstätt und Ahden, setzt man, wenn das letzte getraide eingefahren wird, einen hölzernen hahn auf das fuder, welcher vergoldet ist und allerlei frucht im schnabel trägt. Gewöhnlich wird er nachher vor dem hause aufgehängt.

4. Im Osnabrückschen, in der gegend von Bissendorf und Gesmold, bindet man, wenn der roggen abgemäht ist, zwei garben mit einem seile zusammen und giebt ihnen die gestalt einer puppe, diese stellt man darauf an dem einen ende der mandel aufrecht hin, die mäher und binderinnen strömen herbei und alles ruft jubelnd! **„de aule, de aule!"**

5. Wenn in der gegend von Bückeburg das letzte korn gemäht ist, werfen die knechte die kappen in die höhe und rufen:

Waul, Waul, Waul!

und setzen auch meist noch hinzu:

de N. N.sche Mäkens sind hauren!

6. Wenn der roggen im Braunschweigischen in der gegend von Saldern abgemäht ist, bindet man drei garben mit einem seile so zusammen, daß die ähren einen kopf und das ganze eine puppe bildet; das nennt man die junfer oder die kornjunfer.

A. Kuhn.



VII.

Ritter Mauritius von Craun
und
Gräfinn Beamunt.

Nachfolgende Erzählung ist der bekannten Ambraser Handschrift zu Wien (Nr. 73. gr. fol.) entnommen, in welcher sich außer der Gudrun ꝛc. auch die Erzählung von Meier Helmprecht und die Erzählung vom üblen Weibe (821 Reimzeilen) befindet, welche letztere der Custos der Ambraser Sammlung Hr. Jos. Bergmann im Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher für Literatur 1841. XCIV, S. 1—18. abdrucken ließ. Dieselbe Lebendigkeit, welche jene beiden Erzählungen auszeichnet, herrscht auch in der hier mitgetheilten, die in der Handschrift vom flüchtigen Rubrikator nach dem Inhalte von Z. 133—220 irrthümlich (oder gar absichtlich?) überschrieben worden ist **Von künig Nero ainem Wüett|rich der auch wie ein fraw | Swanger wolt sein vnd sein | müeter aúffchneiden lieſſe| von ſeins fúrbitz |** *); während nach der Einleitung (Z. 1—262), die vom Wandern und Wandeln der **ritterschaft** durch die Reiche der Welt (Griechenland, Troja, Rom, Kerlingen) anhebt, der weitere Text (Z. 263—1772) von der Minne der Gräfinn **Beâmunt** (Beaumont: Z. 268) und dem Ritter **Mauritius** von **Êrûn** (**Eraun** 621, **Craun** 825, **Krawn** 272) handelt. Diese Namen deuten auf französischem Ursprung der Sage; auch fährt der Ritter mit seinem Walzen- oder Räderschiffe durch **Vrancricho** (756).

*) Vgl. Büsching's wöchentliche Nachrichten I, 387.

Außer diesem Lande kennt der Dichter **Kerlingen** (258. 253. 278), in welchem die Erzählung spielt; von Sagen kennt und nennt er Karl (240), Oliver (242) und Ruolant (242); örtlich bezeichnet er **Mas unde Rin** (688), Schiffe von **Cölne** (641), Wein von **Inspruche** und **Bozen** (553), Wien (759), den **beierischen schillinc** (492), den **lampartischen van** (738), die Aerzte von **Salerne** (554), **Rôme** (106. 107. 113. 132. 133. 197), **Rômære** (108. 202. 229. 230. 232), **Julius Cêsar** (116) und **Nêre** (134. 150. 180), das Land **ze Kriechen** (9. 13. 27. 30. 79. 82. 114), **Trôie** (14. 34. 55. 69. 71. 199. 220), die **Trôjære** (42. 67), **Ectôr, Pâris, Diephebus** und **Trôilus** (20—22. 43. 46. 47), **Bandaros** und **Eneas** (50), **Cassandra** (1136), **Cartago** (1151), **Dido** (1152)*) **Alexander** (94). Er spielt weiter an auf das Bett, darin Frau Venus den König Salomon verwundet (1162—69), von dem von **Veldeke meister Heinrich** (1160) gedichtet habe **). Er bezieht sich ferner sinnig auf die Sage von Brandan (884) und das **holz von Bulcânus** (1122), auf die **pfellel von Kriechen** (1134), die Haut oder den Pelz des **Alfurt** (1147) von **Maroch**)1148).

Die in dieser äußerst lebhaft und gelungen durchgeführten Erzählung vorkommende Schilderung des durch versteckte Pferde- und Räderkraft fortgetriebenen Schiffes, das mit denen von Cöln verglichen wird (641), gemahnt an die in Grimm's Mythologie geschilderte **terrea navis** (S. 237), die in Ripuarien gezimmert, nach Achen, Maestricht, Tungern rc. gezogen ward, wie noch im J. 1530 ein solches in Ulm vorkommt (S. 242).

Was den Reim des Gedichtes betrifft, so seien hier nur folgende Vorkommnisse hervorgehoben: 1) **lich: sich** (89. 823): **mich** (1185), **esterich: sich** (1177. 1547); **huf: ûf** (839: 40), **rotten: galiôten** (869: 70), **naht: gedâht** (1249); 2) **naht: gemacht** (1109), **ahte: machte** (835), **machte: geslahte** (1137), **rehte: mächte** (1739), **gemachte: wachte** (1559), **machet: wachet** (1439), **brâhte: nâhte** (1031); 3) **man: quam** (795. 919. 741.

---

*) Dieß wie im übeln wîbe (441), wo auch auf Tristan und Isolde (484. 486), Erek und Enit (414), Piramus und Tisbe (356), Walter und Hildegunde (306), Hildebrand (540), Dietlieb (696), Dietrich (260. 534), Wittich (258. 532), Asprian (157) angespielt wird.

**) Im übeln wîbe wird Parzival (410), Gamuret, Belican und Feirefiz (551) angezogen.

135. 179. 1496), quam: nieman (279), began: quam (7: 8. 953), vgl. quam: nam (1005); varn: arm (231. 574. 615. 1773), Erûn: rûm (826. vgl. 897), ruom: vertuon (721); 4) begunnen: versunnen (109), drunder: kunde (843) u. ſ. w.

Berlin, am 10. Brachmonds 1850.

H. F. Maßmann.

Mauritius unde Beamunt.

Jr habet dicke vernomen und iſt ouch mit rede vür komen
von wærlichem mære, daz ritterſchaft ie wære
wert und müeze immer weſen. wir hœren an den buochen leſen,
wâ man ir von êrſte began unde war ſie ſider bequam.
Kriechen heizet daz lant, dâ man den liſt alrêrſte vant,
der ze ritterſchefte gehœret. dâ wart ſie dô zerſtœret.
Ze Kriechen huop ſich ritterſchaft, dô ſie Trôie mit kraft
beſâzen durch ein vrouwen, dô mohte man wol ſchouwen
manegen Kriechen nâch ſage, die geliche wurben alle tage
umbe ritterlichen pris. Ectôr unde Pâris,
Elenus unde Diephebus unde ir bruoder Trôilus,
die küenen nôtveſten die werten den geſten
vor der mûre dicke ir velt und gâben ſolich widergelt
den hôchvertigen Kriechen, daz ſie tôten unde ſiechen
wider vuorten ze here. der Kriechen ſturm und der were
richet nie vür wâr, ſie hieten alſô manic jâr.
ich ſeitiu ouch wol vür baz von Troie. waz hulfe daz?
wir mügenz lâzen bliben ez kunde nieman gar geſchriben.
Dârês, der dô dô was, der die naht ſchreip unde las,
waz des tages dô geſchach, als erz mit ougen ane ſach,
dem gebriſtet an dem mære, wie die Trôiære

---

3. Von warlichen mêren (: wêren). 5. mûs. 8. wo. 16. fehlt wol. 21. Eienus. 25. mauren. 29. Wider fûrten zu here. 31. Reichet nye fûr ware (: jare). 33. Ich ſagte auch ... 37. D. der da w. 38. ſchrib. 42. Wie die Troyere.

warten ir urbôr, die wîle der küene Ectôr
lebte unde ir aller pflac; alſô aber Ectôr gelac,
dô ſwachet ir êre tegelichen ſêre.
ſîn herze ir aller herze was. Bandaros unde Ênêas
die wâren ouch dâ vorne ofte mit zorne,
dâ man heldes werc worhte. manec ſtrît âne vorhte
was vor Trôie dicke, daz man die ſwerters blicke
niht wol durchſehen mohte. ein zage dô wênic tohte,
dô die wîganden ûz vil manegen landen
muoſen zallen zîten an die burgære ſtrîten,
wan ſie wolten im tage. dô starp vil maneger zage
von vorhten âne wunden, die er hât ze allen ſtunden.
dô Trôiære Ectôrn verlurn, den ſie ze trôſte al erkurn,
dô ſwachte Trôie alle tac, unz ſie wüeſte gelac.
ze Trôie geſchach wunder. daz iſt ein rede beſunder,
der ich gerne ein ende vunde mit worten, ob ich kunde.
dar umb ich ſie überhaben hân. daz iſt durch vreude getân.
Ritterſchaft mac ze merken ſîn (des wart zuo den Kriechen ſchîn),
wan dâ man ſie minnet. der ſie vliehen beginnet,
den vliuhet ouch ſie zehant. alſô tet der Kriechen lant.
dô ſie des ſchaden dâ verdrôz, dô wart ir daz lant blôz.
Ritterſchaft und êre die muoz koſten ſêre.
daz iſt ein ſite unmâzen alt, der doch nie alters enkalt.
er niuwet aller tegelich unde breitete ſich
wîten in dem lande. Êre unde ſchande
vluhen einander, biz der biderb Alexander
der Kriechen lant betwanc. daz verlurn ſie âne danc.
des was ir bôsheit ſchult — — — — — —
deiſt doch ein ungelîchez leben. man gap in (ê), nû muoſens geben.
von den moht man gern êre hân. ſie lônet âne valſchen wân.

43. VVaren Ir vrbar. 44. Die weyl Ector. 60. Aus manigen lannden. 61. Muſtn zu allentzeiten. 63. im tage. 66. hat. 80. vehen. 81. flewhet. 87. ſit vnd maſsen. 90. Vnd bereitet ſich. 91. VVeyt im lannde. 93. Flyehent. 94. VVas der bidere Alexander. 95. lande. 97. Das was. 98. fehlt. 99. Das iſt. 100. Man gab, In nu mueſsen Sy geben.

Ez was dô mit kreften noch von hêrſcheften
dehein ſtat in den richen, diu Rôme mohte gelichen.
Rôme was diu mære. die ſtolzen Rômære
ritterſchaft begunnen. zehant ſie ſich verſunnen,
waz guoter vreude dar an lac, diu bezzeret ſich alle tac.
ze Rôme ritterſchaft beleip, dô man ſie von Kriechen vertreip.
zehant dô ſie was komen dar, Július Cêſar
der enpfie ſie ritterliche und twanc elliu riche,
daz im dienten diu lant. ein lop erkôs ſiniu hant,
daz er immer mê hât, die wile diſiu werlt ſtât.
Swen ſô lêret ſin muot, daz er gernez beſte tuot,
dem gelinget ouch dar an. ſô iſt vil maniger man
in der werlte, den ich ſihe, an den êren als ein vihe.
waz ſol dem ze lebene? der verſwendet vergebene
beidiu gnâde unde rât, den got der werlte gegeben hât.
Rôme ſtuont mit êren biz an den künic Nêren,
der ſider überlanc quam. der was ein harte übel man,
wand erz allez volbrâhte, daz im daz herze erdâhte,
ez wære übel oder guot. ſwaz im geriet ſin übel muot,
des kunde in niht erwenden, mit werken muoſerz enden.
er liez im tuon als einem wip und het ouch man vür wibes lip.
vernemet wie er einen tac alles denkende lac,
wie einem wibe wære, die trüege und kint gebære.
des wundert in ſêre. dô ſante künic Nêre
einen boten drâte nâch ſinem arzâte.
er ſprach „mit ſwelhen ſachen wiltû an mir gemachen
daz ich ein kint gewinne? nû kêre dine ſinne
dar an. des wirt dir michel nôt oder dû muoſt kieſen den tôt.“
Des antwurte im der arzât „es wirt harte guot rât:
ich verende alle dine bete“ und gap im pulver, daz dô krete

110. Zehannt als Sy s. v. 115. was fehlt. 120. ſein hannd. 123. Wenn ſo. 125. ouch fehlt. 128. On Eere. 140. übel fehlt. 141. Des k. m. n. erw. 142. Er muſt es mit wercken enden. 143. beybes leyb. 150. Do ſanndt der k. N. 157. Davan. 162. Vnd gab Im ein pollier daz da kræte.

wuohs in ſinem magen. dô begunde der künic tragen
ein harte ſwære burde. wie er ir âne wurde?
dô diu krete in dem man groze wahſen began,
dô gelichte er einem wibe vornen an dem libe.
dô gerou in alle ſtunde, daz erz ie begunde.
er vorhte daz ungemach. zem arzâte er dô ſprach,
daz er dem kinde werte, in von der ſühte nerte.
dô tet er als im geboten was und half im, daz er genas
unde wol dâ von quam. Nêre was ein grôz man
mit michelme gebeine und ſin muoter kleine.
dô wundert in alle zit, wâ in ir diu ſtat ſô wit
an deheinem ende wære, dar ûz ſie in gebære.
des wolte er niht erwinden, er müeſe ouch daz ervinden,
und hiez ſie zerſnieden. daz muoſe ſie liden
durch ſin bœs gelüſte. er ſach under die brüſte
und al den lip hin zetal. Dirre wunder âne zal
der künic manegez begie. vernemet wie erz anevie,
daz er Rôme zebrach. man ſeite im, waz dâ vor geſchach
ze Trôie, dô man die gewan. dô beſante er alle ſine man.
den klagte er ſiniu mære „mir habent die Romære
ſo vil ze leide getân, daz ich niht wol mac gelân,
ich ſchaffe daz ſie müezen mir mit ſchâden büezen.
wer hulfe rechen miniu leit, ich gæbe im ſicherheit,
daz ich in endeliche gewaltic unde riche
mache, ê ich erwinde.“ Dô huop ſin geſinde
an die hêrren von der ſtat, als ſie der künic Nêre bat,
einen ſtrit grôzen. dô hiez er ane ſtôzen
daz viur an manege ſtrâzen. die grôzen unmâzen
begienc er daz er geſæhe, waz ze Trôie geſchæhe.
Rôme wart wüeſte durch nôt. die vrumen lagen alle tôt,
die beidenhalben wâren, daz noch an tûſent iâren
gewahſet in ir lande ſô manic man ân ſchande,
als ez an den ziten was. noch geſiht manc palas

166. Wie leicht Er Ir ane wurde. 176. Vnd In. 177. als Jm was. 184. Wo. 189. Vnd ſyeſs. 194. Der w. a. z. 207. hilffet. 208. gebe. 211. Machen wil. 212. Da hub ſich ſ. g. 214. Nere fehlt. 218. Die groſse ehen von maſsen. 224. Das noch an tauſent Jaren. gewachſet mir lannde. ſo manig man on ſchande als es an den zeiten was. 228. N. geſihet man manig P.

ze Rôme nimmer deheinen man. Rôme ganz alſô verbran.
dô muoſe ritterſchaft varn von Rôme, wande ſie was arm
lîbes unde guotes und wart ir hôhes muotes
beroubet als ein weiſe von der grôzen vreiſe.

Mit jâmerlichem dingen kom ſie ze Karlingen
und was dâ lange nôthaft, biz aber Karl ſider mit kraft
begunde twingen diu lant. Oliver unde Ruolant
die kurn ſie ze geſellen durch ir baldez ellen
und pflâgen ritterliche. des wart ir lop vil riche.
dô daz lantvolc geſach, welch êre diſen zwein geſchach,
dô tâten ſie ouch nâch in. ſus huop ſich ir aller gewin.

Ez ſtêt dehein lant baz ze vreuden, dâ ie man geſaz,
danne Karlingen tuot, wan diu ir ritterſchaft iſt guot.
ſie iſt dâ wert unde bekant. ſich hât ſider manc ander lant
gebezzert durch ir lêre an ritterſchefte ſêre.
ſie dienent harte ſchône den vrouwen dâ nâch lône,
wan man lônt in baz dâ danne niendert anders wâ.

Dâ was ein ritter, deiſt niht lanc, der karte allen ſînen gedanc
an einer vrouwen minne und rieten im die ſinne,
daz er diente zaller ſtunt der grâvinne von Bêâmunt,
wand er deheine werder vant. Mauritius iſt er genant.
der lop nie von im geliez. Erûn ſîn hûs hiez.
der was er dienſtes bereit vil manegen tac mit ſtæteclicheit.
turnieren unde geben was allez ſîn leben
âne lôn vor allen dingen, wand er ze Karlingen
turnieren in die marke quam. dô was wederthalben nieman,
ders lîbes baz tæte und des dicker prîs hæte.
er was ſchœne und wolgezogen und aller dinge unbetrogen,

---

230. Rome fehlt. 233. Leybes vnd des g. 241. B. bezw. die lanndt. 242. Olofer vnd Rulandt. 243. Ze gellen. 253. yeman. 254. VVan die iſt Ir R. g. 255. So iſt. 261. VVann da lonet man In bas da. 263. des iſt nit lang. 264. Kurte. 269. werdere. 272. Krawn. Siehe 621. 825. 273. er fehlt. 279. kan. 280. wederthalb. 281. Des l. b. tette.

höviſch unde wiſe. des ſtuont er ze priſe
und muoſe wol gevallen durch reht den liuten allen.

Dô ſin dinc ſô wol ſtuont, dô tet er als dicke tuont
werde liute wol gemuot, die minnent unde nement verguot,
waz in dâ von widervert. daz iſt aber denne ir wert.
ſwer ſtætecliche minnet, vil der gewinnet
beide ſchaden unde arbeit. hilft aber im ſin ſtætecheit
daz er lônes wirt gewert ,ob ers mit triuwen hât begert,
ſô wirt es alles guot rât. ſwaz er dâ von erliten hât,
daz iſt im ſüez unde guot, wand im vil ſelten wê tuot
diu riuwe, daz ers ie began, wand er wirt lônes riche man.

Nû ſprichet maniger hie bî, ſwaz lebendigs ûf der erde ſî,
daz ſi wilde oder zam, daz müeze ſîn gehôrſam
dem man und ſinem liſte. daz meint ouch ich, ô'ch wiſte,
daz des niht wol ſin mac. minne twinget ſunder ſlac.
einem man noch baz an ſtât denne daz ein keiſer tât.
ſus twanc ouch diſen man ein wân daz er muoſe tuon unde lân,
waz im diu minne gebôt, ez wære gemach oder nôt.

Wer minne rehte erkennet, der weiz wol daz ſie brennet
daz herze in dem bluote. dem iſt nôt der huote,
wie er ſich vor ſchaden beware. ſwaz im ſchaden widervare,
des lâze er im ſin als ein hâr. ir ſult wizzen daz vürwâr,
daz man mac vil ſelten mit ſparen êre gelten,
wan des muote niemen, der nû lebe. ſchade iſt minne râtgebe.
daz er âne ſchaden minne, ez ſin vil guote ſinne.
ſwer ſich an minne wendet, ob er ſin dinc verendet
daz ez im ergê ze heile, der vüere ſtæte veile,
biz er ſie dar zuo bringe, daz im von ir gelinge.

Wer minnet unde minne hât, dem wil ich geben einen rât,
daz er unſtæte vliehe und ſich an ſtæte ziehe.

---

285. Hůpſch. 286. Vmb des. 287. muſſe. 301. ot ſtatt es? 311. vnd 316. Denn ein k. t. 317. Alſo. 321. VV. die m. 337. Daz Es Im Irr gee ze bayle. 344. ſtette.

ſô beladet er ſich vaſte mit einem ſüezen laſte
und endet allez, daz er wil. unſtæte iſt in der werlte vil.
ſwen diu beginnet lieben, den geliche ich den dieben;
als man den einen henket, der ander's niht gedenket
daz er durch daz lâze ſin ſtelen oder mâze.
ſwie dicke ein unſtæter ſiht, daz eim ſtætem wol geſchiht,
eiſt im als in daz mer ein ſlac, wanz im niht lieber weſen mac.

Ich mehte iu vil hin abe ſagen, ich muoz ein ander dinc klagen.
ein viur in der werlt vert, daz guoter minne vil verhert.
daz iſt ein ſchade ân êre. nû bitet daz ſie bekêre
dâ von unſer heilant. ich ſagiu, wie ſie ſint genant:
Uppic unde Irre. daz in got der guote wirre,
wan ſie verderbent ſich dâ mite. vür die bœſen ich nihtes bite:
die tuon als ir reht ſî. wer in iſt durch unſtæte bi,
die heize ich niht unreine. ſie ſint aber noch baz gemeine
und üppiger alle zît, wan ſie nimet unde er git.
ich tæte ouch durch miete, daz mir nieman geriete,
ſolt ich dar umbe geben guot. daz ſelbe ouch ein wîp tuot.
ſie machet nôtturft balt. ſô iſt ir laſter zwivalt.
der mit güete laſter gilt, diſen market maneger ſchilt.
deiſt reht, wand ez iſt miſſetât, wer êre durch gelüſte hât.

Maneger man hât ſolhen ſite, ê er durch ein guot wîp lite
eineger leie ſwære, daz er ſie alle verbære.
der ſelbe man iſt âne ſin und hât verluſt vür gewin.
ich zalte zuo gewinne, wen ich vorderliche minne
von dienſt oder êre durch mîn heil erwurbe rehte lônes teil.
daz ſelbe ſpriche ich an mich. vil tugentliche kunde ſich
her Mauritius bewarn. durch daz muoze im widervarn
êre von guoten wiben. bi den wolt er beliben.

Der bœſen lôn iſt kleine. er welte ûz allen eine

352. anders. 362. Die gute mynn vil verhert. 368. Daz Sy got den guten ſûere. 384. D. marck maniger ſchiltet. 389. Ainicherlay schwère. 391. fehlt man. 398. kûnde ich. 400. mus. 404. Wellet.

und diente der vil manegen tac. wer dienet unde gedienen mac,
der diene, ſô ez . . . tuge und daz man im gelônen muge.
al ſolhen lôn gebent bœſiu wîp: ſie machent ſêle unde lîp
dem man vil dicke unmære und maneger vreuden lære.
diu guoten gebent hôhen muot. ir lôn iſt êre unde guot.
den ſol ze rehte ein ſælic man dienen, derz getuon kan.

Her Mauritius der ſtæte, ſwaz der gedienet hæte
ſîner vrouwen zallen ziten, doch muoſe er lônes bîten
von ir unz an die ſtunde, daz er zwîveln begunde.
dô wart ſîn vreude kleine. er lac eins nahtes eine
und gedâhte an ſîn arbeit. er ſprach „alſô mir iſt leit,
daz ich ie wart geborn. ſol ich gar haben verlorn
mîn gedinge, ſô 'ch ie hâte? ſie lônet mir ze ſpâte,
der ich vil gedienet hân. diu wil es niht verguot hân.
des mac ich nimmer werden vrô.“ alſô ſprach er aber dô
„ich bin des niht wol bedâht. dieneſt hât mîn lop brâht
von lande ze lande, da man mich vür guot erkande.
ſus lônet mir diu vrouwe mîn. waz lône mohte bezzer ſîn?
ouch muoſt ich kumber lîden. wie moht ich daz vermîden?
dan wer nâch êren wil ſtreben, er mac gemache ûf geben.“

„Doch ſol ein man gedenken, ob er ſorgen wil entwenken,
wie kumberliche ez umbe in ſtât. ez wirt noch alles guot rât.
der gedanke iſt vor ſwære der beſte ſchermære.
ez ſchinet wol daz ich tumbe bin. mîn zît gêt hin âne ſin.
got weiz wol daz nieman wart alſô ſêre geharnſchart,
als ich bin und ſage iu wie. ich minte ſtæteclichen nie,
diu mich dâ wider vêhet. ich hân ir vil gevlêhet,
ſô vindich niht wan dreuwen. wie möhtich mich ir vreuwen,
ſît ich die nôt vor mir weiz, daz ich weder lôn noch geheiz
nimmer vinde von ir, durch die ich elliu wîp verbir.

---

408. Vnd da. 409. All ſölhe lone. 411. Den mannen. 417. der gute ſtate. 422. Zweyfl. 439. Sunſt. 452. Niem zeit. 454. So ſere geharmſchart. 456. mynnet.

ich diene unde wirbe, biz ich gar verdirbe.
daz iſt ein kumberlîchiu nôt. mir tæte baz ein ſanfter tôt,
dan ich ſus gebunden müeſe weſen. ſie iſt, von der ich muoz geneſen
oder lônes ſiech belîben ân ſie von allen wîben."

Er dâhte ſus an ſîner klage „waz hilfet daz ich immer trage
ſô ungevüegen kumber. ich bin deſte tumber.
wer ſich aber ſorge hât gewent, ez gewirret niht ob er ſich ſent.
daz ſelbe iſt ouch mir geſchehen. ich muoz von wârheite jehen,
daz mîn herze was ie umbe daz ſorgen ein wol gevüllet vaz
und mir leide nie gebraſt. vreude was mir ie ein gaſt.
mîn herze iſt vreude noch ein maget, wan daz mir dicke iſt vor geſaget
waz die liute an vreude bræhte. wan ich dar an gedæhte,
ſô hæte ich gerne alſam getân. mîner ſorge, der ich tûſent hân,
der machte ûz einer ie diz dinc ein b e i e r i ſ c h e n ſchillinc.
Wie möcht ich mich der gar erwern, mîn vrouwe welle mich ernern.
ez iſt ir miſſewende. gibt ſie mir niht ein ende,
ſô wil ich aber ir geben umbe den tôt mîn leben.
ouch wil ich ê verſuochen, ob ſie welle geruochen,
daz ich immer werde erlôſt. getrœſte mich ir ſüezer trôſt,
ſô wære ich endelîche immer vrô unde rîche.
nû muoz ich mich verſehen, als mir iſt ê geſchehen.
gelebich immer den tac, daz ich wider ſie geſprechen mac,
daz mir mîn dieneſt gilt zins herten zorn als ein vlins,
des hât mîn gelücke wider ſie müelîche dücke.
diz iſt ein ungeloube, daz ich mich trôſtes roube,
unde vil unwiſer rât, daz ich gelücke miſſetât
zîhe, daz ich noch vor mir hân. hæt heil baz zuo mir getân,

469. ſunſt. 473. ſein klag. 477. aber ſorg. 498. gewiret. 480. zehen. 484. ie fehlt. 485. ein fehlt. 486. vor iſt. 488. brâchte: gedêchte. 491. Der machet uns aines ye dicz ding. 517. zeyhen.

ſô hætes halbez mich vermiten, daz ich ſus gar hân erliten.
ſie bedenket ſich vil lihte baz.“ ô wê möhte ich wizzen daz,
næme er danne ir war. ûf diſen zwivel kom er dar.

Als ſchiere er ſie ane ſach, vernemet wie im dô geſchach:
an ſiner varwe vorhte ouch bleiche ræte worhte
und vergie aber diu gar. harte miſſeliche var
wart er, ê er vunde. dehein wort er kunde
geſprechen klein oder grôz, daz es die vrouwen verdrôz.
ſie ſprach „wie gehabet ir iuch ſô?“ „Vrouwe, ich bin unvrô.“
„War umbe ſult ir es niht ſagen?“ „Vrouwe, ich muoz ez tragen.“
„Sprechet, waz iſt iu getân?“ „Vrouwe, ſol ich urloup hân?“
„Dô ſprechet, ritter, waz iu ſî.“ „Vrouwe, ich bin ſælden vrî.“
„Daz mac iu vil leit ſîn.“ „Ez iſt ouch, vrou künigin.“
„Gewirret iu aber iht mê?“ „Jâ, vrouwe, mir iſt wê.“
„Wâ?“ — „Allenthalben.“ „Sô ſult ir iuch ſalben.“
„Jch enmac noch enkan.“ „Nû ſît ir doch ein ſtarker man.“
„Vrouwe, mîn kraft iſt zergân.“ „Welt ir mînen rât hân?“
„Jâ, vrouwe, gerne.“ „Sô komet: ze Salerne
ſol iuwer immer werden rât. dâ iſt ſô maneger arzât.
ſie nerent iuch, ſolt ir geneſen. des muget ir wol ſicher weſen.“

„Vrouwe, lât diſen ſtrît. des iſt mir nôt und an der zît.
ir wizzet vrouwe, daz ich bin von iuren ſchulden âne ſin
unde roubet mich dar nâch an miner vreude deiſt ein ſlac,
den ich vil dicke ſchouwe. mînes heiles vrouwe
genâdet mir, des iſt mir nôt, oder ich muoz kieſen den tôt.
ich wil von iu ze lône hân den tôt oder gewiſſen wân.
alſô bin ich her komen. nû hæt ich gerne vernomen,

---

523. Nêm Ee d. 528. Auch plaiche rote worchte. 538. ez fehlt. 541. fehlt ritter. 549. Ich mag noch kan. 561. Ir wiſſet daz ich bin. 563. Vnd raubet m. d. n.

war ich ſîn ſolde varn, ûz der mâzen rîche oder arn.“
Dô ſprach diu vrouwe wider in „ob ich niht diu ſchuldige bin,
ſô wil ich mich doch ſchuldig geben. ir habt mir allez iuwer leben
gedienet wol und alſô vil, daz ichs iu gerne lônen wil.
ê daz ich langer wære iures heiles kamerære,
ſô wizzet daz ich tæte, des ich immer ſchaden hæte.
daz iſt mîn wille manegen tac. ich wil iu lônen, als ich mac.
durch guot miete liebe wirt ſtæter man ze diebe.
alſô muoz ich immermêre durch dienſt ez wâgen ſêre,
des mac dehein rât ſîn. dû biſt mîn und ich bin dîn“
ſprach diu grâvinne. „durch geſellicliche minne
ſô tuo ein dinc durch mich. ich verdiene ez immer umbe dich.“
Er rebeit kûme, waz ſie bat. „Einen turnei vür die ſtat,
daz ich den eine hie geſehe. nû vüege daz ez ſô geſchehe,
wand ich geſach deheinen nie. wis ouch dû, mîn ritter, hie.
ich wil dir lônen, ob ich kan.“ Dô wart er ein vrô man.
ein vingerlîn kleine mit einem guoten ſteine
zôchsab der hant, dazz nieman ſach. hern Mauritien ſie ez ſtach
an ſîner vinger einen. diu vrouwe ſolte meinen,
daz ſie in zeichente mite nâch geſellecliches wîbes ſite.
urloup nam er ze ſtunt. ſie kuſte in an ſînen munt
und hiez in gote enpfolhen varn. ûf huop ſie ir ſûber arn,
mit grôzer liebe in umbevie. von der vreude an im zergie
beide ſorge und arebeit und waz er ie durch ſie erleit.
Mîn her Mauritius von Êrûn gewan manige garzûn,
die diſen turnei ſchrîten in den landen wîten.
nû ſeitich iu, kunde ich, wie er dô bereite ſich.
er hiez ein ſchef machen von wunderlichen ſachen.
daz ſolte gên âne wer über velt als ûfem mer.

573. VVo. 576. Ob fehlt. 577. So wil ich mit ſch. g. 587. D. gůte miete liebe. 590. dienſtes. 592. vnd ich dein. 595. Er erbeitet. 598. In einen. 600. alſo. 608. Herr M. ſüeſs ſtach. 609. An ſein v. e. 611. z. miete. 621. Eraůn. 622. manigen. 623. ſerieten. 630. auf einem m.

daz wart durch wunder getân. des ſcheffes meiſter muoſe hân
vil grôz guot unde wîsheit. ez wart allez bereit.
Vernemt, in welher ahte er daz ſchef machte.
kundich ez iu geſagen: ein geſtelle daz was als ein wagen
lîhte getræmet und als ein ſchef geſchræmet,
daz ze Colne ſolte vliezen. bûwen unde beſliezen
hiez ez der meiſter zehant alumbe an ietweder want.
dâ borte man dannoch durch die büne manic loch.
dâ ſolten ſper inne ſtên, als daz ſchef wec ſolte gên.
dô daz bereit was alſô, dô machte er zehant ſô
umbez ſchef einen ram. daz was geſtellet alſam
mit grôzer unküſte und doch ûf ein gerüſte,
daz man ez ûf ſchîben abe wege ſolte trîben.
Hin ze lande er hâte nâch rôtem ſcharlâte
einen karrich geſant, dar man die ûzern want
alleſamet mite bevie. der meiſter dar umbe gie
und ſluoc ez an die ſpangen mit guoten nageln langen,
die wâren alle ſilberwîz. er kêrte allen ſînen vlîz
an diſen tüechenen kiel, daz ez den liuten wol geviel.
zem ſcheffe gehœret maneger nagel. er hiez den grans und den zagel
beſlahen vil vaſte und ſante nâch maſte.
ûf huop er in zehant. daz merruoder er ane bant.
daz was als daz ſchef getân. er wolte gereitſchefte hân
ze ſînem ſcheffe noch mê, dan er wolte varn über ſê.
daz was ein wunderlich dinc. ſîn anker wâren meſſinc,
dar umbe ſeil von ſîden. daz moht er wol vermiden.
ez was ein üppiger ſchade. ez ſtuont an truckenem geſtade.
die diz ſchef geſâhen verre unde nâhen,
die ſprâchen „waz ſol daz ſîn? hie eniſt daz Mas noch der Rin.
mit wie getânen dingen wil erz von hinnen bringen?

634. Es w. b. 636. Er. d. ſch. m. 637, K. ich Euchs geſ. 642. beſchieſsen. 643. Sieſs. 646. pune. 651, ein rame (: alſame). 652. Da w. g. alſame. 655. auſſchiebn. 656. Ab wegk ſ. tr. 657. Heulannder er hatte. 659. karig. 660. Daz. 661. Alleſambt enmitten beſie. 662. D. m. darum begie. 666. kerete. 667. Tuechen. 674. Mere Ruder. 678. Dann. 682. Das mochte w. v. 688. Hieyon iſt d. maſſe n. d. Reyn.

ez iſt ein gar verlorn guot, ern vorhte iht die ſinvluot
und welle dar in geneſen. waz mac ez anders weſen.“
hin abe wart diz mære wît und offenbære.

Ez nâhete ſîner vart. dô daz ſchef bereit wart,
dô was ez allez ſamet gar nâch ſînem wâfen gevar.
marnære und ſtiuræere nâch ſînen guoten wæren
wârens alle gekleit, wande ſie ein man ſneit.
nû hiez ers ûf daz ſchef tragen, kunde ichz iu rehte ſa-
gen,
alrêrſt diu ruoder und dar nâch ſpere ein vuoder.
der wâren driu hundert von den andern geſundert,
daz der deheinez enbraſt, geverwet als der maſt,
an der man iegelichez bant ein baniere zehant.
daz was genuoc rîche, dem ſegele gelîche.
daz hiez er ûf ſtecken und ze gelîchem ſtrecken.
diu wâren ouch elliu blanc. diz was ein wunderlicher ge-
danc,
daz er ſie wolte durch ruom eines tages gar vertuon.

Er brâhte drîn mit liſte, daz ez lützel liute wiſte,
ros, diuz ziehen ſolten, wan ſie varn wolten.
zwiſchen tuochen und den diln dâ rihte man dô ſiln
und ſpiſte diu ros dar in. daz was ein kundiger ſin,
daz dar ûz nieman geſach, daz dâ inwendic geſchach.
ſie machtenz alſô tougen, der ez ſach mit ougen,
der ſwüere wol, ez wære ein troum. mitten an den mas-
poum
hienc man ſînen ſchilt an. als ein lampartiſcher van
ſchein ſîn ſegel in daz lant, dâ man in an dem maſte kant.

Als er in daz ſchef quam, dô hiez er den ſchefman
alzuges die ſtrâzen durch guot geverte lâzen
und varn durch die wîte über velt zallem zîte.
dô volgten im die liute rehte als einer briute
und ſâhen, waz dâ wære. ſîne marnære
die ſungen unde ruoten. vergebens ſie ſich muoten,

---

692. Er vorchte nit die Synflucht. 701. Matnaren vnd Stiwern. 702. weren. 705. ers. 727. tillen. 728. Da richtet man ſylen. 734. Mit den augen. 738. Lampartiſcher fan. 741. kan. 743. Alle züge. 746. zu aller zite. 751. rûten; müeten.

wand ez durch ir rücken nie deſte balder in gie.
alſô ritterlîche vuor er durch Vrancrîche
gein dem turneies zil. dar kom liute harte vil
ritter unde vrouwen, die daz ſchef wolten ſchouwen,
beide grâven unde kint. in treip ein rehter ſegelwint
gein der burc an daz velt. dâ ſluoc man ûf ein gezelt.
an einer wiſe was ſîn habe. zehant gienc er hin abe
über einen brunnen, der dâ ſpranc. dar nâch was enbor lanc,
dô kâmen ſie mit ſchalle uz der ſtat alle
und ſâhen den ſchefman als ein wildez tier an.

Sîn gezelt was harte guot. an die winden, ûf den huot
was ſîn wâpen geſniten. daz hæte er nôte vermiten.
mit êren moht erz vüeren. mit harte guoten ſnüeren
was ez geſlagen ûf das gras. ein ſpiegel der knopf was.
underz gezelt wâren geleit kolter lanc unde breit,
harte wol gemâle von golde hin ze tale.
dar ûfe ſâzen die geſte. (harte unmâzen veſte
wâren die nagelſpangen). die wurden wol enpfangen.
die geruochten des ſînes. dô ſtuont ein kopf vol wînes
lûter ſam ein wazzer und ſwebte dar in nazzer,
daz iegelîcher ſelbe tranc, wen der durſt dar zuo twanc.

Dô enwas nie man, ſwaz ſpileman dar zuo quam,
der ſie ſô wol beriete, wan dô was varnder diete
in dem gezelte und dar vor. ſie truogen wol ein hûs enbor.
als des tages ſchîn dô verſwant, dô wart manic lieht gebrant
grôz unde gewunden, daz ſies ûf der burc niht kunden
erkennen dan vür ein viur wie daz brunne eine ſchiur.
ſîn herberc diu ſtuont ſchône von rehte ob er ein krône
trüege dar ze lande: ez was ir âne ſchande.

Des morgens, dô der tac erſchein, die ritter wurdens über ein,
daz ſie zem ſcheffe quæmen und die meſſe vernæmen.
daz teten alle ſamt dô. des wart der ſchefman alſô vrô,

---

757. Turners. 775 Waren ſeine wappen geſchniten. 777. Er mochte es m. Eeren ſ. 787. Waren die nageln mit den ſpangen. 791. Lauter ſam wer es ein waſſer. 792. maſſer. 795. Da was nyeman. 808. ob er wie e. kr. 809. dar. 811. ſchain. 813. kamen : vernamen. 816. ſo fro.

daz ern wiſte, waz er ſolte tuon. man briet zwein unde zwein ein huon.
diu âzen ſie, dô man geſanc. dar zuo iegelicher tranc,
daz er genuoc hâte. dô vuoren ſie drâte
aller manneclich unde wâpneten ſich.

Als dem herren von Êrûn wart diu muoze und der rûm,
dô zôch er allerêrſt an ein wambeis von buckeran.
dar hiez er im reichen einen vilz weichen
und bant in vür ſiniu knie. alſô bewarte er ſich hie.
zwô hoſen wîz iſen hiez er im ane briſen
vaſte, niht ſwære, wand er gerne liht wære.
er vuor in ſtricken als ein tier. ein harte guoten lendenier
den bant er umbe die huf und neſtelte dran die hoſen ûf.
einen huot truoc man im dar, der beſienc im die ſtirne gar,
daz im nie deheiner drunder die hût verritzen kunde.
dannoch zôch er ane mê ein halsperc wizern als der ſnê.
er hiez die riemen ſtrecken vil vaſte mit recken.

Als diz allez was getân, dô gieng er ûf daz ſchef ſtân
und mit im die er wolte. ein kneht ſîn ros holte.
verdaht erz brâhte zuo der tür (er hiez diu andern her vür
ûf einen bühel leiten und bat ſie ſîn dâ beiten).
daz was ſchœne unde ſtarc. in daz ſchef erz verbarc.

Dô vuor er mit êren und hiez den ſegel kêren
hin gein der burcmûre. ſie ſluogen ir tabûre
und blieſen vloiten unde horn. ez wart niemanne zorn,
der diſe vreude hôrte, ſîn ungemüete zerſtôrte.
ſie blieſen bûſûnen grôz. manigiu ſtimme dar ûz dôz,
pfîfen unde rotten, alſam er galiôten
vüere mit ſînem her und rouben wolte ûf dem mer.

Diu burc an einem orte nâhen bî der porte
dâ ſtuont her ûz gewieret, ſchône gezieret

817. Daz Ér nit w. was Er ſolte tun. 818. Zwen und zwen. 823. Alle manielich. 825. Als dem von Craun. 828. Bugkran. 829. Das. 838. lendinir. 840. Vnd neſtelte die hoſen dar an auf. 846. weyſs als der Schnee. 849. allez fehlt. 853. bracht Ers. 856. dazu beiten. 861. Burgkmauren : thabaurn. 862. thabaurn oder thūbaurn. 864. nie man ſo zorn. 870. Alſo galioten. 871. Für Er. 872. Vnd r. wolt auf Meer. 873. Vber Burg.

mit mermelſteine harte wol. diu venſter ſâzen vrouwen vol.
in mitten dar inne ſâz diu grâvinne,
diu ez allez hete gevrumt. ſie ſprach „waz iſt enz, daz dâ kumt?
ez iſt harte wol getân! ich wæne, ſante Brandân
durch wunder her gevarn iſt. ſî ez aber der Antecriſt,
ſô ſeht daz ieman verzage. ez nâhet dem ſuonetage.
vlieht ſîn prêdigen umbe daz. wir ſuln an got gelouben baz.“

Nebenz hûs vür den berc hiez er vüeren ſîn werc.
ſîn anker ſchôz er an den ſant. dâ mite behabet er daz lant.
waz hilft daz ich ez lenge? umb in wart ſolh gedrenge,
daz im dâ wart vil kûme des veldes zeinem rûme.
dô daz die ritter vernâmen, ze velde ſie quâmen
beidenthalben geliche. der puneis wart riche.
zehant dô man ez began, der grâve von der burc quam.
vür wâr ez ſîn wîp ſach. ein ritter er dô ze tôde ſtach.

Des wurden ſie beide trûric vor leide.
der grâve ez wol beſcheinte, wand er vil ſêre weinte,
daz er ie durch ritterſchaft ſolte werden ſchulthaft.
zehant entwâfent er ſich dô. des wurdens alle unvrô
durch daz jâmerliche leit. der grâve ûf die burc reit
einer trûrigen vart. daz dâ ſünde getân wart,
daz geſchuof der ſchefman, der über lant dar quam.
der bat vil vlîzecliche ſie, er ſprach „geſtêt mîn ſchef hie,
ſô ſitze ich ouch dâ bî. ſeht waz êren iu daz ſî.
ir habt des laſter immer mê, ſolt ich ertrinken âne ſê.“

Dô ſprâchens albeſunder, ez wære ein michel wunder
daz dirre turnei verdurbe. ob ein man ſturbe,
wir ſuln ſîne ſêle ſente Michahêle
bevelhen unde ſtechen wir.“ die rieten nâch ſîner gir.
ein ſchal wart über gevilde. helme unde ſchilde
wart dâ vil erſchellet und maniger gevellet.
Als er in dem ſcheffe ſach, daz hie ûf ſluoc unde ſtach

---

886. Antecriſt. 888. Suntage. 889. ſeine. 918. ſünd. 924. Eere. 929. Turnier.

an dem velde maneger ritter ſnel, dô zôch er an ſîn wambeis hel.
verre man ez ſchînen ſach. im wart daz ûzer dach
ein harte guot ſamît wol geſniten unde wît.
ſîn wâpen daran wiſte diu aller beſte liſte,
dâ von ir ie hôrtet ſagen, diu was ze vlîze drin getragen.

Ûf bant er den helm ſînen. den ſach man verre ſchînen,
vil wol gewieret, mit golde wol gezieret,
als im vil wol tohte. nieman gemerken mohte
an allem ſînem gelæze, wand als ein künic ſæze.
ſîn ros brâhte man im dar rehte als ein . . . . . gevar,
verdaht mit zendalâte. an daz eine er hâte
ûzerhalben ehte alſam verdecket rehte.
die ſîne bat er alle ze dem grœſten ſchalle
daz ſchef balde rihten. vorne bî der pflihten
was ein tür ûz geſniten. dâ kom ſchône vor geriten
nieman wan er eine. ſîn geſelleſchaft was kleine,
wan er über lant vlôz. ſie wart aber ſît grôz.
ſîne knehte kâmen gerant. der iegelîcher nam in die hant
ein ſper oder zwei. dô huop ſich ein turnei.

Er nam den ſchilt, wand im was gâch, unde ein ſper dar nâch.
ſîn ros nam er mit den ſporn. dô macht er vreude âne zorn
kom er rehte als ein ar under kleiner vögelîne ſchar.
einen ſtach er dar nider unde aber den andern ſider,
vür baz den dritten und den vierden dar mitten;
den vünften ſtach er ſêre, den ſehſten michel mêre.
den ſibenden er dar nâch ſtach. dem ahten alſam geſchach.
verre undern vriunden ſtach er nider den niunden.
den zehenden ſtach er ûf daz gras. ez viel, waz vor im was.
mit ſus getânem dinge macht er daz im ringe

---

942. wammeſſe (:); wambeſch vel? 949. hôret. 950. warn. 955. Als Im wol dochte. 957. An aller ſeiner gelaſſe (:ſaſſe). 960. Recht als ein gefar. 961. Verdeckt mit zenlate. 963. Aufferhalbächte. 968. phliten. 976. Der yecleicher n. i. d. hanndt. 983. har. 984. kleine.

diu ros lieſen ſêre, als er ein ſtuot wære.
als im ein ros von hitzen hinder begunde ſwitzen,
ſô gap er ez vürbaz. ûf ein anderz er geſaz.
als im aber ein anderz quam, ſô was er dô, der diz nam.
hie mite der ſchefherre geſchuof, daz er hâte gar den ruof
ze rehte und durch miete von aller der diete.
als er durch der vrouwen bete ſîniu geverweten ſper vertete
allez ze rehter tyuſte, dô in ſîn vrouwe kuſte,
dô gienc ez an die planken. ſie mohte im wol danken
daz nie dehein man ſô grôzen pris gewan,
als er ze den zîten hete von beiden ſîten.

Wær er betalle ein heiden, von der kriſtenheite geſcheiden,
der in des tages ſæhe, durch reht er im êren jæhe.
er vuor umbe ſam ein bal und hiez ruofen über al,
wer guotes geruochte, daz erz zem ſcheffe ſuochte.
dô gap er in al den tac, waz im ze reine gelac,
ſwaz er dar brâhte. als nû der âbent nâhte,
dô was er müede entwichen von ſlegen und ouch von ſtichen
zem ſcheffe durch ſînen gemach. ſwer in durch guot ane ſprach,
den kunde er wol geſtillen mit guote und ouch mit willen.
des wart ſîn lop vil breit. daz ſchef, daz er dô reit,
hiez er die garzûne nemen. wem moht ez ouch baz gezemen?

Ane griffen ſie ez gar. ir kâmen ouch vil dar,
daz ſie nieman kunde gezeln. dô wurden einem zwô eln,
ſô wurden dem andern drî und dem vierden dar bî
zeinem rocke genuoc. der vünfte den ſehſten ſluoc,
daz im daz houbet zerbraſt. der ſibende ergreif den maſt,
der ahte daz ruoder. dem niunden wart ein muoder,
dem zehenden zeinem gêren. mit ſus getânen êren
wart ez geteilet under ſie. ir revrâgtet dâ vor nie
dehein ſchef ſô mære, daz âne wazzer wære.

1001. von Heſſen. 12. Seine geferbeten ſper v. 13. Aller ze rechter auſte. 25. als ein pal. 29. allen tag. 30. raine. 38. guete. 42. bas auch. 58. Ee erfraget dauor nie.

Do der turnei was zergangen, dô kom ein man gegangen,
der bat in ſêre der habe. ſînen halſperc zôch er abe
und gap im den ze ſtiure. des gnâdet er im tiure.
als er ſich des erwerte, dô zoch er âne herte
ſîn wambeis vür die kelte. vil unlanc er entwelte,
er vrâgte ob ieman quæme, der ouch die hoſen næme.
dannoch was dô iemen. dô entſtriht er die riemen
an dem einen beine. ſie liezen in alters eine,
die mit im wâren dar komen. ſie heten wol von im vernomen,
daz er gæbe, ſwes ſie bæten. ſwaz iegelicher hæte,
von diu nâmens ſîn dehein war. Under des kom ein bote dar.
er ſprach, do er in ſus einic vant, „mîn vrouwe hât nâch iu geſant.
nû vart abe wege, ez iſt zît, rehte als ir hie ſît,
ſô ſult ir dar zuoz ir. daz enbôt ſie iu bî mir."
vrôlichen tet er daz. ûf des knehtes pfert er ſaz
und vuor, als in der kneht hiez. Nu vernemt, wie in der kneht liez
in einen boumgarten. dâ hiez ſie ſîn warten.
ein juncvrouwe wol getân diu bat in mit ir ze gân
in eine kemenâten, die ſie tougenlichen hâten
zer heimlicheite erwelt. dar vuorte diu juncvrouwe den helt.
an iegelichem ende wâren gemâlt die wende
wol und ouch ſô vaſte, daz ez als ein munſter glaſte.
oben ſô gemieſte (?) was, daz ez liuhte ſam ein ſpiegelglas.
Dar giengen ſie zwei eine. von edelem geſteine
wâren venſter drîn gemacht. beide tac unde naht
ſtuont ein bette dâ bî. vernemt wie daz gemâchet ſî.
dem wâren die ſtollen grôz unde geſwollen
von helfenbeine und ergraben wâren tier daran erhaben
aller hande, als ſie diu erde treit, unde golt dar under geleit

1062. geſangen. 67. erwarte : harte. 69. kalte : entwelte. 71. kaine : neme. 73. nyeman : rymen. 76. fehlt in. 78. von Im. 79. D. ſie gaben wer Sys paten (: hate). 81. Von den. 83. pant. 85. abweg. 87. zu ir. 93. einem. 95. zu gan. 97. kemmenaten : haten. 1104. klaſt. 105. gemuſte. 100. leuchtet als. 13. gemalet. 15. Warn tier an erh.

enmitten in daz helfenbein. daz antlutze dar ûz ſchein.
die rigel wâren alſus holz von Vulcanus,
daz niht verbrinnen kan, und waren geſtricket daran
vier liebarten hiute. diz hâten riche liute
enmitten zeſamene gezogen. diu rede iſt wâr und niht gelogen,
wie ich iu beziugen mac. enmitten ûf den hiuten lac
bette wich unde grôz. diu enwâren niht gar blôz.
in waren die ziechen pellelîn von Kriechen.
dar ob lac ein kolter dâ. (ich wæne, vrou Caſſandrâ
ie bezzer werc machte oder dehein ir geſlahte)
und des ſelben ein deckelachen. dar hiezens under machen
ein vedern, die man tiure galt. ein liſte was dar vor geſtalt
von zobele ſwarz als ein kol einer ſpanne breit alumbe vol.
Die vedern wâren guot genuoc. daz tier, daz die belge truoc,
daz iſt alfurt genant. der künc von Mâroch hât ein lant,
daz lît verre in dem ſê, dâ vât manz unde niendert mê.
daz iſt geheizen Kartâgô und bewaret ez vrou Didô.
dar diu houbet wâren hin gekêrt, dâ was ez ie hôher gemêrt
mit einem pfulwen ſîdîn. daz bette mohte wol bezzer ſîn,
ſô kan aber ich niht geſagen baz, wan lât ez ſîn als daz
an ſîner güete gelîch, daz von Veldeke meiſter Heinrich
machte harte ſchône dem künege Salomône,
da'r ûfe lac unde ſlief, da'r inne Vênus ane rief,
biz daz ſie in erwacte. mit ir bogen ſie in erſchracte.
ſie ſchôz in an ſîn herze, daz in der ſelbe ſmerze
dructe unz an ſîn ende. er muoſe in ir gebende,
ſwie wis ſô er wære, ſie machte in witze lære.
Diſem man was lützel baz, der bi der juncvrouwen ſaz

1122. Bulcanus. 24. was. 26. Ditz machen reiche leûte. 27. gegoſſen. 28. Diſe red. 29. Die ich nicht bez. m. 32. Die warn. 34. Pellelin vnd kr. 35. golter. 37. geworchte : geſlachte. 39. Vnd deſſelben ein d. 41. Ein feder. 42. layſte. 47. Alfurt. 50. im See. 51. geheyſſet. 56. phullm. 60. Veldegke. 59. bis. 70. mir.

heimlich unde vremde. gras unde ſemde
was geſtriuwet ûf den eſterich. dâ wancten ſie mit rede ſich.
Sie vrâgte in ettewenne und aber er ſie denne
von aller ſlahte dingen, die zwei ſunderlingen.
er ſprach „ſicherliche ditze hûs iſt riche,
ſchœne unde wunneclich. zwâre, des dunket mich
an allen mînen ſinnen, wær mîn vrouwe hinnen,
ſô wære ez, als ich wolte, ob ichz erwünſchen ſolte.
ez mohte aber ûf der erden dhein hûs ſô bœſez werden,
ſæch ich ſie ein mâl dar in gân, ez dûhte mich baz dan diz getân.“

Dô ſprach diu juncvrouwe „ſwie übele ir herre zouwe,
ſie kumet, als ſie kumen mac. mîn herre lît hiut alden tac
und weinet harte ſêre. er wil nimmer mêre
vrô werden unde geil, ſît im daz grôze unheil
von iuren ſchulden geſchach. daz er einen ritter ze tôde ſtach
des klaget er ſêre iurre vart, daz ſie ie ûf geleit wart,
und vluochet zaller ſtunde, daz man ie begunde
daz ſelbe ſchef ze machen. ſô muoz mîn vrouwe lachen,
daz iuwer zweier rât allenthalben ane gât.“

Sô ſprach der ritter wider ſie „im ſchadet mîn rât nie.
er half ouch mich vil kleine. doch weiz ich wol daz eine,
als ich mich verſtân kan, der wirt iſt ein hoviſch man,
hæter geſlagen noch ehte, der im geſaget rehte,
waz ich durch ſîn wîp hân getân, er hieze ſie her zuo mir gân,
wiſt er daz ich hie wære, ſwie er ir dort enbære.“

Dar umbe er trûrende ſaz müede unde harte naz,
zornic unde træge und gebârte als er wol læge
ein wîle durch ſîn gemach. Diu vrouwe güetlichen ſprach,
als ſie ſach daz in verdrôz „wan ir leget iuch in mîn ſchôz
und ruowet biz mîn vrouwe kume: ez wirt vil lihte iuwer vrume.

1175. vnd auch. 76. vnd auch ſemede. 78. wankelen. 82. Die zwey ſunderlichen. 83. (:) ſicherlichen. 92. Nymmer kain. 95. Wie vbel Ir herczu (: Junckfraw). 98. herczu. 98. allen. 1200. Fro w. noch gayl. 1209. Daſſelbig. 19. achte. 21. waz Im. 28. gleich als Er wol lag.

ir ſît müede unde genouwen.“ „Ich tæte, möhtich getrouwen
daz ich niht wenken kunde, ê mich mîn vrouwe vunde
ſlâfende. ob ſie quæme und mir ir gruoz benæme
mîn ſlâf, ſô wurde ich nimmer vrô.“ Diu juncvrouwe ſprach dô
„daz beware ich, lât ez an mich.“ Tuot ir, jâ, ſô ſlâfe ich.“
Dô leite er ſîn houbet, als ſie im hete erloubet,
in ir ſchôz und ſlief zehant. ez was im alſô gewant,
er hete manege lange naht dâ vor ſô ofte gedâht,
wie er ſîn ſchef vertæte, dâ mite ers êre hæte,
des er nû künſteliche pflac. Niht lange er dâ lac,
dô kom diu vrouwe riche mit vorhten tougenliche,
diu lihte ê komen mohte ſîn. dô wolte daz magedîn
wecken den müeden man, als ſie ir vrouwen vernam.
des wart diu grâvin gewar. baz gâhet ſie dar.
ſie hiez in ligen lâzen. über den müeden man ſie ſâzen.
Dô ſprach diu vrouwe gemeit „ich weiz wol die wârheit
daz ein man mit ſînem lîbe nie baz gediente wîbe
dan mir dirre hât getân. ſoltich ins ungelônet lân,
daz wære ein ſolhe ſunde, die ich nimmer überwunde.
ich vernam ſô verre ſîne klage, daz ich im hiute an diſem tage
wolte lônen ſîner arbeit. mit lône bin ich hie bereit.
nû lît er als ein tôtez ſchâf. im iſt lieber danne mîn ein ſlâf.
nû mohter ſîn ſlâf hân geſpart, nû wær ich mit im niht wol bewart.
daz hân ich vil wol ervarn. nû ſol ich mich baz bewarn.
ich möhte im ſô liep ſîn, er hæte baz gewart mîn.
iedoch koſte in hiure dehein gemach ſô tiure.
ſîn ſlâfen hât mich im benomen, ſwaz er im her nâch muge gevromen.“
Dô ſprach daz magedîn „daz müeze gote geklaget ſîn,
lieber geverte! daz iſt ein rede herte,
die mîn vrouwe erhoben hât. wie ſol ich von der miſſetât

1252. er des. 56. tugentleichen. 58. magetlein. 67. Hie. 48. diſer. 78. ſeinen ſlaf. 79. nit wol. 80. D. h. Ich wol erfarn. 88. magetlein. 90. lieber geferte.

immer werden erlôſt? jâ ſlieſeſtû ûf mînen trôſt.
daz wil ich immer gote klagen, daz dîn müeder lîp erſlagen
ie wart gegeben in mînen gewalt, ſît dû von mînen ſchulden ſalt
dîne dienſt al hân verlorn. ô wê daz ich ie wart geborn
alſô ſchedelîchen dir. vrouwe, ir ſult gelouben mir,
wenne man die ſchande ervert in dem lande,
ſô kumt ir nimmer mêre wider an iuwer êre
unde mac iu ſîn leit, begêt ir diſe unhovelîcheit.
ich wæne ouch niht, daz ieman lebe, der iu mêr umbe lônes gebe
gedienet, wirt im diz bekant, ſô iſt iur zorn niht wol bewant,
wan diu werlt mit diſem ſchaden von iuren ſchulden iſt geladen.
diz iſt uns wîben ein miſſeval, daz ſich ein man niht lâzen ſal
an unſer deheine nimmer mê. nû ſeht wie iu daz danne ſtê.
ir ſult ez im niht leiden. die man ſint ſô unbeſcheiden,
daz iegelîcher nimmer tuot durch wîp, dan uns wære guot.
durch got, vrouwe, bedenket iu. hie iſt nieman dan wir driu.
heizet in ûf ſtân. ſolt er alſô verlorn hân,
dâ verlurn lîhte ſehzic mite, der iegelîcher gerne lite
von guoten wîben kumber noch, biz in wurde gelônet noch.
wirt in daz von iu benomen, ſô ſît ir übele her komen.
waz iſt diu werlt wan wîbes lôn. lebte der künic Salomôn,
er kunde niht gerâten baz, — — — — umbe daz."
Dô ſprach diu grâvinne „mir iſt leit, daz ich mich minne
ie underwant ſô verre. ich vorhte daz mir gewerre.
wem zer minne iſt ze gâch, da gêt vil lîhte ſchade nâch.
wer ſich an ſtæte minne lât, ich ſagiu wie ez dem ergât,
als der ein netze ſtellet und ſelbe dar in vellet.

1298. Ye w. geg. meinem gew. 1305. im lande. 7. Nymmer an Ewr Eere. 10. Der ymmer offt lones gebe. 13. diſen. 20. Die man ſint doch ſo vnbeſchaiden. 30. noch. 36. Schlaffet Er wayſt vmb das. 46. V. ſelb darynn v.

alſô vânt ſie ſelben ſich. des wil ich bewarn mich.
ich wil ouch gerne weſen vrî, dan ich iemannes ſî.
die man ſint unſtæte. waz ich durch diſen tæte,
daz wære als ein bihte (— — — — — — lihte)
dri oder viere, dar nâch drizehen ſchiere
unſer zweier brûtlouft, ſô wære min êre verkouft
umb harte kleinen gewin. von diu wil ich ſin als ich bin."
Dô ſprach aber diu meit „ir habt daz ergeſte geſeit,
daz ouch her nâch mac geſchehen. des beſten ſult ir iuch verſehen.
ez wære guot, ders alle mite. nu enliez uns der alte ſite,
wir müezen tuon unde lân, als ouch ein wip hât getân.
nû wecket in, ez iſt zit. ſwie unbetwungen ir noch ſit,
ſô wizzet ir doch daz minne iſt meiſter aller ſinne."
„Nû vorhte dehein ir meiſterſchaft, daz ſie mit bete oder mit kraft
an mir immer geſige. ſô der man hie lige
biz ich hin wider in gê, ſô ſage im, daz er ûf ſtê
und ze ſiner herberge vare. bit in daz er ſich baz beware
her nâch. daz iſt ſin gewin." hie mite gienc ſie wider hin.
Dô gewan diu juncvrouwe guot einen trûrigen muot,
daz der man ſchaden blôz ſiner ſtæten minne nie genôz,
und begunde ſie twingen vorhte von den dingen,
daz er ſie ze harte erkôs und dar nâch ſô wiſelôs
ſolde varn und lônes ân. Nû erwachet er von wân.
zehant als er ûf ſach, zer juncvrouwen er dô ſprach
„ich ſlief ſô unſanfte nie. ich wânte, min vrouwe wære hie
und wolte min niht grüezen. wie mohte ich daz gebüezen?
wanne ich ir hulde verlüre von miner ſchulde,
ſô müeſe ich trûren immer mê." Dô ſprach diu maget „ô wê
müede und unnütze warn. wir haben beide miſſevarn.
min vrouwe hât miſſetân, des ſie immer müeze ſchaden hân.

1347. A. vahent ſy ſelber ſ. 51. ſein. 53. das were als ein peichte. . . . drey oder Viere. 58. Von dem. 60. argiſte. 69. Nu erlieſs. 71. Nu ſürchte dhem Ir m. 74. geſüege: liege. 75. ingie. 77. gee oder ſare. 78. wider yn. 80. wider jn. 88. weyſlos. 89. Sollte ſarn vnd lones on (:won). 97. Wenn Ich hulde. 1401. Muede vnd vnnutze warn.

ir hât ir êre verlorn ein unwiplicher zorn.
ich wil ez wol getrouwen, ez habe ſie ſider gerouwen,
daz ſie ie geheizen hâte. ſie kom harte drâte
unwizzende ûf mich. zwâre des vorchte ich
und ſach mich umbe allenthalp. do kom ſie rehte als ein alp
ûf mich geſlichen. ſie was vil harte erblichen
von vorhte oder ſie zeicte mite zorn unde ir unſite.“
„Dô ſolt ir mich gewecket hân.“ „Daz hæte ich gerne getân,
wan daz ſiez ſêre mir verbôt (dô was ich ſchiere als ein tôt),
daz ſiez durch güete tæte. nû hân ich ir unſtæte
allerêrſt rehte bekant.“ „ſô iſt mîn dieneſt unbewant“
ſprach der lobes rîche, „und muoz nû kumberlîche
immer mînen ſchaden tragen. waz hiez ſie aber mir ſagen,
dô ſie hin wider gie?“ „Niwan daz ſie iuch ligen lie
und daz ſie iuch ſlâfen liez unde dar nâch varn hiez
wider ziurem gemache.“ „Daz wære ein vremdiu ſache,
ſolt ich nû gemach hân, ſît mir alſus iſt ergân.
der ſlâf hât gemachet, daz mîn ſchade wachet
wærlîche lange zît. vrouwe, ſît ir ſchuldic ſît,
ſô tuot einez durch mich.“ „Zwâre, des tuon ich,
gevüeget ez ſich immer alſô. mîn vrouwe hât mich unvrô
gemachet, daz geloubet mir.“ „Gêt wider umbe zir
und bittet ſie vil ſêre durch aller vrouwen êre,
daz ſie ir zorn mâze und mich ſus niht lâze.
wil ſie mich armen durch got niht erbarmen,
daz iſt ein herte mære. ir lôn iſt mir ze ſwære,
dâ mite ſie mir vergolten hât ze ſchiere mîne miſſetât.
ermanet ſie mit ſchœner bete, daz ſie diz durch mich tete.“
Dô gienc diu maget guote mit trûrigem muote
wider ze ir vrouwen. ir vielen an die mouwen
die zeher und ûf die hande. ſie kleite got die ſchande,
die ir vrouwe tuon wolte. doch tet ſie als ſie ſolte,

1409. Daz ſy gehaiſſen hat. 10. Sy kom hart drat. 21. mir ſer. 23. Daz Sy was durch gûte tâte. 28. nu fehlt. 38. alſo. 53. mich. 56. zware (: mare). 59. Ermante. 60. durch In. 64. Ir ſind an die mawen. 65. Die zäher geuallen und a. d. h.

wand er ſie des hete gebeten. ſie kom vil ſanfte getreten
vür daz bette, dâ ſie was. daz deckelachen ſie ûf las
und ruortes ſanfte an die hant. als ſchiere ſôs ir dô enpfant,
ſie ſprach „von wannen komſtû oder waz wiltû aber nû?“
„Vrouwe, ich bin aber ſîn bote und wil iuch bitten bi dem gote,
der iu gap ſêle unde lîp daz ir êret elliu wîp.
lât in ſus niht haben verlorn. ir müget wol unſer drier zorn
verſüenen, als iu wol ane ſtât, daz ir ze im hin ûz gât.
ez ſolte veſte herze ſîn, dô er geſæch den ſchaden ſîn,
der im von iu geſchehen was, wære ez als ein adamas,
ez wurde wênic von ſîner klage.“ „Nû geloube mir, daz ich dir ſage.
ſîn ſchade wirt lîhte mêre, erwachet mîn hêrre.
wirt er ſîn innen, ſô kumt er nimmer von hinnen.
var er, ſî er ein wîſer man, abe wege, als er quan.
Dû weiſt niht, waz dû ſchaffeſt, wan daz dich ſelben affeſt.
tuo dînen munt zuo. ich wil ſlâfen unz vruo.“
umbe ſie ſich kêrte, als ſie ir zorn lêrte,
und gebârte als ſie ſliefe, dô erſiufte vil tiefe
diu maget und beweintez leit. ſtille ſwîgende ſie dô ſchreit.
und bran ein lieht in einem glas, daz alle naht dâ was.
do begunde ouch in verlangen. er was nâch ir gegangen
zer tür und beite biz ſie quam. als er diu mære vernam,
dô wart ſîn herze in riuwen und ſprach iedoch mit triuwen
„Vrouwe, ich wil iuch gote ergeben. mir iſt unmære umbez leben.
nû wil ouch ichz verlieſen hie, ich enſpriche ſelbe wider ſie.
ich wil dar în zuoz im gân und vernemen, waz ich habe getân.“
An die tür er ſêre dructe. ûf hôher er ſie ructe
und gienc vaſte drâte in die kemenâte
rehte als ich iu ſagen wil. er was gezieret niht ze vil.
in heten ſlege alſô gemuot, daz im vor der ſtirn daz bluot

1478. Vnd wil noch pitten. 82. Laſt In ſunſt. 85. Es ſolt veſte hercz ſein. 91. villeicht. 95. Von dannen far er ſey er ein weyſer man. 98. da dich ſelber. 1505. bewainet dicz layd. 1518. Ich entſprich ſelbs w. ſye. 19. zu Im g. 28. ſtirnnen.

vür dougen was gegangen und an die brûwen gehangen.
dâ ſach er ûz mit zorne der vrume wol geborne
als ein lewe nâch der ſpîſe. er ſleich vaſte liſe.
dô ſlieſen ſie beide. dem grâven was vil leide
geſchehen und lac als ein man, der von ſorgen niht ruowen kan.
vil dicke er erſchricte, daz er ûf blicte,
wand er ſus mit gedanken ranc. dar nâch ſlief er überlanc.
unlange tet er daz. hêr Mauritius gienc vürbaz.
ſîner hoſen eine an dem gerehten beine
erklanc ûf dem eſterich. dô ſach der grâve über ſich
und erſchrac und mit dem munde deheinen ſegen er kunde.
mit zittern er gemachte, daz ouch diu vrouwe erwachte.
ſîn wambeis was zerbrochen durchſlagen und durchſtochen,
bluotic unde verhouwen. Der hêrre ſprach zer vrouwen
„uns iſt der tiuvel nâhen bî, wannen er her komen ſî,
oder daz wüetende her. ez enſî daz uns got ner,
ſô verlieſen wir den lîp.“ er vorhte im harter dan ſîn wîp:
ſie bekante den helt ſâ. der grâve ſprach „wer gêt dâ?“
„Daz wil ich iu gerne ſagen: daz iſt der, den ir habet erſlagen.
ir müezet, mîn geſelle, immer mê zer helle.
des eniſt dehein rât, ſît ir mich dar gevrumet hât.“
Der wirt von vorhten erſchrac und ſpranc ûf, dâ er lac,
als im diz wunder erſchein, und ſtiez ſich an ein ſchinbein,
daz er alle die naht lac in ſîner ânmaht.
als diz der ritter geſach, er gienc zem bette unde ſprach
„diz bette iſt halbez lære: ichn weiz, wer hie wære.
ich wil geruowen her an.“ daz deckelachen leite er dan.
er ſlouf zuoz ir hin under. daz was ein michel wunder,
daz ſie enwiſte an dirre nôt, ir man lebte oder wære tôt.
ſie getorſte zim niht komen. ir hete dirre ſchric benomen
beide witze unde ſîn. iedoch ſprach ſie wider in:
„Ir ſît der küeneſte man, des ich ie kunde gewan,

1539. Vil dicke erſchrickte. 47. auf den. 60. Es ſey oder nit das vnns got ner. 63. ſo (:do). 68. Ymmer ze helle. 71. von der vorchte. 80. ich wayſs. 81. her an. 83. ſlof zu. 85. Das Sy In wiſt an der not.

daz irz ſô tiure wâget. ir hât niht gevrâget,
ob ich ez wolte oder niht. ich wæne, ein wunder hie geſchiht,
dâ man immer von ſaget, biz der jungeſte tac taget.“
ſie gedâhte „ez iſt dehein rât, ſit ez ſich ſus gevüeget hât,
ich muoz nû tuon unde lân, waz er mit mir wil begân.
nû lide ich guotliche, daz im ſin zorn entwiche.“
ſie kuſten unde kuſten aber. dehein antwurten gab er,
ſwaz ſie in gevrâgte. als ſie des betrâgte,
ſie begreif in mit den armen. nu begunde er ouch erwarmen
und tet der vrouwen, ich weiz niht was. waz hulf ez iu, ſeite ich daz:
ez iſt ſus alſô guot. ir wizzet wol, waz man tuot.
alſô teten ſie ouch hie. zehant als ditze ergie,
ûf ſtuont der wigant und nam von ſiner wizen hant
ein vingerlin drâte, daz ſie im gegeben hâte.
er ſprach: „nemet wider iur golt: ich wil iu nimmer werden holt.
ir ſit unverwizzen. ich hete mich ie gevlizzen,
ſwaz ich gedienen kunde, daz ich iu wol des gunde,
biz hienaht an diſe zit. wærn elliu wip als ir ſit,
ich gediente ir keiner nimmer mê. gêt ziurem man, dem iſt wê,
und habet den an êre. ich vergilt iu nimmer mêre
diſen laſterbæren roup.“ Alſô nam er urloup
und vuor ſit dicker unde mê, dann er dar vor tete ê.
dar umbe ſie des muote. Mit maneger ſlahte guote
er kouſte lop und êre. dô gerou es ſie vil ſêre,
dô man ſin wort ſô wol ſprach, daz im ie leit von ir geſchach,
und gienc ir ſô nâhen, daz'z wol diu liute ſâhen
und marcten alle garwe, deis wandel nam ir varwe.
ſie gedâhte, ez iſt reht unde wol, daz ich von kumber ſchulden dol.
von grôzer liebe dol ich leit. dar umbe trage ich arbeit,

1600. ſus fehlt. 6. antwurt. 10. zu erwarmen. 30. Nu zu Ewrem man d. i. wee. 35. Vnd ſûro ſeydt dicker vnd me. 45. machten. 46. des.

die ich mir ſelber gewan. ſolt ich wünſchen einen man
immer ze minem libe, wie möhte er danne wibe
ſin rehter unde baz getân, dan er iſt, den ich vlorn hân.
des wil ich vluochen der zit, dô mich min unrehter ſtrit
anſtreit, unz er mich überwant. ich hân mich ſelbes geſchant.
des ſchaden wurde guot rât. ich bin, diu den ſchaden hât
al die wile, ſô ich lebe, ez ſi dan daz mir got gebe
daz heil und die ſinne daz er mich von herzen minne."
daz marcte diu juncvrouwe wol unde tet niht als man ſol.
wan dem manne miſſegât, wer dan helfe unde rât
an ſinen vriunt kêret, wie der ſich ſelbes êret.
wan rât iſt bezzer in der zit, dan helfen, ſô der man gelit.

Diz was in der ſtunde, dô ez ſummern begunde.
diu vögelin in dem walde lûte unde balde
ſungen manege ſtimme. die rôſen und die brimme
bluoten alle en widerſtrit. ez was rehte an der zit,
ſô man unvreude hazzet. ſich hâte gevazzet
der walt unde ſchœniu kleit gein dem ſumer an geleit,
diu loup grüene und drunder gras, daz ez ſchône gemieſet was
mit maneger hande blüete. diz machet guot gemüete,
wer an vreude hât gedanc und ouch der vögele ſüez geſanc.

Vruo an einem morgen, dô mohte ſie von ſorgen
geſlâfen noch geligen dâ. diu vrouwe ſtuont ûf ſâ.
dô gienc ſie durch ir trûren dâ uber die burcmûren.
ein loube was gehangen, dar kom ſie einec gegangen.
in ein venſter ſie geſtuont, als ſenediu wip ofte tuont,
den leit von liebe iſt geſchehen. diu muoz man trûrende ſehen.
alſô was ez ir ergân, ir wize hant wol getân
leite ſie an daz wange und loſte dem vogelſange.

1657. Vmb des. 60. ſelbs. 76. ſummern. 80. prünne. 81. Muoten alle wider ſtreyt. 92. Vnd auch. 98. Da vber. 1700. Da kam ſy ainig gegangen. 5. Alſo was es ergan. 8. Vnd loſte zu dem voglgeſange.

dô ſanc vil wol diu nahtegal. ſie ſprach „wol in, der leben ſal
mit vreuden, als ich hette (mit im an dem bette).
nû muoz ich immer mêre mit grôzem ſchaden ân êre
mîn jugent verſleizen. wem ſol ich daz nû weizen,
daz ich hin vür vergebene einem tôtlichen lebene
muoz ſîn bereit und undertân? des gunt mir, von dem ich ſolhez hân.
daz muoz gote ſîn gekleit.“ Nû was gegangen ir meit
gelîche ouch durch bancken dar und hôrte ir vrouwen klage gar,
wie ſchuldic ſie wære. ſie muote noch ir ſwære,
daz ſie dâ mohte niht geſtên und wolte wider în gên.
ir klage was ſô jâmerlich. dô ſach diu vrouwe hinder ſich.
und ſprach zehant wider ſie „biſtû deheine wîle hie?“
„Jâ ich hân ez gar vernomen, daz iu iſt in daz herze komen.
daz müet mich unde iſt mir leit. ich ſeite iu ie die wârheit.
dô mohte ich des gelouben nieht. ſô wizzet doch daz ichs iu riet.“
„Jâ ich weiz rehte. der mich vrô mächte,
der ſwendet ſîne ſünde als ſtille des mers gründe.
ich mac aber nimmer werden vrô, ez vüege ſich mir dannoch ſô
daz er mich noch vrô geſetze und ouch mir güete ergetze,
von dem ich diſen kumber trac beidiu naht unde tac.
mich riuwet daz ich in ie geſach. von mir kom im ungemach.
diu riuwe kumt ze ſpâte. hæte ich dînem râte
gevolget, daz wære mir guot. wer âne rât dicke tuot
nâch ſînem willen vür ſich, den geriuwet es alſam mich.
nû riuwet mich anders nihtes niht. ich wæne daz der wîbes ſtrit

1712. fehlt. 13. nymmer mere. 20. Des gund mir von dem ſolichs han. 22. Nu was die junckfraw ir maget. 23. Gleich auch durch panck dar. 35. Das müet vnd i. m. l. 41. ſchwendet. 42. Alſo. 44. fehlt ſo. 50. Von mir kain vngemach. 56. als mich. 57. nichezit.

ze rehte vor ſolte gân, dâ von ich diſen ſchaden hân.
nû iſt daz reht an mir gebrochen. er hât ſich an mir gerochen
dâ mite daz er mich midet. mîn herze kumber lidet
und nôt biz an mîn ende. an diz geſtraht gebende
bin ich von ſchulden gevallen und dô râtich in allen,
wer ſtæteclicher minne hin vür beginne,
daz der an mînen kumber ſehe und hüete daz im alſam geſchehe.“ —

Nû lâzet diſe rede varn. alt junc rîch oder arn
wer der ein wil tihten, ſol die rede rihten,
ſô muoz er wort ſpalten und zwei zeſamene valten.
daz tete ich gerne, kunde ich daz meiſterlicher unde baz.

1766. An dicz geſtrackt gepende. 69. ſtettikliche. 72. Vnd hewt als einem alſame geſchehe. 74. Teuche Jung oder Arn (Rîch junc alt oder arn?). 75. Wer darynne w. t. (Wer von minne?). 78. Vnd zway zuſamen valten (rîme?).

VIII.

Ueber den Räthselvers Jete patiete.

In dem Aufsatze im 6. Bande unseres Neuen Jahrbuches „Weiteres über das niederdeutsche Räthsel vom Ei" sagt S. 156 Dr. Hoefer:

„Beiläufig möchte ich um Erklärung des neuerdings von Wolff, Wodana II, S. 219 beigebrachten, formell an den niederdeutschen Reim erinnernden Räthselverses:

„Jete patiete in d'hagen,
„Jete patiete uit d'hagen,
„Als ge jete patiete pakt
„Jete patiete byt."

gebeten haben, nachdem ich einen geborenen Flamänder bereits vergeblich zu Rathe gezogen habe."

„Es ist wichtig an einem solchen Beispiele zu sehen, wie diese Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen und immer einer Aufschluß für den andern giebt" u. s. w.

Es scheint, als wenn diese beiläufige Bitte mit dem Räthsel vom Ei, welches bekanntlich so anfängt:

„Ente Potente sat up de benk
„Ente Potente fêl von de benk"

in einer näheren Verbindung steht und wir wollen versuchen, dies durch die Deutung, welche wir dem Flamändischen Räthselverse zu entnehmen geneigt sind, hier anschaulich zu machen.

Hoefer erklärt, bisher ohne Widerspruch, und auch mit überraschender innerer Wahrscheinlichkeit das Räthselwort Potente Bd. 5.

S. 253 unseres Jahrbuches für **Pût-Ente** — Junges der Ente, so wie **Pût-hähnken, Put-höhnken** das junge Federvieh bezeichnet.

Wir lesen den Flamändischen Reim so:

Köter, Put-Köter in dem Hagen,
Köter, Put-Köter aus dem Hagen,
Wenn Ihr Köter, Put-Köter packt,
Köter, Put-Köter beißt.

Ein flamändisches Wörterbuch haben wir bei dieser Deutung nicht zu Rathe ziehen können, in einem holländischen vergeblich ihre Bestätigung gesucht, doch scheint sie uns einer solchen nicht eben zu bedürfen, sondern aus dem Niederdeutschen die innere Berechtigung zu finden. Es kommt auch hier, wie dort auf **Ente Potente**, Alles auf **Jete Patiete** an. Daß sich der Köter, der echte nordniederdeutsche und nur in Burlesken und Fabeln überbürgerte Name für einen ordinären Hund, in seiner Wanderung nach Süd-Nieder-Deutschland in einen **Jete** — vielleicht auch **Gete**, da diese Reime aus dem Munde niedergeschrieben werden — verwandelt, möchte einem gerechten Bedenken nicht unterliegen. Dies aber zugegeben, führt uns die Verstärkung „**Jete-Pat-Jete**" (sobald wir nicht **Pa-tiete** eben so irrig wie **Po-tente** abtheilen) nothwendig auf das Stammwort, welches in **Ente Pot-ente** uns in gleicher Verszergliederung, ja mit der unverkennbarsten gleichen Reimels-Bildung entgegentritt, auf **Put**, dort **Pot** hier **Pat**. Die hellere oder dunklere Auslautung des im Niederdeutschen so unklaren Vokals **u** wird wohl wenig Anstoß geben; bleiben wir bei dem Worte **Put** etwas stehen. Wir möchten ihm im Ndd. die Bedeutung des Unreifen, Unerwachsenen zugestehen, und berufen uns deshalb auf

1) die Pute, das Junge der Kunen, abgekürzt von den in Ndeutsch. Urkunden des 17. Jahrh. vorkommenden Kalekunen, d. h. Hühner aus Kalekut, = Truthühner; figürlich noch jetzt ein geistig unreifes junges Mädchen, ein s. g. Backfisch.

2) Das Puthöhnken, das Puthähnken, kleine Hühnchen und Hähnchen, auch wie Dr. Kuhn uns Jahrb. Bd. 5, S. 249 aus der Mittelmark mittheilt: **Süse, puthinneken, süse.**

3) Den **Put-Köter** — die ordinärste Art der ordinären Haushunde — auch figürlich im herabwürdigenden Sinne: **he is sin Putkoeter** — er benutzt ihn zu allen, eigne Ueberlegung nicht erfordernden Ausrichtungen, er läßt ihn die Kastanien aus dem Feuer

holen. Wir haben oft selbst gehört, daß norddeutsche ehrsame Gutsbesitzer die versatilen Berliner Commissionaire bei Gutskäufen mit dem Seufzer: „Man kann solch einen Putkoeter nicht entbehren" mehr wahr als schmeichelhaft bezeichneten. Das Unreife, Unselbstständige, Subalterne, ist der Grundausdruck in diesem vulgären Namen.

4) Den **Put-junker.** — Auch dieser ist der oft der Wirklichkeit entnommene geistig unreife, sich blähende und doch überall hin und hergestoßene, weil überall anstoßende Landjunker, wie ihn Miller in seinem Siegfried von Lindenberg mit unsterblichen Farben geschildert hat. Auch er gehört zu den Unfreien, den Subalternen, den ewigen Kindern.

5) Das **Put-farken**, ein ganz kleines Ferkel; mir ist nicht gegenwärtig, ob der Ausdruck noch gang und gäbe; in einer Holsteinschen Urkunde des 15. Jahrhunderts finde ich einen **Claus Putfarken.**

6) Die noch jetzt auf Rügen, — vielleicht auch anderswo — gebräuchliche Redensart: **se putten mi hen un her**, d. h. sie stoßen mich neckend hin und her, ich diene ihnen zum Spielballe, zur Zielscheibe. Auch hier ist der Ausdruck, jemand **putten**, d. h. als einen **Put(koeter)** behandeln, auf den Begriff des Unreifen, Unselbständigen sehr gut zu beziehen.

7) Vielleicht hängt damit das Wort: **putschen** — aufhetzen, — **he putscht se tosâm** — er hetzt sie zusammen, sowie das Schweizerische, in neuerer Zeit so leidig bekannt gewordene **Putsch** näher zusammen, was jedoch hier dahin gestellt bleibe.

Ob wir den Stamm in dem Slavisch-Wendischen, wo uns in Niederdeutschland die Eigennamen von Familien und von Orten, **Putlitz** (Priegnitz), **Pütte** und **Putzar** in Vorpommern, **Putbus** und **Putgard** auf Rügen, in der Altmark der jetzt verschwundene **Puthof 1472 (Riedel, Cod. March. I, 7 p. 211)** so wie der **subcamerarius = Putkamer** in Pomerellen begegnen, ob wir ihn in einer deutschen Wurzel, etwa in dem **butt** — was jetzt noch ndd. Ende, also auch Anfang, bedeutet, oder in dem Laute **Put, Put**, mit dem man das junge Federvieh zur Fütterung ruft, wenn nicht dieser Laut eben von jenem Stamm abgekürzt worden, etwa zu suchen haben, das wollen wir der Forschung Anderer, denen die Muße günstiger, andeutend hiermit empfehlen.

Hätten wir auf solche Weise unserer Deutschung „Köter, Putkoeter" für **Jete patiete** eine innere Berechtigung angeeignet, so würde sich das fernere Verständniß aus dem **rimels** selbst unschwer ergeben. Ein junger Hund im umschrankten Raume (Hag, Hagen), ein junger Hund aus ihm heraus; wollt ihr ihn packen, so beißt er euch — eine einfache Naturanschauung, welche diesen Reim zu einem Kinderreime, später zu einem Reimräthsel, wohl passend erscheinen läßt. Die innere Verwandtschaft mit dem Reime vom Ei, von **Pot-Ente**, ist schon oben angedeutet, und wir schließen mit Hoefer's Eingangsworten:

„Es ist wichtig, an einem solchen Beispiele zu sehen, wie diese Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen und immer einer Aufschluß für den andern giebt."

Odebrecht.



IX.

Fremdwörter im deutschen Heerwesen.

In dem Aufsatz XX. des achten Bandes des Neuen Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde ist auseinandergesetzt worden, wie unsere Gesellschaft dazu gekommen, Verdeutschungsversuche im Gebiete der Wehr- und Kriegssprache zu machen und welche Mittel die Gesellschaft bis zum Herbste 1848 ergriffen, um ihren Verdeutschungsversuchen Eingang in das wirkliche Leben zu verschaffen.

Man hatte sich an die deutsche Nationalversammlung gewendet und war von derselben aufgefordert worden, die Verdeutschungsvorschläge einzusenden. Die Uebersendung geschah mit folgendem Begleitschreiben.

„Der deutschen Reichsversammlung Ausschuß für Wehrangelegenheiten hat uns durch geehrte Zuschrift vom 29. September 1848 aufgefordert, unsere Vorschläge zur Verdeutschung der im deutschen Heerwesen noch üblichen Fremdwörter zu übersenden. Indem wir dieser Aufforderung durch Beifügung der Anlagen nachzukommen uns beehren, erlauben wir uns noch auf Folgendes aufmerksam zu machen.

Unsere Gesellschaft hat bei ihren Verdeutschungsvorschlägen folgende Gesichtspunkte festgehalten.

1) Eine wirkliche Uebersetzung tritt nur bei denjenigen Ausdrücken ein, deren Wortsinn auch in der fremden Sprache eine sachgemäße Bedeutung hat, wie Garde du corps Leibwehr, Avantgarde Vorhut 2c.

2) Die Fremdwörter, die ohne Rücksicht auf ihren eigentlichen Wortsinn auch in der fremden Sprache nur wie eine Münze gebraucht werden, über deren Werth und Bedeutung man sich zu verständigen hat, werden nicht übersetzt, sondern sachgemäß verdeutscht, wie **Lieutenant** Zugführer (**Lieutenant** eigentlich Statthalter, Stellvertreter), **General** Feldhauptmann (**General** eigentlich Allgemeiner) 2c.

3) Die Verdeutschungsvorschläge sind möglichst einfacher Natur, ungesuchte dem Ohre leicht zugängliche dabei möglichst sachgemäße Ausdrücke, (Füsilier Schwärmer 2c.) — Die breiten Zusammensetzungen sind so viel thunlich vermieden.

3) Sollten einige der Vorschläge auch auffallend und ungewöhnlich klingen, so ist doch nicht zu verkennen, daß wenige Wochen hinreichen, um das Ohr an technische Ausdrücke zu gewöhnen (**Gensdarm** Landwebel, **Pontonier** Brückner 2c.).

5) Die Vorschläge sind dreierlei Art: a) solche, für die sich die Gesellschaft unbedingt ausgesprochen hat. b) solche die außerdem noch annehmbar und empfehlenswerth erschienen. c) solche gegen die sich die Gesellschaft durch Stimmenmehrheit erklärt hat.

Berlin, den 8. November 1848.

Die Berlinische Gesellschaft 2c."

Einige Zeit später wendete sich die Berlinische Gesellschaft auch an Sr. Majestät den König von Preußen mit folgendem Schreiben:

„Königliche Majestät!

Ew. Königl. Majestät haben für alles ächt Vaterländische, für Alles was dem deutschen Gemüthe ureigenthümlich entquillt, hohe Begeisterung bekundet. Ew. Majestät haben deutsches Wesen nach allen Seiten hin belebt und gefördert. Auch der deutschen Sprache haben Ew. Majestät zu ihrem Rechte verholfen, haben Mißfallen ausgesprochen, wo in deutschen Landen dem wälschen Laute der Vorzug vor den Klängen der Muttersprache gegeben wurde und begünstigen jedes Unternehmen, für die Reinheit unserer Sprache zu wirken.

Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, Kunst und Alterthum hat sich seit längerer Zeit damit beschäftigt, für die in dem preußischen wie in dem übrigen deutschen Heerwesen noch üb-

lichen fremdländischen Bezeichnungen treffende deutsche Ausdrücke aufzusuchen. Ihre Vorarbeiten sind vollendet.

Als im vergangenen Jahre in allen Gauen unseres Vaterlands der deutsche Sinn zu neuem Leben erwachte, da erwachte zugleich die Hoffnung, es würden in der Reichsversammlung zu Frankfurt Vorbereitungen getroffen werden, um aus dem gesammten deutschen Heerwesen alles Undeutsche zu beseitigen und somit eine einheitliche Uebereinstimmung in der Kriegersprache unseres kriegsgeübten Volkes zu ermöglichen. Die Berlinische Gesellschaft hat deßhalb ihre Vorarbeiten dem von der Reichsversammlung niedergesetzten Ausschusse für Wehrangelegenheiten überreicht.

Da indeß die Berlinische Gesellschaft die Ueberzeugung hegt, daß zur Verwirklichnng deutscher Hoffnungen es doch immer wieder des bestimmten Vorangehens unseres engeren Vaterlandes bedürfe, so wagt die Berlinische Gesellschaft, Ew. Königliche Majestät in tiefster Ehrfurcht um die Erlaubniß zu bitten,

> Ew. Königlichen Majestät die ausgeführten Verdeutschungsversuche der in unserem Heerwesen noch gebräuchlichen Fremdwörter vorlegen zu dürfen, damit für den Fall, daß einzelne der Versuche sich des Allerhöchsten Beifalls erfreuen sollten, dieselben ins Leben eingeführt werden könnten.

Die Berlinische Gesellschaft giebt sich ihren Hoffnungen mit um so größerem Vertrauen hin, da Ew. Königliche Majestät selbst den Weg der Verdeutschung thatkräftig zuerst beschritten, den „Hauptmann" in dem preußischen Heere an die Stelle des „Capitain" gesetzt, auch die „Etage" aus amtlichen Urkunden verbannt haben.

Berlin, den 19. April 1849.

Die Berlinische Gesellschaft ꝛc.

Hierauf erfolgte nach einigen Wochen ein Antwortsschreiben, worin der König der Gesellschaft seine Anerkennung aussprach.

Es steht demnach zu hoffen, daß die Bestrebungen der Gesellschaft nicht fruchtlos bleiben werden.

Verdeutschungsvorschläge
der
Berlinischen Deutschen Gesellschaft.

I. Heereintheilung nach Waffengattungen.

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
1) Infanterie	Fußvolk		
2) Infanterist	Fußmanne	Kämpfer, Streiter, Wehrmann (Fußer, Manne.)	In vielen Fällen bloß zu „Fuß," wie im Französischen oft à pied, à cheval, auch bei uns „Artillerie zu Fuß."
3) Grenadier 4) Musketier	Stürmer		
5) Füsilier	Schwärmer		
6) Jäger 7) Schütz	Jäger	…	s. wegen „Schütz" unten.
8) Tirailleur	Plänkler		
9) tirailliren	plänkeln		
10) Cavallerie	Reiterei		
11) Cavallerist	Reiter	(Mitreiter)	
12) Cürassier	Schwerreiter	Panzerreiter, Gepanzerter, Geharnischter, (Ritter)	
13) Uhlan	Lanzener	Spießer	Uhlan könnte vielleicht als fremder Name beibehalten werden.
14) Dragoner Chevau-leger Voltigeur	Leichte Reiter	Springer, (Fußreiter, Stutzner), [Zweikämpfer, Doppelkämpfer].	
15) Husar	Tummler	Renner	Husar wie bei Uhlan.
16) Garde du corps	Leibwehr	Leibwache	
17) Artillerie	Geschütz	Gezeug, Zeug	
18) Artillerist	Schütz		
19) Kanonier	Kernschütz	Schütz	Wo Kanonier und Bombardier bloße Rangstufen sind, verdient Schütz u. Oberschütz d. Vorzug.
20) Bombardier	Wurfschütz	Oberschütz	
21) Ingenieur	Kriegsbaumeister,		
22) Pionier	Schanzer	Schanzgräber (Grubner)	
23) Pontonier	Brückner		
24) Sappeur	Stollner	Bohrer, Senkner	
25) Mineur	Schröter	Schachtner, Schroter	
26) Gensdarm	Landwebel	Landjäger, Landreiter	

II. Heereintheilung nach Abstufungen.

1) Rotte	Reihe	Riege	Wegen Rotte siehe Nr. 3.
2) Section	Schicht		
3) Corporalschaft	Rotte		
4) Zug	Zug		
5) Compagnie	Fähnlein	Hauptmannschaft	
6) Escadron	Geschwader	Fähnlein	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
7) Bataillon	Fahne	Schwarm	
8) Regiment	Banner		
9) Brigade	Schaar	Ban, Bannerschaft	
10) Division	Heerschaar	Haufen	
11) Armee-Corps	Heerhaufen	Heertheil	
12) Armee	Heer	Kriegsheer	
13) Avantgarde	Vorhut		
14) Arrieregarde	Nachhut	(Zu etwaniger Verwendung sind noch vorzuschlagen: Zugtheil, Fahnenschaar, Volksschaar, Feldschaar, Schaarenzug, Heerschaft).	

III. Abstufungen nach Führer, Aemter und Würden.

1) Gefreiter	Gefreiter		
2) Unteroffizier, Corporal	Rottenführer		
3) Sergeant	Rottmeister		
4) Fähnrich	Fahnjunker	Junker	
5) Feldwebel	Feldwebel		
6) Wachtmeister	Wachtmeister		
7) Offizier	Führer		
8) Offizier-Corps	Führerschaft	Kriegshauptleute	
9) Lieutenant	Zugführer		
10) Premier-Lieutenant	Oberzugführer	erster Zugführer	
11) Seconde-Lieutenant	Unterzugführer	zweiter Zugführer	
12) Hauptmann	Hauptmann		
13) Rittmeister	Rittmeister		
14) Major	Oberstwachtmeister		Das Gemeinsame der Stabsoffiziere wird gegeben durch die Zusammensetzung mit Oberst.
15) Oberst-Lieutenant	Obersthauptmann	Oberhauptmann	
16) Oberst	Oberst	Obrist	
17) General-Major	Feldwachtmeistr		
18) General-Lieutenant, Feldmarschall-Lieutenant	Feldhauptmann		Das Gemeinsame der Generalität wird gegeben durch Zusammensetzung mit Feld.
19) Gener. d. Cavallerie, Gener. d. Infanterie	Feldoberst		
20) General-Feldmarschall	Feldmarschall		
21) General en chef	Feldherr		
22) Subaltern-Offizier	Unterführer		
23) Stabsofficier	Oberführer	Bannerherr	
24) Generalität	Feldhauptmannschaft		
25) Generale	Feldhauptleute	(Zu etwaiger Verwendung sind noch vorzuschlagen: Anführer, Heerführer, Heermeister, Feldmeister, Oberst-Feldhauptmann, Ober-Feldherr, Oberanführer, Kriegsherr; — und beim Geschütz noch: Ober-Zeugmeister, Oberst-Feldzeugmeister).	

IV. Verschiedenes.

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
1) Adjutant	Herold	Beireiter (Botschafter, Beimann).	
2) Alarm	Lärm		
3) alarmiren	zusamm. blasen zus. trommeln.		
4) Alarmplatz	Sammelplatz	Stellplatz	
5) Appell	Gestellung		
6) Artillerie-Inspection	Geschützschauamt		
7) Artillerie-Revisions-Commission	Geschützuntersuchungsamt		
8) Attaque	Angriff das Gewehr zum Angriff, das Gewehr zum Anfall.		
9) Auditeur	Richter	Feldrichter Feldschultheiß	
Garnisons-Auditeur	Platzrichter		
Brigade-Auditeur	Schaarrichter.		
Divisions-Auditeur	Oberschultheiß.		
General-Auditeur	Oberrichter	Oberfeldrichter	
10) Bajonett	Spieß	Spitze, Kurzgewehr, Flintenspeer, Flintenspieß (Gewehrdolch, Gewehrklinge).	
11) Bandelier	Gehenk	Wehrgehenk (Hangriemen)	
12) Bataillons-Commandeur	Fahnenherr		
13) Bataillon soll chargiren!	Achtung! zum Laden!		
14) Batterie	Stückschaar Stückwehr.		
15) Bivouac	Freilager	Beiwacht	
bivouaquiren	freilagern	beiwachen	
16) Cadet	Kriegsschüler	Heerzögling Heerschüler	
17) Cadetten-Corps	Stift		
18) Cannetille	Raupe	Trobdel	
19) Caliber	Weitung	Seele (Stückweite, Bohrung)	
20) Capitained'armes	Wehrwart	Wehrwärtel, Waffenhort, Waffenwart, Waffenmeister (Wehrmeister, Schaffner).	
21) Carabiner	Stutz		

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
22) Carré	Viereck		
23) Caserne	Wehrberge	(Bannerhaus)	
24) Charge	Stellung, Amt		
25) chargiren	laden; feuern; angreifen; ansprengen (von der Reiterei)		
Bataillon soll chargiren	s. unt. Bataill.		
26) Chef	Führer; Amtshauptmann		
27) Colonne	Ballen	Drunge	Drunge ist beim Turnen üblich.
	Heersäule	Schlachthaufen Schlußhaufen	
28) Colonne formiren	zum B. / zur H. sammeln		
29) Commandant	Platzoberst	Platzhauptmann (Platzmann)	
30) Commandeur	Befehlshaber		
31) commandiren	befehligen		
32) Commando	a. Befehl	Oberbefehl, Anführung	
	b. Befehl	Achtwort, Achtruf, Befehlswort	
	c. Sendung	Aussendung	
	d. Sendschaft	Sendmannschaft	
	e. Wehramt	Schaltamt	Wehramt in Breslau bei der Bürgerwehr üblich.
33) consigniren	heimhalten		
34) Contingent	Beitrag	Beischluß	
35) Contreescarpe	Gegenhalde		
36) Cüraß	Harnisch	Panzer	Luther hat „Krebs"
37) debouchiren	vorbrechen		
38) deployiren	ausziehen	ausrücken	
39) Disciplin	Zucht	Mannszucht	
40) Disciplinarvorschrift	Zuchtordnung		
41) Dislocation	Vertheilung	Verlegung	
42) Distance	Abstand		
43) du jour haben / „ „ sein	Dienst haben		
44) einquartiren	einhausen		
45) Epauletten	Achselschild	Blatt, Achselblatt	
46) Escarpe	Halde		
47) Etappeninspektor	Rastschaumeist.		
48) Examinations-Commission	Prüfungsausschuß		
49) exerciren	üben, Wehrdienst üben	trillen, drillen, ein-, ausüben	trille (drille), in Hamburg üblich.
50) Exerciermeister	Drillmeister		
51) Exercierreglement	Wehrordnung	Drillordnung	
52) Feld-Equipage	Feldgeräth		

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
53) Festungscommandant.	Platzoberst....		
54) „ Gouverneur..	Ober-Platzherr		
55) Flanke...........	Flügel, Seite		
56) Formation des Heeres	Heerbildung...		
57) Fourier..........	Feldschaffner ..	Rastmeister Rastweibel	
58) Fourierschütz........	Rastmacher....		
59) Front..............	vorn, vornhin.	vornum! das Vorn, Stirn, Brust	
60) Garnitur..........	a. Besatz..... b. Lage, Folge	Kleinzeug	
61) Generalmarsch.......	Sammelruf...	Heerlärm, Wehrlärm	
62) General-Intendant...	Heerpfleger....		
63) General-Inspection...	Oberschauamt	Obermusteramt	
64) General-Inspecteur...	Schauherr.....	Obermusterherr	
65) Genietruppen........	Kriegsbauleute	Bausoldaten	
66) Gouvernement........	Oberplatzamt..		
67) Gouverneur..........	Platzherr......	Statthalter Schaltherr	
68) Ingenieur...........	Kriegsbaumstr.		
69) Ingenieur-Geograph.	Planmeister ...		
70) Ingenieur-Inspection	Schauamt des Kriegsbauwes.		
71) Instruktion.........	a. Dienstweisung b. Unterweisung	Dienstvorschrift (Verhaltbefehl)	
72) Intendant..........	Heerpfleger ...		
73) Intendantur.........	Heerpflegeamt..		
74) Invalide...........	Heermüde.....		
75) Invalidenwesen......	Heermüdewesen		
76) Invalidenhaus.......	Ruhheim......		
77) du jour............	s. ob. unter D.		
78) Lazareth...........	Krankenhaus..		
79) Lazarethwesen......	Krankenwesen .		
80) Manöver...........	Kriegsspiel	Kriegsübung	
81) Material...........	Rohstoff......		
82) militärisch (und Zusammensetzungen mit Militair)...........	meist Zusammensetzungen mit Krieg, Wehr, Heer.	(oft) kriegerisch	
83) Montirung (Montur)	Wehrtracht....	Diensttracht	
84) Munition...........	Schießbedarf..	Kraut und Loth.....	„Kraut und Loth" in älteren Schriften sehr üblich.
85) Ordonnanz.........	Sendwache....	Sendling, Sendmann, Sendwebel, Beimann	
86) Ordonnanzoffizier....	Sendführer ...		
87) Parade............	Musterung	Heerschau	
88) Parademarsch.......	Mustermarsch.	Schaumarsch	
89) Parole............	Wort	Losung, Feldgeschrei	
bei der Parole.......	im Ringe.....	....	„im Ringe" in älteren Schriften üblich.
90) Patrone...........	Ladung.......	Einsatz, Pflock	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
91) Patrontasche........	Schußtasche...	Kugeltasche, (Satztasche)	
92) Patrouille..........	Streifwache...	Streife	
93) patrouilliren........	streifen........		
94) Percussionsschloß....	Hammerschloß.		
95) Platzmajor..........	Platzhauptmann......	Platzwachtmeister	
96) Piquet............	Bereitschaft...	....	„B." ist im Oesterreichischen üblich.
97) Pistole............	Puffer........		
98) Piston............	Amboß.. ..	Schlagröhre	
99) Points vor!........	Richtmann vor	Führer vor!	
100) Pontontrain........	Brückzeug.....		
101) Portepee..........	Quaste.......	Troddel	
102) präsentirt das Gew.	Gewehr vor!.		
103) Proviant..........	Vorrath......		
104) Proviantmeister.....	Pflegemeister..		
105) Quartier..........	Rast, Standort	Herberge, Stand	
Hauptquartier.......	Hauptstand....		
Winterquartier,.....	Winterrast....		
106) Quartiermeister.....	Hausmeister...	Rüstmeister	
107) Queue............	Rücken......		
108) Rapport..........	Meldung......		
109) Rayon der Festung	Bezirk.......	Geschützkreis	
110) recognosciren......	spähen........	lugspähen, kundschaften, auskunden	
111) Recognoscirung.....	Spähe........	Lugspähe	
112) Rekrut............	Wehrling.....	Neuwehr, Ersatzmann	
113) Redoute..........	Schreckschanze.	Feldschanze	
114) Reglement..........	Dienstvorschrift	Dienstschrift	
115) Remontewesen......	Roßwesen.....		
116) Remontedepot......	Roßamt......		
117) Reserve..........	Ergänzung....		
118) Revisions-Commission..............	Untersuchungsamt.......		
119) Revue............	Heerschau.....		
120) Salve............	Ladung......	Lage	
121) salutiren..........	begrüßen......		
122) Serviswesen........	Herbergswesen.	Behausungswesen	
123) Signal............	Zeichen.......	Ruf, Heerhorn, Rufzeichen	
124) Spion............	Späher..		
125) Succurs..........	Zuzug.......		
126) Tambour..........	Trommler....		
127) Tambour-Major....	Obertrommler.	Trommelmeister	
128) Tete..............	Spitze.......		
129) Tornister..........	Ranzen.......	Packtasche	
130) Train-Angelegenheit.	Troßwesen....		
131) Train-Depot.......	Troßamt......		
132) Trancheen........	Schachtweg...		
133) Tschacko..........	Hut.....	Mütze, Kappe	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
134) Uniform			
a. als Ganzes.....	a. Wehrtracht.	a. Diensttracht, Wehranzug	
b. als Theil........	b. Wehrrock.. Waffenrock	b. Wehrkleid, Heerkleid (Wamms)	
135) Uniformirung.......	Einkleidung...		
136) Vedette.............	Spähwache....	Lugwache	
137) Veteran............	Altwehr.......		

R. Holzapfel.

X.

Die niederdeutsche Mundart von Danzig.

Unter diejenigen niederdeutschen Mundarten, deren vollständiges Untergehn in der nächsten Zukunft bevorsteht, gehört auch die in Danzig gebräuchliche. Bis zur Zeit der Einverleibung Danzigs in den preußischen Staat (1793) selbst in den höheren Ständen fast allgemein angewandt, erhielt sie den ersten gefährlichen Schlag durch jene Aufhebung der freistädtischen Abgesondertheit, und ihm folgte bald der zweite nicht minder gefährliche durch die siebenjährige französische Occupation. Seit der letzteren können wir daher nur noch ein Scheinleben der Mundart annehmen; bloß das ältere Geschlecht der arbeitenden Klasse spricht noch ausschließlich plattdeutsch, die Jüngeren nur noch mit ihres Gleichen, und auch da nicht mehr richtig. Jene Formenverwirrung, die dem vollständigen Tode der Mundarten als Todeskampf vorherzugehn pflegt, hat schon weit um sich gegriffen; Casus-, Modus-, und Tempusfehler hört man täglich; hochdeutsche Laute und hochdeutsche Worte treten schon wie die ersten Spitzen einer neu auftauchenden Welt immer mehr und mehr hervor. Diesen barbarischen Uebergangsjargon, dem man nur ein baldiges Ende wünschen kann, möchte ich zum Unterschiede von dem echten Plattdeutsch als den hochplattdeutschen (im Folgenden abgekürzt hpd.) bezeichnen. Freilich wird es noch geraume Zeit dauern, bis die letzte Spur plattdeutscher Grundlage in Danzig vertilgt sein wird, denn selbst bei den sogenannten gebildeten, nur hochdeutsch redenden Ständen ist noch plattdeutsche Aussprache, plattdeutscher Accent und eine ziemliche Anzahl plattdeutscher Wörter vielfach im

Schwange, und zwar häufig in solchem Maße, daß man sich genöthigt sieht, diesem Dialekte, der gleichfalls an Barbarismus seines Gleichen sucht, den Namen eines hochdeutschen zu entziehen und ihm den eines platthochdeutschen (phd.) zu geben.

In solcher Zeit des vollständigen Verfalls verlangt denn der echt plattdeutsche Danziger Dialekt um so mehr dringend nach einer wissenschaftlichen Darstellung, als ihm eine solche bisher noch nicht zu Theil geworden ist; denn selbst gelegentlich berücksichtigt finde ich ihn nur in einem einzigen, noch dazu nicht eben umfangreichen Aufsatz eines verehrten Lehrers von mir (Lehmann über die Mundarten der Provinz Preußen, in den Preuß. Provinzialblättern vom J. 1842, Bd. 27). Proben des Danziger Plattdeutschen finden sich, so viel ich weiß, nur bei Firmenich, doch ist der unbekannte Einsender in Bezug auf die Lautverhältnisse nicht ganz genau verfahren, und ich muß es daher ablehnen, jene Sprachproben als Autorität anzuerkennen. Uebrigens versteht es sich, daß ich hiemit dem trefflichen Werke durchaus keinen Vorwurf mache, wovon auch schon meine durchgängige Berücksichtigung desselben im Folgenden zur Genüge zeugt.

Die wissenschaftliche Bedeutung des Danziger Dialekts beruht erstens in seiner vielfachen Mischung mit slavischen und romanischen, sowie mit einigen von außenher gekommenen, nicht organisch darin vorhandenen germanischen Elementen, über welche Punkte ich hoffentlich künftig Gelegenheit haben werde mich weiter auszulassen; zweitens aber in dem Umstande, daß er geographisch fast ganz vereinzelt und selbständig dasteht. Denn während die östlich von der Weichsel gesprochenen Dialekte sich auf einem ganz andern Boden, dem des litthauisch-preußischen Volksstammes, und unter ganz andern historischen Verhältnissen gebildet haben, schließt sich westlich und südlich an den Danziger Dialekt unmittelbar eine große, wenn auch im Abnehmen begriffene polnische Sprachinsel an, die ihn von den übrigen deutschen Dialekten, zunächst von den pommerschen und den weiter hinauf längs der Weichsel gesprochenen bedeutend trennt. Höchstens kann man daher außer der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, etwa im Umkreise von zwei Meilen, das zwischen Weichsel und Nogat liegende Werder, auf keinen Fall aber mehr die frische Nehrung zum sprachlichen Gebiete Danzigs nehmen.

Indem ich durch das Angeführte, sowie durch das, was Grimm

Gesch. der deutschen Spr. 837 ff. ausspricht, mein Vorhaben, die genannte Mundart grammatisch und lexikalisch zu behandeln, hinreichend gerechtfertigt glaube, gebe ich für diesmal als ersten Abschnitt meiner dahin gehörigen Untersuchungen dasjenige, was sich auf die Lautlehre bezieht.

I. Vergleichung des plattdeutschen und des hochdeutschen Lautsystems.

Ueber das Vorkommen unhochdeutscher und das Fehlen hochdeutscher Laute im Danziger Dialekt habe ich Folgendes angemerkt:

1) Das **z**, überhaupt ein dem Plattdeutschen fremder Laut, begegnet in der Danziger Mundart eigentlich nur in Fremdwörtern, denn selbst das Adj. **ganz**, welches auch plattd. so lautet, muß als ein dem Hochdeutschen entlehntes Wort gegenüber dem plattd. **hêl** angesehn werden. Ferner bemerke ich den bisher nur albern erklärten Namen **Dánzig** selbst, außerdem **zoker** (Zucker), **zippel** (Zwiebel), **danzen** (tanzen), **zamft** (Sammt), **peterzilj** (Petersilie), **zafran** (Safran), **zakerment** (Sackerment, als Schimpfwort), **plûz** (eßbares Eingeweide von Thieren, eig. polnisch), **zuk** (Hündin, gleichfalls polnisch). Man sieht, es vertritt das **z** hier namentlich das scharfe **s** der romanischen Sprachen, und darin stimmt unsere Mundart mit dem Gebrauche der anderen niedd. Dialekte überein; so finde ich bei Firmenich in verschiedenen Gegenden außer dem erwähnten **zackerment** und **zafferon***) noch die in Danzig dieses **z** wol kaum enthaltenden Wörter **zalat**, **zaldate**, **zabel**, **zort**, **zaus**, **zent**, **zopp**, **zulltahn**, **zellerie**, **zuppartend**, **zusünnche** (Salat, Soldat, Säbel, Sorte, Sauce, Sanct, Suppe, Sultan, Sellerie, Superintendent, Susännchen). So weit ist die Sache in Ordnung; wenn aber mitunter, wiewol selten, Danziger **z** ein hochdeutsches **s** vertritt, wie z. B. oft **zîd** (Seite) und **zestig** (sechzig) gehört wird, so vermag ich darin nur ein Verderbniß zu erkennen. Bei Firmenich kenne ich kein Beispiel der Art, außer **zestig** in den Danziger Sprachproben selbst (**I**, **97b**) und **zeit** (seit) in der Mainzer Mundart (**II**, **55b**).

---

*) Bei diesen Citaten aus F. brauche ich die dortige Orthographie, daher die verschiedene Schreibung.

2) Der übelklingendste Laut des Hochdeutschen, das pf (welche Sprache hätte ein Wort wie Korkpfropf?), mangelt im Plattdeutschen.

3) Der Danziger Dialekt kennt das französische g (g') außer bei romanischen Fremdwörtern noch bei mehreren andern, die, wie es scheint, alle aus dem Polnischen hergekommen sind. Dergleichen sind **leg'ak** (Schimpfwort, etwa gleich Lümmel), **drug'eln** (halb eingeschlafen sein), **nug'eln** (zaudern, langsam arbeiten), **pug'eln** (sehr schwer übersetzbar, etwa so viel als sich eifrig mit etwas Unbedeutendem beschäftigen), **pug'eien** (liebkosen), **brå'gen** (laut sprechen, besonders prahlen), **brûg'** (Beule), **bêrg'** (Barsch, eine Fischart).

4) Die langen Vokale â, ê, ô in ihrer Reinheit fehlen.

5) Als Ersatz dafür gelten vier unächte Diphthonge, für â ein Laut, der aus einem betonten o mit kurz nachgeschlagenem a besteht, für ô ein aus langem o und folgendem kurzen u zusammengesetzter Halbdiphthong, und für ê endlich zwei Laute, deren erster nach dem e ein kurzes i, der zweite ein kurzes ä folgen läßt. Die beiden letzteren gehn indessen so vielfach in einander über und sind so unsicher geschieden, daß ich sie im Folgenden gleich bezeichne; nur ist etwa zu bemerken, daß das für hochdeutsches ei stehende ê stets gleich e + i, nie gleich e + ä ist. Ich bezeichne diese unächten Diphthonge, nachdem ich sie hier geschildert habe, der Kürze wegen mit â, ê, ô, als welche Laute sie eigentlich vertreten.

6) Die Diphthonge au, oe, eu, aeu. ue, ae, fehlen. Was den letzten Laut anbetrifft, so ist zu beachten, daß sogar kein hochdeutsch redender Danziger die Vokale in den ersten Sylben von Väter und Feder u. dergl. unterscheidet.

Was die numerischen Lautverhältnisse unserer Mundart anbelangt, so gebe ich hier nur einige Data, wegen deren Vergleichung mit den entsprechenden hochdeutschen Verhältnissrn, worauf ich mich hier nicht weitläufig einlassen kann, auf die von mir in dieser Zeitschrift Bd. 7, S. 83 ff. gegebenen Angaben verwiesen werden muß.

1) Unter 100 Lauten finden sich im Danziger Plattdeutschen 37 Vokale.

2) Unter 100 vokalischen Lauten giebt es

i	e	a	o	u	ei
8	53	18	16	4	1.

3) Unter 100 Consonannten finden sich

k	t	p	g	d	b	ch	f(v)	m	n	l	r	h	s	sch	j	w
8	9	0*)	5	9	2	1	4	5	16	7	10	5	7	3	2	7.

II. Vergleichung der plattdeutschen Laute mit den etymologisch entsprechenden hochdeutschen.

Von den nicht als echt plattdeutsch anzuerkennenden Lauten z und g' ist schon oben gehandelt.

Das t vertritt ohne besondern Grund nie hochdeutsches t (über das Wort Butter vgl. bei d), gewöhnlich dagegen hochdeutsches z (tîd Zeit), sz (mot muß) und ss (schlêtel Schlüssel), für welche Laute das t der regelmäßige plattdeutsche Vertreter ist. Auch das unorganische für diese Laute oft im Hochdeutschen stehende s ist im Plattdeutschen ein t, z. B. in den Neutris der Adjectiva, ferner in arwten, krêwt, bet für Erbsen, Krebs, bis. Dagegen ist das unorganische hochdeutsche sz, welches fälschlich für s gebraucht wird, z. B. in der Endsylbe niß, immer nur s im Plattd. Von ôft (Obst) spreche ich unten.

Das k steht, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, in allen den Fällen, wo im Hochd. sowol k als ch erscheint (ein Paar Ausnahmen s. bei ch). Einzeln stehend ist der Name einer Straße in Danzig, welche die Katergasse genannt wird, und von dem früher in der Nähe gelegenen Franziskanerkloster ursprünglich die Patergasse geheißen haben soll. Doch scheint, wenn es sich wirklich so verhält, die Sache mehr auf Rechnung des Volkswitzes als der Grammatik zu kommen.

Das p nimmt die Stelle des hochdeutschen p und pf ohne Ausnahme, sowie die des f im Inlaute und Auslaute ein. In Bezug auf das pf würde sich eine Ausnahme finden, wenn die Wörter empfinden, empfangen und empfehlen auch im Plattdeutschen vorkämen, da hier dann wol schwerlich ein p, sondern ein f stehn würde; indessen mangeln die genannten Wörter unserer Mundart. Für hochdeutsches b finde ich p nur in pukel, pindel und zippel (Buckel, Bündel, Zwiebel). Statt hochdeutscher Gutturalis steht es in krupen (kriechen), doch halte ich es mit Graff für unausgemacht, ob wir hierin einen Wechsel zwischen Gutturalis und Labialis

*) d. h. weniger als ½.

oder vielmehr zwei verschiedene Erweiterungen einer kürzern Wurzel haben, von denen die eine dem Hochd., die andere allen niedd. Mundarten, sowie dem Agſ. und Altn. angehört Ein zweites hieher gehöriges Beiſpiel iſt **pols** (Kuß), wo das **p** wohl nicht weit durch die Mundarten zu verfolgen iſt; ich finde es nur noch in Hinterpommern (Firm. I, 92 b).

Die Tenues haben demnach im Plattdeutſchen faſt ſtets die hochd. Aspirata und ſehr oft die hochd. Tenuis zu vertreten. Die plattd. Aspiraten weiſen dagegen nur einen ſehr geringen Umfang auf.

Das **ch** erſcheint faſt nur unter einer Bedingung, von der indeſſen erſt unten bei dem Einfluſſe der Laute auf einander geſprochen werden kann. Sonſt tritt es nur ſehr vereinzelt auf, z. B. in **lachen** (lachen), **puchen** (ſchelten, eigentlich pochen) und **sach** (ſah). Zwar hört man die Endſylbe lich auch plattdeutſch oft ſo ſtatt **lik** ausſprechen, doch iſt das jedenfalls nur hochplattdeutſche Verderbnis; eine eben ſolche finde ich auch in der zu Danzig öfters vorkommenden Ausſprache **marcht** und **kalch** (Markt, Kalk), wo man mit Anwendung der Aspirata hochdeutſch zu ſprechen glaubt. Unerklärt bleibt das phd. **rachgirig** für das einfache gierig; ſteht es für rachengierig oder für raffgierig? In einer Mundart aus dem Odenwalde (F. II, 33a) ſcheint **rachgierig** ſo viel als hochmüthig zu bedeuten.

Das **f** erſcheint nur im Anlaute, und zwar für hochd. **f** und **v**; im Inlaute und Auslaute tritt ſtatt des **f** öfters das weichere **w** ein. In **jomfer** (Jungfer) iſt das **f** natürlich als anlautend anzuſehen.

Das **d** iſt im Plattd. von bedeutend größerm Umfange als im Hochd., denn für alle hochdeutſchen **d** und **t** ſteht im Allgemeinen plattd. **d**. Zwar ſcheint hiemit meine Lautſtatiſtik nicht recht übereinzuſtimmen, denn ich habe unter 100 Conſonanten im Hochd. 8 **t** und 8 **d**, im Plattdeutſchen aber dennoch ſtatt 16, wie man vermuthen ſollte, nur 9 **d** angegeben; indeſſen liegt dieß an beſonderen, erſt unten zu erörternden Verhältniſſen, z. B. an dem Umſtande, daß die häufigen Wörter iſt, und, nicht im Plattd. ihr **d** oder **t** nicht haben, daß das hochd. **lt** zu **ll** aſſimilirt wird u. a. m. Bemerkenswerth iſt, daß das Wort Butter im Plattd. **botter** und nicht **böder** lautet, wie man nach **möder** und **föder** erwarten ſollte.

Freilich findet die plattdeutsche Form am agſ. bulere eine Stütze, jedenfalls aber iſt das Wort eben ſo unregelmäßig in ſeiner Form wie räthſelhaft in ſeinem Urſprunge. S. Grimm Geſch. d. dtſch. Spr. 1002 ff.

Das g entſpricht im Allgemeinen nur demſelben hochd. Laute. Nur in dem Worte Brücke (plattd. brig) iſt das Hochdeutſche auch ſpäter nicht von der allgemeinen Regel der Lautverſchiebung abgewichen. Altdeutſch ſcheidet ſich richtig das niedd. Osinbrugga (Osnabrück) von dem hochd. Insprucca (Insbruck). Das Wort krag (altes, ſchlechtes Pferd), von dem ich nicht weiß, wie weit es ſich durch die Dialekte erſtreckt, lautet eben ſo oft krak.

Ueber das den Zuſammenſtoß der Vokale hindernde g iſt erſt unten der Ort zu ſprechen.

Jedenfalls muß bei der Darſtellung der Lautverhältniſſe einer deutſchen Mundart auch auf die Ausſprache des g Rückſicht genommen werden, was ich bisher noch faſt überall in ähnlichen Arbeiten vermiſſe. Und doch wäre es grade bei einem ſo einzeln ſtehenden Punkte anziehend zu ſehen, über welche Ländergebiete Deutſchlands ſich die eine oder die andere Weiſe erſtreckt, zumal da hierin noch jetzo das Hochdeutſche keine allgemein gültige Regel anerkannt hat, ſondern noch unter der Herrſchaft der Volksmundarten ſteht. Ich kenne fünf Ausſprachen des g, die ſich wol in den meiſten deutſchen Mundarten alle vorfinden; das g iſt nämlich

1) die eigentliche Media, eine Erweichung des k,

2) der Laut des j, eine Erweichung des palatalen ch (in rechnen u. ſ. w.),

3) die nur auslautend eintretende Verhärtung des vorigen, die alſo dem palatalen ch gleichkommt,

4) die Erweichung des gutturalen ch (in lachen u. ſ. w.),

5) die ebenfalls nur auslautend eintretende Verhärtung des vorigen, die alſo dem gutturalen ch gleichkommt*).

In Danzig, wo die hochdeutſche und plattdeutſche Ausſprache hierin völlig übereinſtimmt (denn die Abweichungen, die man zuwei-

*) Ich hoffe, daß dieſe Darſtellung möglichſt klar iſt, geſtehe aber, daß ich nur mit Widerſtreben an ſolche Angelegenheiten der Ausſprache gehe, da ich weiß, wie leicht hier Unklarheiten und Misverſtändniſſe entſtehn. Ob z. B. die Vorbemerkungen bei Firmenich zum Kölner Dialekt einem Andern, als einem gebornen Kölner verſtändlich ſein mögen? S. Germania VIII, 222.

len bei hochdeutsch Redenden hört, sind nur angelernt), kommen alle fünf Arten vor, und zwar nach folgender Regel:

Das erste g erscheint nur anlautend, und zwar vor den dunkeln Vokalen a, e, u, au, und vor l und r, wenn auf diese Laute einer der genannten Vokale folgt (Gang, Gott, Gut, Gaul, Glanz, Glut, Glaube, Grab, Grube).

Das zweite g findet sich 1) anlautend vor hellen Vokalen (e, i, ei, ie, ä, ö, ü, eu, aeu) und vor l und r, wenn auf diese Laute einer der genannten Vokale folgt, 2) inlautend nach hellen Vokalen und nach Consonanten (geben, ging, Geist, Gier, gäbe, gütig, göttlich, Gränze, grün, gleich, glühen; legen, siegen, steigen, zeugen, Aerger).

Das dritte g erscheint auslautend nach hellen Vokalen und nach Consonanten (Steig, Weg, Talg, arg).

Das vierte g begegnet inlautend nach dunkeln Vokalen (sagen, Bogen, Auge, Roggen, sagt).

Das fünfte g sehn wir auslautend nach dunkeln Vokalen (klug, mag, zog).

Die Verbindung von ng habe ich hiebei unberücksichtigt gelassen, da sie eigentlich mit der Aussprache der Muta g nichts zu thun hat; sie weicht in Danzig von der gemeinhochdeutschen Aussprache nicht ab. —

Nach dieser Abschweifung kehre ich wider zurück und komme zum b. Dieses findet sich nur anlautend, gleich dem k, und zwar an Stelle des hochdeutschen b. Nur in dem Worte **bullern**, welches wol sicher das hochdeutsche poltern ist, steht das **b** dem **p** gegenüber; in westfälischer Mundart findet sich dieses **bullern** bei F. I, 343 b. Viel genauer als die Muta schließen sich hochd. und plattd. Liquidä an einander. Einige Fälle, in welchen plattd. **m** und **sch** dem hochd. **n** und **s** gegenüberstehn, finden erst unten ihre Stelle, da diese Abweichungen auf besonderen Verhältnissen beruhn.

Hier ist vor allen Dingen das **w** zu erwähnen, dessen Gebiet im Plattd. sehr umfangreich ist. Erstens nämlich entspricht es regelmäßig dem hochd. w, zweitens dem in- und auslautenden hochd. b. Drittens aber, und das ist das Merkwürdigste, finden wir es auch für hochd. f, aber nur in folgenden Wörtern: **diwel** (Teufel), **stêwel** (Stiefel), **fiw** (fünf), **elw** (elf), **twelw** (zwölf), **ôwen** (Ofen), **brêw** (Brief), **hâwer** (Hafer) und **stiw** (steif). Ich

schreibe nicht **brêf** und **stif**, weil das plattdeutsche Thema dieser Wörter für das weiche **w** zeugt, so wie z. B. der Plur. im Plattd. deutliches **w** hat (auch phd. sagt man Briewe). Die Gründe für diese vereinzelten **w** sind verschieden. In **stêwel** und **brêw** bewahrt das Plattd. genau den Laut des latein. **aestivale** und **breve**, und erst das hochd. f dieser Wörter wird auffallend; in **diwel** schließt sich die Form genau an das **b** von **diabolus** an, mit der im plattd. dem inlautenden **b** stets zukommenden Erweichung; in den drei Zahlwörtern fünf, elf, zwölf hat das Hochd. den niedd. Laut festgehalten, wie in Elfen für Elbe; und in Ofen und steif entbehrt das Hochd. gleichfalls der regelmäßigen Lautverschiebung. Dasselbe findet bei Hafer statt, wo wenigstens das richtigere Haber das seltenere ist. So ist denn in allen diesen Fällen die Unregelmäßigkeit auf der Seite des Hochdeutschen, während das Plattdeutsche höchstens wegen der Weichheit in der Aussprache des ursprünglichen f zu bemerken ist.

Ueber das plattdeutsche **l** ist nur zu erwähnen, daß es in seltenen Fällen dem hochd. **r** entspricht, nämlich in **molsch** (verfault), wenn es gleich dem hochd. morsch ist, und in den Fremdwörtern **salviet** und **balbir** (Serviette und Barbier). Vgl. **sallfeete** bei F. II, 19 b (Mundart von Zweibrücken), **salvete** bei Schütz (das Siegerländer Sprachidiom, 1848), und **bolbier** bei F. II, 287 a (Mundart von Schweidnitz). —

Ich komme zu den Vokalen.

Das **a** und seine plattd. Verlängerung **â** entspricht im Ganzen dem hochd. **a**. Doch bewahrt das Plattd. oft eine ursprüngliche Länge, wo das Hochd. sie, namentlich vor Aspiraten, aufgegeben hat, oder verlängert auch mitunter eine ursprüngliche Kürze. Ich erwähne hier **mâken**, **wâken**, **pâp**, **âp**, **lâten**, **fâten**, **wâter**, **kâmer**, **nâr**, **pârer**, **âl**, **wâl**, **gârden**, für hochd. machen, wachen, Pfaffe, Affe, lassen, fassen, Wasser, Kammer, Narr, Pfarrer, all, Wall, Garten. Solche Verlängerung ist denn auch vielfach ins Phd. übergegangen z. B. in der Redensart **vom blâd singen** (vom Blatte singen). Selten finden wir dagegen hochd. Länge für plattd. Kürze; ich kenne hier nur das Wort **gafel** (ebenso in der Mittelmark, in Westfalen und am Rhein lautend), welche Kürze eigentlich dem hochd. Gabel auch zukommt. Altes **a** weist das Plattd. für hochd. entartetes **e** oder **o** auf, in **fast**, **gân**, **stân**, **sall** (fest,

gehn, stehn, soll). Sonst erscheint für hochd. o nur bedingungsweise plattd. a, wovon weiter unten; hier möge nur bemerkt werden, daß das plattd. a grade doppelt so häufig ist als das hochdeutsche.

Das i entspricht im Allgemeinen dem hochd. ei, und zwar nur demjenigen, welches noch in der Zeit des Mhd. als i erscheint. Hierin ist der Danziger Dialekt noch ganz genau, und ich habe nur etwa die Kürze in wit (weiß) und glik (gleich) zu bemerken. Für hochd. i ist dagegen derselbe Vokal im Plattd. selten; hieher gehören z. B. die Pronomina mi, di, wi (mir, mich, dir, dich, wir), die Partikel nich (nicht), und mit Kürze für hochd. Länge die Wörter mosik, fidel, zippel, diser (Musik. Fiedel, Zwiebel dieser). Plattd. i für hochd. a kenne ich nur in twinteg für zwanzig, wo aber das Hochd. einen ungehörigen Vokal hat, und in iller aller vor Superlativen), welches ich auch im nordwestlichen Deutschland wiederfinde (illerbest F. I, 222 b). An Stelle von hochdeutschem e finde ich älteres i in tigen und gistro (zehn, gestern), von welchen Wörtern namentlich das letztere diesen Vokal in den meisten niedd. Mundarten aufweist. Dem hochd. u entspricht das i nur in gille (Gulden), wo sich die Form an das ältere Gülden anschließt. Endlich, um das i auch als Vertreter des hochd. o aufzuweisen, erwähne ich sindag und sinâwend (Sonntag und Sonnabend), während das einfache Sonne in Danzig wol nie mit einem i gehört wird. Uebrigens findet sich der Sonntag und Sonnabend auch sonst vielfach in niedd. Mundarten mit einem i oder ü. — Der Umfang des plattd. i wächst endlich noch dadurch, daß es auch den hochd. Diphthong eu gänzlich in sich aufgenommen hat.

Das u findet sich, genau dem i entsprechend, an Stelle des hochd. au, jedoch nur desjenigen, welches noch in der Zeit des Mhd. ein u war. Kürze statt der hochd. Länge bemerke ich in supen, buk, struk, up (saufen, Bauch, Strauch, auf) Einzelne Fälle sind noch die, wo u dem hochd. i entspricht, nämlich in dem ganz verderbten nuscht für nichts, in schurm für Schirm, in schûwen für schieben (genau genommen entspricht freilich das u hier dem e der ersten Silbe von schieben) und in schummer (Schimmer, namentlich in der Bedeutung von Dämmerung, vgl. F. I, 75 a; 127 a; 142 b). Für hochd. o kenne ich plattd. u nur in puchen

(pochen) und **huken** (hocken); letzteres so auch nach F. I, 496 b jenseit des Rheins gesprochen.

Gewaltig groß ist der Umfang des plattd. e, denn trotzdem daß viele hochd. e durch Apokope fortfallen, zeigt meine Berechnung doch statt 43 hochdeutschen e, 53 plattdeutsche unter hundert Vokalen. Dieses Uebermaß erreicht nun die Sprache auf folgenden Wegen: Erstens, antwortet plattd. e demselben hochd. Laute. Doch entspricht sich häufig nicht die Quantität und zwar sind die hierin abweichenden Wörter im Ganzen in allen niedd. Mundarten dieselben. Plattd. Länge statt hochd. Kürze haben wir in **schêpel**, **êten**, **vergêten**, **bêter**, **brêken**, **sprêken**, **rêknen**, **gêl**, **kêrdel**, **gêrn** (Scheffel, essen, vergessen, besser, brechen, sprechen, rechnen, gelb, Kerl, gern), plattd. Kürze für hochd. Länge dagegen in **bessem** und **ledder** (Besen und Leder). Zweitens, wird das echte ei, welches auch im Ahd. und Mhd. als solches erscheint, im Plattd. zu ê. Nur in **emmer** (Eimer) bemerke ich Verkürzung, wie sie in diesem Worte wol allen niedd. Mundarten gemeinsam ist; vgl. I, 98 a; 124 b; 270 b; 309 a; 330 a; 462 a; 483 b; 494 a. Drittens, erscheint fast immer das hochd. i und das gleichlautende ie, sei letzteres das organische oder unorganische, als e (die Ausnahme s c h i e b e n s. unter u). Quantitätswechsel bemerkt man in **em**, **en** (ihm, ihn) und in **wêten** wissen (regelmäßig von **wêt** weiß gebildet). Viertens, ist bemerkenswerth, daß nicht selten hochd. a (darf man sagen nach gothischer Weise?) zu e entartet; so **nês**, **wêr**, **sêd**, **dêd**, für Nase, war, sagte, that; so **eppel**, **benk**, **ex**, für Apfel, Bank, Axt; so mit Wechsel von Länge und Kürze **bêk** Bach (fast gemein niederdeutsch), **seggen** (sagen, doch hört man auch **seien**) und **hew** (habe). **Nâber** (Nachbar) erwähne ich unten unter einem andern Gesichtspunkte. Als bloß hochplattdeutsche Verderbnis sehe ich das in Danzig oft gehörte **ferb** für Farbe an. Fünftens, ist nicht gerade besonders häufig, dagegen weit verbreitet durch die niedd. Mundarten das Entarten eines hochd. o zu niedd. e. So **derp**, **bên**, **wêk**, **drêg**, **sên**, **vêr** (Dorf, Boden eines Hauses, Woche, trocken Sohn, vor). Sechstens, sehen wir noch mehrere hochd. Diphthonge außer dem schon oben erwähnten ei in plattd. e übergehn, so das ae (mit Veränderung der Quantität in **blêder** und **vertellen** für Blätter und erzählen), da oe (mit Quantitätswechsel in **lêpel** und **kêksche**

für Löffel und Köchin) und das ue (mit Verlängerung in **schlêtel** und **schêtel** für Schlüssel und Schüssel).

Das o ist im Plattd. von dreierlei Art. Zunächst steht es statt desselben hochd. Lautes. Länge für hochd. Kürze weisen die Wörter **wôrd**, **kôrn**, **knôp** (Knopf), von denen wenigstens die beiden ersten in fast allen niedd. Mundarten sowie im Phd. ebenfalls die Länge haben; Kürze für hochd. Länge dagegen finde ich in in **boddem** (Boden eines Gefäßes), **domnik** (Dominiksjahrmarkt), **hof** und **vorwark** (Vorwerk eines Gutes), von welchen Wörtern die drei letzte auch oft phd. mit der Kürze gehört werden. Zweitens, steht o statt des echten hochd. au, und zwar ohne Ausnahme und in strenger Uebereinstimmung mit dem Ahd. und Mhd. Drittens, ist das o ein gewöhnlicher Vertreter des hochd. u. Kürze statt hochd. Länge ist zu merken in **bosem** (Busen; **bössen** F. 207b). Das plattd. o für hochd. a endlich, welches nur bedingungsweise erscheint, s. unten; hier ist nur zu erwähnen **docht** (dachte vgl. F. II, 177b).

Der einzige echte Diphthong des Plattd. ist, wie schon erwähnt wurde, das ei, und auch dieses findet sich nur selten, ein Neuntel so oft als im Hochdeutschen. Seine eigentliche Stelle, und zwar in fast allen niedd. Mundarten, ist in contrahirten zweiten und dritten Personen des Singularis vom Präsens einiger Verba, namentlich gehn, stehn, thun, schlagen, tragen, sagen. So lauten also die hieher gehörigen Formen **geist**, **geit**, **steist**, **steit**, **deist**, **deit**, **schleist**, **schleit**, **dreist**, **dreit**, **seist**, **seit**; auch habe ich den Infinitiv **seien** für sagen gehört (daneben sind bei dem letzten Verbum freilich auch **segst**, **segt**, **segen** gebräuchlich). Ein einzelnes Wort mit ei ist außerdem **weinig**, welches man öfters, wenn auch nicht durchgängig, statt w e n i g hört, ein Umstand, der das Eigenthümliche dieses Worts noch vergrößert (vgl. F. I, 116a; 191a; 385b). Noch zwei Beispiele des plattd. ei sind die Interjection **ei** und das Subst. **ei** (ovum).

Eine Zusammenstellung der durchgreifendsten unter den erwähnten Verhältnissen des Vokalismus ergiebt hienach folgendes Resultat:

Plattd.	Hochd.	oder	Hochd.	Plattd.
a	a		a	a
i	ei		i	e
	eu		u	o
	aeu		e	e

Plattd.	Hochd.	oder	Hochd.	Plattd.
u	au		o	o
e	e, i, ei, ae, oe, ue		ei	i, e
			au	u, o
			eu, aeu	i
o	o, u, au		ae, oe, ue	e

III. Einfluß der Laute auf einander.

Erst durch strenge Sonderung dieses Kapitels von dem vorigen ist eine wissenschaftliche Darstellung der Lautlehre möglich, denn die Erscheinungen sind wegen ihrer verschiedenen Ursachen von ganz anderer Art als die im Vorigen erwähnten. Betrachteten wir den Laut dort gewissermaßen als ein für sich bestehendes Atom, so haben wir hier vielmehr das Wort als ein Aggregat dieser Atome anzusehn und zu untersuchen, wie in demselben jene Atome auf einander wirken. Wir haben es deshalb hier wesentlich mit den Gesetzen der Euphonie zu thun. Da zeigt es sich nun in Hinsicht auf das Plattdeutsche, daß diese Mundart in weit höherem Grade als das Hochdeutsche das Streben nach Weichheit und Wohlklang verfolgt. Dieser Umstand hat allen niederdeutschen Mundarten eine Menge von Lobrednern verschafft, in deren Preis dieser Dialekte man jedoch nicht so ganz unbedingt einstimmen wird, wenn man bedenkt, daß Weichheit meistens erst durch Verderbnis und Entartung der echten Wortformen erlangt wird, und daß schön und weich zu klingen nicht der Zweck der Sprache ist.

1. Einfluß der Consonanten auf einander.

Um eine vereinzelte Erscheinung vorweg zu nehmen, bemerke ich, daß der hochdeutschen Verbindung cht im Plattd. nicht, wie man erwarten sollte, ein **kt**, sondern gleichfalls ein cht gegenübersteht, z. B. **lecht, sacht, dracht, dochter, recht.** Doch erweist sich hier, wie so oft, daß der Anlaß zu diesen Abweichungen im Hochdeutschen liegt, denn dem Plattd. kommt hier das ch in allen diesen Fällen mit Recht zu, das Hochd. dagegen würde hier ein g fordern, was es aber vor t außer in synkopirten Formen meidet.

Ganz ähnlich verhält es sich damit, daß hochd. und plattd. sp und st sich vollständig entsprechen.

Von dem verbreitetsten Mittel die Weichheit der Sprache zu fördern, nämlich der Assimilation, giebt es zwei Fälle, welche wohl durch alle noch nicht ins Hochdeutsche entarteten niedd. Dialekte verbreitet sind, und zwar ist der eine ein Beispiel vom Vorwärts-, der andere eins vom Rückwärtswirken des assimilirenden Einflusses. Folgendes sind diese beiden Fälle:

1) chs wird im Plattd. stets zu ss, z. B. **sess**, **wass**, **foss** **wassen**, **lass**, **oss**, **dissel**, **wesseln** (sechs, Wachs, Fuchs, wachsen, Lachs, Ochs, Deichsel, wechseln). Hieher gehört auch **Wissel** (Weichsel), welche Form sich also ganz auf die hochdeutsche Gestalt des Namens stützt und durchaus nicht weder zur Aufklärung der Etymologie noch der lateinischen Form desselben beiträgt;

2) **lt** und **ld** wird im Plattd. zu **ll**, z. B. **hollen**, **boll**, **oll**, **bullern**, **gille** (halten, bald, alt, poltern, Gulden). Doch entsinne ich mich nicht jemals **well** für Welt gehört zu haben.

Andere Fälle der Assimilation mag man in manchen der unten folgenden einzelnen Fälle von Erweichungen erblicken. Wie die Assimilation einen Consonannten scheinbar vernichtet, so wird auch mitunter grade das entgegengesetzte Mittel, die Erzeugung eines Consonanten, zur Erreichung desselben Zweckes, nämlich einer größern Weichheit, gebraucht. Hieher gehören zwei Fälle:

1) Einschub eines **d** oder **t** zum Vermeiden des Zusammenstoßes von zwei Liquiden. So heißt es für Kasserolle nach Synkope des **e** **kastrol**; so **rentlich** für reinlich (vgl. **räntlich** F. **II**, **133b** in der Mundart von Schmalkalden); so wird ferner aus Kerl, Karl und Perle **kèrdel**, **kårdel** und **pèrdel**, wo später noch ein **e** hinzugetreten ist, weil trotz des Einschubes des **d** der Zweck dieses Einschubes, eine größere Weichheit, nicht erreicht wurde. Diesem Einfügen des **d** stehn griechische Formen mit *δ* oder parallel, wie *ἀνδρός*, *μέμβλωκα*, *ἤμβροτον*, *μεσήμβρια*, lateinische mit **p**, wie **sumpsi**, **dempsi**, hochdeutsche mit **t** wie wesentlich, andertwärts, anderthalb und eine große Anzahl anderer.

2) Wenn ein auf einen Guttural ausgehendes Substantivum mit der diminutiven Endung **ke** versehn wird, so muß regelmäßig zwischen Stamm und Endung ein erweichendes **s** eingeschoben werden, z. B. **mèkske**, **benkske**, **jongske**, **schlokske**, **rokske**

(Mädchen, Bänkchen, Jüngchen, Schlückchen, Röckchen) u. s. w. Dieser Gebrauch findet sich wol in allen anderen niedd. Dialekten. Wenn hie und da ein solches **s** auch nach einem andern Buchstaben als nach einem Gutturalen eingeschoben wird, so muß ich das für Misbrauch erklären; doch finde ich von dieser letztern Art bei F. nur ein Beispiel, **knówske** (Knöpfchen, I, 116a), und zwar aus dem Marienburger Werder. — Eine ähnliche Erweichung durch eingeschobenes **s** könnte man in den Danziger phd. Ausdrücken Stadtsgebiet und Stadtsgraben erblicken, wenn das **s** hier nicht vielmehr als ein ableitendes, nicht bloß euphonisch hinzugefügtes anzusehn ist (vgl. Nachtswächter F. I, 526b). Was übrigens die Endung **chen** anbetrifft, so kennt das Hochdeutsche hierin nur in dem Falle eine euphonische Aenderung, wenn das Stammwort auf **ch** ausgeht, z. B. Bächelchen, Sächelchen.

Noch ist als eine Erscheinung anzumerken, welche vom Einfluß der Consonanten auf einander zeugt, daß das **s** in **sch** verwandelt wird, sobald ein **r** vorhergeht, z. B. **akerschman** Ackersmann, **bûrschman** Bauersmann, **andersch** anders, **worscht** Wurst, **dorscht** Durst, **êrscht** erst, **nâbersch** Plur. v. **nâber** Nachbar.

Daß auch andere Consonantenverbindungen das **s** zu **sch** verhärten, ist selten; doch hört man in Danzig **maschkenbal** (Maskenball; so auch F. II, 257a), eine Veränderung, der auch sogar das **z** unterliegt in **franschbrod** (phd. Franzbrod, = Semmel).

Einzelne nicht recht unter eine Regel zu bringende Danziger Erweichungen von Consonantenverbindungen sind folgende: **ex** Axt, **wâr** werde, **on** und, **nich** nicht, **is** ist, **bên** Boden eines Hauses (nach Synkope des **e**; genau zu unterscheiden von **bodem** Boden eines Gefäßes*), **branwîn** Branntewein (gleichfalls nach Synkope), **as** als, **fîw** fünf, **mêken** Mädchen, **sêd** sagte, **spitakel** Spektakel, **jomfer** Jungfer, **zippel** Zwiebel. Auch die Wörter **gêl** gelb und **mêr** mürbe gehören hieher, indem sie die einfache Consonanz durchführen, die das Ahd. nur im Nom. Sing. (**gelo**, **maro**) kennt. Dagegen ist in **ôft** Obst nicht etwa ein Ausfall des **s** zu vermuthen, sondern das **t** in dem plattd. Worte vertritt hier mit Recht das **st**, da dieses seinerseits an der Stelle von organischem **z** steht

*) Merkwürdig ist **boddem** Boden eines Hauses F. II, 64b, während viele andere Stellen auch in entlegenen Dialekten den Unterschied so wie er in Danzig ist bestätigen.

(vgl. nidus mit Nest?). — Ein Fall, worin eine Consonantenerweichung, die im Hochd. vorhanden ist, im Plattd. mangelt, findet sich in hewt hat.

Auch die Metathesis wird in dieß Kapitel des Einflusses der Consonanten auf einander gehören. Sie erscheint nur vereinzelt in den niedd. Dialekten; in Danzig kenne ich nur wraz Warze, kerscht Kruste, dertig dreißig, belken (wohl für blöken; vgl. F. I, 455b, 468b), klûn Knäuel und gistre gestern. Eine Form gert für Grütze, wie man sie nach andern Mundarten vermuthen sollte, ist mir unbekannt. In allen Fällen von Metathesis ist eine Liquida im Spiel.

2. Einfluß von Consonanten auf Vokale.

Drei Fälle gehören hieher.

1) Die Synkope. Sie findet sich ohne bestimmte Regel und nicht sehr häufig; einige dahin gehörige Fälle sind schon erwähnt, z. B. bên Boden, branwin Branntewein; sonst führe ich noch an barwt barfuß, trig zurück, tûs zu Hause, hâwko Habicht und henschke (Handschuh, eig. Diminut. Handschûhchen; vergl. die Formen bei F. I, 525a; II, 201a). Im Allgemeinen beschränkt sich sonst die Synkope auf die Fälle, in denen sie auch im Hochd. erscheint. Als eine nicht ganz zu Stande gekommene Synkope kann man die Fälle ansehn, wo ein volltönender Vokal zwischen zwei Consonanten sich zu einem kurzen e verdünnt, wie z. B. in den hochd. Wörtern Wimper, Eimer, Zweifel u. a. m. So sieht man den Anfang der Synkope, welche in dem eben erwähnten barwt vollendet ist, in der Form parwes bei F. II, 188a. Das Wort nâber (Nachbar) hat wol in allen niedd. Mundarten die erwähnte halbe Synkope.

2) Verwandlung des hochd. e vor r zu plattd. a, z. B. hârt Herz, schwâr schwer, spârren sperren, wâr werde, fârkel Ferkel, hârwst Herbst, ârwten Erbsen, bârg Berg, twârg Zwerg, stârwen sterben, fârdig fertig. Daß auch das i mitunter vor r zu a wird, zeigen kârk Kirche, kârschbêren Kirschen (F. I, 100a) und wârd wird. Diese Verwandlung verbreitet sich weit durch die niedd. Mundarten.

3) Verwandlung des a vor l mit folgendem Consonanten in plattd. o, z. B. solt Salz, schmolt Schmalz, kold kalt, boll bald,

oll alt. Auch diese Verwandlung findet sich in vielen niedd. Mundarten und scheint ihnen gemeinschaftlich anzugehören, doch finden sich in manchen, namentlich den etwas entarteten, schon Formen wie **ball** für **boll**.

3. Einfluß von Vokalen auf Consonanten.

Der weit verbreitete Gebrauch der niedd. Dialekte zur Vermeidung des Hiatus zwischen zwei Vokale ein g oder j einzuschieben findet sich in Danzig nicht selten, z. B. **nige** neue, **vigelin** Violine, **vijole** Veilchen u. s. w. Ein in dem entsprechenden hochd. Worte stehendes h wird vom Plattd. oft nicht als Consonant angesehn und also trotzdem das g eingeschoben, z. B. **tigen** (zehn; das Plattd. setzt noch die Form z e h e n voraus), **höge** (hohe) u. dgl. Doch beobachtet der Danziger Dialekt in diesem Gebrauch ein gewisses Maß und eine Beschränkung auf bestimmte Worte; so weiß ich z. B. die in andern niedd. Dialekten gebräuchlichen Formen **blauge** blaue, **kögge** Kühe, **egger** Eier, **friggen** freien, **mäggen** mähen, **buggen** bauen, **sniggen** schneien, **suge** Säue, **krägge** Krähe u. a. m. nicht nachzuweisen. Merkwürdig ist in Danzig das Zahlwort **nögen**, welches sich wenigstens zu dem heutigen n e u n schlecht fügt.

4. Einfluß von Vokalen auf Vokale.

In diese Klasse würde die ganze Lehre vom Umlaut gehören Dieser ist im Danziger Dialekt in so zerrüttetem Zustande, daß ich darüber keine Regel aufstellen kann, zumal da sich selbst der Einzelne hierin große Schwankungen gestattet. Denn wenn man einerseits Formen wie **kend** (konnte) und phd. **misst** (mußte) hört, so bemerkt man anderseits, und zwar wol noch häufiger, das Aufgeben eines im Hochd. gebräuchlichen Umlauts.

In Bezug auf die vokalische Contraction, welche gleichfalls hieher gehören wird, habe ich nur auf die oben gemachte Bemerkung hinzuweisen, daß der Diphthong **ei** im Plattd. fast immer aus Zusammenziehungen entsteht. Andere Fälle weiß ich nicht anzugeben.

IV. Einfluß der Stellung im Anlaut oder Auslaut.

Von denjenigen Veränderungen, welche ein Laut entweder durch eine ihm inwohnende Natur oder durch seine Stellung im Worte

neben anderen Lauten erleidet, sind diejenigen streng zu scheiden, welche er erfährt, weil er am Anfange oder Ende eines Wortes steht.

1. Anlaut.

Ein genau genommen hieher gehöriger Fall wurde schon oben erwähnt, nämlich der, daß das plattd. f und b im Anlaute denselben Lauten im Hochd. entspricht, im In- und Auslaute jedoch nicht. Hier erweist sich also eine größere Festigkeit des anlautenden als des in- und auslautenden Lautes.

Der Anlaut wr, der nicht hochd. zu sein scheint, da Wrucke (Kohlrübe) und Wrack wohl nur Norddeutschland angehören, findet sich in wrax (Warze) und in wringen (ringen), über welches letztere man F. I, 239 a vergleiche. Der Anlaut gn, im jetzigen Hochd. wol nur durch Synkope entstanden (Gnade, gnug), erscheint in gnägen (nagen, vgl. Graff II, 1014), gnärig (mürrisch) und gnitschig (knauserig).

Die merkwürdige Form tachentig achtzig, die ich sogar in einer ganz entlegenen Gegend bei F. I, 390 b wiederfinde, trug ich früher kein Bedenken so zu erklären, daß sie zunächst nur durch ein Hinüberziehen des Auslauts von und entstanden sei*), wie z. B. in jener Stelle bei F., und daß diese Form sich dann allmälig von der zusammengesetzten Zahl aus auch in das einfache achtzig eingeschlichen habe, wo es ursprünglich ungehörig sei. Doch macht mich jetzt hierin Grimm Gesch. d. dtsch. Spr. S. 249 irre.

Den Fortfall eines Lautes im Anlaut glaube ich nur bei dem Worte nêwedrig (mürrisch) bemerkt zu haben, wenn es wirklich, wie ich vermuthe, mit einer kühnen, aber nicht unerhörten Uebertragung der Bedeutung, aus einem ursprünglichen schneewetterig entstanden ist.

2. Auslaut.

1) Einige Wörter, die in ihrer Endsylbe im Ahd. ein m zeigen und im Nhd. statt dessen ein n haben, lassen das ursprüngliche m im Plattd. unangetastet, namentlich bosem (Busen), bessem (Besen), boddem (Boden), und fâdem (Faden), welche vier Wörter

*) Aehnlich ist in der Helgoländer Mundart om en dom (F. I, 8 a) für um und um, was man auch in Danzig kennt. Uebergang zu solcher falschen Worttrennung ist franz. a-t-il (habe-t ille) u. dgl.

das m in den meisten niedd. Mundarten zeigen. Dieser Analogie folgt wol mit Unrecht spädem (Spaten, ahd. spalo), von welchem Worte ich nicht weiß, ob es das m auch in andern Mundarten hat. Das Wort wassem (F. I, 522a) ist in Danzig unbekannt.

2) An ein schließendes n fügt das Plattd. öfters noch ein d oder t an, z. B. in wèsend (Wesen), lèvend (Leben), èvend (eben, auch phd. hört man ebend), ritend (Reißen, Schmerz) u. dgl. Wie weit dieser Gebrauch verbreitet ist, sieht man z. B. aus den in Danzig dieses d nicht enthaltenden Wörtern abend (Ofen, F. I 321a), offend (Ofen, F. I, 493a), führend (Feuern, F. I, 205b), bökälesent (Bücherlesen, F. I, 131a), umloopschriwend (Umlaufschreiben, F. I, 181a), töschend und teschent (zwischen, F. I, 502a; 540b), kumt (kaum, F. II, 132a), Christjant (Christian, F. II, 133a), morjend (Morgen, F. II, 67a); weit verbreitet sind noch außerdem namentlich mant (nur) und schont (schon). So sagt man èvend auch in der Oberlausitz, döhnd (thun) auch in Holstein, ja sogar an das Hochd. Mond und Jemand, etwa auch an Sündflut, darf erinnert werden. Etwas Aehnliches scheint es zu sein, wenn man in Danzig statt Koffer öfters phd. Koffert (vgl. kuffert F. II, 200b und gestert F. II, 46a; außerdem etwa noch das ganz vereinzelte pulscht F. II, 54b).

3) Das n wird öfters im Auslaut abgeworfen, z. B. in der Endung ke für chen und in der Infinitivendung, eine namentlich auch in rheinischen Mundarten sehr verbreitete Erscheinung.

4) Auch das e erfährt in Danzig eine Apokope, besonders in den Pluralen und in den ersten Pers. Sing. der Verba, aber auch außerdem sehr oft; eine Apokope, welche dem ungebürlichen Umsichgreifen des e einige, doch nicht ausreichende Schranken setzt. Und zwar hat sich diese Abwerfung im Danziger Dialekt so fest eingenistet, daß man selbst von Gebildeten vielfach Stub, Straß u. dgl. hört. Namentlich dem Berliner, der ein solches endendes e nicht bloß sehr deutlich ausspricht, sondern oft sogar am ungehörigen Orte hinzufügt, wird hiedurch der Danziger oft sehr auffallend. —

Hier schließt die Lautlehre im engern Sinne. Was sich in die bisher befolgte Anordnung der Erscheinungen nicht fügt, erweist sich eben dadurch als ganz unorganisch, wie z. B. die so häufig gehörten Verunstaltungen der Fremdwörter, von welchen ein Register anzu-

legen überflüssig erscheint. Einige Analogie finde ich nur in der Consonanteneinschiebung bei **fisentiren** (visitiren; vgl. **visentator** F. II, 178b; 181a) und bei **pasternak** (Pastinak; vgl. **palzernacken** F. II, 204b).

V. Accent.

Der Accent ist jedenfalls das Höchste und Geistigste, was in der Lautlehre zur Sprache kommt. Wird daher die letztere in der einzig naturgemäßen Anordnung dargestellt, indem man vom Niedern zum Höhern fortschreitet, so nimmt er die letzte Stelle in derselben ein und bildet somit den Uebergang zur Wortlehre, und zwar dieses mit um so größerem Recht, als durch ihn erst ein Lautcomplex auch äußerlich zum Worte wird. Trotz dieser seiner wichtigen Stellung ist er bisher bei der Behandlung der niederdeutschen Mundarten fast ganz vernachlässigt worden, obwol er auch auf diesem Gebiete, wenn nicht oft, so doch hie und da Anlaß zu ersprießlichen Betrachtungen giebt.

Im Danziger Dialekt ist der Accent nur in einem Punkte vom Hochdeutschen abweichend, aber das so durchgreifend, daß diese Abweichung sich selbst in der phd. Mundart fest ausgeprägt findet. Ich deute hier auf die Neigung hin, bei zusammengesetzten Wörtern den Ton auf den letzten Theil der Zusammensetzung zu rücken. So hört man hier selbst von hochdeutsch Redenden, um so mehr aber in dem unverfälschten Plattdeutsch, viele Zusammensetzungen, namentlich mit den Subst. Sohn, Tochter und Wind, nach dieser Weise betont, z. B. Bauern*sohn*, Bäckers*tochter*, Osten*wind*; so sagt man ferner Hoch*wasser* (ein Gut bei Danzig), Raths*keller*, Herren*leben* (herrliches, kostbares Leben), Festungs*straf* (mit der oben erwähnten Apokope des e) u. s. w. grade wie die benachbarten Elbinger ihren Badeort Kahl*berg*, die Königsberger einen Platz in ihrer Stadt Königs*garten* nennen. Eine merkwürdige hier zu erwähnende Redensart ist noch einem etwas *anmuthen* sein für einem etwas zumuthen.

Von zurückgezogenem Accent kenne ich im Plattdeutschen nur zwei Beispiele. **Oliw** (Oliva bei Danzig) und **intressen** (Zinsen), beide mit dem Accent auf der ersten Sylbe.

Hindeuten muß ich hier wenigstens auf eine Erscheinung, von welcher bei der Lehre von der Zusammensetzung weiter wird die Rede

sein müssen, nämlich die Verlängerung des ersten Theils der Zusammensetzung, z. B. **hûsenschlêtel** (Hausschlüssel), **hûsendêr** (Hausthür), **ôstenwind** (Ostwind), **scherdeldôk** (Schürze, eigentlich Schürztuch; vgl. indessen **schödel** für Schürze F. I, 118b), **fastelâwend** (Fastnacht), **topkefleker** (Topfflicker), **werkeldag** (Werktag u. dgl. Zwar scheint bei manchen dieser Wörter dadurch eine Lauterweichung beabsichtigt, doch dünkt es mich, als habe auch das Streben mitgewirkt, das Zusammenstoßen zweier betonter Sylben zu vermeiden und den trochäischen Grundrhythmus der deutschen Sprache aufrecht zu erhalten.

So viel für dießmal; meine zweite Abhandlung würde sich, wenn mir Muße und Kraft bleibt, über die Flexions- und Wortbildungslehre der Danziger Mundart verbreiten. Ich denke auch bei diesen folgenden Kapiteln einen Nebenzweck zu verfolgen, den ich schon in dem Bisherigen habe durchblicken lassen, nämlich den, an einem praktischen Beispiele zu zeigen, welche Anordnung ich für die einzelnen Theile des grammatischen Stoffes, welcher Sprache es auch sei, zur meinigen gemacht habe. Uebrigens theile ich diese Anordnung mit, nicht ohne sie vorher bei anderen Sprachen, namentlich der Griechischen, geprüft und bewährt gefunden zu haben.

E. Förstemann.



XI.

Lucifer und Jesus.

Der hôhe got von himelrich, des wisheite iſt niht gelich,
der beſchuof von anegenge ein michel teil der engel,
under den einer was bekleit vil wol mit grôzer ſchœnheit,
als uns ſin tuot daz buoch bekant, Lucifer was er genant,
der vil ſchœne was, geloubet mir. ſin ſchœne was der himel zier.
doch ſult ir wunder hœren, wie in betrouc ſin ſchœne.
in warf von himel ſin übermuot, als er noch vil manegen tuot.
er ſprach: „ad aquilônem wil ich ſitzen ſchône.
dâ wil ich ſtat vâhen. gote wil ich nâhen
und wil mich im gelichen in dem himelriche.“
nû hœre, herre: wider her wart geworfen darnider Lucifer
in daz abegründe umb ſiner hôchvart ſünde.
lâ dir die rede ze herzen gân und hüete ſich ein islich man
vor der hochverte, der wize iſt ſô herte,
daz got niht wolte hengen ſinem ſchônſten engel,
wand er muoz die helle bûwen mit ſinen geſellen.
im iſt ouch gar benomen der gedinge ze widerkomen,
wand er viel âne nôt. im riet nieman den tôt.
dô wart gegeben ein ſolher rât in der heiligen trinitât

---

14. Handſchrift manigem. 18. Got dem w. ich mich n. 22. War gew. da nider L. 25. Lat er diu rede. 29. Daz ir got. 30. ſinen ſchonſten. 32. Immer bawen.

daz ein menſche wurde geſchaffen, der wider ganz ſolte machen
den val der guoten engel. daz geſtuont niht lenger.
der tiuvel begundez niden und mohtes niht erliden,
daz der menſche beſæze daz himeliſche geſæze,
dâ von er was gevallen mit ſinen genôzen allen.
er bilte ſich in nater wis und ſleich in daz paradis,
daz dem menſchen wart gegeben, dar in ze weſen und ze pflegen.
er ſprach dem wibe liſe zuo „war umbe wolte got daz tuon,
daz er im verboten hât ſümelich obez, daz hinne ſtât.“
Er ſprach „nieman daz gelouben ſol. got der weſte vil wol,
ſwâ ir daz obez æzet, daz ir gelich im ſæzet.“
got kunde übel unde guot. ſich waz des tiuvels rât getuot.
daz wîp daz obez von im nam. ſie riet dem manne, er tæte ſam.
dô ſchancte ſie hern Adâmen und allem ſinem ſâmen
den tôt. daz kleit vil ſêre der menſche immer mêre.
got bî im ſelben daz vernam. dô ſtiez er hern Adâm
ûz dem paradiſe mit ſamet ſinem wibe.
ach unde wie ſâ zehant wurden verſperret diu zwei lant
der himel undz paradiſe, daz nieman ſô wiſe
wart ſider Adâmes ziten, der dem tiuvel möhte geſtriten.
daz geſtuont, wizzet, vür wâr mêr dan vünf tûſent jâr,
daz ſich got wolte erbarmen über den menſchen vil armen.
ze himel wart ein ſamenunc von gote in ſiner manunc.
den menſchen er dâhte ze lôſen. hœrt vil lieben diz kôſen.
er ſprach „Aſſur, der vâlandes man hât mir leides vil getân
an liuten und an landen. die hât er in grôzen banden,
wan ein kleinez ſtetelin, daz muoz min ſelbes wonunc ſin.
welher iuwer wil min bote ſin, der dar kunde die kunſt min,
der ſol wizzen vür wâr, daz ich da mit im ſelbe var.

44. Vnd moht ſin nit erleiden. 49. Er bildot. 54. Sich war vmbe. 61. Got der chünde vbel vn gut. 65. ſchant. 73. Ach vnd wie ſatze hant. 75. vnd daz. 76. D. n. ſo gug noch ſo weiſe. 85. menchen. 87. aſſur. 88. gegan. 92. wonungen. 94. diu chunſt.

dar inne wil ich nemen ſnel halsperc und ouch helm,
mit minem vînde vehten, lœſen vil arme knehte.
diu menſcheit ſol min halsperc ſîn, mich heln vor den vînden min,
daz min ir keiner wirt gewar, unz ich ſie genige gar.“
dar kom ein engel hêr genant ſente Gabrihêl.
er ſprach „herre, hie bin ich. ſwar dû wilt, dar ſende mich.
wol kan ich die wege ze der ſtat und die ſtege.
ez iſt niht diu êrſte vart, wan nie dhein wile ſô kurz wart,
ich hân dirre ſtat gepflegen vor allen dînen widerſtreben.“
Dô wart geſant ſant Gabrihêl hin zeiner maget alſô hêr,
diu was von küneges ſtam geborn. got hât ſie zeiner muoter erkorn.
ſie was geheizen Mâriâ. er ſprach „plêna grâtiâ,
Mâriâ, dû biſt gnâden vol. got in dir ſelben wonen ſol.
dû biſt geſegent ob allen wiben. got bi dir ſelbe wil belîben.“
Dô diu meit die rede erhœrt, ir vreude ſich ein teil zeſtœrt.
trahten ſie bi ſich began, von wan diu botſchaft möhte gân.
dô ſie der engel trûren ſach, vil ſchône er ir zuo ſprach
„Mâriâ, du ſolt niht ſorgen. dû hâſt gnâde ze got erworben.
du wirſt eins kindes ſwanger. dû ſolt niht beiten langer.
gip dar zuo den willen dîn. gote triuwe, vrouwe mîn.
Jêſus ſol er werden genant. daz ſpricht ze tiutſche heilant,
wan die ſine wil er heilen von der ſünde meilen.“
„Daz ich der einer müeze ſîn, des helfe mir Jêſus, herre min,
den dû welleſt heilen von der ſünde meilen,
wand die hânt mich gebunden und alſô ſêre betwungen,
daz mich mine ſinne irrent dîner minne.„
Dar nâch ſprach diu maget hêr „ſagt mir, gotes engel, mêr

---

97. fehlt ſnel. 99. wil ich vehten. 104. ſin genick gar. 105. Dar. 108. du mich. 113. I. habe der ſt. g. 125. diu rede. 127. weiſ ſich. 128. Von wann. 136. Gotes trawe. 138. zetauſche. 139. ſienen. 140. Vor d. ſunden m. 144. Von d. ſunden m.

welhen wis daz muge sin, daz ich gebære ein kindelin?
ich enwart nie teilhaft mannes und hân ouch gedâht
nimmer teilhaft werden, die wile ich lebe ûf erden.“
Des antwurt ir gezogenlich der gotes bote von himelrich
„Vrouwe min, der heilic geist wirt des gewerftes volleist.
der kumt ze dir und lêret dich. vürbaz soltû niht vrâgen mich.
got in siner geheime hât dirz behalten eine.
gistû im den willen, dû wirst sin sarc inne.“
Maria, dir wart der engel, lâ in niht biten langer.
jâ sol er ze himel varen, sinem herren wider sagen.
din bitet, vrouwe, mit jâmer — — — — — — — — — —
ze helle her Adâm unde her Abrahâm,
her Isaac und vil der veter iezuo vil manegen tac her.
ir heil ist, vrouwe, dir gesant. dû lœse sie von der helle brant.
din bitent weinunde ûf erde alt unde junge,
wan von dinen worten entsliuzent sich die porten
des himels und der helle. antwurte, vrouwe, snelle,
sprich ein wort, enpfâch ein wort, des himelischen vater hort,
sinen einbornen sun, der uns der sünden abe wil tuon.
Dô sprach diu vrouwe ûz güete und von ganzer diemüete
„gotes dienerin ich bin, geschehe mir nâch den worten din.“
Nû helft mir brüeven alle, wie (wol) gote diemüete gevalle.
ich sagiu vür die wârheit, von wârer diemüeticheit
geviel im Mâriâ baz denn dâ von daz sie maget was.
der tugende kraft ist sô getân, daz sie got selbe wolte hân.
wand er niht vant ze himele, dâ er sich möhte genideren,
dô kom der selbe heilant nâch diemüete ûf der erde lant.
er namz an sich sô volliclich, daz ir ân in niht ist gelich.
dise tugent besunder lêrt er sin lieben junger.
er sprach, als uns diu schrift seit „lernet bi mir diemüeticheit.“
ô diemüete aller tugende pris, nieman kan wizzen welhen wis

151. mûg gesein. 156. erde. 164. der daz. 166. sarig inne. 175. vid der vater. 186. vaters. 191. dienærinne. 192. prieven. 197. daz. 200. wol han. 201. van ze h. 206. D. ir an in icht ist geleist. 208. lieb.

dû ze himele quæme und dâ her ûz næme
got ſîn einbornez kint, als uns diu buoch ſagent diu ſint;
wan dô **Marîa** daz wort geſprach, vil wunderlîche daz geſchach
daz gewan diu reine mit got ein kint gemeine.
ſwer nû got zuo ſich welle bringen, der ſol mit vlîze dar nâch ringen,
daz er habe diemüeticheit, wan niendert ruowet diu gotheit
wan dâ wâriu diemüete iſt, als man an den buochen liſt.
ſwer ân diemüete dienet got, wizzet, der iſt der tiuvel ſpot
und pfliget guoter witze niht, wan (alle) tugende ſint ân ſie enwiht.
nû bite wir got den guoten durch willen ſîner muoter,
daz er uns welle diemüete geben, daz wir verdienenz êwege leben.
Dar nâch, als ez got wolte und ez alſô weſen ſolte,
dô genas des kindes diu meit gar und gar als man ſeit,
ân elliu menneſchlichiu meil. des half ir daz ſelbe heil,
wan gar ân wandel was ir leben, dâ von wart ir der ſegen gegeben,
den nie gewan vrouwe ê noch gewinnet nimmer mê.
ez iſt ir ſunderlîche geſchehen. des müezen wir ir lobes jehen.
Dô diu geburt was getân, dô huop daz kint diu werc an,
dô huop ez ſâ ze ſtunde des menſchen lôſunge.
der die ê hete gegeben, der wolte nâch der ê leben.
er lie ſich nâch der alten ê beſniden, als man tet ê.
an dem ahten tage vergôz er êreſt, ſîn bluot aller hêreſt
umb deheine ſîne miſſetât, der ſünde nie getân hât.
der menſchen lîp an ſich twanc, des habe er immer danc.
er tet ez uns ze lêre, daz wir immer mêre
beſniten unſer ſinne nâch der gotes minne.
die ſinne ſint der ſêle tor, wil dû ſie beſnîden, ſô lâ hie vor,
ſwaz dir ſünden bringen mac, beidiu naht unde tac.

---

214. daz her. 232. ſiner lieben muter. 234. leben amen. 236. Vnd daz er. 249. et. 253. nach ê. 261. ze einer lere. 264. n. d. lieben g. m.

dû ſolt dîner ougen offenlîche und tougen
alſô meiſterlîchen pflegen, daz ſie nimmer iht geſehen,
dâ von diu ſêle enpfâhe leit und verlieſe ir reinicheit.
ſwer nâch der werlte dicke wil hin umbe blicken,
der wirt ze ſalze, ſam geſchach einer, diu hin umbe ſach,
von der wir an der ſchrift leſen, hern Lôtes kone iſt ſie geweſen.
daz ich iu daz bediute, ſô wizzen alle liute,
daz diu tier ſalz niezent gerne, daz ſie deſte ſterker werden.
alſô geſchiht uns, ſwenne wir die werlt ane ſehen mit gir.
ſô koment die helleknaben, daz ſie ſich an uns mügen laben.
Beſnide ouch dîniu ôren, daz ſie iht gerne hôren,
ſwaz wider gotes hulde ſî, ſô wirſtû grôzes jâmers vrî,
wan ſwer der wære, der gerne hôrt nâchrede, luge, müezigiu wort,
dem tuot der wîſſage kunt eine ſolche ... ſtunt,
daz im der ſelbe ſeitenklanc wirt ein jæmerlich geſanc.
Dû ſolt den munt beſniden mit ſô grôzer blide
an rede und an ſpîſe, daz er dich iht verwîſe
ze Babilônje in daz lant, dâ dû die ſêle lâzeſt zehant,
wan redet ze vil diu zunge, ſô wirt ſie brinnende.
ſam geſchach dem rîchen man, der einen zaher nie mohte gehân
ab hern Lazarus vinger. des muoz er brinnen immer.
læſtû dich aber an den vraz, ſô, wizze, wirt dîn vreude laz,
wand als ſant Job gelêret hât: ſwer ſîm gelüſte nâch gât,
des ſpîſe wirt ze gallen in im, ſô er muoz wallen
in dem helliſchen ſiedeviur. dâ wirt im alrêrſt vreude tiur.
Der ſmac beſniten weſen ſol, daz er iht die dröuwe dol,
die der wîſſage den kunt tuot, die an ir ſmacke ſint umbehuot.
er ſpricht „vürwâr daz wizzet, ſwer ſich ſtætes vlîzet,
daz er habe ellîch edeln ſmac, dem kumt noch ein ſolher tac,

---

270. Offenlichen vnd auch taugen. 272. immer. 283. daz ſaltz. 292. grozzers. 296. Ein ſölich ſtunt. 297. ſeit tenchlanck. 303. babiloni. 311. Læiſt du. 312. So wizze ſo. 314. ſim. 320. dræu. 322. vmbe hütt. 325. ælleich.

daz er mit ſtanc wirt überladen. unglich iſt der vrum dem ſchaden,
wan daz niht vrumt hie als ein hâr, daz wirt gebuozt dort manegiu jâr.
Dar nâch ſoltû wenden den ſin hin zuo den henden,
die ſoltû beide richten ûf ein ſolih ſlihten,
daz dû diu werc würkeſt gern, diu dir ſin vrum und gote zêrn
und dinen ebenkriſten. des vliz dich mit allen liſten,
ſô wirt gegeben dir der lôn und ze himelriche diu krôn,
diu dir envüeret nimmer wirt. ſich, ſolhen lôn ez dir birt.
wiltû gotes volgære ſin, ſô beſnide alſô die ſinne din.
ſint ſie aber verwahſen dir, ſô ſoltû vürbaz volgen mir,
ſô nim den aller wehſten ſtein und beſnide ſie dâ mite alein.
daz lêret dich Verſeforâ, wande ſie tet ez ſelbe ſâ:
dô der engel wolte hân erſlagen ir kint, daz ſie hete getragen,
wand ez noch niht beſniten was, ſie bôt den ſtein, daz kint genas.
der wehſe ſtein, deiſt [diu] riuwe. daz ſagich iu bi triuwe.
ſie wil niht eines tages gern, ſie muoz, die wile man lebet, wern;
ze der gehœret biht und buoz, die ouch der menſche haben muoz.
ſie machent den ſtein wehſer vil, wand ez iſt niht ein kindes ſpil.
und beſnideſtû alſô dich, ſô wil got dir geben ſich,
als uns diu ſchrift geheizen hât und als wir leſen an einer ſtat.
ſie ſpricht „ſwer urliuges beginnet und den ſic gewinnet,
væt er ein vrouwen ſô wol getân, daz er ſie zer ê welle hân,
ſie muoz ir hâr abe ſniden, daz alte gewant vermiden
und dar zuo ze drizic tagen ir muoter und ir vater klagen.
Jêſus des ſtrites began. dô er geſigt dem tiuvel an,

327. wir. 332. hintz den h. 333. peiden. 342. wæchſten. 355. wæhſe. 356. pi miner tr. 361. wæchſer. 365. diu fehlt.

der ſtrît im alſô ûz ergie, daz er ein ſchœne vrouwen vie.
menſche, daz was diu ſêle dîn und wiltû nû ſîn brût ſîn,
ſô muoſtû abe dir ſniden gar alles dînes lîbes hâr.
daz iſt alle übervlüzzecheit. wiltû des brûtegam ſîn gemeit,
dar nâch ſô muoſtû tuon von dir daz alte gewant, geloube mir;
daz iſt dîn alte [bœſe] gewonheit, diu ie an dir was gote leit.
dar nâch ſô muoſtû ſêre klagen dîn muoter, diu dich hât getragen
in die ſünde maneger hande. des vleiſches gir dû dâ verſtande.
diu muoter iſt ſô geerbet, daz ſie ir kint verderbet.
der vater ungehiure daz iſt der übel tiuvel.
der trahtet, wizzet wærlîch, wie er diu kint værlîch
elliu muge ertœten und bringen zen êwegen nœten.
lâ dir von herzen leit ſîn, daz dû ie wurde ir kindelîn.
daz tranc der liebe dir got ſchenct, ſô er dich im ſelben lenct,
ſô wirt dir ûz dem wazzer wîn, ſô er verkêrt die zeher dîn
in des heilegen geiſtes trôſt und alſô ſuoze mit dir kôſt.
hie wil ich enden ſchône die circumciſiône. —
Sâ wart daz kint Jêſus genant, als der engel tet bekant.
ô Jêſus, welch ein ſüezer nam, daz dîn dem gotes ſun gezam.
Jêſus, als ſant Bernhart ſeit, dem munde ein honeges ſüezecheit,
den ôren ein ûzerwelter ſanc, dem nie deheiner glîche klanc,
ein jubilus dem herzen [und kan] zeſtœren allen ſmerzen.
nû hœret michel wunne, wan diu geborne ſunne
Jêſus offen wolte ſîn lieht zehant der heideniſchen diet.
ez het geſeit her Balaâm „ein ſtern der ſolte ûf gân
von Jacob und ein menſche erſtân [ſehet al die vreude an]
ſolte noch von Israhêl ſô gewaltic und ſô hêr,
der mit gewaltiger hant beſæze Idumêam daz lant.
ſîn afterkunft vür wâr, geloubet mirz, vil manegiu jâr
warten ſie dem ſelben ſtern. ſie hieten in geſehen gern.

382. alliu. 384. bræukom. 387. alt böſe. 392. verſtander. 394. iriu chint. 399. zu den. 414. den. 418. geleich gechlanck. 423. lichte. 429. Sold noch von iſrael. 432. Beſæzz.

got ouch ir willen vârt und ſâ, dô er geborn wart,
hiez er ûf gên ein lieht, dâ bî diu heideniſche diet
bekante âne gevære, daz der Juden künc geborn wære.
dri künege edel unde rich bereitten ſich gar êrlich.
ir opfer woldens bringen diſem ſelben kinde.
an ir opfer tougen zeicten ſie ir glouben.
ir opfer was wirouch mirren golt, als manz dem kinde opfern ſolt.
ſie geloubten daz er wære ein got [künec in] menſchlicher bære.
daz golt bediutetz künicrich. von künegen nieman was im glich;
daz wirouch ſin gotheit, diu mirre ſin menneſcheit.
daz opfer ſie dô nâmen, ze Jerûſalêm ſie quâmen
in die ſtat küniclich. dô bâten ſie gar offenlich
den gebornen künec in zeigen, des die Juden wâren eigen.
„wir hân geſehen ſinen ſtern. mit opfer wellen wir in êrn."
Herôdes trûren dô began, dô er die rede alſô vernam,
er vorhte vil ſêrez kindelin, ez verſtieze in von dem riche ſin.
daz riche in niht an erbet. er vorhte, daz ern verderbet,
der rehte künic, der dâ quæme, ob in die Juden ze künege næmen.
die wiſen er vrâgen began daz ſie diu buoch ſæhen an,
war in ſeite diu ſchrift ze Betlehêm die geſchiht.
dô nam er ſich tougenlich die künege hêre unde rich.
dô vrâgter ſie, ze welher ſtunt in der ſtern wurde kunt.
die zit ſie im ſagten, dô in daz lieht betagte.
dô verlurn ſie des ſternes ſchin, der ir geleite ſolte ſin.
daz geſchach umb anders niht, alſam der meiſter lêre giht,
wan dô ſie des menſchen rât nâmen, an der ſelben ſtat
verlurn ſie daz gotes lieht, als noch hiute vil ofte geſchiht.
Herôdes lie die herren varn. er bat ſie im her wider ſagen,

437. irs. 438. war. 439. lichte. 445. Dem. 446. Den ſelben ch. 449. vnd golt. 467. ſorth. 473. Die er fr. beg. 476. da geſchiht. 479. ſiu. 482. Daz in daz lichte betahte.

ob ſie daz kint vunden, daz ſie imz wolten kunden.
er ſprach, er woltez beten an. dô trahte der ungetriuwe man,
wie er dem kinde daz leben mit untriuwen möhte genemen.
die herren varn begunden und an denſelben ſtunden
erſchein in der gotes ſtern. wizzet, ſie ſâhen in vil gern.
in liuhte der ſelbe liehte ſchîn, unz ſie vundenz kindelîn.
ſie giengen ſchiere ân allen grûs ze dem kinde in daz hûs.
dô vunden ſie daz kindelîn bî Marien der muoter ſîn.
ſie knieten nider alle gelîch und betten in an vil vorhticlich.
ſie opferten im mit andaht ir opfer, daz ſiem heten brâht.
des nahtes in geſaget wart, daz ſie ſô rihten ir vart,
daz Herôdes iht wurde innen, wie ſie wæren komen von hinnen.
Nâch dem ſelben râte ein ander ſtrâze drâte
ſie ir geverte wanden heim ze ir landen.
künc Herôdes begunde beiten, wand im die künege ſeiten,
wie ez læge umbez kint. ſie, wæne, im noch niht komen ſint.
dar umbe warten er began. ſich, dô ſante der vâlandes man
ze Betlehêm in daz lant; er hiez tœten zehant,
ſwaz man kleiner kinde dar inne mohte vinden,
diu wæren in ſolher alters vriſt, ſam er wânte weſen Criſt.
tœten er wolte den gotes ſun. ſich, des nam er kleinen vrum,
wan undern andern kindelîn wart im ertôt daz kint ſîn.
hie wart gehôrt jâmers ruof. der kinde müeter lûter wuof
hôch in dem lufte erſchal. ô wê welch jâmer dô erhal.
Rachêl weinet ir kint, wan ſie ze tôde erſlagen ſint.

Das voranſtehende Gedicht oder Bruchſtück früherer Zeit (was ſchon der Reim kund gibt) iſt in einer Münchener Papierhandſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts (vor 1453), Catal. pag. 467. Col. 118b—122a enthalten.

Berlin, am 10. Brachmonds 1850.

H. F. Maßmann.

---

500. der. 503. liht[e]. 521. Der chünich. 522. VVenne. 523. Vnd wie ez læg vmb daz ch. 538. ruff. 540. wilhe ein iamer. 541. iriu.

XII.

Ueber die Fabersche Sprachorgel.

Die Zeitungsgerüchte, welche über Erfindung einer Sprechmaschine aus dem Süden her auftauchen, bringen uns das Modell einer solchen in Erinnerung, mit welchem vor länger als 7 Jahren der deutsche Mechaniker Joseph Faber (aus Manheim gebürtig in Wien ansäßig) alle größeren Städte Deutschlands bereiste. Das Auftreten des Mannes war sehr anspruchslos, die Ausstattung seines Apparates etwas dürftig und durch die Hinzufügung einer Puppe mit beweglichem Munde auch ein wenig burlesk. Dies und daß man meistentheils seine Frau im Zimmer vorfand, erregte den Verdacht einer Täuschung, sei es durch ein verborgenes Kind, wie bei dem bekannten unsichtbaren Mädchen, oder durch Bauchrednerei. Doch die Offenheit, mit welcher viele Theile der Maschine gezeigt wurden, die Uebereinstimmung dieser mit der Theorie, welche Herr Faber sich über die Sprachelemente gebildet hatte und gern vortrug, entfernten bald den Verdacht und man bedauerte lebhaft, daß der Mann nicht Unterstützung gefunden hatte, seine wichtige Erfindung vollständiger und äußerlich ansprechender auszuführen.

Warum sollte es nicht möglich sein, nach richtiger Erkennung der Wirksamkeit unserer Sprachwerkzeuge mechanische Vorrichtungen herzustellen, die ihre Thätigkeit nachbilden. Erzählt doch schon D. J. J. Becher in seinem Buche „Närrische Weisheit und weise Narrheit (1725), daß er einen Orgelmacher gekannt, „welcher zwar „nicht gestudirt, aber von Natur ingeniös war, welcher lange Zeit „darüber gesessen, ob er durch Kunst einige Buchstaben redend exprimiren könnte, daß gewißlich ein großer Theil Buchstaben im

„ABC seine Orgelpfeiffen gesungen und theils sehr **naturel exprimirt** haben“ ꝛc. Ferner hatte ja auch Wolfgang v. Kemelen bereits noch weitere Grundlagen zu einem solchen Werke hingestellt: Warum sollte ein sinniger Mann auf diesen nicht weiter bauen können? Wenn solche Betrachtungen die Zweifel schwächten, wurden sie ganz beseitigt durch genaurer Beobachtung der Maschine selbst.

Diese bestand*) aus drei Theilen: 1) der Windlade, 2) dem Kehlkopf, 3) der Mund- und Nasenhöhle.

Die Windlade ersetzt die Thätigkeit der Lungen. Es war ein Blasebalg, der durch ein Pedal bewegt wurde, allerdings ein sehr starrer Ersatz des **musculi inspiratorii** und **exspiratorii**. Aus diesem Blasebalg führte ein Gummirohr den Luftstrom in den künstlichen Kehlkopf, dessen genauere Einrichtung der Künstler nicht zeigte, von der er aber so viel mittheilte, als man zu erfahren wünschte. Die Ansicht, welche er selbst darüber aussprach, theilen wir hier in den Worten eines Arztes mit, der sich gründlich mit der Untersuchung des Kunstwerks beschäftigt hat.

„Herr Faber (sagt dieser Gelehrte) ist der Ansicht, daß die Verschiedenheit der Tonhöhe besonders von der verschiedenen Weite der Stimmritze abhängig sei und daß schon eine höchst geringe Veränderung in der Weite den Ton sehr beträchtlich modificire. Es ist dies deshalb sehr bemerkenswerth, weil mehrere Physiologen und darunter Liscovius derselben Ansicht sind, und der letztere schon eine merklichen Unterschied in der Tonhöhe wahrgenommen haben will, sobald die Stimmritze ein $\frac{1}{100}$ einer Haarbreite sich veränderte, wogegen andere und vor allen Joh. Müller durch seine sehr zahlreichen Beobachtungen am künstlichen und natürlichen Kehlkopf zu dem Resultate gekommen sind, daß die größere oder geringere Weite der Stimmritze von gar keinem oder sehr unerheblichem Einfluß auf die Tonhöhe ist. Das Urtheil des Herrn Faber scheint hier um so mehr ins Gewicht zu fallen, da er es in der Nachbildung der Stimme am weitesten gebracht hat und man ihm eine genaue Kenntniß der akustischen Gesetze so wie ein fleißiges Studium der lebendigen Vor-

---

*) Man vergleiche die Mittheilungen des Herrn Med.-R. Schmalz in Caspers Wochenschrift vom 3. Februar 1843, meine eigne Mittheilung in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung vom 12. Dezember 1843, eine dritte von Bodz.-Reymond in demselben Blatte vom 24. Jan. 1843. Poggendorff Annalen der Physik 1843 Bd. 58. Die sonst hier erwähnten Mittheilungen sind ungedruckt und vom Herrn Dr. v. Bärensprung zur Benutzung freundlichst gewährt.

gänge bei der Stimmerzeugung nicht absprechen kann. Als einen Beweis seiner Ansicht führt Herr Faber den Umstand an, daß man hohe Töne beim Singen länger aushalten könne als tiefe Töne, weil nämlich bei tiefen Tönen in jedem Moment eine größere Menge Luft durch die weitere Stimmritze ausströme als bei höheren Tönen durch die engere Stimmritze. Die Beobachtung ist richtig, aber sie beweist noch nichts; denn es ist im Mechanismus des menschlichen Kehlkopfs begründet, daß mit einer Verengung der Stimmritze gleichzeitig auch eine Vermehrung der Spannung der Kehlbänder verbunden ist, vorausgesetzt, daß die Länge der Stimmritze dieselbe bleibt. Beweisend würde es sein, wenn der Mechanismus an der Sprechmaschine ein solcher wäre, daß die Stimmritze willkührlich verengt und erweitert werden könnte, ohne daß dadurch die Länge und Spannung der Bänder eine andere würde. Wenn man auf diese Weise Umfang der Tonhöhe von einer Octave oder mehr erreichen könnte, dann müßte man allerdings zugeben, daß es nicht auf die Spannung der Bänder sondern allein auf die Weite der Stimmritze ankäme. Dieser Mechanismus würde aber schwer herzustellen sein und es ist viel wahrscheinlicher, daß die Sprechmaschine den Zusammenhang zwischen Weite der Stimmritze und Spannung der Bänder, wie er sich bei Menschen findet durch eine andre Einrichtung ersetzt. (!)"

So weit diese Mittheilung welche ein tieferes Eingehn des Erfinders in die Sprachbildung bekundet. Aus einer andern Mittheilung entnehmen wir, daß die Stimmbänder an dem künstlichen Kehlkopf in der Sprechmaschine des Herrn Faber auch von Kautschuk gebildet waren und daß für die Wirkungen des complicirten Muskelsystems am natürlichen Kehlkopfe, welche Joh. Müller bei seinen Versuchen durch verschiedene Belastung des künstlichen Kehlkopfes ersetzte, Herr Faber das geeignetste Mittel nur in der Stärke des Luftstroms gefunden habe. Da aber bei gleichbleibender Spannung der Stimmbänder durch stärkeres oder schwächeres Anblasen, der Ton nur um eine Quinte modificirt werden kann; so setzte Herr Faber, wie er sagte, eine Vorrichtung hinzu, mittelst welcher gleichzeitig eine verschiedene Spannung der Stimmbänder und eine Veränderung in der Weite der Stimmritze bewirkt wurde. Der Mechanismus wurde nicht erkannt, da die einmal zusammengestellte Maschine nicht leicht auseinander zu nehmen war.

Aus dem Kehlkopf, über dessen Struktur wir jetzt ausführlicher gehandelt, trat der Luftstrom in die Mundhöhle, die der natürlichen des Menschen genau nachgebildet und überall mit Kautschuk umkleidet war. Diese konnte genauer vom Beschauer der Maschine untersucht werden. Der Oberkiefer war fest, der Unterkiefer beweglich. Der Nasenkanal war durch eine Gummiröhre ersetzt und gewährte jedem die Ueberzeugung von dem Einflusse dieses Organs auf die Bildung der sogenannten Nasallaute. Man konnte diese Gummiröhre in die Hand nehmen und durch einen beliebigen Druck das p, welches die Maschine sprechen sollte, in m verwandeln. Bekanntlich bildet sich das p durch ein Zusammenpressen der Lippen und Ausstoßen des Lautes, das m durch Zusammenpressen der Lippen und Rückdrängen des Lautes, der dann durch die Nase entweicht. Wer in dem Momente, wo er etwas hart das Wort Mama sprechen will, die Nase fest verschließt wird Laute hervorbringen die wie Papa klingen. Dies gelingt besonders, wenn man mit zugepreßter Nase das Wort Mama sehr oft und schnell hinter einander spricht; wobei der Mund mehr mechanisch arbeitet und die besondere Muskelanstrengungen versagen, welche sonst auch bei gehemmtem Nasenstrom, die Aussprache der Wörter einigermaßen möglich machen. Die Maschine entsprach jenem raschen Sprechen, wo nur die Hauptorgane thätig sind. Es gehörte dieser Versuch zu den überzeugenden, daß hier nicht Täuschung im Spiele sei; weil ein verborgenes Kind oder eine daneben stehende bauchredende Frau durchaus nicht merken konnte, ob man in dem dunklen Kasten das Gummirohr zusammendrückte oder nicht.

Die verschiedenen Theile des künstlichen Mundes wurden durch Dräthe, die mit 16 Tasten in Verbindung standen, bewegt und während Herr Faber mit den Füßen den Blasebalg in Thätigkeit setzte, arbeitete er mit den Händen sehr angestrengt zur Hervorbringnng der Laute. Vierzehn dieser Tasten gaben die Laute a, o, u, e, i, r, l, f, w, s, sch, b, d, g. Eine Taste brachte durch Veränderung der Stimmritze die Hauche h, ch hervor, eine andere öffnete den Nasenkanal um die Veränderung des p in m des t in n zu bewirken. Durch geschickte Benutzung des ersten Nebenhauches h und ch brachte Herr Faber zugleich die Verstärkung des b in p, des d in t, nnd des g in k hervor. Auf seiner Maschine gaben also die Tasten bh zugleich niedergedrückt das p, dh das t, gh das k.

Bei Hervorbringung der Sylben wurden die Tasten der zugehörigen Buchstaben sehr rasch hinter einander gegriffen, was viel Anstrengung machte. Schreiber dieses gewann eine neue Ueberzeugung von dem Wegfall jeder Täuschung, indem er den Herrn Faber aufforderte, so schnell als möglich mit der Maschine zu sprechen. Da konnte denn hie und da ein Vergreifen bei den Tasten nicht ganz ausbleiben und es ergab sich, daß die Maschine diese Fehlgriffe auch wirklich sprach.

Die Maschine konnte flüstern, deutlich sprechen und singen. Das lautlose Sprechen war besonders geeignet, die genaue Nachbildung der etwas scharfen Consonantlaute zu beobachten. Die Selbstlaute näherten sich in ihrem Klange der Wienerischen Mundart. Ein Umstand, der von der treuen Nachbildung des Lautes durch die Maschine zeugte und deren Heimat dadurch verrieth. Wenn einmal der Klang eines Wortlautes so bestimmt durch ein Instrument festgehalten wird, muß er auch an ihm in seiner Eigenthümlichkeit auftreten und man würde durch solche Maschine im Stande sein, bestimmte Sprachweisen festzustellen. Hätten Aegypter, Griechen und Römer solche Sprechmaschinen hinterlassen, würden wir über die Aussprache weniger zweifelhaft sein. Manche Beschauer der Maschine schöpften aus dieser treuen Nachahmung der Mundart den Verdacht, daß ein verborgener Mensch in der Maschine spräche; während es doch auf der Hand liegt, daß Nachahmung nur etwas Besonderes nachahmt und in Wien nicht der Berliner Dialekt nachgebildet werden konnte. Das Singen umfaßt nicht viel über eine Octave und war nicht eben erquicklich. Es wurde durch Begleitung einer kleinen Orgel unterstützt, welche der Mann spielte, während die Frau jetzt langsam die Tasten der Sprechmaschine anschlug. Dies schien der Zweck ihrer Anwesenheit bei den Vorstellungen mit der Maschine zu sein. Die gewöhnliche Sprache der Maschine war etwas rauh und zischend; sonst klar und bestimmt. Das Weiche des geschmeidigen lebendigen Mundes entbehrte sie. Den Namen Euphonia, den Herr Faber dem Instrument gab, bewährte das Instrument durchaus nicht. Richtiger möchte es durch Anthropophonium oder deutsch durch Sprachorgel benannt werden.

Wo ist es aber jetzt? Wo tönt es? Erhebt es vielleicht von Neuem seine Stimme im Süden und giebt sich, wie ein altes vergessenes Buch als neue Auflage, nun als neue Erfindung wieder?

Immerhin! Möge es nur kommen, von Herrn Faber oder von einem glücklichern Nachfolger gespielt. Es ist wünschenswerth, das Räthsel zu lösen, welches über dieser seltsamen deutschen Arbeit schwebt. So gelungen und deutlich hat noch keine Maschine gesprochen; daher auch die vielseitige Besorgnis einer Täuschung, gegen welche aber Vieles schon erwähnte spricht. Wir rechnen noch dazu, daß wir mit aller möglichen Vorsicht mißtrauender Beobachtung prüfend nichts Verdächtiges wahrgenommen haben. Der Hauch der Laute, den wir das Ohr ins Innere des Kastens hineinhaltend scharf auffaßten, war kalt, und konnte unmöglich von der warmen Menschenstimme eines eingeschlossenen Kindes kommen. Die Uebereinstimmung der Bewegung des künstlichen Mundes mit den Lauteu war so genau, daß ein nebenstehender Bauchredner unmöglich alle Einzelheiten so bestimmt wiedergeben konnte. Also Täuschung war hier nicht. Der berühmte Physiolog Joh. Müller, mit ähnlichen Versuchen beschäftigt, hat die Maschine mehrmals besichtigt, viel mit dem Erfinder verkehrt, unseres Wissens jedoch nie einen Verdacht der Täuschung geäußert, obwohl er der Theorie der Sprachbildung, die ihr zum Grunde lag, seinen Beifall versagen mochte. Alles dieses muß uns auf die neue Sprachmaschine gespannt machen, wie es unser Bedauern erregt hat, daß die Fabersche verschollen ist, die einen bedeutenden Fortschritt auf diesem Gebiete der Darstellung enthielt und großer Vervollkommnung fähig war. Wenn man erwägt, wie rasch auf den Gebieten der Technik jetzt die größesten Schwierigkeiten beseitigt und überraschende Wunder geschaffen werden, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß unter den Händen sinniger und mit den erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüsteter Künstler in den sieben Jahren, seit Faber in Berlin war, seinem Entwurfe entsprechende genauere und wohltönendere Sprachorgeln entstanden wären, und daß wir vielleicht neben den jetzt erfundenen schreibenden elektrischen Telegraphen auch unmittelbar redende könnten erhalten haben.

August.

XIII.

Diſz iſt von Kaiſer Lucius tochter wie mit liſten yr er enthielt vnd ſi doch ain ritter erwarb mit liſten.

Zv Rom̄ ain riche^s kaiſſer ſas der Lucius gehaiſſen was
Der hett ain tochter ſchon vnd zart wol geborn̄ von hocher art
Zu der hett er lieby groſz Niendert vand mā ir genoſz
An tugend vnd an der geber Nū hett der kaiſer ain diener
Der wz ain ritter from vnd veſt Der mocht weder ru noch reſt
Noch gar kain geſtift nit han̄ Die min̄ hett in gezindet an
Nauch der Junckfrow ſtond ſi gir Ains maulſz kam er auch zů ir
Do er ſi allaine ſach Haimlich er zů ir ſprach
Nū ſag mir edele maget dz Ich hăn dich lieb gar on̄ maſz
Wz ſol ich dar vm̄ geben dir Das du wolteſt ginnē mir
By dir zů ſchlauffen nū ain nacht Si ſprach zů hand vnbedacht
Tuſſend guldin vnd nit mer Dar vm̄ ich von dir beger
Des ward der ritter fro Er gab der ſchenē maget do
Vor nacht die tuſſend guldin Do nu die ſon̄ v̄ber den ſchin
Vnd die vinſter nacht wz komē Alſz im der held hett vir genomē

1. vor ſas ſteht wz. 27 v̄ber vielleicht aus v͛lor entſtanden.

Alſo kam er do gĕgan. Zŭ der maget wolgetăn
An dz bett legt er do ſich Vnd entſchlieff gar ſchnelleclich
Do er die gantzē nach(t) do lag Vnd anders nit deñ ſchlauffen pflag
Des morgē do die ſonn vff gie[ng] Die Juñgfrow dz nit enlie
Von dem bette gieng ſi dan Vnd legt zŭ ſtond ir claidᵓ an
Dar nauch wackt ſi den ritter gŭt Dᵉ wart betriept in vnmŭt
Dz er verſchlauffen het alſo Zŭ der maget ſprach er do
Liebe Junckfrow miñeclich Ich bit mit gantzē fliſz dich
Dz du kerreſt her zŭ mir An dz bet dz iſt min gir
Si ſprach dz bin ich vnberait Ich ſag dir für ain warheit
Ich han dir mit vnrecht getŏn Wañ Ich mit dir gedingt hŏn
By dir zŭ ſchlauffen ain gantze nacht Dz hŏn Ich alſo volbraucht
Vm̄ tuſſend guldin dz bĕſchach Nū biſtu geweſen ſo ſwach
Dz du hauſt dz antlit din Gen dem ſtoltzen lib min
Nie gĕkert zŭ ainē maul Dz mŭſtu von mir ſpot vnd ſchal
Fürbas ewĕclichen hoñ Do ſprach der betriept(e) man
Der ſchlauff haut mich betrogē ſer Vnd bit dich zŭ komē her
Zŭ mir an dz bette din Si ſprach dz mag doch nit geſin
Wie vil er die maget bat Dz hett er an ir niendert ſtat
Dar nauch der ritter ſprach zŭ ir Wz ſol ich nū geben dir
Dz ich by dir noch ein nacht Sol ſchlauffen alſz ich hŏn erdacht
Des antwurt im die maget vin Ich nim̄ tuſſent guldin
Vnd lauſz dich mit mir ſchlauffen gan Die ander nacht by mir beſtŏn
Der ritter wolt(e) nun fürbas Sin gelück verſŭchen bas
Do nun komē wz die nacht Die tuſſend guldin er do brăcht
Die gab er auch der clŭgen maid An dz bett er ſich lait
Zŭ im ſi ſich zŭ ſtond legt Zu iglicher wiſz der ritter tett
Alſz er vor mălſz het getăn Der ſchlauff gieñg in abeᵓ an

39. 65. 82. ſteht bött.

Dz er ſo inn dem ſchlauff lag Biſz vber in gieng der liecht tag
Des hett der ritter vſſerkorn Die tuſſend guldin aber vᵓlorn
Die maget von dem bett(e) trat Dar nauch wackt ſie den ritter drăt
Der ritter trurē ſer began Mer dañ Ich nieman ſagē kañ
Er ſprach vſz betrieptē mŭt Nū ſag mir Junckfrow edel vnd gŭt
Mag Ich nū dz hŏn von dir Dz du welleſt ginnē mir
Die drittē nacht by dir zŭ ligen Si ſprach dz ſy dir vnuerzigen
Ob du bringſt tuſſend guldin Die nim Ich dar vm̄ von dir in
Er ſprach die wil Ich dir geben Doch gedacht er im do neben
Nū hŏn ich vff die erſte nacht Dᵓ magt all min barſchaft bracht
Zom andrē maul hŏn Ich zwăr Min erb vnd eigē verſetzt gar
Vnd dz gelt dz Ich dem wib Geben hŏn vm̄ irē lib
Der mir nie ward vnder tŏn Wil ich nū by er beſtŏn
Dz mir dz werd zŭ tail So muſz Ich min gelück vnd hail,
Mit andren wegē ſŭchen draut Er rait zŭ ſtond inn ain ſtatt
Zŭ ainē burger der wz rich Er ſprach zŭ im gar zogenlich
Nū ſag mir lieber fründ min Machtu mir tuſſend guldin
Gelichen der bedarff ich wol Dar vm̄ ton ich dir wz ich ſol
Der burgᵓ ſprach die lich ich dir Wz gewiſſenhait tŭſtu mir
Der ritter ſprach nū ſag mir nū Wz du begerſt dz will ich thon
Do ſprach zŭ im der burger Ich wil dir ſagē vil gewer
Dz ich dir gib ain friſt vnd zil Vff ainē tag den ich deñ wil
Nennē hie vffenbăr Dar vff ſoltu mir gantz vñ gar
Alſz miñ gelt wider geben Zŭ ſicherhait wil ich do neben
Des von dir hŏn ain prieflin Beſtetigot mit dem ſigel din

135. ſteht prieſzlin.

Der ſol weſē veſt vnd gůt Geſchribē mit dim aignē plůt
Ob du dar in wolteſt ſimig ſin Vnd mir nit gebeſt dz gelt min
Gantz vnd gor vff dz zil Dz ich dir vff ſetzē wil
Dz ich dañ ſol gewalt hŏn Dinen lib zu griffen an
Vnd dar vſz ſchnidē wz ich wil Des friſchen flaiſches din alſz vil
Dz deñ alſz ſwer mig geſin Dz ich do mit dz gelt min
Mig wider wegen an der wăg Ob dir dz alſo behag
So lich ich dir dz gelt vil gern Dꝰ ritter mocht dz nit enberñ
Er verſprach im alles das Zeton wz er im vor las
Er ſchraib zů ſtund ain brieffelin Mit dem aignē plůt ſin
Alſz zwiſchen in daz waz geret Sin inſigel er dar an tåt
Do mit der brieff geueſtnet ward Den gab er do mit der vart
Dem burger in die hand ſin Von im die tuſſend guldin
Dꝛ ritter do zů ſtond enpfieng Do mit er von dannē gieng
Er ſprach ſit ich dz gelt hŏn So ſol ichs wiſzlich legē an
Dz ich es nit vꝰlier ſam ee Oder ich műſz iemer me
Vůr bas liden iamers pin Vnd in groſſer armůt ſin
Er gieng zů ſtond zů ainnē mā Der wz ain maiſtꝰ lobeſam
Der natůrlichē kunſt gelert Sins rautz er do begert
Er ſprach lieber maiſtꝰ min Ich thon kunt der wiſzhait din
Mīnes hertzē haimlichait In trůwen ſi dir dz geſait
Dz Ich von hertzē lieb hŏn Des kaiſers tochter wol getŏn
Mit der bin ich ain worden Dz mich die maget hochgeborn
Zů nacht by ir ſchlauffen lieſz Dar vm̄ ich ir zů lon gehieſz
Zway tuſſend beraittꝰ guldin Die hatt ſi all genomē in
Nū haut dꝰ ſchlauff betrogen mich Dz ich die zwo necht ſtetteclich
Gantz vnd gar des ſchlauffes ſlag Biſz v̄ber mich erſchain dꝛ hell tag
Vnd hon an dem megetin Nit volbraucht den willē min
Vnd iſt dz gelt vꝛlorñ mir Nū hon ich zů ir ſolich gir
Dz ich von ir nit mag gelŏn Dar vm̄ ich entlechnet hŏn
Tuſſend guldin gůt vnd ſwer Von ainē richē burger

V^{s}lüſz ich die ſam̄ jenes gůt So můſz ich lebē in armůt
Dar zů ſchand vnd laſter hăn Nū bin ich her zů dir gŏn
Vnd beger des rautz din Tů mir mit diner wiſzhait ſchin
Wie ich vor ſchlauff werd behůt Dz ich nit von minē gůt
Alſo rinklich mig geſtŏn Dz ich ſwerlich entlechnet hŏn
D^{s} wiſz maiſter zů im ſprach Zwiſchend des golters vnd lilach
An dem bĕtt des megetin Do lit ain clains briefflin
Dz haut die tugend vnd kraft Wer kompt an dz bet gehaft
Vnd von dem golter wird bedeckt D^{s} muſz ſchlauffen biſz mā in weckt
Die magt ſchon vnd miñeclich Sit du dich hauſt gentzlich an mich
So wil ich dir geben ain raut Dz diñs hertzē will ergaut
An der maget hüpſch vnd clůg Du ſolt ſůchen mit fůg
Vnd(er) des golters dach lis Dz briefflin in ſtiller wis
Dz wirff dañ von dem bett hin dan Vnd leg dich zů ſtond hin an
So wider vert dir glück vnd hail Dir wirt die magt ſchon zů tail
Der ritter ward ŏn măſſe fro Zu der Junckfrow gieng er do
Vnd gab ir dz gold zů hand Ab zoch er do ſin gewand
Vnd ſůcht dz briefflin ſtill vnd liſz Inn aller d^{s} geberd vnd wiſz
Sam er wolt behaltē ſin gwand Dz briefflin er vil ſchier vand
Dz warff er ver von dem bett Die magt dz nit gewaret hett
D^{s} her do dz nit enlie Zů ſtond er an dz bett(e) gie
Vnd legt ſich dar an gar ŏn ſwe^{s} Vnd tett ſam er entſchlauffen we^{s}
Dĭe magt ĭr gewand ŏch vō ir ſwaiff Dz bett ſi auch zů ſtond begraiff
Si legt ſich zů dem ritter dar Si hett des nit genomē war
Dz d^{s} ritt^{s} lobeſan Hett den brĭeff geworffen dan
Do nū die wond^{s} ſchon maidt Sich het zu dem ritt^{s} gelaidt

---

218. für gentzlich beſſer gelan. 223. ſteht doch liſz.

Nū merckend wie es dar năch ergieng Gar liepplich er ſy vme fieng
Dz erſchrack die maget ſer Si ſprach owe mine͛ er
Ich bin laſterlich betrogen Her nu biſz ſo wol gezogen
Vnd ſchon hie der ern̄ min So wil ich alles dz gelt din
Vil gern wid͛ geben dir Dz du vor hauſt geben mir
Er ſprach din red iſt gar entwicht Si ſprach her nū tŭ mir nicht
Schaden hie an minē ern̄ Ich will dir gentzlich wid͛ keren
Zwăr din gold zwiſlach Hin wid͛ do der ritt͛ ſprach
Zŭ d͛ magt min̄ecklich Gebeſt du mir dins vatters rich
Vnd ſin gewalt gantz vnd gar Ich mecht dich nit gewern̄ zwăr
Dz du begerſt an mich hie Der ritt͛ do nit enlie
Mit d͛ maget er do rang Alſz vil biſz er ſi doch bezwang
Biſz ſin will ward gar vollbrăcht Alſz er im dz hett erdaucht
Er macht vſz der magt ain wib Zŭ ſtond ſi do zŭ des ritters lib
So groſz vraud vnd lieb gewan Mer den̄ ich geſagē kan
Auch hett der werd(e) ritt͛ ſider So groſz lieb hin wied͛
Do er dar an gedăcht nie Wie es mit dem burg͛ gie
Dem er dz gelt ſchuldig wz Vir wŏr ſond ir wiſſen dz
Dz ſich die friſt v͛gangen hett Die dem ritt͛ wz vff gelett
Dar an [d]er dem burger Solt bezaln̄ dz gelt ŏn geue͛
V̈ber die friſt warn xv tag V͛gangē zwar mit rechter wag
Dz er ſich mit d͛ min̄e ſpil Bekummert het alſz vaſt vnd vil
Dz es im nie kam in ſin mŭt Wie er entlechnet hett dz gŭt
Do er lag ains maulſz am bet Vnd kurtzwil mit d͛ frowē hett
Do gedacht er an dz gold Dz er dem burge͛ geben ſolt
Vnd daz dĭe friſt wz zergan Vil ſer ſüfzen er began
Er wainet vaſt vnd bitt͛lich Do dz vernam die min̄eclich
Zŭ ſtond ſi zu ime ſprach Sag mir waz iſt din vngemach
Dz du ſo gar betrĭebet biſt Er ſprach ich hŏn ŏn arge liſt

283. beſſer Das er. 302. ſteht Fünffzen er begen̄.

Dich alſz lieb gehapt biſz her Vnd dinne' miñ noch ſtetz beger
Dz ich dz kom zŭ vngeniſt D' tod mir dar vm̄ kinftig iſt
Si ſprach wie mag dz geſin Dz lauſz mich wiſſen herre min
D' ritter ſprach dz ſag ich dir Ain burger haut gelichen mir
Berait die tuſſend guldin Die du hauſt genomē in
Jetz von mir zom leſten măl Dar vff hat er geſetzt den wal
Ob ich im nit bezal ſin gelt Vff ain tag den er mir mălt
So hatt er vollē gewalt zwŏr An minē lib gantz vnd gar
Allenthalb(en) wŏ er wil Dz flaiſch dar vſz ſchnidē alſz vil
Dz das gelt mig wid' wegen Nū bin ich ſo by dir gelegē
Dz ich von groſſer liebe din V'geſſen hŏn der gelt ſchuld min
Wañ ich daz erkeñ vnd vind Daz xv tag vergangen ſind
V̈ber den tag dar vff ich ſolt Dem burger wid' geben dz gold
Dar vm̄ mŭſz ich liden pin Vnd v'lieren daz leben min
Dz iſt ăin vrfach dz ĭch wain Zŭ im ſprach dz wib vil rain
Du ſolt dir dar vm̄ ſirchtē nicht Vnd mit trurē hŏn kain pflicht
Gang bald hin zŭ dem burg' Vnd mach im den ſeckel ſwer
Gib im dz gelt zwifaltig Ob er dir das dañ v'zig
Vnd nit wolt ăin beniegen hŏn Gib im dz er geuordrē kan
Vnd lauſz in nemē wz er wil — — — — — — — — —
Wañ dz wil ich dir alles gebē Ob ich gefriſten mig din leben
Des ward der (herre) fraidē rich Er rait do vil ſchnellec-lich
Zŭ dem burger rich vnd gŭt Den grŭſt er mit hochē mŭt
Er ſprach vil lieber frŭnd min Ich hŏn thŏn wider den willē din
Dz ich dir nit gehaltē hŏn Dz ſol ich dir zŭ bŭſz ſtŏn
Dz gelt will ich dir zwiflach geben Gar willeclich ăn wid' ſtreben

---

337. ſicht main. 347. Hier fehlt ein Reim, etwa und wære ſin noch alſo vil oder ſin ſi lützel oder vil.

Do sprach zŭ im d' burg' Nū merck von mir die rechte mer
Ich wil nū do by bestŏn Alsz ich mit dir gedingt hŏn
Nach lut vnd sag des brieffs min Ich beger nit des geltz din
Hin wid' do d' ritt' sprach Sit dir das gelt nit zwiflach
Von mir behagt dz ich dir sol So bit ich dich tŭ so wol
Vnd vorder do vir wz du wild Wañ mich des alles nit beuilt
Dz will ich dich bezalē nū Zwŏr dz ist dir wol zŭ tŏn
Do sprach der burg' mit gewalt Zwŏr din red ist manigualt
D' machstu vor mir gar zŭ vil Wañ ich nit anders main noch wil
Dañ dz du haltest zu d' frist Wz inn dem brieff gĕschribē ist
Geuestnot wol mit dinnē plŭt Vnd mit dinnē insigel gŭt
Dz wil ich habē hie von dir Sus machtu nit ledig sin vō mir
Zŭ stond d' burg' mit gewăr Hiesz den ritt' vil gewer
Vachen vnd sierē vir gericht Dz ward do v'zogen nicht
Inn dem selben kingrich wz Gesetzt vnd gebottō dz
Wer sich mit gŭttem willē ve'band Vm̄ schuld wie die wz genant
Der mŏcht do vō nit gestŏn Dz recht mŭst sich dar nāch ergan
Nū wz die frow in triebsal zwŏr Ir knecht hett si gesendet dar
Die soltend das erfarñ hie Wie es irem bŭlen ergie
Die knecht komē wider zŭ hand Zŭ d' frowē haim gerant
Vnd sagtē ir die rechte măr Wie der ritt' gesiert wăr
Vir dz gericht offenbaur Do dz die frow ward gewar
Zŭ ĭr selb si do sprach Sol er nū solich vngemach
* * * Dz er den ritt' leben liesz hie
Wolt er im dz ginnen nicht Der richt' sprach wz im geschicht

377. steht wol. 395. steht Irn̄. * * * Hier fehlt offenbar etwas, vermuthlich 1 Bl., da mit diesem auch eine neue Lage von 4 Bl. beginnt. Es enthielt die Verkleidung der Frau, und Verhandlung der Sache vor dem Richter. 407. steht micht. 408. steht ritt'.

Gnaud hie von dem burger Dz ginn ich im ŏn all geuer
Die frŏw kert ſich zom burg' dar Si ſprach lieber fründ nim war
D' ritt' ſtaut gefangē hie Wz hilft dich dz ain recht ergie
Über den vil ellendē man Dz er dz leben ſolt v'lŏn
Vie weg' iſt dir dz gold rott Dañ des fromē ritters tod
Silber vnd gol(t) nū nit enwildt Dz nim von im biſz dich bevildt
Gentzlich năch dem willē din Dar vm̄ will ich behaft ſin
Do ſprach hin wider d' burg' Her nū merckend diſe mer
Vnd găb er mir ain kingrich gar Ich lieſz in nÿme' leben zwăr
Die frow ſprach zŭ im do Nit liebe fraind red alſo
Sit im d' richt' gund zŭ leben So ſoltu in auch hie ergeben
Der burg' ſprach ich ton ſin nicht Ich beger ain ſchlecht gericht
Dar vm̄ zŭ ſprechen hütt zŭ tag Nauch mines brieffes lut vnd ſag
Vnd nauch des lands geſatzt vñ bot Dz rieff ich ŏn allen ſpott
Die frow ſprach zŭ dem richt' do Sit den ſachē iſt alſo
Dz nū der vaige burg' dört Wed' mit bet noch mit geltz hord
Nit wil lauffen wiſen ſich So beger ich veſteclich
An dich vil lieber richt' ſid' Dz du gericht ſitzeſt nid'
Zŭ richten baiden ŏn gewe' Dem ritt' vnd auch dem burg'
Ieglichem nauch d' anſprăch ſin D' richt' ſprach trut herre min
Dz ſol billich hie gĕſchehen Ain glich recht ſond ir ſehen
Die frow ſprach zom burg' Nū ſag mir hie gewer
Wŏ wiltu ſchnidē den ritt' in Dz flaiſch vſz dem lichnam ſin
Des antwurt im d' burg' ſid Zŭ der bruſt do dz hertz lit
Will ich ſchnidē den jungē mā Sins flaiſches alſz vil her dan

419. etwa: als vil du wilt. 434. für minen brieff lút.

Biſz ich mins geltz behaft bin Dz do mit wirt gewegē hin
Die frow ſprach zŭ dem richt' Her nū merck vil gewer
Du hauſt geſprochē offenlich Du welliſt in baidē ain recht gelich
Lon wider varn ōn gewer Dem ritt' ſam dem burg'
Sit dem nū alſo iſt So beger ich zŭ der friſt
Dz ditz geſatz vol braucht werd Des der ritt' hie begert
Dz vor menger wil vnd zitt Iſt gehalten ver vnd wit
Vnd des gemainē land ſit Quicūque ſangwie āc9 effud(i)t
Sangwis eius effudit' Dz betüt in tüſcher ker
Wer v'güſt des andrē plŭt Inn zorns wiſz vnd vnmŭt
Des glich im auch geſchech Dz mā ſin plŭt flieſſen ſech
Wer den andren bringt zom tod Dem tŭt mā billich die ſelb not
Nū iſt d' burg' zŭ raut worden Mit dem ritter hoch geborn
Dz flaiſch von ſinnē lid(en) ſchnidē Dz ſol der ritter zŭ ſtond liden
D' burger ſol nū vachen an Zŭ ſchniden wŏ er wil den mā
Doch ſol er ſich hietten eben Dz das plŭt nit flieſz do neben
Wan dz iſt vor gedaucht nie Da[n] ir baider gediñg ergie
Wan wie dz plŭt rint do mit So mŭſz nauch detz lands ſit
Vnd nauch alten geſatzt vnd bott D' burg' liden ſolich not
Sam d' ritter liden mŭſz Dz iſt dar vber die recht bŭſz
Des ſprach d' burg' zŭ d' friſt Sit den mären alſo iſt
So haiſt mir geben dz gelt min Ich main die tuſſend guldin
Die ich im gelichē hŏn So will ich in nū ledig lŏn
Dz andrē zŭ ſpruchs gantz vnd gar Si ſprach ich ſag dir dz vir' wŏr
Dz er git kainē pfeñig dir Du hauſt hüt oft gehert von mir
Dz er dir gern hett geben Gol(t) vnd ſilber vil do neben
So wolteſt du nū den lichnam ſin Vnd kain gelt vō im nemē in
Si kert ſich gen dem richt' dar Si ſprach her nem des ritters war
Ich hoff er ſell ledig ſin Gib vrtel lieber herre min

---

460. mit für nit. 468. So für be. 474. b. i. ſanguinem alicujus.

Der richt' ſprach do offenbŏr Ês iſt d' ritt' gantz vnd gar
Nū ledig von dem burg' Alſz ich dz offenlich bewer
Wan̄ dz flaiſch mag vō d' hŭt Mit nichten werden vſz gerit
Es mŭſz dz plŭt flieſſen do mit Des habend ſi gedacht nit
Inn der tădiug ſtill vnd liſz Sit nū d' burg' wiſz
Dz gelt vō im nit nemē wolt Wed' dz ſilb' noch dz gold
Doch dz ſin nutz geweſen wer Dz ſol der ritt' gar ŏn ſwer
Von hinnē ledeclichen gan Der burg' ſol nū fürbas hŏn
Zŭ im kain anſprăch nit mer Alſz er hatt gehapt biſz her
Dz ward die frŏw hoch gemŭt Si danckt im ſins gerichtz gŭt
Vrlob nam die frow rich Von in allen gemainlich
Vff den maidē ſi do ſas vnd rait zŭ hus ŏn vnd' lŏſz
Si hettē all geſworē des Die do warē ingeſes
Vor gericht offenbaur Si wer ain mā geweſen zwăr
Si ſprauchē all vſz ainē mŭt D' iung̃ ritt' from vnd gŭt
Der ietzond hin gerittē iſt D' haut mit ſinnē clŭgē liſt
Vnd mit groſſer wiſzhait Den ritt' hie behiet vor laid
Do mit nam es alles end D' burg' gieng zŭ hus behend
Er ward zŭ ſpott offenlich D' ritt' auch berait ſich
D' von dem tod erleſt wz Er rait zŭ ſtond ŏn vnd' lauſz
Zŭ ſinnē bŭlen wid' hain Nū hat die min̄eclich vnd rain
Die wil geziert iren lib Vnd wz wid' wordē zŭ wib
Do ſi den ritt' komē ſach Gar liepplich ſi zŭ im ſprach
Nū ſag mir hertz lieber mā Wie biſtu hŭt dem tod engan
Der ritt' ſprach dz ſag ich dir Es lag hŭt frŭ hert mir
Es wer ain vrtel ſchier geben V̈ber min lib vnd auch min leben
Dz vnd' ſtond ain iung' man Ain ritter clŭg vnd lobeſam
Wiſz vnd dar zŭ wol geſprech Gnăden vol vnd nit zŭ găch
Der hat mit d' wiſzhait ſin Mich erleſt vſz groſſer pin.
Er haut es auch braucht dar zŭ Dz ich ſitzen ſol mit rŭ
Vnd aller anſprauch ledig ſyn vir bas von dem bürgerlin
Dar v̈ber gab d' richt' Die ſelben vrtel vil gewe'
Des ward d' burg' do zŭ ſpot Die frow ſprach ſit dich nū got
Erleſt von groſſer pin vnd laid Mit des ritters wiſzhait

So hetteſt du in billich mit dir Her zů huſz brauch(t) hie vir
Dz er mit vns enbiſſet hiet Er ſprach zů ſtond er dannen ſchied
Dz ich nit waiſz wŏ er hin kam — — — — — — —
Si ſprach nū ſag mir lieber mā Ob du den ritt' wol getŏn
Solteſt fürbas ſechen mer Kantteſt du den tegē her
Er ſprach zů d' frowē rich Zwăr ich kenn in aigenlich
Die fraw dz nit lie Inn die kamer ſi do gie
Vnd legt die mannes claid' an Alſz ſi vor maulſz hett getŏn
Vſz d' kame' ſi do trat Sam ain man d' můt hat
Do dz d' ritt' ward gewar Dz ward ſin hertz erfrayet gar
Er kuſt ſi an iren rottē mund Vnd ſprach zů d' ſelben ſtund
Geſegnet ſi die zit vnd friſt Dar inn din lib geborñ iſt
Dar nauch mit groſſ' wirdikait D' kaiſer gab die ſchene maid
Dem ritt' clůg zů ee wib Er trüttet irē werdē lib
Mit groſſen eren ŏne miſſewend mit frid ir leben nam ain end
Dz helff vns der raine tegē Dz wir gottes frid pflegē
Vnd wir ſin gnăd erwerbē Vnd in ſinē frid erſterben
So wirt vnſer ſelē raut in v G dz geſchribē haut

Inn gottes
namen amē
Ich hā vff gnăd

Vorſtehende Erzälung iſt aus Veeſenmeyers Papierhandſchrift, von welcher ich im Quellenverzeichnis der „Geſammtabenteuer" Bd. 3, S. 795—96 Bericht gegeben, und auch dieſen Inhalt derſelben berürt habe. Die Geſchichte dieſer Dichtung, hin durch die Franzöſiſchen ſieben weiſen Meiſter, die Lateiniſchen und Deutſchen Gesta Romanorum und den Meiſtergeſang, iſt ebendaſelbſt Seite CXXXVIII und in der Berichtigung dazu erörtert, bei den Sagen vom Zauberer Virgilius, welcher in den gesta Romanorum auch als Zauberer auftritt. Mit der Proſa derſelben ſtimmt

589. fehlt eine Reimzeile.

unser Gedicht sehr genau, doch ist jene nicht etwa aus diesem aufgelöst. In beiden ist der Gold für Menschenfleisch Leihende noch kein Jude, ebenso wenig als in dem Französischen sieben weisen Meister-Gedicht, welches diese Grausamkeit als Sache einer andern Grausamkeit darstellt, indem der Schuldner dem Gläubiger, seinem Vasallen, für eine Beleidigung, das Bein hatte abhauen laßen. Shakspeare's Kaufmann von Venedig hat, wie unser Meistergesang, den Judenhaß ins Spiel gebracht, und das Räthsel der drei Kästchen damit verbunden, welches sich auch selbständig in der Englischen Sammlung der Lateinischen **Gesta Romanorum** (Kap. 99 der Engl. Uebersetzung von Swan, Deutsch bei Gräße II, 249) befindet: nur ist es umgekehrt eine wunderbar aus dem Schiffbruche gerettete Schöne, welche durch ihren Scharfsinn einen Kaisersohn gewinnt.

Der buchstäbliche Abdruck zeigt die Schreibweise der Alemannischen Handschrift von 1459. ŭ ist aus dem älteren ů entstanden, wie noch der Halbkreis über u unsrer Schreibeschrift. ă und ŏ bezeichnet die breite doppellautige Aussprache des langen å, und ist manchmal auch ausgeschrieben **haut**, **raut**, wie **frŏw** für **frouw**. Einigemal steht auch ĭ, ĕ für kurzes und langes e. Für ü ist, auch mundartlich, i und ie herrschend, sowie e für ö, und ai für eu.

v. d. Hagen.



XIV.

Modedeutsch des 14=, 15ten und 19ten Jahrhunderts.

1. Nach Laßbergs Liedersal CCXVI.

Man redet ditz, vnd mainet daz;
Der Tůtſch wil lernen, der bedarf baz
Ains guoten tolmetſchen ietz denn ie.
Nu hŏrt, ich wil uch ſagen, wie
Man nůewer Tůtſch(e) tichte vil:
Wenn ainer den andern ſlachen wil,
Er drăt im zerſerten durch den grint.
Ain alter man haizt ain kint,
Ob er nit (der) witze hat.
Man gicht och, ainer kunſt kat,
Eb er alſus lutzel kan.
Ain bôſwicht haizt ain biderb man
Hinder ſich ze mezzen.
Wer zůrnet, der wil frezzen
Den lůten irů ogen uz,
Verbrint den ainem ſin hus,
Der ſait, ez ſy zerrunnen.
Ainer kam nie an die ſunnen,
Der zu der werlt nit wandel hat.
So git och ſinen geſten rat
Ain wirt, der erlich ſpiſet.
Man ſpricht, ainer hab verwiſet

Die lůt, git er in ſwachen rat.
Man ſait, der tiuvel beſtanden hat
Ainen, der boſlich tuot.
Wer laidig iſt, der hat nit muot.
Fro̊lich lůt hant vo̊gelin vunden.
Man gicht, ainer hab erſlunden
Beckil hub vnd ſlappen dran,
Ob erz vmb win verſetzen kan.
Wer wenig trinkt, der trinkt ain ſaich.
So tribt man och der lus(e) laich;
Daz hiez hie vor gejucket.
Man gicht ainer [hab] under trucket
Den andern, des er gewaltig ist.
Wer niempt fürcht, der fürcht ain fiſt.
Ich han geho̊rt wol dri ſtunt licht,
Daz man aim ſtuol ain ſurt gicht.
Ain hengſt wirt dick ain merch genant.
Loſt ainer bald, er komt gerant;
Gat er gemach, ſo ticht er;
Trit er liſ, ſo ſlicht er.
Nimpt ainer ain wip, daz haizt geſchent.
Wer lo̊gent daz man ſicht, der blent
Al die ez geſechen hant.
Wer die lůt betrůgt, der beſchizt ain lant.
Lůgt denn ainer, daz haizt geſidert.
Armet ainer, der wirt genidert.
In zornes wys ſpricht man, ſy ſchaiz.
Ain krieg haizt man zu rais.
So haizt hoffart ain gebreſt,
Ain hochi burg ain giren neſt.
Ain tumber man haizt ain goch,
Ald ain tůfel. man ſpricht och:
Dů welt iſt geſorten mit bo̊ſem kůt.
Wer mild iſt, der behaltet nůt.
Wer ſinz verzert, der hat verſchizzen.
Ubel lůt ſint unverwizzen.
Ain gelerter haizt ain buoch biz.
Iſt ainer ſwarz, ſo haizt er wiz

Als ain gebůtlachti kra,
Můgt iemen icht, daz haizt, er gra.
Wen nůt můgt, der hat nůt gallen.
Groz lůt haizent quallen.
So haizt ain gepur ain holz pock.
Ain wit balzer haizt ain schopf(?)
So ist ain kugel huot ain tach.
Man gicht, ain kurzer man der flach
Ainem langen biz an sin kin.
Disi Tůtsch het frōmbd(en) sin:
War umb slůg' ain kurzer man
Ain, der im nůt hat getan,
An sin kin ald an sin munt?
Alle minner sint verwunt:
Sy bluotent aber nicht.
Minnet ainer nit, man gicht,
Daz er nit apfel ezzen mug.
Z'war daz tunket mich ain lug;
Er izzet ir licht me zem tag,
Denn ainer der wol minnen mag.
Der über muot und hoffart hat,
(S) Wie nider im sin sa(i)ch gat,
Der haizt ain hoch saicher.
Ditz ist ain selzen mår.
Ain tůfel haizt ain zornig man;
Ain wib haizt [ainer], der nit zůrnen kan.
Ainz haizt so, daz ander sus;
Ich sait' ez in aim jar nit uz,
Waz man neuwer Tůtsche hat.
Min herz(e) gar in wunder stat,
Wie ain frōmbder Wålscher man
Iemer Tůtsch gelernen kan.
Hie mit wil ich ez lazen ligen
Und diser red' lan sin geswigen.

Sprache, Vers und Reim geben dieses Gedicht dem 14ten Jahrhundert; im 15ten galt es noch, wie die Aufnahme in die

große Sammlung zeigt, über welche ich auf das Quellenverzeichnis zu „Gesammtabenteuer" Bd. 3, S. 763 verweise. Einiges mag zwar erst dieser jüngern Abschrift gehören, sowie die Schreibung und manche Fehler. Jene ist hier in sich berichtigt, namentlich bei s und z, der Ableitung und Biegung gemäß. Das Schweizer i und ü für iu (55. 61) habe ich belaßen. Ergänztes ist durch runde Klammern bezeichnet, Ausgewiesenes durch eckige. — Z. 7 ist zerserten wol von serten (sart, surten; gesorten und gesarten), Angelf. serdan (Lat. serere), inire, stuprare (mehr in Ziemanns Wörterb.), welches seltene Wort hier gleich noch zweimal vorkömmt (38. 55), sodaß dröut für drât zu lesen wäre. 8 der Alte wird wieder zum Kinde. 10 kat ist kât, kwât, Kot (Niederd. kwåd klein — die Quaden), und dazu wol kunne aus kunst und Ob aus Eb zu beßern. 13 umgekehrt. 14 „die Augen auskratzen" heißt's noch, sowie „mit den Augen verschlingen," auch vor Liebe „einen freßen," und das Herz freßen durch die Augen, den bösen Blick. 17 zerinnen wird schon in Nibel. (676. 6413. 8445), Iwein, Wigalois, so allgemein gebraucht. 18 wie noch „ans Licht," für „zur Welt" kommen. 20 Auch schon in Nibel. 3874. 22 verwiset stimmt zu vürwise, urwise in Nibel. 3672. 23 wie jetzo „eingenommen" oder „beseßen". 26 entgegengeseßt galt muot für Unmut, Nibel. 650. 5041, wie gemûte im Eckenliede 18 des a. Drucks. 27 wie Kinder sich über ein gefundenes Vogelnest freuen. 30 wie noch „Haus und Hof durch die Gurgel jagen." vgl. 57. 31 saich für Nichts, wie 10 kât, 36 fist, und jetzo „Dreck, Schiß" in solchem Sinne gemein ist. Anständiger steht sonst dafür „Ei, Bohne, Haar (noch), Stroh, Faden." 32 spielt das Tanzlied den Läusen auf. So wird ein solcher Kopf „der Läuse Tanzboden" genannt. 34. „unterdrücken" ist jetzo dafür der gewöhnliche Ausdruck. 38 versteh' ich nicht. Vgl. zu 7. 39 merch, merhe, ist weiblich zum geschlechtlosen march, mark; so wird noch „Mähre" geringschätzig für beide Geschlechter gebraucht. 40 rennen, von rann, rinnen, ist eigentlich rinnen, laufen machen, wie noch „einem ein Speer durch den Leib rennen;" dann, in Nibel. schon, rennen, doch nur auf angetriebenem Rosse; wie sprengen, richtiger Mhd. sprangen, Ahd. sprankôn. 37 tichen (teich, tichen; getichen) heißt eigentlich fördern, (nachdenklich) beßern. 43 wie noch „schänden," zwar im gewaltsamen Sinne. 44 ebenso noch „blenden, mit sehenden Augen blind machen."

46 beschizen gilt noch für betrügen, wie bei Luther u. s. w. 47 „gefiedert" im Sinne von lustig, windig; oder „gefüttert," mit Zuthat, da veder auch Pelzwerk heißt (Nibel 1474), woraus füttern, Futter, misverstanden ist, und mit vuoter, Futter zur Narung, nichts zu schaffen hat. 48 entsprechend dem jetzigen „herunterkommen." 49 in der Studentensprache gilt schizen naturgemäßer für Fürchten. 50 „Zureise," im alten Sinne von reise, Aufgebot zum Kriege. 51. 52 beides noch anwendbar. 53 gouch ist eigentlich Kuckucksbrut (Nibel. 3481). tûfel, wie noch „dummer Teufel;" tump ist aber jung, unerfaren, unbesonnen. 55 vgl. zu 7. kût ist wol Wechsel (vergl. mein Wörterbuch zum Tristan kût). 56 behält, bewart. 57 ist die Folge von 28. 58 verwizzen besonnen, verständig; wie gewizzen bewust und Bewustsein, (Gewißen) von gewizzen wißen. 59 wie „Bücherfreßer, Bücherwurm." 61 gebûtlachti versteh' ich nicht. 62. 63 mügt von muejen, mühen, verdrießen. 63 wie die Taube. 64 die „Quallen" genannten Seegewächse? 65 wol eigentlich ein „Holz-, Wald-Bauer," der Holz fällt und zum Verkaufe bringt. 66 witbalzer scheint daßelbe, vom alten wite Holz: noch in Widehopf, Krammet, (alt kranewit); Engl. wood, Isl. vid. Der Name Witekind enthält die Sächsische recht eigentliche Stamm-Sage, und dazu stimmt Ahd. Widuminna Echo, und Nord. Ividia Hamadryade. Der Reim fordert schok, aber auch unverständlich. 67 tach ist eigentlich Hochd. für Dach. 68 slach ist slahe, schlage, hier für treffe, reiche. 74 vergißt den alten Minne-Speer, Pfeil, des Herzens. 77 bezieht sich wol auf den ersten süßen Apfelbiß, nach welchem der Mensch in den sauren Apfel, ja ins Gras beißen muß. 81 steht aber für über. 83 im verwandten Sinne, wie noch ein Ueberweiser oder Neunkluger ein „Klugscheißer" heißt. Uebrigens weiß ich Einen, der einem gleich Großen, auf gleichem Boden, über den Kopf weg „saichen" konnte. 85 vgl. 24, anders als 54. 86 weibisch, wie 8 kindisch.

---

2. Parlamentsrede im Jahre 1849.

Das Deutsch dieser Rede ist, mit ihr selber zu reden, „selbstredend" verständlich, und obgleich es zunächst in Berlin sich ausspricht, so findet es doch überall Widerhall und gilt für das gesammte constitutionelle Deutschland, welches darin wenigstens ein-

stimmig ist. Die Jahre der großen Errungenschaften und noch größeren Leidenschaften 1848—49 haben auch diesen Gewinn gebracht oder befestigt. Die langen Periodenketten gewären den neuen und umgeprägten Worten das gehörige Vollgewicht, und diesen mangelt es auch, „wenn ich mich selber recht verstehe," — nicht an inhaltschwerem Sinne. Die Rede steht hier, wie sie im Jahr 1849, Nr. 104 durch das Organ der Tante Voß sich vernehmen ließ:

„Zeitstimme.

Aus einer verhaltenen Berliner Parlamentsrede.

(Bevorwortung. Da wir vor der Hand keine ersten und zweiten, rechten und linken Berliner Kammerreden hören und lesen können, so möge folgendes Schwanzstück einer in Petto gebliebenen Parlamentsrede einstweilen als Stellvertreter dienen. Sie ist so viel als möglich in den hohen Kammerton gestimmt und im doppelten Contrapunkt gehalten.)

„Meine Herren, es hat sich immer mehr und mehr herausgestellt, daß die glorreichen März-Errungenschaften des Völkerfrühlings 1848, wo das politische Selbstbewußtsein allgemein erwachte und zur Selbst-Regierung mündig ward, nur von den gesinnungstüchtigen und thatkräftigen Individuen recht verwerthet und gründlich ausgebeutet werden, welche so große Thätigkeit entwickelt, die europäische Aufregung durch allseitige Propaganda zur tellurisch-kosmischen Agitation gesteigert, die Massen bearbeitet, die unteren Schichten der Gesellschaft aufgewühlt, die Proletarier, Bummler und Lummler zum Barrikadenbau und Kampf aufgestachelt, und selber als Blusenmänner durch Putsch und Krawall die Reform und Revolution in Angriff genommen haben, indem sie, als Urwühler, in nahe Aussicht stellten, dadurch das Volk der Urwähler, die Urquelle aller Souveränetät, von dem mittelalterlichen Feudalstaate, sowie von dem neuern Roccoco-, Zopf- und Polizei-Staate zu befreien, ihn durch Versetzung auf den politischen Rechtsboden zum Rechts- und Vernunft-Staat, und zu dem nur allzu lange beanstandeten socialen Communismus des kosmopolitischen Völker-Lebens zu erheben; damit dem absoluten Volkswillen, welcher endlich seine volle Geltung beansprucht, schuldige Rechnung getragen werde, und das naturwüchsige souveräne Volk, nachdem seine unveräußerlichen Menschen-Rechte gewährleistet und das neue tricolore Evangelium des Johannes Jacobus überall angenommen sind, hoch erhaben über

das veraltete historische und göttliche Recht, im constitutionellen Leben, dessen Tragweite noch gar nicht zu ermessen ist, seinen Glanzpunkt erreiche, und sich fortan auf der Höhe des Zeitalters bewege.

Meine Herren, selbstredend müssen die Volks- und Vertrauensmänner, die sich durch Reformbankets, Zweck- und Festessen, Aufzüge, Festreden, Sturm- und Monstrepetitionen und Manifestationen aller Art, in würdiger Haltung, maaßgebend dabei betheiligt haben, die Lösung dieser gewichtigen Zeit- und Lebensfragen anzustreben und anzubahnen, unter dem Schaumspritzen der Weltgeschichte, und das große organische Werk, die mit demokratischen Formen umgebene Monarchie, eine Wahrheit werden und ins Leben treten zu lassen, auch der Früchte solcher Geistesarbeit theilhaftig werden.

Ja, meine Herren, alle diese Männer in Rede, deren Leistungen niemand in Frage stellen, sondern davon die Weltgeschichte Act nehmen, und sie bewahrheiten wird, haben sich um das Vaterland, um die Menschheit, um ihre materiellen Interessen und den Cultus des Genies unsterblich verdient gemacht. Sie verdienen im Friedrichshain auszuruhen.

Meine Herren, meine Herren, die Gewalt der wirklichen Dinge und die moralische Wirkung selbst der unmoralischsten Begebnisse beherrschen die Welt. Der Zeit- und Weltgeist ist in ein neues Stadium eingetreten: damit es an den Tag komme, wie in der Neu- und Jetztzeit die Partei der retrograden Tendenzen, der Reaktionäre und konservativen Aktionäre, der Aristokraten und Hof-Kamarilla, sammt ihrer verthierten Soldateska und Landwehr, in ihrer allgemeinen Verknechtung und Verdummung, — und andererseits die Faktion und Fraktion der Bewegung und des Fortschrittes, der radikalen Demagogen und Demokraten, der weißen und rothen Republikaner vom reinsten Wasser und röthesten Vollblut, sammt der allgemeinen Bewaffnung, jene Partei mit ihrem „zu spät," diese mit ihrem „zu früh," in zwei feindliche Heerlager und weiter noch in sich selber gespalten sind, und sich so lange in den Haaren liegen, bis die rettende That einschreitet, der allgemeine Belagerungszustand und das kriegerische Standrecht alle Misverständnisse und Uebelstände beseitigt, den Anstand und Wolstand herstellt, und bis endlich eine octroyirte Constitution alle Stände verständigt und vereinbart." (Beifallssturm, Wutgeschrei, Bravo und Zischen zur Rechten und zur Linken.) Hasper."

XV.

Schiller.

Vom Nutzen der Messe.

von

Heinrich dem Teichner.

(Zu Schillers: Gang nach dem Eisenhammer.)

Das nachfolgende, meines Wißens noch ungedruckte Gedicht*) befindet sich nebst einer größern Sammlung von Spruchgedichten Heinrich des Teichners in der Münchner Handschrift Cod. germ. 574, Papier, XIV. Jahrhundert, Fol. Es enthält allerdings nur den Kern der Schiller'schen Erzählung, ohne alles romantische Beiwerk; aber es legt Zeugnis ab für das Alter und die Verbreitung der Legende, und aus diesem Grunde scheint es mir der Mittheilung nicht unwerth zu sein.

Stuttgart im Dezember 1849.

Dr. Franz Pfeiffer.

---

*) Es steht schon aus der großen Donaueschinger Sammlung in Laßbergs Liedersaal CXIV (Bd. 3, S. 315), wie ich in Gesammtabenteuer Bd. 3, S. 764 nachgewiesen habe, mit Bezug auf Germania VII, 422. VIII, 204. Die Münchner Handschrift liefert es meist richtiger und vollständiger: doch verbeßert und ergänzt Einiges auch Laßbergs Abdruck, deßen erheblichste Lesarten ich beifüge. — Das Altfranzösische Gedicht, im Auszuge bei Legrand fabliaux et contes t. V, p. 74, gibt Méon nouveau recueil de fabl. et cont. t. II, p. 331, und wiederholt C. v. Orell Altfranzösische Grammatik (Zürich 1830) S. 361: Maria bewahrt durch ein Wunder ihren Diener. Der Stoff ist übrigens noch viel älter, und findet sich schon in der Indischen „Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir" anfangs des 12ten Jahrhunderts, verdeutscht von H. Brockhaus (Leipzig 1843) Thl. II, S. 53, freilich Indisch eigenthümlich, da ein Menschenopfer gebracht werden soll, und dieses den Königssohn selber trifft, der von Vater und Mutter gegeßen wird. H.

Ainer bat mich lêr ze geben,
wie er sölt zer kirchen leben,
dâ der briester mefse hât.
dô sprach ich: an ainer stat
schribt sant Augustin dâ von
acht nütze sunder wân,
die man von der mefse enpfâht,
der dâ bi stât mit andâht:
daz er den selben tag
îne lîpnar wol bejag;
und waz müeziger wort
wirt des tags von im gehôrt,
daz nimpt im diu mefse ab;
und ob er iht gesworn hab
välslîch eid, des vil geschiht,
des bringt ouch diu mefse enwiht
und erlœst in von den fchulden;
er mag ouch niht fterben dulden
von des gæhen tôdes slag;
er derblint ouch niht den tag;
er mag ouch niht werden gris,
er belîbt in ainer wis,
die wîl er unsern herren siht;
sô hât er ouch verlorn niht,
al sîn trite sint gemezzen,
daz er gots niht mag vergezzen;
dannoch ist daz allerbest,
ob erz halt gelebt, daz lest,
daz er an dem tag verschied,
daz er gotes lîchnam hiet
als genzlîch ân allez widerstreben,
als im in der briester hât gegeben.
als schribt sant Augustin dâ von
— — — — — — — — — — —

6. waun. L. liest beßer: Schribet uns Sant Augustin Da von acht nütz funder fin. 10. vn̄ b. 12. im fehlt, — hat L. 15. Läfzlicher. L. 23—26 fehlen L. 28. er. 31. Als gar vnd gantz an w. L. 34. fehlt. 33—35. Augustin Davon fol man gern fin By der m. alle t. L.

man mag bî der mefse al tag,
wan man iendert kan und mag.
Man list von ainem edelman
daz der stach ûf ainer plan,
dem wart ain oug gestochen her
ûz dem kopf mit ainem sper,
daz ez im ûf dem wange lag.
dô sprach der kneht: „wê der klag,
lieber herre, sunder zorn,
daz ir daz ouge habt verlorn?
daz lit iu ûf dem wang her nider.“
der herre sprach zem kneht hin wider:
„tummer kneht, geloubst du daz
daz dem ouge geschehe kain haz
oder kainer slahte ungemach,
daz sinen schepfer hiut ansach,
sô bist du niht geloubhaft.“
von des grôzen glouben kraft
muost der kneht sehen und wizzen,
daz daz ouge, her ûz gerizzen,
in die höl hin wider gie
und stuond als schône, alse ie,
sam ez nie verrücket wær.
sô sprichet unser schöpfær:
„waz ir habt ze würken muot,
sô solt ir daz öbrost guot
an dem anvange suochen:
dar nâch wil ich iuch beruochen
allez des ir dürftig sit.
mit der mefs man niht verlît
dehain geschefte nutzhaft.
ez wirt wol dâ mit verschaft
und versûmt daz schedlich wær.
sölt ain mensch gevallen in swær,
daz versûmt er mit der mefs,
daz des ungelückes prefs

38. pan. L. 39. ûzz g. 42. nu we der tag. L. 57. verûcht. — verûret. L. 60. ebrost. — ewig. L. 67. waerk.

wirt verwandelt in ain guot
die wil er meſse hœren tuot.
Daz wart uns an aim bekant,
der ze sterben was gesant
unwizzende zuo ainem kalch,
dâ man vesticlich enpfalch,
der des kalches maister hiez,
daz er in den kalch stiez,
wer im köm des morgens zuo
an dem selben morgen fruo.
dar umb sô west er niht ain wort,
daz er liden solt den mort.
dô het er ain gewonhait:
wan er für ain kirchen rait,
dâ er meſse haben kund,
dâ belaib er ûf die stund,
daz diu meſse ain ende nam.
alsô fuogt sich daz er kam
underwegen in der gâch,
dâ ain briester meſse sprach.
da belaib er unz ûf den segen.
dâ mite het er daz verlegen,
daz ain ander kam getrapt
mit der êrsten botschaft,
den der maister het verbrüet.
alsô belaib er ungemüet.
daz kom von der meſse dar.
dâ bi sült ir nemen war,
daz man kain gelücke niht
mit der meſse übersiht,
noch versûmt sich niht dâ mit.
man versûmt wol übel sit,
als ich ê gesprochen hân.
wan ich bi der meſse stân

---

75. kalch : kalkofen. 77. kalsz. — kalks. L. 78. beßer er den in den k. L. 79. beßer des ersten zu. L. 82. daz mort. L. 89. in gech. — in der gach. L. 93. gedraft. L. 95. beßer m. da verbrüst. L. 96. wol gemüt. L. 101. Man v. kain gewin nicht. L. 102. ü. geſchicht. L.

und hân iht in mîm gedanc,
daz mir ward diu wîl ze lanc
und ich mich dâ mit versoum,
wan ich dann her wider goum
und ez betraht biz ûf den grunt,
sô gedenk ich sâ ze stunt:
wâ hin hân ich, tummer, muot!
nu ist er hie, der allez guot
baidiu füegen und geben muoz.
dâ mit wirt mir sorgen buoz,
daz ich die trahtung von mir trîb
und bî ganzer meſse blib,
und misselang mir nie dar an.
Zeim mâl was ich in dem wân,
daz ich tagwaid rîten wolt,
und gedâht mir, ob ich solt
meſse hœren in der stat,
daz mir diu wîle würd ze spât,
daz ich niht möht komen dâ hin.
alsô rait ich in dem sin
ân meſse nâch mînem schaden,
und kom ûz den rehten pfaden
und verrait in wildez gehag,
daz ich an dem andern tag
kûm biz âbends dort hin kam.
daz ich mir zainer tagwaid nam,
dar ûz sô wurden grôzer zwô,
und was zaller zît unfrô
unde laid grôz herzensêr.
dâ von getuon ichz nimmer mêr,
daz ich von der meſse îl.
ez wirt nimmer kain wîl

105. licht. — licht. L. 106. wird dů meſſz. L. 107. da by verſan. L. 108. gaun. — hin w. gan. L. 111. wan. — wa. L. 112. ders. L. 113. gen u. f. L. 114. zwivelz. L. 118. Denn ze aim. L. 119. ich ain t. L. 121. an. L. 126. den fehlt. — auch L. 127. v. mich in ein w. hag. L. 129. hintz abent. L. 131. w. mir. — vz war mir gr. L. 132. ze allen ziten. — al dů wil. L. 135. sy. — meſſz ſo yl. L. 136. Wann ez iſt. L.

in dem tag als wol volbrâht,
als der si mit andâht
bî der mefse vinden lât.
und waz er nâch der mefse begât,
daz ist allez wol behuot.
ez wirt sin ende selten guot,
dem diu mefse ist unmær:
alsô sprach der Tichnær.

---

138. beßer ſich für ſi. L. 140. der zit. L. 142. end ſuſt ſ. L. 144. tichtnær. L. So iſt der Name hier immer entſtellt.

XVI.

Goethe.

1. Ueber die drei Balladen von Goethe: der Sänger, der Fischer, und der Gott und die Bajadere.

Wenn die Lieder Göthe's, zumal die aus seiner Jünglingszeit herstammenden ziemlich allgemein für einen der werthvollesten Schätze der deutschen Dichtkunst gehalten werden, so scheinen mir die Balladen desselben Dichters, und zumal einige derselben einen gleichen Rang einzunehmen, und zwar eben so sehr, ja noch in höherem Grade wegen des ihnen zum Grunde liegenden Gedankens als wegen der Ausführung. Bei den drei obengenannten tritt dieß noch deutlicher durch die Vergleichung derselben hervor, und diesem Zwecke sind die folgenden Zeilen gewidmet.

Die Hauptverhältnisse des Menschen sind es, welche sich in ihnen darstellen, aber in jedem derselben ein besonderes. In dem Sänger tritt der Mensch dem Menschen selbst gegenüber, in dem Fischer die Natur oder die Außenwelt, in der Bajadere die Gottheit. Die zweite Ballade unterscheidet sich aber noch dadurch von den andern beiden, daß sie sinnbildlich ist. Der Fischer ist der Vertreter des Menschen überhaupt, während der Sänger und die Bajadere dieß zwar auch sind, aber zunächst in ihrer Besonderheit gelten. In dem Sänger leuchtet uns die Gewalt der Kunst, in dem Gott und der Bajadere die sittliche Kraft unverkennbar entgegen; in dem Fischer verbirgt sich der tiefere Sinn, aber wie wir in der Person des Fischers selbst einen Zustand, so werden wir in

dem Wasser und in der Nixe auch eine Gewalt, die der Natur oder der Außenwelt überhaupt auf diesen Zustand, zu erkennen haben. Darum ist der Sänger handelnd, der Fischer leidend, duldend, die Bajadere beides zugleich; der Sänger ist der Glückliche durch die ihm inwohnende Macht auf Andere zu wirken, und so beglückt er durch seine Kunst zugleich seine Zuhörer, obgleich er auch ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Hingabe an seinen Zauber bedarf, ja wohl auf den Lohn nicht ganz Verzicht leistet; der Fischer ist der Stille, Sinnige, Ruhige und doch Unruhige, denn die Ruhe des Innern ist oft nur ein Schein, und verhüllt ein Verlangen, eine Sehnsucht nach einem unbekannten, vielleicht falschen Glücke, und der in der Brust schlafende Gedanke erwacht träumerisch und tritt wie ein Trugbild vor ihn hin; die Bajadere ist die Sinnlich-Glückliche, aber sinnlicher Genuß befriedigt nicht, entwürdigt den Menschen, erweckt das tiefe Gefühl der Reue in ihm, und nur durch die Hülfe der Gottheit ermannt sich, wer gesündigt hat, und besiegelt seine Besserung durch die freudige Aufopferung selbst des Lebens, um in einem neuen Dasein seine höhere Wiedergeburt zu feiern.

So bieten denn diese drei Gedichte eben so viel Unähnlichkeit als Aehnlichkeit dar; sie breiten das ganze menschliche Leben in seinen drei wichtigsten Verhältnissen aus, in der reinsten Freude, in der tiefsten krankhaften Sehnsucht, und endlich in seiner Schwachheit und Kraft, in seiner Erniedrigung und Erhebung. Die reinste irdische Freude bereitet die Kunst an sich sowohl wie durch ihre Wirkungen; an sich durch die Begeisterung, in welcher der Künstler lebt und welche ihn, soweit es möglich ist, von den irdischen Schranken löst und befreit; der Begeisterte ist, wie es das Wort sagt, in höherem Sinne Geist, er, d. h. sein Geist ist begeistet, Apollo bewohnt ihn, er gehört in diesem Zwischenzustand zu den Göttern, er sitzt als Halbgott an den Tischen der Unsterblichen und genießt mit ihnen Ambrosia und Nektar. Ich sage die reinste Freude wird dem Künstler zu Theil, tiefere, glühendere Gefühle flößt die Liebe ein, und etwas anders ist vollends das höchste, edelste Glück, das, wie auch Göthe sagt, unsre Mängel verbessert und unsre Fehler ausgleicht; und so müssen wir die Sittlichkeit der Begeisterung als ein höheres Glück vorziehen, und die Frömmigkeit, die den Willen Gottes zu dem ihrigen macht, als das höchste Glück bezeichnen; aber so rein wie das künstlerische, so ohne Beimischung ist das sitt-

liche und fromme Glück nicht, denn die letzteren kämpfen fortwährend mit den Lockungen der irdischen Lust, mit der unreinen Begierde, mit dem Stolze, mit der Selbstgerechtigkeit, sie haben eine unlautere Färbung, sie sind sich des Ringens, ja der Möglichkeit des Ermattens, des Unterliegens bewußt, ihr Glück ist ein unsichres und nur insofern ein höheres und höchstes, als es mit dem Siege, mit der wachsenden Verbesserung unsrer Mängel, mit der Ausgleichung unsrer Fehler, mit der freudigen Unterwürfigkeit unter die Aussprüche und Fügungen des Himmels, mit der Anerkennung der göttlichen Liebe auch bei den allgemeinen und besondern Leiden wahrhaft verbunden ist. — Die Begeistrung allein ist die reine Freude, denn sie ist an sich sittlich, edel und fromm, ohne es bestimmt zu wollen, ohne sich dessen bewußt zu sein; aber sie ist auch nicht wie die Liebe, oder wie der Schlaf halb oder ganz zuständlich und leidend; auch die höchste Begeistrung nimmt uns nicht das Gefühl unser selbst, es ist noch immer ein bewußtes, ein thätiges Hingeben an die höhere Kraft, die doch auch unsre eigene ist oder es in diesen Augenblicken wird, es ist ein Leben nicht außer uns selbst sondern nur außerhalb der schlechteren Hälfte unseres Wesens. Freilich es ist auch ein Kampf, aber es ist ein ganz andrer als der sittlichfromme. **There is a pleasure in poetic pains, Which only poets know,** sagt der englische Dichter Cowper, es gibt ein Vergnügen bei den dichterischen Mühen, das nur die Dichter kennen. Und dieß gilt nicht nur von der Dichtkunst, sondern von der Kunst überhaupt. Ja die Begeistrung hat nicht einmal mit diesen Mühen zu thun; sie fangen erst an, wo jene den Gipfel bereits erreicht hat; denn die Begeisterung ist ja der Zustand, in welchem der Künstler von der höheren Anschauung befruchtet wird und die Mühen oder Geburtswehen und Schmerzen liegen mittinne zwischen der Zeugung und der sinnlichen Erscheinung des Erzeugten. Möge dann die Bescheidenheit des Künstlers der Freude über die seiner Ahnung und Hoffnung nicht ganz entsprechende, über die mangelhafte Schöpfung einigen Eintrag thun, der wahre Künstler wird sich doch gestehen können, daß er so viel geleistet hat, als es seine Besonderheit vermochte, und allerdings die Freude über das Erreichte jener vorangegangenen geisterhaften Anschauung, das heißt der Wonne der Begeisterung nachsetzen. — Aber die Kunst gewährt auch noch in einer andern Hinsicht die reinste Freude, nämlich durch ihre Wir-

kung. Der Mensch ist nach Göthe's Ausspruch nur eigentlich lebendig, wenn er sich des Wohlseins Anderer freut. Und das geschieht bei der Ausübung der Kunst. Das Wohlsein Anderer läßt sich allerdings durch Wohlthätigkeit, durch Anstalten, durch Staats- und Religionsverfassung auf eine entschiedenere, nachhaltige und allgemeinere Weise befördern. Aber wie gerührt auch diejenigen sein mögen, welche dabei als Geber und Empfänger betheiligt sind, so fehlt doch meistens die Lebendigkeit der Gegenwart, oder hat abermals eine schwächende Beimischung des Mitleids oder der Scham, und das dadurch gestiftete Glück wird überdieß oft zweifelhaft und unsicher. Nur der Künstler gewährt Anderen das unmittelbare und reinste Glück, die eigentliche Freude, sie, die unvergleichliche, die, wie Klopstock sagt nur „allem, was schöner ist, gleicht, allem, das hoch sich erhebet, allem, was ganz rühret das Herz! Denn sie lebt vorzugsweise in der Gegenwart, in dem Genusse der Gegenwart, und während der Empfänger dabei der eigentlich Beglückte ist, hat der Geber, das heißt der Künstler, den Nachgenuß und Mitgenuß, und diesen um so mehr, je thätiger er bei der Veröffentlichung seines Werkes ist.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht die einzelnen Künste miteinander, so ist klar, daß die Begeisterung bei Künstlern aller Art gleich stark und folglich gleich beglückend sein kann, und daß hier nur die mindere oder größere Empfänglichkeit einen Unterschied macht, so daß wir also den Pindar bei der ersten Erleuchtung zu einer seiner Oden hinsichtlich der geistigen Erhebung nicht höher preisen können als den Phidias, da bei den berühmten Versen des homerischen Rhapsoden das Bild des Zeus in seiner Seele aufstieg, oder als Raphael, wann er seine Madonnen, oder als Mozart, wann er die Töne seiner Zauberflöte im Geiste vernahm. Wohl aber ist der Mit- und Nachgenuß der Künstler bei der Verbreitung ihrer Werke verschieden. Der Maler und der Bildhauer stellen ihre Arbeiten vor den Augen der Schaulustigen auf, und wie belohnend auch der Gedanke sein mag, Andern einen hohen Genuß bereitet zu haben, es ist doch meistens eine stille, schweigende Freude. Noch schwächer ist sie bei dem Dichter, der seine Werke durch den Druck vervielfacht in die Welt schickt, und die Wirkung, welche sie bei Anderen hervorbringt, nur selten von Einzelnen vernimmt, meistens auf eine todte und unsichere Art durch das Lob oder den Tadel schreibender

Geschmacksrichter oder aus dem Munde sprechender Beurtheiler erfährt, wenn er nicht etwa seine Gedichte einem Kreise von Zuhörern vorträgt und so ein Zeuge des gegenwärtigen Eindruckes wird. Hier hat die Tonkunst den Vorzug vor allen ihren Schwestern, und zumal die Tonkunst in der Vereinigung mit der Dichtknnst. Darum hat Göthe auch den Sänger gewählt und an ihm die Wonne der Begeistrung wie die Freude über die bei Andern hervorgebrachte Wirkung dargestellt, bei einer Versammlung, die uns die ganze menschliche Gesellschaft vertritt. Es ist ein König mit seinen Hofleuten, Herren und Frauen, Rittern und Staatsmännern, er ist beim Mahle, er hat den Scepter niedergelegt, er ist ein Mensch mit Menschen, er ist fröhlich wie seine Gäste, er labt sich an Speise und Trank wie an Gespräch, es scheint ihm und den Seinigen nichts zu mangeln. Da erschallt ein Gesang vor dem Thor der Burg und des Saals, und jetzt wird er es sich bewußt, daß die Freude des Mahles noch erhöht werden könne. Er sendet nach dem Sänger, dessen Töne schon näher auf der Brücke erschallen, der Bote eilt, der König ruft den Sänger hinein, den Alten; und dieser ist seinerseits nicht unempfindlich gegen die Herrlichkeit, die sich ihm darbietet, gegen die Pracht des Saales, die Menge der Gäste, die Stattlichkeit der Ritter, die Schönheit der Damen; aber er ist ja nicht gekommen zu genießen, er soll den Genuß bringen, er schließt die Augen, um sich durch die Eindrücke von außen nicht stören zu lassen, und verschmäht es zugleich, sich durch irgend etwas anders zu begeistern als durch seine Kunst selbst, und die Wirkung seines Gesanges zeigt sich sofort, den Rittern und Damen blitzt nicht mehr die Freude des sinnlichen Genusses und des geselligen Vergnügens aus den Augen, die Blicke der Ritter künden Mannlichkeit, Tapferkeit, Kühnheit, die Damen werden sich ihres tiefsten weiblichen Gefühls, der holden Scham, bewußt, sie senken die Blicke in den Schooß. Aber der König bleibt nicht bei unthätigem Genuß stehen, er vergißt über die Kunst den Künstler nicht. Zu lohnen vermag der Herrscher. Und was ist der höchste Lohn, den ein Herrscher ertheilen kann? Antheil an seiner Macht? Aber die kann der Sänger nicht gebrauchen, er würde sie zurückweisen, er müßte seine Kunst aufgeben, wenn er dem Könige als Staatsmann oder Krieger dienen wollte. Nun denn Gold! Gold ist ja über Alles, wie Pindar singt. Das wird auch der Künstler nicht verschmähen, Gold

ist Besitz und Ehrenzeichen zugleich. Eine goldne Kette soll der Lohn sein, gewiß ein ausgezeichnetes Kleinod, denn er läßt sie holen*), oder er läßt sie, um den Auftritt noch feierlicher zu machen, ihm von der Hand vielleicht eines seiner Großen, oder einer der schönen Damen darreichen. Aber siehe, der Dichter verschmäht auch diese, doch auf die bescheidenste und zarteste Weise, indem er in dergleichen Köstlichkeiten ein geziemendes Geschenk nur für die Vertheidiger des Landes, für sie, die ihr Leben für König und Heimat einsetzen, oder für den Kanzler, für den Rathgeber, für den Vollzieher der Friedensgewalt erblickt, jedoch mit einem leisen Bedauern die dunkle Seite in dem Leben des Letzteren andeutet. Die Geschäfte des Kanzlers sind Lasten, während die Kämpfe der Ritter trotz der Gefahren eher erhebend als lästig sind, und die goldne Kette, auch sie ist doch nur eine Last, sie ist eine neue Fessel, die den Träger an sein Amt, an seinen Herrscher knüpft. Segensreich sind jene Geschäfte zwar, ehrend ist die Kette, aber sie drückt dennoch. Und so dient dieser Gedanke zum Uebergange auf das Lob der Freiheit, welche die Kunst und zumal die Gesangskunst gewährt. Auch der Sänger kann der Unterthan eines Königes sein, aber er ist dennoch mehr als Andre der freie Mensch, der sich mit dem Vogel vergleichen darf. Wie dieser der äußerlich freie ist, so ist er es auch, denn er schweift durch Wald und Feld; und wenn er auch nicht in den Zweigen wohnt wie jener, so schwingt sich doch sein Geist noch über die Zweige und Wipfel empor; und singen kann er wie der Vogel, und wohl schönere Gesänge; singen muß er, denn das Lied dringt ihm aus der Kehle, und eben dieses Lied ist sein Lohn. Er bedarf nichts, nichts wenigstens von den Herrlichkeiten der Welt, von den Besitzthümern, nach welchen die meisten Menschen so begierig streben. Das Wenige, was er bedarf, die einfachen Nothwendigkeiten zur Fristung des Lebens, Speise und Trank, Kleid und Wohnung, können ihm selbst die Aermeren unter seinen Zuhörern gewähren; er ist ein willkommener Gast, er ißt und trinkt mit ihnen,

*) Die ältere Lesart ist: Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldne Kette holen.
Die neuere ist: Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel
Eine goldne Kette reichen.
Die ältere schließt sich durch den Ausdruck „zum Lohne“ an die vorletzte Strophe an, wo es heißt:
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

übernachtet bei ihnen, und statt des abgetragenen Gewandes findet sich wohl ein frisches, aber er behilft sich auch mit dem Mantel des Diogenes „bleibt ihm der Freund, die Cither nur.“ Er will keinen Lohn, als den ihm sein Lied gewährt. Und doch — er hat eine Bitte. Die Gabe des Bacchus ists, welche ihn reizt. Wohl empfängt er auch unterwegs auf seinen Wanderungen von dem Winzer Trauben und einen Becher Most. Aber er will auch einmal etwas Ausgezeichnetes haben, er will den besten Wein, den besten Becher Weins, er will ihn in purem Golde. Was vermag den Sänger zu dieser Bitte? Ist es das Getränk selbst, oder ist es nur der Wunsch, den König nicht durch eine Zurückweisung seines Anerbietens zu beleidigen? Macht er es nun nicht dadurch gut, daß er den besten Wein verlangt und zwar im Golde, in dem eben zurückgewiesenen Golde*). Nicht als Kette will er das Gold, den goldnen Becher will er, aber nicht um ihn, das goldne Gefäß, zu behalten, nein, nur um das edelste Naß aus dem edelsten Erze zu schlürfen. Und er versteht es zu genießen, es ist ein seltener Genuß. Er setzt den Becher an, er trinkt ihn aus; und er genießt nicht still. Er ruft: Ein Trank voll süßer Labe! Doch er vergißt bei dem Genuß, zumal bei dem unerwarteten, nicht des schönsten Gefühls, des Dankes, eines Dankes, in welchem er den König auf die einfachste Weise an den Vorzug, den ihm die Macht giebt, erinnert, — es ist ihm kleine Gabe, den Gast, den Fremdling, den Wanderer zu erquicken, und auf eine nicht geringere Weise als er sich selbst und seinen Hof erquickt; aber der Sänger nennt den König nicht, der König verschwindet ihm vor der Gesellschaft, und diese wird ihm zur allgemeinsten Versammlung. Er erinnert sie an den Dank, den Alle dem höchsten König, Gott, dem Geber alles Guten und aller Genüsse, schuldig sind. Unbefangen spricht er es aus, daß er dieß Gefühl tief in seiner Brust trägt, daß er der wahre Weise ist, denn, wie Witthof sagt, „ein dankbar Herz ist nur des Weisen Theil;“ unbefangen wünscht er auch von ihnen nicht vergessen zu sein, aber nur, wann es ihnen wohl ergeht, wann sie sich wieder einmal rein erfreuen, wie dieß wohl nur selten der Fall ist. Aber

*) Die ältere Lesart heißt: Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen.
Die neuere ist ungleich bezeichnender:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

mit diesem Angedenken sollen sie das edelste Angedenken an Gott und den daraus herfließenden Dank verbinden. Das sind die letzten Worte des Sängers. Sein Gesang war erhebend, beseligend für die Zuhörer gewesen, sich selbst hatte er abermals als Dichter in seinem edlen Stolz, in seiner Freiheit und zugleich in seiner Bescheidenheit gefühlt; aber diese Freude, welche er besitzt und welche er verbreitet, ist doch nicht das Höchste, es ist der Dank gegen Gott, zu dem er sie auffordert, und ihn gewiß am tiefsten selber fühlt, und den seinigen gegen die Gesellschaft ihm anschließt, die Versammelten sollen Gott für ihr Wohlergehen eben so warm danken, wie er für den ihm gewährten Trunk, also aus der innersten Fülle ihres Herzens; und so sind die zuletzt gesprochenen Worte noch edler als die vorhergesungenen, und der Eindruck, den der Schluß der Ballade auf den denkenden Leser macht, ist ein feierlicher und frommer.

In eine ganz andre Stimmung versetzt uns der Fischer, der einsame, denn als solchen müssen wir ihn uns denken. Auch der Sänger wandert einsam seines Wegs, wenn er nicht etwa eine Mignon bei sich hat; aber er gesellt sich leicht zu einem andern Wanderer, denn er theilt mit Odysseus oder Mahadöh das Verlangen, die Gesinnung der Menschen zu erforschen; und, wenn ihm dieser fehlt, so hat er andere Gesellschaft, der Thiere des Waldes und der Wiesen, der Erde und der Luft, zumal der Vögel, der Singvögel, seiner Sanggenossen, oder der kleinsten Sänger, die schaarenweis die Lüfte fröhlich durchziehn, der summenden Bienen, der spielenden Mücken, auch der klagenden im Schilf und Moraste, der Frösche und Unken, sie alle hört er gerne, ruft sie, singt ihnen zu; aber am liebsten verkehrt er doch mit den Menschen, mit allen, und zumal mit den unbefangenern, mehr noch Kindern der Natur, mit den Bewohnern der Ebenen, der Gebirge, der Ufer, mit dem Landmann, dem Hirten, dem Gärtner, doch auch mit den Städtern, mit Handwerkern, Künstlern, Gelehrten, mit den Reichen, Vornehmen, Mächtigen, ja mit dem Könige selbst und seinem Hofe, in deren Mitte wir ihn so eben sahen; aber nichts hält ihn, er ist auf der Wanderung der Kunst, wie auf der Wanderung des Lebens, und er kommt nicht eher zur Ruhe als bis ihm das Alter daheim zu bleiben gebietet, oder ein Wirth ihn aufnimmt, der ihn nicht wieder aus seiner engen Behausung losläßt, der Tod. — Aber der

Fischer, er sitzt, er ist nicht ganz unbeschäftigt, aber es ist eine träge Beschäftigung, nur das Auge ist bei ihm thätig, er sieht nach der Angelruthe, ob die Spule sich bewegt, ob die Leine zuckt, ob ein Fisch von dem Köder angezogen, sich der Beute bemächtigen will, um selbst dadurch zur Beute zu werden; das Wasser zwar ist in Bewegung, es rauscht, es schwillt, aber er ist es nicht, er sitzt „ruhevoll, kühl," bis tief ins Innerste hinein, „bis ans Herz hinan." Sein Auge ist nur auf Einen Punkt hingerichtet, sein Gefühl schweigt, und die Natur reizt ihn auch nicht, denn sie ist nicht für ihn da, das Wasser mit seinen Bewohnern ausgenommen, aber auch diese schweigen, die stummen Fische, und sein Geschäft ist ein feindseliges, blutiges, mordendes, ja sogar ein quälerisches, denn er zieht die Gefangenen in eine fremde Welt und Umgebung hinauf, wo sie unheimisch sind und sich nicht wohl befinden, Luft und Licht martern sie, und sie verschmachten allmälig, bis der Tod ihren Leiden ein Ende macht. Der Fischer ist demnach das Bild des Menschen, der der Natur feindselig gegenübersteht, wie er denn auch seit dem Sündenfall als solcher erscheint, der sie, gleichwie die Zukunft, doch häufig vergeblich erforschen möchte, denn die Natur schließt ihre Geheimnisse seinem Blicke so leicht nicht auf, nur ein paar armselige Proben ihres großen Reichs, einige kleine Fische sind es, die seine mühselige Beharrlichkeit, seine Grübelei, seine Verschlagenheit belohnen. Aber siehe, da taucht die Beherrscherin der Fluten, das feuchte Weib, hervor und läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein. Wer ist diese Nixe? Es ist eine Fata Morgana, es ist des Fischers eigener brütender Geist, oder doch das Gebilde desselben. Er, der die Brut der Gewässer, die Schützlinge der Nixe verlocken will, um sie durch List in die glühenden, tödtenden Stralen der Sonne hinaufzuziehen, er wird durch das von seiner eigenen Phantasie hervorgerufene Trugbild gelockt und verführt. Sie ist die Zauberin, welche ihm nicht bloß Vorwürfe macht über sein feindseliges kleinliches Benehmen, sondern welche das Leben dort unten vor seine Blicke heraufbeschwört, und das für ihn tödtliche mit dem lieblichsten Licht beleuchtet, mit den sanftesten Farben schmückt. Da unten wird er nur von den weichen Wellen gewiegt und umschmeichelt, dorthin dringt kein Sturm, da waltet Ruhe, eine ganz andere Ruhe als er jetzt hat, als die Ruhe des Lauschens und Lauerns, es ist die der Befriedigung, des Genusses, dort erst wird es ihm wohl, ja noch

mehr als das, es wird ihm wohlig, dort gibt es keine Krankheit, dort ist alles frisch und gesund. Und bildet er sich das bloß ein? Nicht doch, die ganze Natur gibt ihm scheinbar einen Beweis davon. Die Sonne und der Mond, sie kommen hervor aus dem Meere, wo sie geruht haben, sie beginnen ihre mühseligen Fahrten, um nach Vollendung derselben dahin zurückzukehren und sich wieder zu laben und zu stärken. Die Wellen sind es, in welchen sie ihr Gesicht baden, um wieder aus klaren Augen zu schauen, das Wasserbad macht sie doppelt schön, wie ja auch der Mensch sich in dem feuchten Reiche reinigt und kräftigt. Der ganze Himmel sogar läßt sich in die Flut hinab, spiegelt sich, verklärt sich in ihr. Und dem Menschen nicht minder dient die ruhige Wasserfläche zum Spiegel, und diese Fläche ist weicher als die schönste Wiesenau, und der kühle Thau dort wird nicht von der Sonne verzehrt, er ist ewig. — Die Nixe ist demnach das Bild der Verführung und zwar der siegenden Verführung, denn eine solche Stimme spricht nicht Einmal, sie spricht oder sie singt aufs neue, ihre Rede ist Gesang, und wenn sie auch nicht spräche, nicht sänge, die Neugier, die Forschgier des Fischers bleibt dieselbe, die bis ans Herz kühle, todte Ruhe hat ihn, den Einsamen, den Unthätigen geplagt, jetzt ist die bethörende Hoffnung leibhaft vor ihm aufgetaucht, sein Auge, in derselben Richtung bleibend, wird nun noch starrer als zuvor, das Geheimniß tritt ihm ja als Lösung nah und näher, wie die Welle ihm den Fuß benetzt, den schon zum Hinabgleiten bereiten, den nackten, und seine bisher herzlose Ruhe wird zur treibenden Unruhe, zum dämonischen Verlangen, sein Herz wächst ihm, seine Begierde hat nicht mehr Raum, droht ihm die Brust zu sprengen, er kann sich nicht mehr halten, sein Puls klopft sehnsüchtig nach endlicher Befriedigung, Sättigung, wie der Liebende beim Gruße der Geliebten. Wie dieser ihr entgegengeht, sie in seine Arme schließt, ohne daß es eines neuen Reizes bedarf, so ergeht es auch dem Fischer, und die Stimme vollends, der lockende Ruf tönt noch immer aufs neue, da ist es um ihn geschehn, er wird gezogen, aber er läßt sich auch gerne ziehn, er sinkt willig in die Arme der Verführerin, in den wirbelnden Schooß der Tiefe, und wird auf ewig von ihr hinabgeführt.

Das Sinnbild des Wassers ist übrigens vortrefflich gewählt, da ihm eine Naturwahrheit und Wirklichkeit zum Grunde liegt, Die Urstoffe und Elemente haben, besonders wo sie als Masse wir-

ken können, eine berauschende, betäubende Kraft auf die sinnbegabten Wesen. Die Mücke wird von der leuchtenden Flamme des Lichtes angezogen und umkreist sie so lange, bis sie ihr zu nahe kommt und eine Beute des heißen Todes wird. Das flackernde Lichtauge der Schlange verwirrt den Vogel und er fliegt seiner Mörderin zuletzt in den geöffneten Rachen; daher mag der Naturtrieb manche Thiere, wie den Löwen, vor dem Glanze des Feuers warnen oder vor dem stieren Auge des Menschen zurückscheuchen. Bei Feuersbrünsten laufen nicht selten Hausthiere von selbst in die Flammen. Die Luft übt auf hohen Punkten, besonders schroffen, wie auf Thürmen, Klippen, überhangenden Felsen, auf viele Menschen eine gleiche Anziehung aus, so daß sie ein fast unwiderstehliches Verlangen beschleicht, hinab zu springen, und dieß soll am Rande von tiefen Erdklüften, an den Trichtern feuerspeiender Berge, auf Vorgebirgen, die übers Meer hinausragen, noch stärker sein, insofern dort zwei oder mehrere Elemente, Luft mit Erde, mit Feuer, mit Wasser zusammen wirken. Am meisten aber zieht das Wasser an, das stille eines Herthasees, wie das bewegte eines Stromes, der glatten oder der brausenden Meeresfläche. Denn hier kommt für den äußeren Sinn das Bewegliche der Masse, selbst wenn es scheinbar noch so ruhig ist, während die starke Flamme stets flackert, für den inneren Sinn das Geheimnißvolle hinzu, das nur etwa die dem Blick unergründliche Erdkluft mit ihr theilt. Das Wasser ist dennoch zugleich der Erde am nächsten und verwandtesten, aber nicht als Dienerin sondern als Herrscherin, da es einen weit größeren Raum der Erdoberfläche einnimmt als die Erde; es umgiebt, es durchdringt die feste Masse, und wie es in ewiger Beweglichkeit unter und auf der Erde ist, so erweitert es diese auch oberhalb derselben hoch hinauf in das Reich der anderen Nachbarin, der Luft, steigt geistig in Dämpfen zu ihr empor um alsbald wie vom Heimweh getrieben zurückzukehren: „Vom Himmel kommt es, Zum Himmel steigt es, Und wieder nieder Zur Erde muß es Ewig wechselnd.“ Vor Allem ist es jedoch geheimnißvoll. Die Einbildungskraft hat zwar auch die übrigen elementarischen Reiche bevölkert, aber von den Salamandern wissen die Hellseher, die Dichter am wenigsten, mehr schon von den Gnomen, von den Elfen und Sylphen; am weitesten jedoch reicht ihre Bekanntschaft mit den Nixen, und, wenn ich nicht irre, so ist selbst von der nüchternen Forschung die Frage nach einer

Menschenwelt auf dem Grunde des Meers noch nicht vollständig verneint.

Diese Naturseite der Anziehungskraft und des Wundersamen, Zauberischen für den äußern Sinn und für die Forschung und Grübelei ist also sehr glücklich durch die Naturkraft des Wassers versinnbildet; in ihr erblicken wir die Verführung, die geistige und sittliche, die von etwas Aeußerlichem ausgeht, aber der der schwache Mensch willig entgegenkommt, so daß es dann endlich heißt „Halb zog sie ihn, halb sank er hin," und wir haben dabei nicht bloß auf die sinnliche Begier des Genießens zu achten, sondern eben so sehr auf ein geistiges Verlangen, wie bei Faust, alles zu erforschen, und wie jene, so kann auch dieses den Menschen einseitig beherrschen und ins Verderben führen. Denn an sich ist die Befriedigung der sinnlichen Lust etwas Natürliches und durchaus Tadelloses, sie wird erst schädlich und strafbar, wenn sie dem Genuß sich zum Nachtheil des Geistes ergiebt, wenn sie andere Verhältnisse beeinträchtigt, wenn sie dnn Frieden in dem ganzen Wesen des Menschen trübt; und eben so ist es mit der Forschbegierde. Der Mensch muß freilich forschen, es ist seinem Erkenntnißtriebe gemäß, ja er muß, wie Göthe sagt, sogar „bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei, er würde sonst nicht forschen," aber er muß dann zugleich so bescheiden sein, das Begreifen nicht erzwingen zu wollen, oder er muß nicht glauben, deß es Jedem beschieden sei, das bisher Unverstandene, Unentdeckte zu verstehen, zu entdecken, er darf sich also einem solchem Triebe nicht leidenschaftlich ergeben. Dergleichen unaufgelöste Geheimnisse giebt es wohl auf allen Gebieten, in der Naturwissenschaft ist es die Alchymie oder Goldmacherei, in der Heilkunst das Lebenselixir oder der Unsterblichkeitstrank, in der Größenlehre die Quadratur des Zirkels, in der Mechanik das **perpetuum mobile**, in der Staatswissenschaft der ewige Friede oder die beste Staatsverfassung, in der Theologie die Transsubstantiation oder der Zustand nach dem Tode. Bei allen diesen Aufgaben ist die Hoffnung auf endliche Lösung, oft auch die Ehrsucht des Forschers die Nymphe, welche ihn verführt, und bei einigen der angeführten Beispiele, etwa bei der Goldmacherei und dem Stein der Weisen, ließen sich selbst die einzelnen Vorspiegelungen, mit welchen der Fischer gekirrt wird, deuten, wiewohl dieß ein undichterisches, mißliches und unnützes Bestreben wäre. Es kommt auf den Sinn

des Ganzen an. Diese Ballade ist demnach eine warnende, abschreckende, und mithin sittliche. Der Mensch soll im weitesten Sinne nicht einseitig sein, er soll sich vom Halben entwöhnen, um im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben. Und wie soll er das? Auch das sagt die Ballade, und wenn nicht mit klaren Worten, so ist es doch leicht zwischen den Zeilen zu lesen. Was ist es, das den Fischer dem zauberischen Einflusse der Nixe zugänglich macht? Seine kühle, bis ans Herz kühle Ruhe ist es. Vor solcher Ruhe soll man sich daher in Acht nehmen und thätig sein nicht bloß mit dem Arm und dem Auge, sondern auch zumal mit dem Herzen, warmen Antheil soll man an dem Glücke seiner Mitmenschen wie an dem eigenen und an seinem Geschäft nehmen, und dieß Geschäft soll eben auch kein erkältendes, hinterlistiges und mörderisches sein, oder wenn es ein solches wirklich ist, wie das hier bildlich vorgeführte des Fischers, so soll der Mensch auch dieß als ein nothwendiges, ein sittliches und menschliches treiben, und nicht wie der einsiedlerische kühle Fischer Goethe's. Er soll eine Geliebte von Fleisch und Bein hier auf der Erde und nicht ein Schattenbild seiner eignen Phantasie umarmen. Die Natur, und dazu gehört der Mensch, ist der würdigste Gegenstand seiner Untersuchungen, und der Mensch soll untersuchen und denken, aber er soll darüber nicht das Leben vergessen, das auch im Schaffen und Genießen besteht, nicht bloß in der Einsamkeit, sondern auch in der Geselligkeit Genuß und den höchsten finden; und wann er dort unten gewesen ist und gesehen oder nicht gesehen hat, was die heulende Tiefe verhehlt — und verstehen wir darunter die Geheimnisse, die der Erdgeborene nicht begehren soll zu schauen — möge er dann mit Schillers Taucher ausrufen: „Es freue sich, wer da athmet im rosigen Licht!"

Die dritte Ballade, der Gott und die Bajadere, hat den Beisatz „indische Legende." Wir wissen aber nicht, oder mir wenigstens ist es unbekannt, wie weit der Dichter einer solchen gefolgt ist, oder was daran sein Eigenthum ist, ob die Handlung, welche den dem Gedicht inwohnenden Gedanken in sich schließt, in der Legende eben diese Stufen durchgeht, oder ob der Dichter es ist, der diese so angeordnet hat, um den Gedanken ins Licht zu setzen. Aber sowie wir das Gedicht haben, birgt es in einfacher und edler Form den köstlichsten Inhalt, und, wie Dante die Geschichte des sittlichen Lebens in seinem dreitheiligen Gedichte dem katholischen Glauben

gemäß durchführt, so ist dasselbe hier geschehen, nur daß uns hier das Inferno erlassen ist, und mit dem Purgatorio sogleich angehoben wird, mit der Erhebung der Seele aus dem Inferno, aus dem Schlamme der Sinnlichkeit, aus den Flammen der Begierde und aus dem Froste der Herzlosigkeit, und zwar der Erhebung und Reinigung durch die Liebe, die das Sinnliche nicht ausschließt, sondern, wie Dscheleladdin Rumi sagt: „Lieben heißt sein eigen Ich entbehren," hier durch die Liebe der Jungfrau, die dem Manne, der sie geprüft hat, durch dessen Liebe sie sich des edleren Seins bewußt geworden ist, und dem sie mit Leib und Seele angehört, nun in die Flammen nachfolgt, um aus diesem herbsten Reinigungsbade zur höchsten Wonne emporzusteigen. Der indische Mythus, worauf die ganze Erzählung beruht, ist die Incarnation oder die Fleischwerdung der Gottheit, ihre Erscheinung auf Erden in menschlicher Gestalt, und sie wiederholt sich in der indischen Lehre mehrmals, während sie in der christlichen Religion nur einmal vorkommt, mit dem großen Unterschiede nämlich, daß jene indischen auf Erden erscheinenden Götter fabelhaft, Christus geschichtlich ist, daß jene Götter Phantasiegebilde, Christus eine Wirklichkeit, ein wahrer Mensch und Gott zugleich war, wobei es immer merkwürdig bleibt, daß die Einbildungskraft auf eine doppelte Weise der Geschichte vorgegriffen hat, auf eine gröbere Weise durch die griechische Fabellehre, wo die Götter von Geburt an körperlich sind, auf eine zartere, der christlichen ähnliche, durch die indische, wo die Götter erst den irdischen Körper annehmen. Hier ist es Mahadöh, der Herr der Erde, und ich halte es für unnütz nach der Abstammung und dem Stammbaume des indischen Göttergeschlechts zu fragen, um dem Mahadöh die rechte Stelle anzuweisen, wie ich denn überhaupt bei dieser Betrachtung das Einzelne der drei Balladen nur soweit berücksichtige, als es zur Aufhellung des Ganzen beiträgt. Genug, Mahadöh ist der persönliche Gott, er kommt herab, er kommt zum sechstenmal, und ich gestehe offen, daß ich mit dieser Zahl nichts anzufangen weiß. Aber er kommt, um, gleichwie Christus, unsers Gleichen zu werden, Freude und Qual mitzufühlen, hier zu wohnen und sich Alles selbst geschehen zu lassen, alle menschlichen Erfahrungen an seiner eigenen Person zu machen. Denn der Obere kann nur dann den Niederen richtig beurtheilen, wenn er sich in den Stand setzt, lebendig in dessen Verhältnisse, die äußern wie die innern, einzugehen. Das

Geschäft des richtenden Gottes ist aber zu strafen oder zu schonen, in welcher Bezeichnung das Erstere durch das Letztere gemildert, und das Ergebniß seines Strafurtheils schon angedeutet ist. Aber er kann nur strafen oder schonen, wenn er die Menschen menschlich sieht, das heißt mit Beziehung des Begriffes „menschlich" nicht auf die Menschen sondern auf den Gott, wenn er sie mit den Augen des Menschen ansieht, und auch hierin liegt die Schonung, weil er auf diese Weise in der Sünde mehr die Schwäche als die Bosheit erkennt. — Auf die Erde hinabgekommen durchwandert er dann die Städte, als die Hauptorte der menschlichen Irrthümer und Vergehungen, er belauert die Großen, denn bei der Klugheit und Verschmitztheit derselben bedarf es des Scharfblicks und der Benutzung der Gelegenheit, er achtet auf die Kleinen, die sich unverstellter darbieten, und so gelangt er Abends in die Vorstadt, wo die letzten Häuser sind, zu den von der Sitte und der Aufsicht entlegeneren und daher wohl dem Laster am meisten zugänglichen Wohnungen. Er nähert sich dem Hause einer Bajadere, eines verlorenen schönen Kindes, eines Mädchens, das um die Gunst der Männer durch Abtödtung aller Scham und aller edleren Empfindungen, zumal des Gefühls der wahren Liebe, bult, und sich dazu aller Künste bedient; ihre Wangen haben keine natürliche, sondern eine erkünstelte Farbe, sie sind geschminkt, gemalt. Der Gott grüßt sie zuerst, und zwar mit der ehrenden Anrede „Jungfrau," und sie ist nicht unempfindlich gegen eine solche Begrüßung, sie antwortet: „Dank der Ehre!" aber sie eilt auch gleich hinaus und bittet ihn zuvor, zu warten, und auf seine Frage, wer sie sei, verheimlicht sie nichts, sie setzt hinzu, wo er sich befinde, sie sucht ihn, noch ehe er eintritt, zu reizen durch Musik und Tanz, durch Bewegung und Geberde „sie rührt sich, die Cymbel zum Tanze zu schlagen, sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen, sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Kranz." Letzteres auch wohl nach Sitte der Einladung. Ja sie zieht ihn schmeichelnd zur Schwelle in das Haus, das noch düstere, denn der Gott ist in der Dämmrung gekommen. Sie verheißt ihm, die Hütte sofort lampenhell zu machen, und ihn zu laben, etwa, wenn er müde ist, durch ein Bad, durch Salben, und dann nach seiner Wahl durch Ruhe, Freuden oder Scherz. Das hätte sie vielleicht auch Anderen gethan, aber sie fühlt doch vielleicht schon etwas Innigeres als sonst, sie ist geschäftig für ihn, und wird

es um so mehr, je leidenhafter der Fremdling scheint, den sie auch wohl nicht bloß aus Gefallsucht und bloßer Artigkeit sondern mit einer Regung des Herzens „schöner Fremdling" genannt hat. Und der Gott erkennt eine sanfte, milde Natur in ihr, ein menschliches Herz trotz des tiefen Verderbens, etwa wie der Heiland bei der Ehebrecherin, trotz der Kälte und Gleichgültigkeit, welche man bei ihr vermuthen sollte, eine keimende Zuneigung. Er schöpft Hoffnung, sie zu retten, und wo und wann, möchte man nebenbei fragen, dürfte man je diese Hoffnung aufgeben? Aber hiemit hebt auch die Heilung an, und zwar durch die Prüfung. Er verlangt Gehorsam, sie muß ihm Sklavendienste thun, und sie verrichtet sie nicht nur, sondern gern, „immer heitrer wird sie nur," und was sie vorher zwar auch, aber aus eigennützigern Absicht, that, was nur Künste waren, das wird nun Natur, ihre Bildsamkeit zeigt sich, sie wird eine andre, es geht nach und nach eine durchdringende Veränderung mit ihr vor, ihre Besserung ist nicht bloß äußerlich, nicht bloß Blüthe, sie ist noch mehr innerlich, sie ist keine taube, sondern eine fruchttragende Blüthe, ihre Dienstbarkeit geht ihr von Herzen. Diese Läuterung wird Gehorsam genannt, und mit Recht, jede wahrhafte Sinnesänderung vom Bösen zum Guten ist ein Gehorsam gegen das göttliche Gebot, gegen die Forderung, die der Mensch an sich selbst richtet, sobald das Gewissen in ihm erwacht. Aber Gehorsam und Liebe zu Gott verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Hier stellt sich diese höchste Liebe noch als persönliche, ja halb und halb noch als sinnliche Liebe dar, und deßhalb findet es Mahadöh gut, auf die erste Prüfung eine zweite folgen zu lassen. Er prüft sie schärfer und schärfer, er, der Kenner der Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens, er prüft sie durch Lust, Entsetzen und grimmige Pein. Durch Lust! Er küßt sie, er zeigt ihr Gegenliebe, und jetzt wird sie sich der ihrigen erst bewußt, sie wird gleichsam willenlos, sie steht wie gefangen, sie weint zum erstenmal, es sind Thränen der Ahnung, der Wehmut, der Wonne, sie vergißt alles, was sie bisher wünschte und wonach sie strebte, sie beugt sich im Uebermaaß ihres Gefühls zu seinen Füßen, nicht um Genuß, nicht um Lohn; aber nun ist sie keine Bajadere mehr, sie ist eine wirklich Liebende, und auch die Geliebte des Gottes, und so wird auch die sinnliche Freude geheiligt und nimmt den Charakter der Reinheit an. Durch Lust hatte er sie geprüft, denn eine solche Wonne war

ihr noch nie zu Theil geworden; aber nur wenige Ruhe gönnt er ihr, spät entschlummert sie und früh erwacht sie, und nun durch Entsetzen prüft er sie, denn todt findet sie an ihrem Herzen den vielgeliebten Gast. Sie stürzt auf ihn nieder, sie will ihn durch ihr Angstgeschrei erwecken, umsonst, man entreißt ihr den kalten Leichnam und trägt ihn zum Scheiterhaufen, zur Flammengrube hin. Sie fällt bewußtlos hin, aber sie erwacht wieder, die Todtengesänge der Priester erwecken sie, sie eilt dem Geliebten nach, sie drängt sich durch die Menge der Zuschauer, und jetzt erst auf deren Fragen: „Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?“ wird sie ihren Verlust ganz inne. Sie nennt ihn ihren Gatten, sie hat ein Recht dazu, Verzweiflung ergreift sie, sie will nicht an seinen Tod glauben, an den Untergang ihrer kurzen Seligkeit. Aber die alte Lehre, daß nichts Irdisches bleibend ist, daß der Tod nichts verschont, und die Blüthe wie die Frucht, die Alten nach allmäliger Entkräftung, und die kräftige Jugend wider Aller, wider ihr eigenes Erwarten, dahinrafft, diese alte Lehre tönt ihr aus dem Munde der Priester entgegen, und mit ihr zugleich eine zweite, noch herbere, daß der Erblichene nicht ihr Gatte gewesen sei, daß sie keine Pflicht als Bajadere gegen ihn habe, daß sie ihm zu folgen weder verpflichtet noch berechtigt sei, dieß sei nur Pflicht und Recht der Gattin gegen den Gatten, die diesem, wie der Schatten dem Körper angehöre, und für die diese Nachfolge zugleich rühmlich sei. Dieß ist die härteste Prüfung, die ihr Mahadöh auflegt, es ist die grimmige Pein, sie wird dadurch noch einmal an ihr früheres unreines, liebe- und ehrloses Leben und Gewerbe erinnert, sie wird von den Priestern der Ehre unwürdig erklärt, welche der Gattin zusteht. Und ohne daß man sich um sie kümmert, hat die Leichenfeier ihren Fortgang: „Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage, o nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage, o nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.“ Aber weder die Gleichgültigkeit und gewissermaßen das Verbot der Priester, und wenigstens Verachtung liegt in der Zurechtweisung, noch die Schrecken des Flammentodes halten sie ab, der Tod wird ihr zur höhern Pflicht nicht nur, sondern zugleich zum Zeugniß ihrer Liebe, ihrer Reinigung durch die Liebe, ihrer Erneuerung, ihrer wiedererworbenen Würde und Würdigkeit für ein verklärtes Dasein. Und dieses wird ihr zu Theil; denn kaum hat ein Sprung sie zu dem Heißgeliebten hinabgeführt, „mit ausgestreckten

Armen," um ihn wieder zu erfassen, als er auch, der Götterjüngling, sich aus den Flammen erhebt, nicht allein, sondern mit ihr erhebt, und sie zum Aether emporträgt. Das ist die Apotheose des armen, irrenden, sündigen, fast verlornen, aber reuigen, und durch die Reue erst wahrhaft rein und glücklich gewordenen Menschenlebens, es ist die Apotheose der Gottheit selbst, sie wäre ja nicht die Gottheit, die Allliebe und Allerbarmung, wenn sie ein Wesen geschaffen hätte mit der Möglichkeit, sich auf ewig dem Bösen zu ergeben und sich unrettbar unselig zu machen, wenn sie nicht alle ihre Kinder, auch die scheinbar trotzigen und hartnäckigboshaften zu erweichen, zu sich zu ziehen, wieder zu gewinnen wüßte gleich dem Hirten im Evangelium, der die Heerde verläßt um dem verlorenen Schafe nachzugehen, es zu suchen und zu finden. Ja, die Bajadere ist das Bild der Menschheit, der Erde, der Schöpfung, es wird eine neue Erde, ein neuer Himmel werden, und um diese erhabene Göthe'sche Apotheose des Christenthums unter dem Bilde eines indischen Mädchens und eines indischen Gottes mit dem einfachkräftigen Worte Schillers zu schließen: „Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein!"

Betrachten wir nun noch die Stellung der drei besprochenen Balladen in der Sammlung, so finden wir, daß der Sänger den Anfang macht, denn das „Mignon" überschriebene Gedicht, welches ihm vorangeht, ist eigentlich ein Lied, wie es in den Lehrjahren, von woher beide Gedichte entlehnt sind, diesen Platz einnimmt, dann folgt der Fischer gegen die Mitte hin, und die Bajadere macht den Beschluß. Sollte dieß ein Zufall sein? Jedenfalls hätte der Zufall viel Ueberlegung gezeigt, denn nur so nehmen sie die rechten Plätze ein; und wir dürfen deßwegen wohl annehmen, daß die Stellung eine absichtliche ist, wie ich denn in meiner gedruckten Erklärung einer Auswahl von Göthe'schen Gedichten auf die bedeutsame Stellung mehrerer derselben aufmerksam gemacht habe. Vorauf geht der, nicht durch die Natur, sondern durch die Kunst, als bevorzugtes Werkzeug der Gottheit, beglückte Mensch, denn in der Kunst liegt die Wiederkehr, die Wiedererwerbung des Paradieses, die Umkehr zur Natur, das höhere bewußte Naturleben, nicht frei von allen Bedürfnissen, sondern nur von den erkünstelten, das auch dem sinnlichen Genuß, soweit er dem geistigen dienstbar bleibt, und zumal sofern er den letzteren zur Begeisterung erhebt, Raum ge-

währt, vor Allem dem Weine sein Recht verstattet, das durch Einfachheit, Geselligkeit und Kunst beseligte Leben. Der Fischer ist das Gegentheil des Sängers, nicht wie jener aus sich selbst hinaus, zur Natur und zu den Menschen hintretend, selbst glücklich sie beglückend, auf edelste Weise sie beherrschend und bezaubernd, sondern in sich selbst versinkend, hinbrütend, aber eben deßwegen dem Zauber, den er der Außenwelt leiht, unterliegend, vom Schein überwältigt, eine neue Darstellung des Sündenfalls; die Bajadere, die gefallene, aber sich ermannende, dem neuen höheren Leben wiedergewonnene Seele. — Die erste Ballade stellt die gesunde Kraft dar, daher wird sie durch den Mann, den an Jahren alten, an Geist ewig jungen, vertreten; die zweite zeigt uns die menschliche Schwachheit von der einen und den verführerischen Schein auf der andern Seite, Adam und Eva, und die Schlange, daher die mangelhafte That in der Person eines männlichen Wesens, das wir uns nicht als Mann, sondern als Jüngling oder Knabe in unreifem Alter denken können, die Verführung aber als zauberisches Weib. Die reuige, wiedergewonnene Seele tritt endlich, wie in der Bibel als Magdalene, so auch hier als Jungfrau auf.

Vielleicht gewinne ich mir eher für die Erklärung der ersten und dritten Ballade, als für die der zweiten den Beifall der Zuhörer oder Leser derselben. Vor Kurzem ist wenigstens eine ganz andre Ansicht des Fischers und der Nixe in einem Schulprogramme des Oberlehrers Paschke zu Sohrau aufgestellt. Er sieht in der Ballade überhaupt eine idealisirte Auffassung des Naturlebens in Beziehung auf den Menschen, in dem Fischer die Gemütswelt in ihrer friedlichen Stille, in der Nixe die Allgewalt der Gefühle, besonders der Liebe. Dieser Erklärung werden sich diejenigen zuneigen, welche in den schönen Worten der Nixe lieber Wahrheit als Täuschung erblicken möchten. Aber man bedenke, daß auch die Sirenen im Homer und die Schlange im Paradiese eine sehr gleißende Sprache führten. Obgleich die erwähnte Ansicht der meinigen ganz entgegengesetzt ist, kann ich mich nicht darauf einlassen, sie zu bestreiten. Ich begnüge mich zu bemerken, daß dabei die Erklärung des Schlusses „halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn" schwierig erscheint, und wundre mich, daß der Verfasser jener Abhandlung die Worte: „Was lockst du meine Brut — hinauf in Todesglut" von dem heißen „Grunde des Fisch-

kessels in der engen Küche" versteht. Göthe soll zwar — freilich einer sehr unsichern Sage zufolge — der Frau von Staël auf eine Frage über diese Stelle dieselbe Erklärung, aber ich dächte, nur aus Scherz und Spott gegeben haben.

Noch ist anzuführen, daß diese drei Balladen die verschwisterten Künste der Tonkunst und Malerei zu Darstellungen gereizt haben. Alle drei sind sangbar gemacht von Zelter, die zweite auch von Andern, z. B. von Reichardt und von einem Franzosen Latrobe; letztere ist lieblich und klingt wie ein wiegendes Gondelierlied, doch damit ist der Ballade wohl nicht ihr volles Recht geworden, ernst ist Reichardts Weise, geheimnißvoll die von Zelter, und darum kommt sie dem richtigen Ausdrucke am nächsten. Die Weise, welche er dem Sänger gegeben hat, drückt die Fröhlichkeit zwar, aber die Begeisterung nicht aus. Am meisten ist Zeltern die Bajadere gelungen, obwohl das Gedicht fast zu lang für den Gesangsvortrag ist. Die Bajadere ist auch von Auber als Oper bearbeitet. — Malerische Darstellungen des Sängers und der Bajadere sind mir nicht bekannt, wohl aber die des Fischers und der Nixe von Julius Hübner. Den Fischer hat er gewiß nicht unrichtig als Knaben, oder vielmehr als knabenhaften Jüngling dargestellt; die Nixe, sowie die ganze Umgebung ist ihm aber noch mehr gelungen, es liegt ein Zauber in dem Blick und fast noch mehr in dem Haar dieser weiblichen Gestalt, die auch ohne ihre süßen Worte und Töne wohl Männer fesseln kann. Der Gegenstand eignet sich auch mehr für die Malerei als der Sänger und die Bajadere, die eher für eine halberhobene Gruppe, letztere vielleicht in einer Folge von wenigstens drei Darstellungen passen. Ob die Wirkung der drei Balladen durch dergleichen Hülfeleistungen anderer Künste bedeutend verstärkt werde, kann zweifelhaft erscheinen. Die neuere Dichtkunst ist zu sehr Gedankenkunst geworden, als daß ihre Werke nicht vor allen Dingen nach dem Gedankeninhalte betrachtet und beurtheilt werden sollten. Und hiezu habe ich durch diesen Versuch einen kleinen Beitrag geben wollen.

K. L. Kannegießer.

2. Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten.

Erste Erzählung: Die Wälsche Opernsängerin.

Goethe liebte es, sein Dichtergeheimnis zu bewaren, und trat meist mit vollendeten Werken hervor, ehe man noch wuste, daß er daran arbeite. Um so mer wies er die naseweisen Kritiker ab, welche ihn mit solchen Werken alsbald für ihren Schuldner namen und ihn über Dinge zu Rede setzten, von welchen sie zuvor gar keine Anung gehabt hatten. Es ward ihm Leid, daß er seinen Wilhelm Tell, wie dieser ihm früh in den Schweizerbergen erschienen war, Schillern erzählte, der ihn sogleich dramatisch ergriff, sodaß Goethe sein Epos aufgab, für welches sich der ländliche Volksheld offenbar mehr eignete, als für die Tragödie. Und als die Kunde von Goethe's Fortsetzung seines Wilhelm Meister die unberufenen Wanderjahre hervortrieb, zürnte er, wie Cervantes über den vorgreifenden zweiten Theil seines Don Quixote, an dessen derbe Vergleichung mit einem (von hinten) aufgeblasenen Hunde selbst der unpoetische Name des Wandergesellen „Pustkuchen" (Windbeutel) erinnert.

Auch sah Goethe es ungern, wenn man den Quellen seiner Dichtwerke nachspürte, und schalt, daß man, wie er sagte, das wieder ins Breite zöge und auflöste, was der Dichter fest zusammengedrängt, eben gedichtet habe. Manchmal wuste er auch wol selber nicht mer, wo er etwas her hatte: z. B. stehn unter seinen Liedern, wie so manche ihm entfallen sind, mere, die ganz oder zum Teil ihm nicht angehören, namentlich aus Volksliedern herrüren, welche er, wie eben erst aus Schölls merkwürdigem Goethe-Büchlein (1846) sich ergibt, auf einer Reise im Rheinlande, treu-freundlich für Herders Volkslieder sammelte, ohne daß Herder, — der von Anfang bis zu Ende gegen Goethe bitter war, — es jemals gedachte. Goethe äußert sich in solcher Hinsicht einmal: ich habe es längst vergeßen, mit welchen Kapaunen und Fasanen ich mich („mein Bäuchlein") genährt habe. Dieser Spruch ist freilich auf die folgende Erzälung nicht anzuwenden, deren Quelle so vollständig vorliegt.

Goethe, der alle bedeutende Richtungen der Dichtkunst neu und zeitgemäß belebte, und damit wieder stäts vollgültige Musterbilder schuf, hat auch den oft nachgeamten Decamerone (zehnmal zehn

Erzälungen) des Boccaccio in so fern bedeutsam erneuet, als er eine Reihe von alten und neuen Erzälungen in einen sie hervorrufenden Ramen faßte. Die furchtbare Florenzer Pest, vor welcher Boccaccio, der sie erlebte, seine Gesellschaft aufs Land und in den Garten der Dichtung flüchtet, — wie in den weit älteren sieben Vesyren oder weisen Meistern und in 1001 Nacht eine stäts drohende Hinrichtung durch Erzälungen aufgeschoben wird, — ein solcher dunkler Hintergrund, und Beweggrund zur Ablösung von demselben, ist in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", welche zuerst 1795 in Schillers Horen erschienen, die Französische Revolution, deren Bedrängnissen wir auch das herrlichste Neudeutsche Epos Hermann und Dorothea, sowie das Kehrbild dazu, den Reineke Voß, verdanken. Die aus dem schönen Ueberrheinischen Vaterlande vor den Sansculotten geflüchteten edlen Gefährten, meist Verwandte, erheitern sich auf dem Lande in der Nähe des Krieges die trüben Zeitläufte durch manigfaltige alte und neue, scherzhafte und ernste, warscheinliche und wunderbare Erzälungen; welche aber zugleich dazu dienen, die in sich gespaltene Gesellschaft, deren Einige für die Neufränkischen Freiheitsmänner hitzig Partei nemen, leidlich zusammenzuhalten, bis alles in dem großen rätselvollen Märchen aufgeht, welches, das goldene oder das Märchen par excellence, Märchen aller Märchen genannt, — damals sogleich die manigfaltigsten Deutungen hervorrief, über welche sich Goethe aber nicht weiter erklärte. In dem neulich erst von Tieck bekannt gemachten Nachlaße von Novalis-Hardenberg, dessen wundervolles ebenso klar gestaltendes als unergründliches Märchen im Heinrich von Ofterdingen die glänzendste Wirkung des goldenen Märchens ist, wird dieses eine „erzählte Oper" genannt: was im höchsten Sinne, wie Glucks Armida, zu nemen ist.

In den Unterhaltungen dieser Auswanderer wird nun gleich vorn von dem alten geistlichen Hausfreunde die wundersame Geschichte einer Neapelschen Opernsängerin Antonelli erzält, die nach dem Tode ihres trostlos verstorbenen Freundes, eines Genuesischen Kaufmanns, jarelang durch ein schreckhaftes und gespenstiges Getöne verfolgt wird. In dem Gespräche über diese Geschichte bemerkt der Erzäler, daß sie wahr sein müße, wenn sie interessant sein solle, weil sie für eine erfundene Geschichte wenig Verdienst habe, ja der alte Erzäler bezeugt sie als ein selbst dabei Gegenwärtiger.

Und so wird denn dieselbe als wirkliche Begebenheit auch anderweitig bewärt.

Ich fand sie zuerst in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geborenen Gräfin Berkeley, welche, von Lord Craven geschieden, den letzten Markgrafen von Anspach und Baireuth so einnam, daß er sich morganatisch mit ihr vermälte und für immer nach England zog, nachdem er sein Erbland dem Markgrafen von Brandenburg übergeben hatte (st. 1805). Diese schöne rossebändigende Engländerin (geb. 1750: lebte noch 1825) verdrängte die berühmte Französische Opernsängerin und Schauspielerin Hyppolite Clairon aus der 17jährigen Gunst des Markgrafen in Paris und Anspach. Bei der Auflösung dieses Verhältnisses, unter den heftigsten Ausbrüchen der Französin, welche von der Engländerin auch nicht geschont wird, erzält die letzte, nachdem sie den beleidigenden Abschiedsbrief der Clairon übersetzt hat *), von dieser folgende wundersame Geschichte. **) — —

Der ungenannte Uebersetzer dieser aus der Englischen Handschrift verdeutschten und 1826 gedruckten Denkwürdigkeiten, welche um dieselbe Zeit auch Englisch, jedoch mangelhaft, erschienen, bemerkt schon die auffallende, in der Verdeutschung oft wörtlich hervortretende Uebereinstimmug mit Goethe's Erzälung. Diese konnte hier nicht wol aus Goethe's älterem Buche herrüren, weil dessen örtliche und persönliche Abweichungen doch gewis bemerkt wären; noch weniger kann Goethe diese wol 1795 noch nicht Englisch geschriebenen Denkwürdigkeiten gekannt haben: sondern jene wörtliche Uebereinstimmung erklärt sich ganz einfach daraus, daß beide Erzälungen, die Englisch-Deutsche und die Goethe'sche, aus der Französischen Urschrift der Clairon selber herrüren.

Solches ergibt sich ganz klar aus der schon im 7ten Jahr der Republik (1798-99.) gedruckten Denkwürdigkeiten dieser merkwürdigen Französin, welche gleich vorn an einen Freund Henri diesen Bericht schreibt ***):

---

*) Ein andrer Brief der Clairon an den Markgrafen, worin sie vor der Abdankung warnt, 14. März 1791, steht in ihren Mém. p. 319.

**) Sie ward hier beim Vortrag am vereinten Goethe-Schiller-Luther-Feste den 11. Nov. 1846 gelesen aus „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach. In zwei Bänden. Aus einer englischen Handschrift übersetzt." (Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1826), Bd. I, S. 158—68.

***) Mémoires d'Hyppolite Clairon, et réflexions sur l'art dramatique;

Ihr voranstehendes Schreiben an den Herausgeber des **Publiciste**, welches im Jahr vorher darin abgedruckt ist, verwahrt sich gegen ihre darin angekündigten **Mémoires**, welche in Deutschland Deutsch erschienen seien. Sie meldet, daß sie dieselben einem fremden Gelehrten anvertraut habe, welchen sie so schätze, daß die angekündigte Ausgabe nur ein Diebstal sein könne, wie Alle seine Bekannten, wenn sie ihn nännte, bezeugen würden; sie werde nun selber den Druck ihrer **Mémoires** besorgen. Die erwähnte Deutsche Ausgabe derselben erschien also vor 1798-99*), von ungenanntem Uebersetzer, gewis später als Goethe's Erzälung. Es ist jedoch warscheinlich, daß er durch hiemit zusammenhangende Vermittlung die Französische Urschrift früher überkam. Bekanntlich ward in jenen Jahren ein lebhafter litterarischer Verkehr zwischen Paris und den Höfen von Gotha und Weimar betrieben, namentlich durch den Baron von Grimm **), welcher aus Paris, wo er lange deshalb wohnte, die neuesten und wichtigsten Erscheinungen übersandte, wo möglich auch handschriftliche. Auf diesem Wege kam unter andern Ramau's Neffe von Diderot, worin auch die Clairon rühmlich und spöttisch vorkömmt ***), in Goethe's Hand, dessen Verdeutschung sogar erst ins Französische zurück übersetzt ward, sowie sein Zeugnis zur Bestätigung der Aechtheit der später in Paris wiedergefundenen Urschrift diente. Ganz auf änliche Weise gieng es ohne Zweifel mit der Erzälung der Clairon, und vielleicht ist der genannte Vermittler eben der von ihr so betraute fremde Gelehrte. Daß Goethe hier nicht a ch seine Quelle angab, liegt in der freiern selbständigen Behandlung und Verarbeitung in einem größern eigenen Werke und Kreis von Erzälungen, deren Quellen sämmtlich verborgen blieben.

Daß dieses Verhältnis der Französischen Urschrift zu der Deutschen und Englischen Uebertragung wirklich so besteht, bewährt, außer der Vergleichung des Ganzen, unter den wörtlich übereinstimmenden Stellen, aus gemeinsamer Quelle, entscheidend eine aus der ungedruckten Englischen Handschrift von dem Uebersetzer mitge-

---

publiés par elle même. A Paris, chez F. Buisson. An VII de la République. p. 1—21.

*) Hyppolite Clairon Betrachtungen über sich selbst und die dram. Kunst. 2 Thle. Zürich 1798—99. Wol aus dem Franz. Druck. Die ältere Uebersetzung erinnere ich mich gesehn zu haben, in Lat. Schrift.

**) Vgl. dessen Correspondance litteraire.

***) Bei Goethe, Ausgabe letzter Hand Bd. 36 (1830) S. 8. 45. 74—76.

teilte Stelle, damit man nicht wähne, er habe sie der Goethe'schen Erzälung erst angenähert: wärend das Englische noch einige Französische Wörter geradezu behält, ist Goethe's rein Deutsche Uebertragung doch zum Teil getreuer *).

Die Clairon wünscht am Ende ihrer Erzälung, daß bei der Herausgabe der Namensbuchstabe und die Heimat ihres Freundes nicht veröffentlicht werden. Beide sind zwar stehn geblieben, laßen jenen aber noch genug im Hintergrunde, neben den übrigen vollständig hervortretenden Personen. Die Clairon **), welche 1722, geboren, 81 Jahr alt 1803 starb, erlebte diese Abenteuer schon im Jahr 1743, in früher Jugend, als sie noch Sängerin und Tänzerin war; die Tageblâter jener Zeit mögen wol noch bezeugen, daß, wie sie sagt, dieselben damals das gröste Aufsehn und eifrige Nachforschungen der Polizei erregten. Sie weist am Ende jedoch die Annahme eines die Weltordnung durchbrechenden Wunders ab, und sieht in dem Ganzen nur den in den Weltbegebenheiten so mächtigen Zufall — hazard — den Altdeutschen Dämon Hasehart. Bei Goethe äußert zuletzt der besonnene Friedrich einen „Verdacht," welchen er jedoch erst nach nochmaliger Erwägung aller Umstände

*) Das Englische lautet, S. 162: Whilst her femme-de-chambre was undressing her, she said pleasantly to her: „We are now at the end of the world; it is dreadfutl weather; the cry would find a difficulty in reaching us here." It instantly pierced their ears. Madame Grandval imagined that the region below had thrown out all its terrors; she ran en chemise from the top to the bottom of the house; and none in the house dared to close their eyes the remainder of the night. Sichtlich aus der Französischen Urschrift p. 8: Tandis que ma femme-de-chambre se déshabillait pour se coucher à côté de moi, je lui dis: Nous summes au bout du monde; il fait le tems le plus affreux; le cri serait bien embarrassée d'avoir à nous chercher ici.... Il partit! Madame Grandval crut que l'enfer entier était dans la chambre: elle courut, en chemise, du haut en bas de la maison, où personne ne put fermer l'oeil du reste de la nuit. Endlich Goethe, Horen 1795, und Ausgabe letzter Hand Bd. 15 (1828), S. 125: „Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen [nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte] wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: „Wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich, sollte er uns wohl hier finden können?" Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle sey im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu."

**) Sie hieß eigentlich Claire Josephe Leyris de la Tude, in Flandern zu Condé von armen Ältern geboren, begann 12 Jahr alt in der Italienischen Oper; entschied sich dann für Heldinnen, nachdem sie 1743 auf dem Theatre Français die Phädra mit großen Beifall gespielt. Daher vielleicht ihr Anname Hyppolite.

erklären will, und zuvörderst eine andre Wundergeschichte erzält: von einem Mädchen, die ein Klopfen unter den Füßen verfolgt und sie selber fast zum Gespenste macht; worauf sogleich das Ereignis von den beiden aus demselben Holze und von demselben Meister gemachten Schreibspinden folgt, von welchen das eine in Brand aufgeht und das andre in derselben Stunde zerreißt. Und dabei verbleibt es dann: sodaß auch hier nur ein Wunder das andre erklärt, und der Dichter die Auflösung, sowie die des Schlußmärchens, dahin gestellt sein läßt *).

Alle kleinen Veränderungen, eigenen Züge und Weglaßungen sind aber durchaus dichterisch, fein, schicklich, und zum Ganzen stimmend. Dahin gehört schon die Versetzung der Wundergeschichte aus dem aufgeklärten Paris nach dem wundervollen Neapel. Das fertig überliefert dazu Passende nahm Goethe ebenso unbedenklich unverändert darin auf, wie Shakspeare, und wie selbst der Bildnr Rafael ganze Gestalten. Der große Dichter mag drum nicht zürnen, daß man seinen Quellen nachspürt: weil man, bei fortwärender Beschäftigung mit ihm, es doch nicht wol laßen kann, und weil er durch die Vergleichung mit denselben, nur um so größer erscheint, eben auch wie Shakspeare. Es ist die gemeinsame Eigentümlichkeit beider Germanischen Dichter, daß sie vom wirklichen geschichtlichen Boden und Ueberlieferung aus, lebendig fortwuchsen und bildeten, wärend die Romanischen Dichter, besonders die Spanischen, — namentlich Calderone — mehr von freier Erfindung, selbst des Stoffes, ausgehn, oder den überkommenen Stoff ebenso frei verwandeln; und so wunderbar solches oft auch geschieht, so erfüllt es doch mit viel tieferer Bewunderung, zu schauen, mit welcher Geistesmacht Goethe und Shakspeare die Ueberlieferung sich angeeignet und lebendig umgebildet haben; und Goethe's Wort, daß Calderone ein feinabgezogenes geistiges Getränk biete, welches so genoßen werden müße, wie es bereitet ist, wärend man bei Shakspeare noch die frische volle Traube schmecke, gilt zugleich von ihm selber: auch er beut uns den tief aus der Wurzel quillenden goldenen Wein der Warheit und Dichtung; und wie wunderthätig er dabei zugleich in Zauberkreise der feßelfreien Erfindung ist, beurkundet eben sein

*) Vielleicht meinte Friedrich, daß der verschmähte Freund nur scheinbar gestorben, und Mittel und Wege gefunden, den rächenden Spuk unentdeckt auszuspielen.

Goldenes Märchen zum Beschluße dieser Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten.

---

3. Albrechts von Eib Novelle vom klugen Procurator.

Wie ſich ein fraw halten ſoll in abweſen irs mans.

Diſe hernach geſchribñ Hiſtori, oder fabel, gibt zuuerſten, wie ſich ein fraw halten ſölle, in abweſen irs mans, die ich auch auff das kurtzt aufz Latein in Deutſch bringñ wil, Als ich denn diſes püchlein aufz latein an manchñ endñ genomẽ vnd geordnet hab,

¶ Es iſt ein ſtat in weliſchñ lanndñ, genãt Janua, gelegñ bey dem mere, die ſelbe iſt an burgern vnd Reichtum, an narung, an kauffmanſchafft, vnd an hanttierung, mitt ſchiffen über mere uberfluſſig, vnd fruchtpar, Da iſt geweſt ein man genant Aronus, Als der man vil jare uber mere mit kauffmanſchafft gearbeit, vnd vil reichtum erlanget het, gedacht er in ſeinem gemüte, wie er weÿbe vnd kinder die in ſolten erbñ gehabñ möcht, vnd tett alſo vleÿſs, durch ſich vnd ander ſein freunde, wie er mocht gefindñ ein junckfrawen die im genem vnd geuellig were, Do was in der ſelbñ ſtatte, ein edle iunckfrawe Marina genant, hubſch vnd wolgeſtalt, Die Aronus zu einem eeweÿb begert zu haben, vnd offenbaret alſo ſein willen, den eltern vnd frewnden der junckfrawñ, derſelbñ willen erlangt er, vnd ward im die junckfraw marina gebñ zu der ee, vnd dy hochzeit mit groſſen frewdñ frolockñ vnd geziere, gemacht vnd volbracht, Als nu Aronus ein jare bey marina ſeiner hauſzfrawen in frölichkeyt vnd wolluſt was geweſt, ward ÿne v*drieſſen in müſſigkeit doheÿmen zuſein, vnd gedacht, wie er gen allexandria mit kauffmanſchafft von dannẽ zuſchiffen verſehñ vnd beraytten vnd ſollichs ſeiner frawñ v*kundñ vnd zu ir ſprechn, Mein liebe hawſſraw marina, das liebſt das ich hab auff erdñ, piſz frolich, vnd erſchrick nicht, Ich wirde ſchiffen gen Allexandriam, bitte dich, du wolleſt kaÿn mÿſſeuallen daran habñ,

ich wil pald her wider komẽ, Mit disen kunsten hab ich gewunnẽ, ere vnd gut, vnd alles das wir habñ, vnd gibt got das es glucket zu diesem male, so sol mein schiffen damit ein end nemen, Nu thut not, das du an dich nemest ein menlichen mute, Alles das ich hab, vnd alle sorge wil ich dir beuelhñ, vnd in nichten mangel lassen, du solt frolich sein, so wirt mein wege vnd überfaren auch dester frolicher wesen, Nun ist nichtz vntt vnns zweÿen zuuerpergñ, wañ vnnser ere, Nutze, schand, vnd laster, gut vnd übel sein vns beÿden gemaÿn, Ich bedenck wie du ein starcke, hübsche, zarte, lustige, jünge fraw pist, vnd erkenne, was die jugent, die gestalt, vnd uerporgene inwendige hitze der natur wurcken sein, Also das dir vnmügenlich sein wirt, die zeit die ich aussen pleÿbñ pin, on ein andern man zu lebñ wiewol du ÿetz, als mir nit zweÿfelt keuschñ mute, begire vnd gedanckñ habend pist, doch sol mich solichs nicht bekümern, was die natur gibt, vnd du nicht magst v'maydñ, vnd wil das zum letzsten von dir bittñ, in aller lieb, souil ich mag, das du keusch beleÿbest, souil dir muglich ist Ich wil dir keÿn huter setzñ, du solst der hüter uber dich sein, wañ kaÿn hute ward nye so sicher, die ein vnwillige frawen möcht keusch behalten, so aber die hitze, das geplüte wirt wüten machñ, vnd magst dich nit mer auff gehaltñ keusch zubeleybñ, Bitt ich dich, mein liebe hausfraw; du wöllest in den dingen gescheÿde, vnd fursichtig sein, das es nit kum vntt' die lewtte, das mir vnd dir zu ewig' schande komẽ mocht, vnd den kindern, die du von mir magst empfahen, vnd wie du dich in disen dingñ solt haltñ, wil ich dich vntt'weÿsen, Du waist wol, das vil hübscher, starcker jungling sein in diser statt, ausz den allen, magstu dir einen furnemen Damit du magst wollust habñ, vnd spilñ, der da stille, weysz, vnd fürsichtig ist, vnd die sache als gern heÿmlichñ helt, als du selbst, vnd solt keynen erwelen, der da se¨ wild, wanckelmütig, vngestüm, vnd vnerberg, Wann der selb möcht es nicht heymlichñ gehalten. vnd wurd ÿederman kunth gethan, das ist das ich begere, vnd bitte, so du mir sölichs pist zusagñ vnd gelobñ also zuhaltñ wirstu mich hoch erfrewñ, vnd wil nit das du mir antwort gebst, Als gewonlich die frawñ in solichñ dingñ pflegñ zuthun, vnd

ſprechn̄, Lieber man, wann kumpſtu her mit diſen wortn̄, Wie kumē dir ſollich gedancken in deinen ſÿn, wie magſtu dich damit bekumern, Ich halt du getraweſt mir nit, behut mich got ſolt mir ſollichs zuuallen, mit nichtē, Ich bedarff dir ſoliches nit gelobn̄, gott ſeÿ daruor, das ich den tag erlebe, dz ſolichs in meyn gedancken kume ich geſchweÿge das ich es thun ſolt, Solich antwurt liebe marina hab ich dir furgehalten das du ſie wolleſt v͛meydn̄, Ich gelawb gentzlich das du ytzo gar ein guten willen vnd furſatz habſt, du wölleſt innen pleÿbn̄, des pitt ich dich, ſo lang du magſt, vnd dein iugent begire vnd frechaÿt der natur mugn̄ erleÿdn̄, Als Aronus die Rede mit marina ſeiner frawn̄ hett gehabt, ward die fraw mit groſſer röten ires amplickes bedecket, vnd das weÿplich hertz in ir zittern, vnd weſt nit was ſie antwoꝛt ſolt, Wann Aronus hett ir mit ſeinē wortē genomē, die Antwort, die dÿ frawn̄ pflegn̄ zu gebn̄, doch mit angſten, ſuchet ſie ein antwurt, vnd lieſs farn̄ die röten vn̄ erplaicht vnd mit zittern wortten redet ſie alſo, Mein ſuſſer lieber hauſzwirt, mit deinen worttn̄ haſtu vaſt vnd vil mein gemüt vnd ſynne betrubet, vnd erſchrecket, das ich ſolichs vō dir ſol hören, vnd verſteen, das ich mein tag nye gelernet, noch gedacht hab, Du tuſt vnrecht, das du mich ein iungn̄ frawn̄, mit diſen worttn̄ wilt v͛ſuchn̄, bekumern vn̄ vmb treÿbn̄, vnd peinigt mich nicht wenig, vnd waiſz nicht was ich redn̄ oder antworttn̄ ſol, das du ſprichſt, du wiſt wol, ich müg nicht keuſch pleÿbn̄ in deinem abweſn̄, ich ſag dir das, was ich ytz redn̄ wird ſol nicht annd͛s im h͛tzn̄ ſein, dann es im mund wirdet lawttn̄ Ich wolt ee eins poſzen tods erſterbn̄ vnd das man mich ytz ſolt lebentig begrabn̄, dann das ich den tag erlebn̄ ſolt, der mein keuſcheit vnnd vnnſer ee beſchedigen̄ möcht, vnd pin in gantzē ſtätē willn̄, den tag deiner zukunfft zuerharren, mit keuſcheit meins leybs, Ob aber kumn̄ wurd da got vor ſeÿ, das and͛s in meyn gemüt vallen würd, Als du beſorgſt, vnd mir fur gehalten haſt, So wil ich mich nach deiner lere halten, verhaÿſſe vnd gelob dir es alſo, So du es doch gehabt wilt habn̄, vnd iſt mere das du begerſt, das ſol auch geſchehn̄, vnnd ſol dein will allzeit furganck habn̄, vnd nit der mein Auſz ſollich͛ antwort der frawn̄

wart Aronus erfrewet, dz er kawm die zeher mocht behaltñ, vnd ſprach, liebe hauſzfraw, was ich von dir han begert, das hab ich empfangẹ, ſo du mir helteſt, das du haſt gelobt, daſſelb ſchlewſſe in dein hertz, vnd beſtetig es mit einem veſten gemüte, Des morgens ward ſich Aronus mit ſein geſellñ auff das mere thun, und ſchiffen mit gutem wind vnd glucke gen Allexandria, als ſie hetten furgenomē, Marina ſein hawſzfraw hüttet des hawſz mit eÿm meydlin vnd gedachte ſtettigs an iren liebñ man, An die wort, die er mit ir hett gerett, vnd an das gelubde das ſie gethan hett, vnd lebet in groſſer Erberkeyt vnd keuſchait, Sie was iung vnd bey funffzehñ jaren, Ob ſie ettwas mit vnkeuſcheit hett begangẹ das man daſſelb mer der iugent vnd frechait dann der poſzheyt zuſchreibñ möcht Als nu Aronus etzlich jare vō ir geweſen vnd ir hubſchait der ganntzñ ſtatt bekannt was, kamen die jungling tag vnd nacht fur das hauſz, zu pferd zu fuſzñ, Spilten vnd ſungñ, vnd erzaigtñ ſich in lieb vnd frewdñ, wie ſie mochten, Aber marina thet als ein weyſe Erberge fraw, vnd lieſz ſich ir kaÿnen nicht ſehñ, doch zu zeÿttẹ ſahe ſie durch die kluffte der vennſter, vnnd ſahe do ſteen die hubſchñ ſtarckn jungling, die da ſungñ, erſeuftztñ vnnd annder zeichñ der lieb erzaÿgtñ wie wol die jüngling der frawñ nicht mochtñ geſehñ, vnd wurde nū zweyfeln in irem gemüte, vnd mocht nicht lenger geſtillen die verporgẹ hitze der natur, vnd ward mit vil ſorgen der lieb vmb gebñ, vnd als ſie bedacht wie ſie allaÿ mit dem maydlein zu hawſz wer, kayn hütter vnd auffehʳ hett, die ſtatt vnd zeytt das mochten geleydñ, vnd ir die jugent vnd müſſig gien vrſach gaben, wurden in ir enzündet die flammen der vnkeuſchait, vnd gedacht an die rede irs mannes, wie es nit müglich were, das ſie keuſch beleÿbñ möcht vnd nam für, ſeiner lere zuuolgñ, wie ſie nit wolt erwelen ein wildñ vnd wanckelmütigñ ſunder eÿ ſtillē, weyſen, fürſichtigñ jungling, der ir vnd ſein ere lieb hett, vnd möcht bewaren, Zu den ſelbñ zeÿttñ kam gen Janua, ein hubſcher jungling ein gelerter man, der zu Bononia doctor wordñ was, Dagmanus genant, der ſelbig ging alle tag, fur marina hawſz, Als yn ſein wege auff den marckt zu gien auſz weÿſt, den ward marina durch die gÿtter des

hawsz an sehn̄, vnd merckn̄, wie er hübsch, starck, jung, züchtig, Erberg, guter sitten vnd wesens was, vn̄ hett gehört wie er weysz vnd gelert were, auff den gedacht sie, Alle ir lieb vnd gemüte zelegn̄, vnd iren willen mit im zu erfullen, Wann derselb doctor ging, fur das hawsze, stund marina frölich vnd wolgeziert mit hare vn̄ kleÿdern an dem vennster, beweÿst sich vnd gab ym zaichn̄ der lieb, vnd mocht doch nichtz von dem doctor erlanngn̄, wann er was guter sitten, vnd eines swärn̄ ganges, zuchtig, slug vntt' die augn̄, vnd wolt nit sehn̄ in das vennst' der frawn̄, Sölichs tett die fraw zu merern male, do sie den doctor domit nicht bewegn̄ mocht, Schickt sie zu ime ein maÿde, in sein hawsz, das er on uerziehn̄ zu ir in groszn̄ nötign̄ sachen solt komen, Der doctor bedaht, wie dy fraw etwas mit gericht beladn̄ were, vnd ward sich fugn̄ zu der frawn Marina, wie wol sie hubsch vnd jung was hett sich gesmückt vnd geziert die kamern vnd bethe bedeckt als sich gepurt in solichn̄ dingn̄, Die maid ward den doctor empfahn̄ vndter der thüre, Do kam im entgegn̄ die fraw, empfing ÿne wirdiglichn̄ mit frewdn̄, vnd name yn mit irer weyssen linden hende vnd sprach, Ich wil vorgeen, vnd euch zeÿgn̄ den weg, furet yne hinauff in das hawsze, in ein kam̄ern, thet sie zu, vnd sass mit im nÿd' fur das pette, Den doctor ward verwundern, die schön vnd wol gestalt der frawn̄, die geziere der kammern, vnd was es möcht bedewtten, vnd erschrack, Dye fraw ward enzündet, sahe an den doctor, mit steten augn̄, vnd fing an mit im zu redn̄ vn̄ sprach, Dagmane, lieber weyser iungling, vnd doctor, die sache darub ich dich besendet han, wil ich mit wenig wortn̄ sagn̄, Ich bin on zweÿfel, du seÿest in guter kuntschafft vnd freuntschafft mit meinem man̄, Arano, derselb ist mit kauffmanschafft geschifft gen Allexandria, ist aussen in das dritt jare vn̄ hat mich hie gelassen, als du mich sihest, den halt ich fur eÿn weysen man, das er mein alter, mein natur, vnd Complexen hat erkant, vnd mir gesagt, Es sey nicht müglich, das ich in seinem abwesen, on menlichn̄ trost müg pleÿbn̄, das wolt ich im nicht glaubn̄, Aber nü empfinde ich, das es war ist, Wann mein iugent, mein gestalt, mein gemüt, vnd natur wöllen nit dulden, das mir sollich zeytt

vnnützlich föll entweÿchñ, gleicher weysz als die erstñ plumen des lentzē die pald irn gesmack vnd farb verlieren, vnd durr werden, so sie von dem naturlichñ einfluss werdñ gewendt, vnd gehindert, vnd hat auch gebetten im zu gelobñ, so ich zu disē dingñ genaÿgt wurd, vnd mich nicht leng' möcht enthaltꝛ, das ich mir soll erwelen vnd furnemē eiñ stillen, weÿsen, vnd fursichtigñ, der sein vnd mein ere wiss zubewarñ, Als ich dich da für in diser Statt hab angesehñ, ich getrew du wollest mich nit verschmehñ, du sihest, wie ich pin hubsch vnd jungk, lasz mich dir gefallen, wir sein hie alleÿn, nyemant sol es erfarn, du magst mein man v'wesen, lebe mit mir wie du wilt, Der doctor nam die frawen beÿ der hand, erzaigt sich frölich, vnd sprach, O wie gar ein begirlicher tag ist mir hewt erschienen, ains sollichen tags hab ich allzeit begeret, Ich mag nicht gesprechñ, das ich vnselig seÿ, so mir ein solichs gewünschtes geluck auffgestandn ist, mein allerliebste Marina, du hast mich hewt sälig gemacht, so ich gedenck wie gar geneme vnd frölich täge wir habñ werdñ, vnd dz nyemant annders wissen sol, O wie gar ein allerselichstꝰ mēsch pin ich, vnd hindert mich gantz nichtz, dann ein klaÿne sache, die doch pald hin gelegt mag werdñ, Marina Ich wil dir meins hertzñ heymlichkeit öffen, so sich die sach also hat begeben, das du nit verwundern magst, ob ich die sach v'zeuhe, das mich doch bekumert die einem yetzlichñ on verziehñ wer zuthun, Als ich zu Bononia auff der hohñ schule nach lerung pin gestandñ, begabe sich ein aufflauff in der statt, ward ich mit etlichñ gesellñ gefangñ, vnd in kercker gelegt als wer ich des aufflauffs ein vrsache gewest, vnd besorgt meines lebens, wie wol ich gantz vnschuldig was, da gelobt ich gott, dem mein vnschuld bekant was, so er mich erlöszet vnd gesund heym zu meinē freundñ kumen liess, das ich ein gantz jar keusch beleÿben, vnd mit brot vnd wasser vasten wolt, dasselb hab ich volbracht, pisz auff sechtzig tag die mir nū lenger vnd verdrieszlicher werdñ sein, dann das maÿsttail bisz her ist gewest, vnd bitte dich liebe marina, du wöllest dar innen nicht verdriessen habñ, das ich das jare müg erfüllen, vnd wollest dir die weÿl kaynen andern fürnemē, Doch hab ich sollich gelübde mit vnter-

ſchaÿde gethan, dē ſelben durch mich vnd annder ein genügen zuthun, vnd hab piſz her weder prüdern noch frewndn̄ wollen getrawn̄, Nu hab ich ſollich groſz hoffnūg vnd getrawū zu dir empfangn̄ durch die liep vnd freuntſchafft die du zu mir haſt vnd mir erzaÿgſt, Das ich die ſelbū ſechzig tag mit dir taÿlen wil, das du ſie halb mit mir wolleſt faſtn̄, zu waſſer vnd prot, als ich hab geſagt, Damit wir deſter ee lieplich vnd freuntlich bey ein ander mügn̄ geſein, das ſoltu mir verhayſſen, on betriegn̄, als ich des ein getrawū zu dir hab, vnd dich inlieb wil ergetzn̄, Die fraw ward verdrieſſen die lange zeyt die ſie erharren ſolt, doch do ſie höret dÿe ſüſſē wort, die ir der doctor gab, vnd gantz in ſeiner liebe entzundet was, gedacht ſie, wie ſollich tag der vaſten auch ein end wurdū nemen, vnd gelobet im das mit frolichē mut, vnd ſprach, diſes vaſten, das ich fur dich thun ſol bekümert mich nicht, ſunder allaÿn die zeyt die ich warten muſz, doch geet ein tag nach dem andern hin, vnd ſag dir das zu, ſo wir doch nach denſelbn̄ tagn̄ beÿ einander ſein werdū, Alſo ſchied Dagmanus der doctor von ir, vnd Marina ving an zu vaſten mit waſſer vnd prot, als ſie im vˢſprochⁿ hett, Nach dreyen tagn̄ kom der doctor zu ir vnd ſprach, liebe marina helteſtu auch das vaſten, laſz dich nichts verdrieſſen, die weil wir bald abrichten, vnd mit mer andˢn worten ſchied er von ir Als nū die fraw ſibn̄ tag geuaſtet hett vnd ſich die naturlich hitze in ir wardn̄ ſchwechn̄. ward ſye an thun Rawhe winterröcke, die ſie dennoch nicht erwermē mochten, Als der funfftzehende tage vˢgangn̄ was kam aber der doctor, do mocht ſie im nit wol entgegn̄ geen vnd thett doch des gleichn̄ nit, Do ſprach zu ir der doctor liebe Marina, du piſt etwas ſchwach vnd plaich ich merk wol das du helteſt die vaſten, Mein liebe ſuſze Marina wir habn̄ hewt halbū zeit aufzgericht, Ich bitt dich du wolleſt veſt ſein, vnd überwindn̄ die natur, vnd mir haltn̄ den glaubn̄, als du mir haſt zugeſagt, Es ſein noch kurtzˢ füffzehen tag vor hanndn̄, die wöllen wir enndū mit freudn̄, noch vername die frawe nit was des doctors maÿnung was, do ſie nun Sechsvndzwaintzeg tag gefaſtet hett do ward ir die naturlich hitz entweichn̄, Vnd die hubſche geſtalt des leibs, vnd entgeen aller luſte vnd

begire der vnkeuſchait ward kranck vnd legt ſich in das pett, aller erſt ward ſie bedencken, die weÿſzheit vnd beſcheydigkeit des doctors, das er ir mit auffhaltung vnd meſſigkeit wolt erweren vnd uertreÿbñ die vnkeuſcheit, Am affterletzſten tag, kam zu ir der doctor, vnd fand ſie ligñ an dem pette, vnd ſprach, mein liebe marina wie maÿnſtu das, es iſt noch ein kurtzer tag vorhandñ, Do ward im marina vallen in dÿe rede, vnd ſprach lieber Dagmane ich ſih, das du mich haſt lieb gehabt, auſz rechter, vnd nit auſz ſchnöder vnordenlicher vnd vnerbar lieb, als ich mir hett furgenommē, ich wil dich allzeit lieb vnd am allerliebſtñ auſz rechter lauttr lieb habñ, das du mein keuſcheyt, mein erberkeÿt, mein vnd meÿnes hauſzwirts ere haſt behalten, vnd gelert furbas zubehalten, Mein man iſt weÿſz geweſt, vnd ich hab recht gethan, das ich ſeiner lere genolgt han, vnd hab mir erwelet eÿ weyſñ man, Wann ein weÿſer mag die vnweÿſzheit vntterkomen vnd peinigen, gee mein lieber Dagmane, Du allerweyſter doctor, vnd jungling, allezeÿt mit ſäligkeÿt, mit frewdñ, vnd geſuntheÿt, mir, meinē hauſzwirt, vnd allen vnſrñ freundñ, iſt nit müglich, das wir dir ſolichs guts genüglich danck ſagñ mügñ, Der doctor Dagmanus, als er höret vnd ſahe, das ſein lernūg, an der frawen erſpoſſen hett, ward er ſie tröſten, ermanen vnd lernen, das ſie ire keuſchaÿt, mit meſſigkeyt ſolt vnd mocht behaltñ, Als das Therencius beweyſt vnd ſpricht, das die vnkeuſcheit kalt vnd vnfruchtpar ſey, on wol eſſen, vnd trinckñ, wie auch oben gemelt iſt, vnd iſt die erſt ſtaffel vnd grade guter starcker wein zu der uerpotten vnkeuſchait, die ſollē frawē vnd mann meydñ mit vleÿſs, Wann die vnkeuſcheit als Ambroſius ſchreibt, iſt ein pittere ſawre frucht mer dañ die galle, wer ſie uerſucht, den raÿtzt ſie, vnd wer ſy trinkt den tottet ſie, Sie iſt ſcherpffer vnd ſchedlicher dann eyn ſchwert, nympt die genad, verſeret den leÿmunt, macht trawrig die engel, ſchendet den nechſtñ, erzurnet gott, vnd erfrewet den tewffel, mag nit gutig geſein, vnd ſucht rachſal, den reÿchtum verzeret ſie, vnd kurtzt das leben, des menſchen, Sie ſchadt dem geſicht, und myndert die ſÿnne, zerpricht vnd krenckt den gantzñ leichnam vnd verdümmet die ſele in ewigkeit,

Hierauf folgt Das lob der ee.

Albrecht von Eib war beider Rechte Doctor, Archidiakon zu Würzburg und Domherr zu Bamberg und Eichstedt, wie er in der Vorrede selber sagt, womit er sein Buch Ob ainem manne sey zunemen ein eelich weyb od' nicht dem Rat und der ganzen Gemeine Würzburgs, ausz besunder lieb guten willn vnd zunaygung zueignet und sendet zum neuen Jar 1472: dises püchlein tzu wolgefallen vnd zu lesen mit frewden Amen. In demselben Jar ist es zu Nürnberg und Augsburg gedruckt; dann in Augsburg 1474; Blaubeuren 1475; Augsburg 1475. 82. 95. Eine Ausgabe o. J. u. O. hält Panzer für die älteste, der noch eine o. J. u. O. (mit der Schrift Günther Zainers in Augsburg, von dem auch die eine von 1472 gedruckt ist) anführt*). Er verfaßte außerdem einen „Spiegel der Sitten" (Augsburg 1511), und übersetzte zwei Lustspiele des Plautus (Augsburg 1518). Laut seiner Margarita poetica (Basel 1495) war er auch Kämmerling bei Papst Pius II, und starb 1485**).

In dem Ehebüchlein hat er sich zur sterckung irer (der Nürnberger) polliceÿ vnd regiments furgenumen auff die furgelegten frage zu schreibn vnd dieselbn mit vil hübschen worttn, zuuallendē stucken, hÿstorien vnd materien zu weÿttern vnd zu zieren frolich vnd lüstig gebn zu lesen, vnd zu hörn. Außer vorstehender Erzälung, ist ebenso eingeflochten: Tancredus und Sigmunda aus Boccatius***), und eine mit der Oedipus-Legende vom H. Gregor sehr nahe verwandte Erzälung von H. Albanus, womit das Büchlein schließt (Bl. 46—52).

Eben diese drei Erzälungen stehn zusammen in der Heidelberger Papier-Handschrift 119. 4. im J. 1444 in Wien geschrieben, welche zuvor noch die Lebensgeschichte von Eurialus und Lucretia, nach Aeneas Sylvius verdeutscht, enthält, hinter den beiden ersten noch die Geschichte des Markgrafen Walther und der schönen Griseldis (nach Boccaccio Lateinisch von Petrarca), dann die Legende von H. Gregorius, und endlich das Gedicht vom Jungherrn und

*) Panzers Annalen der D. Litt. bis 1520. Bd. 1, S. 67 ff. und Zusätze S. 23. 32. Panzer verzeichnet auch die beiden anderen Bücher Eibs.

**) Vergl. über und aus ihm noch: Spangenberg Adelspiegel II, 186; Frieß Würzburg. Chron. zum J. 1462; Falkenstein Gesch. von Eichstet II, 52. Marchand dictionnaire hist.; L. Meister Beitr. 139—59; Koch Deutsche Litteratur-Gesch. I, 61.

***) Bl. 27—30. Ist zu „Gesammtabenteuer" Bd. I, S. CXXIII. nachzutragen.

seinen getreuen Knecht Heinrich, welches in Gesammtabenteuer **LXIV** steht*). Die Legende stimmt völlig mit Hartmanns von Aue Gedicht vom H. Gregorius, wie schon der Name anzeigt, und rührt aus der Lateinischen Quelle desselben her. Ebenso sind die beiden anderen mit Eib völlig übereinstimmenden Erzälungen nicht etwa nach oder aus diesem, sondern aus der gemeinsamen Lateinischen Urschrift. Die in Rede stehende Erzälung von der Kaufmannsfrau zeigt dieses Latein auch schon in den Namen **Aronus Januensis, Marina, Dagrianus**, der in **Bononia** studirte u. s. w. Auch sonst gibt sich Uebersetzung kund, welche von der Eibschen ganz unabhängig, ist weitläuftiger, und wol der noch unbekannten Urschrift näher.

Die einzige Handschrift des Ehebüchleins ist freilich nicht älter als 1472 und die ältesten Drucke, scheint jedoch in dieser Zeit des Ueberganges der Bücher von Handschriften zur neuen Erfindung der Druckkunst, in naher Beziehung zum Verfaßer, aus dessen Heimat sie mir auch zugekommen ist. Vergl. Minnesinger IV, 902.

Ihre und des Drucks von 1472**) Vergleichung mit Goethe's Bearbeitung dient wieder nur zur Anerkennung des Taktes und der hohen Meisterschaft, mit welcher Goethe die alte Ueberlieferung umbildete und sich aneignete. v. d. Hagen.

---

4. An Goethe.

Ew. Excellenz

überreiche ich hier eine Art Bittschrift, welche ich in einer heitern Gesellschaft in einer anmuthigen Gegend, wo nicht märkischer Sand, sondern frisches Wasser und frische Wiesen waren, bei einer Nachfeier Ihres Wiegenfestes vortrug. Ihren Geburtstag selbst hatte ich in einer Gesellschaft, worin auch Langbein und Göcking waren, zugebracht. Unter anderen war bei jener Nachfeier Hr. Kraukling aus Kurland, der sich früher hier, jetzt in Dresden aufhält, und welcher Luthers Gedichte in einiger Zeit herausgeben will. Er be-

*) Vergl. dort das Quellenverzeichniß 47.

**) Welchen Meister a. a. O. wiederholte, und auf dessen Vergleichung ich schon bei meiner ersten Erneuung des Nibelungenliedes (1807) S. 475 hinwies.

nutzt diese Gelegenheit, Ew. Excellenz um die Erlaubniß zu bitten, Ihnen diese Ausgabe zueignen zu dürfen.

Mit Freuden denke ich noch des Besuchs im Jahr 1816, den Sie mir Ihnen in Weimar abzustatten erlaubten. Kann sein, daß einige Erinnerung aus jenem Gespräch in dies Gedicht übergegangen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Excellenz

Berlin, den 6. Sept. 1823. inniger Verehrer

Zeune.

An J. W. Goethe.

? 1823.

1.
Uns hat Dein Meistersingen die alte Zeit erneut,
Wo Meister und Gesellen des Sanges sich erfreut;
Ja selbst die muntern Burschen, sie stimmen lustig ein:
Im ganzen deutschen Reiche muß frisch gesungen sein.

2.
So höre, liebster Meister, anjezt ein freundlich Wort:
Vereine Deine Jünger in eine Zunft sofort!
Mag auch fast aller Orte Gewerbefreiheit sein,
Der Zünfte ziemend Zähmen sieht Adelung schon ein.

3.
Du hast uns Straßburgs Münster so sinnig dargelegt,
Daß sich im tiefsten Herzen die frohe Hoffnung regt:
Die letzte Sängerschule, die Straßburg noch gesehn,
Sie werde durch Dich, Meister, schön wieder auferstehn.

4.
Und hast Du nicht auch selber zum Froschpful die verbannt,
Die ihren Meistersänger mit frechem Hohn verkannt?
Drum frisch ans Werk geschritten, das Schurzfell umgethan,
Der Bau ist bald vollendet, entwirfst Du erst den Plan.

5.
Du kennst der Nibelungen geheimnißvollen Hort,
Wo er im Rhein verborgen, Du findest leicht den Ort;
Der Schaz deckt alle Kosten zu diesem Sanges Dom,
Und würd' er auch noch größer als Peters Kirch' in Rom.

6.
Wie einst in Hellas Mitte zum frohen Kampfes Spiel
Alljährlich sich vereinten der Griechen Sänger viel,
So samml' in Deutschlands Herzen um Dich von fern und nah
Die Sänger in dem heitern Weimar-Olympia!

7.

Doch ist es Dir genehmer, mag jener Runenstein,
Germania's hohe Warte, das deutsche Delfi sein,
Wo einst die Minnesänger den großen Kampf gekämpft
Und Luthers stilles Walten die Finsterniß gedämpft.

8.

Dort sitze, Sangeskönig, wie König Artur hehr
Im hohen Vätersaale saß auf dem Schloß am Meer;
Dann nahen Deine Jünger mit Liebe jedes Jahr,
Und bringen frische Gaben dem lieben Meister dar.

9.

Zur Volksliedertafel wird so die Tafelrund
Und unter Deinem Banner eint sich der Sängerbund.
Der heil'ge Gral er winket, es blinket goldner Wein,
Wer nicht dem Meister trinket, mag ewig nüchtern sein.

Zeune.

---

5. Goethe's Gespräche.

a. Friedrich Wilhelm IV.

Der durch sonderbare Umstände so lange zurückgehaltene dritte Band der Gespräche Goethe's mit Eckermann gehört zu den bedeutendsten Bereicherungen der Goethe-Bücher, die gegenwärtig schon eine beträchtliche, zum Teil seltene Sammlung bilden. Er erhebt sich noch über die beiden ersten Bände, indem er ausfürliche Mitteilungen über die höchsten menschlichen und göttlichen Dinge, über Leben, Kunst, Staat, Kirche und Religion bringt. Alles mit dem Gepräge der Hoheit und Warheit, wie der große Meister, dessen Jahrhundert wir dieses Jahr feiern, es dem empfänglichen und treuen Gemüte seines innigen Verehrers vertraute. Darunter erinnern wir heute an folgende denkwürdige Worte, welche der weise Dichter schon am 11. März 1828 über unsern damaligen Kronprinzen aussprach: „Wäre ich ein Fürst, fuhr er lebhaft fort, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehn, wobei denn freilich nicht viel Gescheidtes zu Tage kommt. — Junge Männer wollte ich haben! — aber es müßten Capaci-

täten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Willen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! — Abe wo ist so ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre? — Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch! und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn, man sage was man will, das Gleiche kann nur von Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."

b. Karl August, Großherzog von Weimar, und Goethe, „der Fürstenknecht."

Was Goethe in den Gesprächen mit Eckermann in Beziehung auf unsern König sagt, daß nur ein bedeutender Mensch fähige Geister erkennen könne und junge Leute sich wälen solle, bewärte er selber vollkommen mit seinem Jugendfreunde Karl August, der ihn vor dem dreißigsten Jare schon zu den höchsten Stellen erhob, welche Goethe auf die würdigste Weise weit über ein halbes Jarhundert erfüllte, indem er das Land nicht allein mit seinem Dichterrume zugleich mit dem gesammten Deutschen Vaterlande, sondern auch ganz eigentümlich mit seiner einsichtigen rastlosen Tätigkeit für die wißenschaftlichen und Kunstanstalten bedeutend förderte, dabei fortwärend mit seinem brüderlichen Freunde Hand in Hand gieng, und nach dessen Hintritt ebenso dem Sohne hold und gewärtig war bis ans Ende. Hierüber sprach er am 27. April 1825 zu Eckermann, aus Anlaß eines Misverständnisses im Briefwechsel mit Zelter: „Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth! — Ich wüste nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein- für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht, und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein

Freund eines Ludwig XV bin. Ich haße jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haße die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? — Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? —

Sie wißen, wie sehr ich mich über jede Verbeßerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann: aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende Aprils, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. — Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser. —

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. — Als ob damit etwas gesagt wäre! — Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? — Diene ich denn etwa einem Solchen, der auf Kosten des Volks nur seinen eigenen Lüsten lebt? — Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet: aber lügen müste ich, wenn ich sagen wollte, ich wüste einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbeßern. — Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande, als Last und Mühe! — Ist seine Wohnung, seine Kleidung, seine Tafel etwa beßer bestellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? — Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes beßer bestellt finden, als die seinigen. —

Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit einem halben Jahrhundert regiert und geherrscht

hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter, als ein beständiges Dienen! Was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! — Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." —

In eben diesem Sinne ließ Goethe sich von den Demagogen A. und J. folgende Grabschrift setzen, welche die nach seinem Tode erst gedruckten „Politica" beschließt:

„Grabschrift,
gesetzt von J. v. A.

Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen."

c. Goethe und Schiller,
beide Freunde des Volkes.

Goethe rühmte sich der Diener seines fürstlichen Freundes zu sein, weil dieser, wie der große König Friedrich, Goethe's Spruch betätigte: „wer Andern befehlen will, muß zuvor sich selber befehlen." Denn sonst äußerte Goethe einmal im Vertrauen zu Eckermann (3, 139): „Ich will nun eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit, als solcher, wenn nicht zugleich ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respect. — Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen." — In solchem Sinne schrieb er schon 1776, 8. März an Merk: „Den Hof hab ich nun probirt und will nun auch das Regiment probiren." und 1782, 16. Juli: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen

Vögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen." Und wie G. schon als Knabe veranlaßt ward, seinen Ahnherrn unter den Fürstenbildnissen in Frankfurt aufzusuchen, so bekam der hochbejahrte Dichterfürst 1830 noch aus England einen Brief mit der Aufschrift: „An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe." — Er war aber kein Freund herrischer Willkür, so wenig als der Pöbel-Revolution, vielmer war er ein Freund des waren Volkes, der waren Freiheit. Ja, er war es noch mer, als sein ebenbürtiger Freund Schiller, der mit Goethe schon längst vor dem Reichsadel den hohen Seelen- und Dichter-Adel hatte. Schiller begann zwar, im Zwange eines tyrannischen Fürsten, mit der Empörung der „Räuber," und die Reden Posa's, der nicht „Fürstendiener" sein kann, werden immer der Jugend mächtig anklingen: aber er war im Grunde viel härter und gewaltsamer, als G., eben weil er entschieden tragischer Dichter war und sich selbst in seinen liebsten Personen verletzen konnte: wogegen G., in einem Briefe an Schiller, selber seine Fähigkeit zur eigentlichen Tragödie bezweifelt, welche ihn zu gewaltig ergreifen, ja zerstören würde; daher auch sein Egmont, dessen grausame Zurichtung für die Bretter er Schillern überließ, mit der schönen Verklärung der Freiheit (in Klärchens Gestalt) beruhigt. — Ueber diese tiefen Eigenheiten und Verhältnisse sprach G. 1824, 4. Jan. zu Eckermann, nachdem er die mancherlei Anfechtungen in religiösen und wissenschaftlichen Dingen erwähnt hatte: „Und nun gar in politischen Dingen! — Was ich da für Noth und was ich zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. — Kennen Sie meine Aufgeregten? — Ich schrieb es zur Zeit der Französischen Revolution, und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen, und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wol zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klasse eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. „Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche

Handlungen Anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte." Ich dächte, fuhr G. fort, diese Gesinnung wäre durchaus respectabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür belegt man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag." Eckermann erinnerte hierauf an Egmont: er kenne kein Deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet werde, als in diesem. Bekanntlich ward Egmont deshalb auch wol von der Bühne verbannt, wie Schillers Wilhelm Tell. — „Man beliebt einmal, erwiederte G., mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns gesagt, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen, und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht beßer ergangen. Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren." — Eben diese ächt volksfreundliche und vaterländische Gesinnung offenbarte G. auch bald darauf, wärend der innigsten Freundschaft mit Schiller, dem er den früher entworfenen Wilhelm Tell abtrat, im Großkophta, in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und vor Allem in Hermann und Dorothea, von welchem letzten Werke er gestand, er habe darin einmal seinen lieben Deutschen recht ihren Willen gethan, und zwar so, daß er selber es nie ohne tiefe Rührung lesen konnte, und in einer solchen Vorlesung bei Schiller unter hervorquellenden Thränen ausrief: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen!"

d. Goethe und Deutschlands Einheit.

Wir können Deutschland gewis als längst einig annemen in der Verehrung Goethe's, dessen eben ablaufendes Jarhundert vor

allen das seinige benannt werden muß. Wie sehr ihm aber auch die Widervereinigung des in seinen Tagen völlig zerfallenen Deutschen Vaterlandes am Herzen lag, und wie er darüber dachte, ist um so bedeutsamer und lehrreicher in unseren Tagen, als die Herstellung des einst so mächtigen, weltherrlichen und heiligen Deutschen Gesammtreiches die gerade vorliegende große Lebensfrage ist.

Am 17. Oktober 1828 sprach Goethe mit Eckermann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert sei. „Mir ist nicht bange," sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor allem aber sei es eins in Liebe unter einander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarschen Bürgers von dem Gränzbeamten eines großtn Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überhaupt keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maaß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum.

Man hat einen Staat wol einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wol die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zurückströmende Leben schwach nnd immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzos, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders in südlichen, von der Residenz entlegenen Provinzen

einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wol sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? — Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stünde; ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Universitäten und über hundert eben so verbreitete Bibliotheken. An Kunstsammlungen, und an Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl, denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heran zu ziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da. Ja, es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

Und wiederum, die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keinesweges zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausbildung ist in keinem Lande so verbreitet, wie in Deutschland, und das ist auch etwas.

Nun denken Sie aber die Städte, wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche: denken Sie an die großen Lebens-Elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das Alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen?

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Werden sie aber wol bleiben, was sie sind,

wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen Deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden? — Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Welcher Vaterlandsfreund stimmt nicht gern ein in diese Schilderung des Deutschen Vaterlandes und ihre Bedeutung? Und unbedenklich darf man heute*), wo die große Aufgabe des starken einheitlichen Zusammenfaßens des Deutschen Gesammtreiches gestellt ist, unter den von dem Altvater Goethe nicht weiter genannten Gegenständen dieser Einheit auch hinzufügen: die Einheit der Gesetze, der Rechtspflege, der äußeren Angelegenheiten, und wie sich schon von selber vorweg gemacht hat, die Einheit des Heer- und Kriegswesens, an der Spitze, nicht mit einem Römischen Kaiser — welchen Germania nur durch einen Kaiserschnitt zur Welt bringen möchte — auch nicht mit einem Römischen König, — sondern mit einem Deutschen Heerkönig, als höchsten der Deutschen Herzöge.

---

e. Goethe und die politische Poesie.

Wir haben unter diesen Mittheilungen aus und über Goethe die vorige von Deutschlands Einheit damit begonnen, daß wenig-

---

*) Im März 1849. Damals war „Kaiserschritt" anstatt „Kaiserschnitt" gedruckt, und veranlaßte folgende Bemerkung: „der sonderbare Druckfehler gibt auch einen Sinn da der neue Deutsche Kaiser allerdings mit einem kühnen Schritt ins Leben treten konnte: wie wir an dem ersten Französischen Kaiser erlebten. Es ist jedoch klar, daß es „Kaiserschnitt" heißen soll: wodurch der erste Cäsar (Deutsch „Schwertgeburt") ans Licht trat, zwar auch durch einen kühnen Schritt, über den Rubikon, aber zugleich durch einen kühnen Griff und Schnitt. Dieser „Kaiserschnitt' könnte freilich auch noch als ein solcher verstanden werden, wodurch ein Kaiser seinen Schnitt an Deutschland macht: das ist jedoch nicht die Meinung. Wir dachten dabei an das neulich sinnvoll angewandte Bild des Meisters Cornelius zu Goethe's Faust, wie Gretchen (als Germania) niederliegt, und dem Faust, da Mephistopheles (dem Schmerling ähnlich) neben ihm erscheint, zuruft:

„Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich! — — —
Heinrich (Gagern), Mir graut's vor Dir." —

Wir leben aber der guten Hoffnung, daß Germania trotz aller dieser Wirren und Wehen, genesen und erstarken wird, und gedenken hiebei noch eines Goethe'schen Gedichts, welches erst nach Goethe's Tode bekannt geworden ist, „Vermächtniß' überschrieben, und worin es heißt:

„Sie wollten uns in dieses Treibhaus pflanzen:
Allein die Deutsche Eiche wuchs zum Ganzen;
Ein neues Wachsthum ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
So wachs, o Eiche, denn zum Weltvergnügen!
Schon seh' ich neue Sonnen-Aare fliegen." —

stens in der Verehrung Goethe's die Deutschen einig sein möchten; und ebenso wird diese Einigkeit angenommen bei der nahe bevorstehenden Jahrhundertfeier Goethe's. Solche Voraussetzung scheint leider unrichtig, und vornämlich schallt vom Rhein und sogar aus Goethe's Vaterstadt her, daß auch hierin die Parteienwut sich kundgeben, und die Feier des „Erzaristokraten" und „Fürstenknechts" von den Demokraten verschmäht und uns Anderen überlaßen bleiben soll. Wir können uns freilich leicht deshalb trösten, und den großen Mann und Deutschen Dichterfürsten uns als den unsern gefallen laßen, müßen jedoch wiederholen, daß Goethe in höchster Bedeutung ein Volksfreund und Mann des Deutschen Vaterlandes war, namentlich mehr als Schiller, welchen vielleicht die Demokraten für sich in Beschlag nehmen möchten. Wir können darüber, nächst Goethe's Gesprächen mit Eckermann Bd. 3, besonders noch sein Gespräch mit Luden 1815 (aus dessen Nachlaß gedruckt) anfüren:

Als Goethe Luden von der Herausgabe der „Nemesis" abrieth, da er an einer bedeutenden Wirkung zweifelte, sprach er: „Glauben Sie ja nicht daß ich gleichgültig sei gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue

Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es was es will und vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." — Die Zeit wo die Deutschen wieder mächtig hervortreten würden, sah er noch in unbestimmter Ferne; doch erkannte er es als die Pflicht jedes Einzelnen, nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten so auch vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraussteh; damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe; damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht!"

Dieselbe Gesinnung bezeugen für den Dichter so viele seiner Werke, die Gelegenheitsgedichte im höchsten Sinne sind, nämlich durch wirkliche große Zeiterscheinungen und andere eigenste Erlebnisse hervorgerufen, und dadurch eben so mächtig und lebendig fortwirken. Götz, Egmont, Faust, Werther gehören hieher, und näher den ungeheuren Zeitereignissen mit der Französischen Revolution stehn der Großkophta,

der Bürgergeneral, die Unterhaltungen der Deutschen Ausgewanderten, die Campagne in der Champagne, die Aufgeregten, selbst Reineke Fuchs, und vor allen Hermann und Dorothea. Nur sind dieß alles nach einem gewissen Abschluß entstandene freie Werke, und dadurch der Dichtkunst warhaft angehörig, nicht unmittelbar in die noch gärenden Zeitbegebenheiten eingreifend, nicht demagogisch zur That, zum Streit aufrufend: wie wir allerdings dergleichen treffliche und schlagende Gedichte aus der waren Deutschen Freiheitsheldenzeit 1813—15 haben, vor allen von Freimund Reimar (Rückert).

Daß Goethe dergleichen nicht auch gesungen, ja daß er nicht mit ins Feld gezogen, hat man ihm noch immer vorgeworfen, ohne seine Eigentümlichkeit, sein Alter und ganzes Lebensverhältnis zu bedenken. Und hierüber gerade spricht Goethe sich gegen Eckermann gründlich aus. Auf Veranlaßung von Berangers Liedern, sagte er am 14. März 1830: „Sie wissen, ich bin im Ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten: allein solche, wie Beranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen," als wahr, empfunden, und wirksam im einigen Frankreich: dagegen Deutschland erst 1813 sich einigte, und Arndt, Körner und Rückert wirkten. „Man hat Ihnen vorgeworfen, bemerkte ich (Eckermann) etwas unvorsichtig, daß sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter mitgewirkt haben."

„Lassen wir das, mein Guter! erwiderte Goethe. Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. — Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben: allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechszig hinaus war. —

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehn."

Eckermann begütigte: der Vorwurf bezeuge nur die hohe Meinung von Goethe, daß der für die Bildung seines Volkes mehr als irgend einer gethan, nun endlich Alles hätte thun sollen.

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke," erwiderte Goethe: „Es versteckt sich hinter jenes Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich Alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. — Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meiner Gegenwirkung klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat." — — Kriegslieder schreiben, und im Zimmer sitzen! — Das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Diesen kleiden seine Kriegslieder ganz vollkommen: bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. — Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!" —

Dieß stimmt vollkommen zu dem was Goethe schon 60 Jare früher in Auerbachs Keller beim Anstimmen eines Liedes den Brander sagen läßt: „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied Ein leidig Lied!" Und das Lied, worauf es sich bezieht, „Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich, Wie hälts nur noch zusammen!" läßt sich leider auch heute noch im verstärkten Tone anstimmen, weil das

Reich noch immer weder reich, noch heilig, noch Römisch ist, und noch weniger Deutsch, einig und heil ist; und ebenso kann man solchen Stimmen heute noch zurufen: „Dankt Gott mit jedem Morgen, Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!" — Wir wollen jedennoch wünschen und vertrauen, daß die Deutsche Einheit sich ebenso sicher und unaufhaltsam vollziehen wird und muß, wie die Einigkeit in der Verehrung des grösten Deutschen Mannes.

---

f. Goethe und das Christenthum.

Neben der Vaterlandsliebe und Volksfreundlichkeit ist es vornämlich das Christentum, dessen Mangel man Goethe'n vorgeworfen hat. Sofern dieser Vorwurf die Religion überhaupt betrifft, welche im Christentum sich vollendet und für immer verklärt hat, weist er sich leicht zurück, will man nicht gar läugnen, Goethe sei ein Künstler, ein wahrer Dichter; denn jedes ächte Kunstwerk ist an sich schon ein Gottesdienst und seine Schönheit ist göttlich. Und ebenso im ganzen Leben bethätigte sich Goethe von jeher als ein warhaft frommer Mensch, indem er rastlos nach allen Richtungen hin wirkte, welche ihm verliehen waren. Er hat selber stäts vor allen seinen Gaben die gröste Ehrfurcht gehegt. Fordert man jedoch mehr, und sagt, wie Gretchen zum Faust „Das ist alles recht schön und gut — — aber — du hast kein Christenthum," so ist darauf zu erwidern: Kirchlich erzogen, und bibelfest, wie er war, forschte Goethe früh in der heiligen Schrift, und verehrte sie in der höchsten Bedeutung und Würde, altes wie neues Testament: seine biblische Darstellung bis zu Moses erneute und belebte sie, wie die Bibel Rafaels in den Logengemälden, und seine Auslegung des Zuges der Juden in der Wüste wird selbst von biblischen Philologen anerkannt. Sein Lied von der Höllenfahrt Christi (1765), der Brief eines Pastors, und zwo biblische Fragen (1774), die Geheimnisse (des Rosenkreuzes) 1786 *), endlich die Bekenntnisse einer schönen Seele (seiner Hausfreundin Fräulein v. Klettenberg) sind die herzlichsten Ergießungen des Christlichen Glaubens. Denselben Sinn, mehr in künstlerischer Darstellung, offenbaren die Bruchstücke des ewigen Juden, der Faust, Bahrdt und die Evangelisten, und mere Parabeln, vornämlich die, wie der Herr mit einem Buche

---

*) Vergl. dazu Goethe's Bekenntnis 1816, in seinen Werken (Ausgabe letter Hand). Bd. 45, S. 327 ff.

vom Himmel kömmt, es liest, und wieder mit heim nimmt, wonach die Evangelisten es aufschreiben, verschieden zwar, jedoch so, daß es bis zum jüngsten Tage ausreicht; gemäß dem Spruche: „mögen die Evangelisten sich immerhin widersprechen, wenn nur das Evangelium sich nicht widerspricht."

Ungeachtet all dieser und anderer Werke und Aussprüche*) hat man, zumal in späterer Zeit, Goethe'n über sein Christentum auf die zudringlichste Weise zu Rede gesetzt, nicht bedenkend, daß jeder diese göttlichen Dinge in letzter Stelle mit Gott und seinem Gewißen allein abzumachen hat. Gegen solche Zudringliche, dergleichen zumal der falsche Wanderbursche Pustkuchen war, fuhr Goethe im Westöstlichen Divan (I, S. 341 der Fol.-Ausg.) heraus:

„Mönchlein, ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz nicht auf mich ein —
Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon:
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon."

„Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildnis drückte,
Mich an stiller Brust erquickte,
Trotz Verwirrung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens."

(ebendas. II, 3.)

*) „Als der Unterzeichnete im Frühjahr 1812 mit Goethe nach Karlsbad reiste, traf es sich, daß der Weg von Franzensbrunn nach ersterem Orte gerade an einem Marien-Festtage zurückgelegt wurde. Bei der auf nicht unbedeutender Höhe gelegenen, weit hinaus in das Land sichtbaren Wallfahrts-Kirche „Maria-Kulm" wurde eine Stunde gerastet, und nach Besichtigung der Kirche nebst ihrer nächsten Umgebung gewährte die Aussicht in die nahen und fernen Gegenden, aus denen von allen Seiten her zahlreiche Züge von Wallfahrenden in Prozession, mit vorgetragenen Kreuzen und Fahnen, unter Gesang und Gebet heranzogen, ein interessantes Schauspiel. Eine Aeußerung aus dem Munde eines nichtkatholischen Dritten gab mir Anlaß, Goethe zu sagen, daß mir vor kurzem eine Abhandlung zu Gesicht gekommen sei, in der ein Engländer mathematisch durch Berechnung darthun wolle, bis zu welchem Zeitpunkte die christliche Religion überhaupt nur noch bestehen und wann sie von der ganzen Erde verschwunden sein werde. Goethe erwiederte lächelnd: „Wie doch der Engländer so gern Alles in's Extrem treibt und auch das ganz Inkomensurable zum Gegenstande der Berechnung zu machen geneigt ist! Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: Des Herren Wort bleibet ewiglich." Berlin, am 27. August 1819.

John."

Goethe hat niemals Freigeisterei oder Religionsspott zur Schau getragen und Anstoß gegeben, vielmer hat er solches an dem deshalb bewunderten Voltaire gerügt; und das Aergernis, welches man etwa in Weimar an seiner Nichtkirchlichkeit nam, war bei weitem nicht so unchristlich, als der Spott, welchen sein älterer Jugendfreund, der von ihm nach Weimar gebrachte Superintendent Herder darüber ausließ. Goethe bekannte und bethätigte sich freudig als evangelischer Protestant, pries Luthern, und haßte das Pfaffentum und die Hierarchie, sowie die Kopfhängerei und Schwärmerei. Er verkannte dabei nicht die Vorteile und großen Wirkungen der Hierarchie, und war eben so wenig von dem protestantischen Kirchenwesen befriedigt. In dieser letzten Hinsicht sagte er schon zu Falk (vor 1825): „Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu Gute kommen. Das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus aus einander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemand wider Willen aufzunöthigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen, praktischen Bekenntniß eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.“ —

Riemer, in den Mittheilungen über Goethe (I, 121) berichtet in dieser Hinsicht: „Vor allem aber würde höchst bedeutsam sein, jene an Christus gerichtete Apostrophe, in seiner schweren Krankheit zu Anfang des Jahres 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugnisse, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten, herzergreifendsten

Reden an den Erlöser ausgebrochen sei. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt wurden." —

Kurz vor seinem Tode, am 11. März 1832, legte Goethe noch ein umfaßenderes Bekenntnis gegen Eckermann ab, womit beider Gespräche beschließen. Nach der Bemerkung, welche Lehren das Bedürfnis der Gemeine, die Priesterschaft und Kirche, als Nachfolgerin Christi, zur Vergebung der Sünden, aus der Bibel hervorzuheben habe, fährt Goethe fort:

„Uebrigens, echt oder unecht, sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! — Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden: ob uns durchaus Wahres überliefert worden? so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. — Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem dummen Knochen des Apostels Petri oder Pauli

zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!"

Wir sehen hier in der höchsten Bedeutung die Sonnenverehrung und Lichtlehre unserer Persischen und Germanischen Altvordern, durch welche, nebst ihrem Unsterblichkeitsglauben, die Germanen vor allen zur kräftigen Aneignung und Ausbreitung des Christentums berufen waren, lebendig verbunden mit diesem Christentum, welchem, besonders im Mittelalter, die Sonne auch das sichtbare Bild desjenigen ist, der sich selber das unsichtbare „Licht der Welt" nennt.

---

6. Goethe und die Deutsche Sprache.

Goethe hat alle Saiten seiner Muttersprache gerührt, alle Töne angeschlagen, alle Register gezogen, vom leisen Gesäusel und Gelispel und tief auflötenden Laut, bis zum Posaunenschall, Glockenklang und Donnersturm der ebenso umfaßenden Orgel. Sein Ton und Takt ist so manigfaltig, wie seine Werke. Oft wirkt der bloße Klang der Worte schon wie Musik, vor allem im Torso des Faust. Durch die That bestätigte und gab er Gesetze der Sprache und des Verses.

Jugendlich nam er Teil an der damals allgemeinen Verehrung Klopstocks und dessen sieghaftem Kampfe für und durch die vaterländische Sprache. In diesem Sinne ist das folgende Gedicht, welches ich nur in der Berliner Ausgabe seiner Schriften Th. 4 (1779), S. 253 finde. Es fordert die lebendig-kräftige Handhabung der Sprache, des Wortes, welches ist die Scheide für das Schwert des Geistes: wie seine Werke bewähren.

Sprache:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwerdt im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwerdt,
Und über Nachbarn Ruhe!

Bald begann auch durch Klopstocks Jünger, im Göttinger Hainbunde, die Nachbildung antiker Dichtersprache und Verse; und als Goethe dann mit der ersten Italienischen Reise die voll- und wollautende Sprache und Reimkunst dieses ihm (wie jedem dort einst glücklichen) unvergeßlichen Wunderlandes der Kunst und Natur vernommen und erlebt hatte, wovon seine Dichtungen dort, sowol Umbildungen früherer Werke (Iphigenia, Tasso), als neue (Venedische Epigramme, Römische Elegien) und daheim bezeugen: da kam er zu dem für seine Muttersprache, wie für ihn selber so harten Ausspruch, in den Epigrammen, 29:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen.
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt und geleistet;
Nur ein einzig Talent, bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Dagegen sagt Goethe-Faust, in dem ersten Teil (1808 vollendet) der grösten Tragödie:

Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Wie rein und edel Goethe's Sprache in seinen höheren Werken ist, in Iphigenia, Tasso u. a., auch im ernsten Teile des Faust, so mied er doch keinesweges die Fremdwörter in dem leichteren, das gemeine Leben berürenden dramatischen, prosaischen Dichtungen, so wenig als im Gespräche selber, und als in wißenschaftlichen, überhaupt lehrhaften Darstellungen, die meist fremden Kunstausdrücke. Hier kömmt es zunächst auf Verständlichkeit an, wärend dem höheren Kunststyl auch die edlere reine Sprache eignet. Es ist ein Vorzug des Deutschen, daß er Beides in so bedeutendem Abstande gebrauchen kann, wie Sanskrit und Prakrit. Goethe traf auch hierin mit Schiller zusammen; und in den Xenien (1797), die absichtlich als Gesammteigentum verfaßt und verbunden wurden, stimmen beide Dichter, auch nach der Scheidung ihres Anteils durch

die von Schillers Gattin in einem Abdrucke des berüchtigten Musenalmanachs beigefügten Anfangsbuchstaben Sch. u. G.*), überein gegen die Sprachreiniger. Beide richten sich zunächst gegen Campe und dessen „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden" (Braunschweig 1795 ff.), worin seine „Zergliederung deutscher Musterstücke" auch Goethe's Iphigenia unters kritische Messer genommen hatte. Daher Schiller scharf entgegnete:

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver:
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Dann nochmals:

151. Die Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an.

Die Sprachreinigung, welche Campe dann besonders noch durch das Verdeutschungswörterbuch betrieb, und die soviel Lächerliches hervorbrachte, und im komischen Sinne (z. B. von Jean Paul) benutzt ward, fertigte Schiller im litterarischen Zodiakus ab:

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Und hierin stimmte Goethe, nach seiner mildern ironischen Weise mit ein:

152. Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern:
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

---

*) Vollständig in K. Hoffmeisters „Supplemente zu Schillers Werken" (Stuttgart und Tübingen 1840) Bd. 3, Abthl. 1, aus einem von der Schiller'schen Familie ihm gegebenen Prachtdrucke des Almanachs, welchen Schiller seiner Gattin schenkte. — Aus dem selten gewordenen Almanach ließ schon Steffens, (Reichardts Schwiegersohn) in Breslau die Xenien wieder drucken, als Handschrift für Freunde, o. J. u. O. 8. Dann, ein Ungenannter (Danzig 1833. 12.), und E. Boas sowol in den Supplementen zu Schillers Werken (1839) als zu Goethe's Werken (1841), wie beide Dichter auch beabsichtigten. Die ausführliche Geschichte der Xenien aus dem Briefwechsel, und die Anmerkungen zu den einzelnen Xenien in der Danziger Ausgabe haben beide spätere Herausgeber stark benutzt.

Heftiger ist Goethe's Ausfall gegen die Sprachreiniger, als nach den Jahren 1813—15 der Eifer für Reinheit und Einheit des Deutschen Volkes und seiner reinen Ursprache sogar auf Chinesische Absperrung drang und vorschlug, wie die Germanen der Römerzeit thaten, die Gränze auf Tageweiten ringsumher zu verwüsten. Wobei zugleich die Urteutonen von den Deutschtümlern sich wieder im Namen Teutsche und Deutsche schieden. Hierauf zielen die aus Goethe's Nachlaß erst ans Licht gestellten „Politica," in der Folio-Ausgabe (1836) Bd. 1, S. 140:

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selber entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug.

Leider ebenso wahr als hart: wie sich jetzt eben (9. Nov. 1850) auf die widerwärtigste empörendste Weise durch die Teutonischen „Hanebambels" wiederholt. —

Goethe war so innig mit seiner Muttersprache aufgewachsen, daß manche Frankfurter Eigentümlichkeiten derselben in seine frühsten Werke übergiengen, namentlich in seinen älteren, auf eigene Kosten gedruckten Götz, wo sie mit den mermaligen starken Umarbeitungen meist verschwunden sind. Mer und minder erfuren auch seine übrigen Werke solche Abglättung, die schon bei den Mitschulschuldigen begann, durch den kritischen Freund Behrisch auf der Hochschule zu Leipzig, das damals schon, als „ein klein Paris," den Sprachton angab, durch Gottsched und Gellert, mit den Sächsischen

Klopstock, Lessing und anderen Norddeutschen. Diese Leipziger Kritik trieb Goethe'n sogar zum Verbrennen seiner früheren Erzeugnisse; sowie daheim dann Mephistopheles-Merk Goethe'n im besten Zuge für die Bühne hemmte, bei Gelegenheit des Clavigo, der gerade noch immer so vorzüglich wirkt. Goethe sagte zwar später, als H. Voß der junge ihm in der Handschrift von Hermann und Dorothea einen siebenfüßigen Hexameter nachwies: „Ja, wahrhaftig! Aber die Bestie soll zur Strafe stehn bleiben." Er war jedoch nachgibig gegen Freunde und Schriftgelehrte, denen er seine Handschriften mitteilte, oder den Druck zu berichtigen überließ. Die Schreiber der späteren bloß in die Feder gesagten Werke, die Correctoren und Setzer der meist entfernten Druckorte thaten dann auch das Ihrige. Man darf nur die älteren, von Goethe selbst besorgten Drucke mit den späteren Ausgaben vergleichen, besonders jene vor der Italienischen Reise. Bei der ersten rechtmäßigen Sammlung seiner Schriften (Leipzig 1787) wärend dieser Reise, gab er Herdern freie Hand, und dankt ihm in einem Briefe aus Italien, was er (Herder) für die Herausgabe thun wolle. Freier und großartiger war, in Wechselwirkung, Schillers Einfluß auf Goethe's Werke, wie vor allen der herrliche Briefwechsel über Wilhelm Meister zeigt. Dann aber haben wol die Sprachgelehrten, H. Voß der junge und Riemer, eben wieder an Sprache und Schreibung gemeistert, und die fortwärenden neuen Ausgaben von Goethe's Werken sind auf dem Wege sich einst zur Urschrift zu verhalten, wie Luthers Bibel zu den gegenwärtig gangbaren Drucken.

Wol mit einem Rückblick auf solche eigene Erfarungen schrieb Goethe an den Russischen Minister Uwaroff *), auf dessen Zueignung seiner Deutschen Schrift über den Nonnos mit der Entschuldigung, daß er keinen Deutschen Litteraten gefunden, der seine Handschrift grammatikalisch durchgesehen hätte: „Ich bitte Sie auf das inständigste, und nöthigenfalls fordre ich Ihnen das Versprechen ab, keinem Deutschen jemals anzuvertrauen, was Sie die grammatikalische Durchsicht Ihrer Manuscripte nennen. Ganz sicher würde er Ihrem Styl alles das nehmen, was ihm in meinen Augen Werth verleiht, und dafür eine Menge schöner Dinge anbringen, an denen mir gar nichts gelegen ist. Machen Sie sich den ungeheuren Vor-

*) Uwaroff notice sur Goethe.

theil, die Deusche Grammatik nicht zu kennen, bestens zu Nutze; ich arbeite nun bereits dreißig Jahre daran, sie zu vergessen."

Die Hervorziehung der ursprünglichen Lesart, sowie der ältern Gestalt später umgebildeter Goethe'scher Werke ist schon von mancher Seite begonnen, auch von uns bei den Liedern (Germania VI. VII), sowie Iphigenia (Germania III), und ist notwendig zur Einsicht in seine Kunstbildung und Sprache *). —

In Goethe's letzten Jahren, 1930—31, besorgte seine mit den Enkeln bei ihm wonende verwitwete Schwiegertochter die Herausgabe eines Wochenblattes, welches allsonntäglich erschien, eigentlich nur für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und Weimarischen Freunde. Es bildete so die Fortsetzung des bekannten „Tiefurter Journals" 1781 ff., und sollte ursprünglich auch nur Handschrift sein, was dieses blieb, bis auf die einzelnen daraus gedruckten Stücke, darunter mehre von Goethe, und welches deshalb nicht mehr vollständig vorhanden ist. Die neue Zeitschrift hatte auch ähnlich unbestimmten Inhalt, wie schon ihr Titel „das Chaos" verkündete**). Ein darauf bezügliches Gedicht desselben ist ohne Zweifel von Goethe:

Nachdem der Herr sechs Tage sich geplagt,
Um aus dem Chaos eine Welt zu bauen,
Ruht er am Sonntag aus und sagt:
Das Ding ist doch nicht übel anzuschauen!
Du aber hälst sechs Tage Rast
Und fühlst am Sonntag erst ein Drängen,
Die Welt und was sie in sich faßt

---

*) Aus umfaßenden „sprachlichen Studien über Goethe" hat J. A. Lehmann, Director des Gymnasiums zu Marienwerder, zwei Hefte „Ueber Goethe's Sprache und ihren Geist" bekannt gemacht, in Programmen, 1840 „Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke," und 1849 „Goethe's Relativ-Konstruktionen." Die mit so viel Liebe als Fleiß ausgeführte Arbeit beruht ganz auf Goethe's Ausgabe letzter Hand 1827—33.

**) „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar" S. 204—224, Bericht und Auszüge, von Amalie Winter, darunter, nebst einigen anderen vermutlich Goethe'schen Gedichten und Prosa, S. 217 die drei ersten hier wiederholten Sprüche. Den zweiten und dritten, mit den beiden darauf folgenden, hat schon der Berliner Freimüthige 1830, Nr. 43 mitgeteilt und überschrieben: „Goethe in Weimar 1829," mit unrichtigen Lesarten. Der Herausgeberin waren Eckermann, der Genfer Soret und der Engländer Parry beigeordnet. Kein Beitrag ward benamt, kein namenloser aufgenommen, das Namensgeheimnis bewart, und das Blatt keinen gezeigt, der nicht Teil daran hatte. — Von und aus dem Tiefurter Journal, welches die Herzogin Amalie mit Wieland besorgte, s. ebd. 56. 75—90. 317. Der eine Jahrgang 1780—1781, in 48 Heften, ist in des Großherzogs von Weimar Privatbibliothek. Vgl. über den Inhalt noch W. Wachsmuth „Weimars Musenhof" (Berlin 1844) S. 75.

Zum Chaos wieder einzumengen.
Und keiner weiß nun, ob ihm Gottes Welt,
Ob ihm Dein Chaos mehr gefällt.

Ebenso:

Eros und Eris.

Der Dichter lehrt: dem Chaos ist
Im Anbeginn durch Lieb' und Zwist
Die Ordnung aller Ding' entstiegen.
Allein es scheint, im Zeitenlauf
Steigt wiederum ein Chaos auf;
Nun gilt's zum zweiten Male siegen.

An Liebe fehlt's im Chaos nicht;
Wie manches schmachtende Gedicht
Hört man auf allen Seiten klingen!
Drum schafft nun — sei es wie es sei —
Ein wenig guten Zwist herbei,
Daß wir die Welt in Ordnung bringen.

Weimar war in jenen Tagen vorzüglich belebt und besucht, von Engländern, Franzosen, Italiener, Russen, am Hofe und um Goethe, zur schönen Glorie des bald verschwindenden hohen Hauptes. Da hörte er denn im eigenen Hause, bei der Ordnerin des Chaos, wo seine Erscheinung immer alles erhob, alle diese Romanischen, Halbgermanischen, Slavischen u. s. w. Gäste, die gleichsam als Abgesandte ihrer Völker vor ihm erschienen, in ihren eigenen Zungen durcheinander reden, wie dieselben in Versen und Prosa sich im Chaos selber vernehmen ließen, daneben überdieß die klassischen Sprachen, sodaß das gute Deutsch ins Gedränge kam. Solche zur Sprachverwirrung gesteigerte Sprachvermengung veranlaßte ihn (unverkennbar) nun zu folgenden Scherzen:

Manches läßt die Zeit uns sehn,
Was uns einst gedäucht als Fabel,
Sonst hieß Weimar Deutsch Athen,
Jetzo ist's das Deutsche Babel.

*

Brittisch, Gallisch und Italisch,
Daran scheint es nicht zu fehlen;
Wüst' ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.
Ach, ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur Deutsch zu sprechen.

Geduld, verlaß dich auf mein Wort,
Gar vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

*

Von Bäumen fällt das letzte Blatt,
Die Flur deckt hohen Schnees Lager,
Die Schlitten klingeln durch die Stadt;
Man sieht, sie nahn, die Weihnachtstage.
Doch trittst du zum Salon herein
Und hörst bei Thee und süßem Wein
Zehn Sprachen durch einander schrein,
So zweifelst du nicht im Geringsten,
Wenn draußen Weihnacht, — hier sei Pfingsten.

Das Letzte erinnert zugleich an die schöne Volkssage, daß in der Weihnacht die Erde grüne, blühe und Früchte trage, wie sie mit dem Christbaume paradiesisch den Kindern erscheint: dagegen in der Johannisnacht tiefer Schnee die Erde bedecke*). Pfingsten aber, wo die Apostel in fremden Zungen redeten und voll süßen Weins gescholten wurden, war die Versöhnung und Wiedervereinung der babelschen Sprachverwirrung und Zerstreuung, dadurch, daß alle Sprachen einen und denselben göttlichen Geist, das Wort Gottes reden, wie immermehr über die Erde erfüllt wird.

In solchem Sinne schrieb Goethe der funfzehnjährigen Minna Wolf, die von ihrem genialen Vater die Gabe der Sprachen ererbt hatte, ins Stammbuch:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In mancher Sprache dir, mein gutes Kind, erscheint,
Das alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

---

*) Etwa weil man diesen Geburtstag des Täufers mit seinem Todestag 29. Aug. verwechselte, welcher Tag auch Natalis heißt, weil Mors janua vitae ist: dagegen er Goethe's irdischer Geburtstag war. Der Sonnenwende-Johannistag hieß auch Johannes Albus; was Haltaus (Jahrzeitbuch 108) auch für Verwechslung mit des Evangelisten Johannistag nach Weihnachten erklären möchte, wo die Erde mit Schnee bedeckt ist. Es spricht aber vielleicht auch für den Schnee der Sonnenwende-Nacht als Trauer- und Leichentuch über den Täufer, der ungeboren schon das Christkind verehrte. Eine Niederdeutsche Stelle in Helwigs Zeitrechnung (S. 33) nennt seinen Enthauptungstag „Johanns Wende", was Rabe (Calendar. fest. p. 181) durch vigilia erklärt, gewis unrichtig. Des Vorläufers Bedeutung in der Volkssage bezeugt auch die mit ihm verbundene Pharaildis-, Herodias-Sage. Vgl. Gesammtabenteuer Bd. 3, S. X.

Und so möge denn diesen Kranz Goethe'scher Lieder und Sprüche über die geliebte, einzig von ihm geübte, durch ihn veredelte und ihn verehrende Muttersprache ein Lied beschließen, welches auch schon durch den tiefen Klang der Sprache mächtig widerhallt, und worin sein stäter Sinn, daß die Dichtung, wie alle Kunst, aus dem Urborne des Lebens frei herausquillen müße, die Worte durchdringt:

„Entschluß.

Worauf kommt es überall an,
Daß der Mensch gesundet?
Jeder hört gern den Schall an,
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf stört,
Nur kein düster Streben!
Eh' der Dichter singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen.
Fühlte der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen."

Wie für die Zerstreuung der Sprachen, für ihre Wahrheit und Dichtung, Goethe die Liebe als die alleinige Vereinung erkennt, so verkündet er diese höchste der geistlichen Tugenden welche zugleich die einzige Rettung gegen das Genie ist, auch als die auf Erden vor allen beglückende, in der

„Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Must dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Must stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen."

Welchen Spruch er dann noch erweiterte:

„Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Must ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Must immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;

Mußt dich am eignen Thun ergetzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen." *)

v. d. Hagen.

---

7. Goethe's Jahrhundertfeier.

Goethe schrieb (1805) ein Buch „Winkelmann und sein Jahrhundert": in noch höherem Sinne und weiterem Umfange ist das heute abgelaufene Jahrhundert Goethe's Jahrhundert.

Er war und ist ein Säcular-Mensch, wenn irgend einer; ja er ist der Mann eines Jahrtausends, und noch mehr. —

„Er war ein Mann! nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn." —

Seine äußere Erscheinung war das Abbild seines Geistes: er war einer der schönsten Männer, und noch auf dem Todbette erstaunte man über die göttliche Schönheit, „seiner Glieder Götterpracht," sodaß auch leiblich sein Bild in ewiger Jugend dasteht.

In Wahrheit heißt er „Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe." Ja:

„Ist der Goethe ein Gott, so werd' als ein Gott er verehret:
Ist er ein Mensch, gleichwol werd' er verehrt als ein Gott."

So war er nicht bloß begeisterter Verkünder, Kundiger, ja selbst Hervorbringer der bildenden Kunst, sondern zugleich ihr würdigster Gegenstand, der in jedem Alter, in jeder Darstellung erfreut: wie er denn zu diesem Festtage uns wieder durch Rauch's Meisterhand in vollendeter Bildung vor Augen gestellt ist; in inniger Verbindung mit seinem Geistesbruder Schiller, zum leuchtenden Zwillingsgestirne **).

---

*) So steht er zuerst in der Fol. Ausg. (1836) I, 82.

**) Der Ausschuß des zur Goethe-Jahrhundertfeier und -Stiftung hier gebildeten Vereins hat eben, am 31. October, einstimmig beschlossen, den für das Jahr 1850 von ihr ausgesetzten Preis von tausend Thalern auf das würdigste Werk der bildenden Kunst dem von Rauch zur Goethe-Jahrhundertfeier modellir-

Für uns Deutsche ist Goethe das, was er in Voltaire als dem vollendeten Ausdruck der Franzosen erkannte, was Dante den Italienern, Cervantes den Spaniern, Camoens den Portugiesen und zunächst Shakspeare den Engländern war, ist und sein wird.

Er vereinigt aber zugleich alle diese in sich, und noch mehr: „Wie Homer der Griechen, Dante der Italiener, Shakspeare der Engländer, so wird der Dichter des Götz, Faust, Hermann und Dorothea immerdar die allvereinende Heimstätte, der allbelebende Geist unsrer Kunst und Wissenschaft sein und bleiben, so lange unsre Sprache Deutsch bleibt." *)

Seine Allseitigkeit und Tiefe, die innige Durchdringung von Kunst und Wißenschaft, von Geschichte und Dichtung erheben ihn über Alle, und ich bekenne frei: mit seinen Werken, in drei mächtigen Bänden, würde ich vor allen Anderen in der Alleinsamkeit mir genügen laßen, versteht sich nächst der Heiligen Schrift. — Man weiß, daß Zelter sich zuletzt freiwillig entschloß, nur noch seinen brüderlichen Freund Goethe zu lesen, dem er bald in den Tod folgte.

Seine Lieder, zunächst in den Tönen der Zeitgenoßen befreundeter Meister Reichardt, Zelter u. a. werden stäts die schönste Blüte der Deutschen Geselligkeit sein und bleiben; wie wir eben auch heute fröhlich erleben, indem wir den ewig jungen Dichter mit seinen eigenen unverwelklichen Blüten bekränzen. —

Moses schreibt: „Da kam ein andrer Pharao, der wuste nichts von Joseph." Wehe über Deutschland, wenn es einst heißen sollte: „Da kam ein andres Geschlecht, das wuste nichts von Goethe'n."

Ich kann es mir nicht denken, daß jemals Deutsche solche Schmach erleben sollten: sie würden damit aufhören Deutsche zu sein.

So gewis die Hoffnung der Zukunft Europa's bei den Deutschen beruht: so gewis ruht die Hoffnung der Deutschen bei den Deutschen Frauen, die Goethe ja vor allen verherrlicht und die heute vor allen sein Fest verschönen: ihnen ist mit der Geburt die Kind-

---

ten Standbilde Goethe's, in einer mit Schiller verbundenen Gruppe, zu erteilen, zur baldigen Ausführung (am füglichsten wol in Erz), diese auch fernerhin auf alle Weise zu fördern, und so zum würdigen Denkmale der beiden im Leben so innig vereinten grösten Dichter des Vaterlandes mitzuwirken. Nachdem beider besondere Heimat sich schon eines Standbildes des ihrigen erfreuet, gebürt es sich um so mehr, nun auch ein solches Gesammtdenkmal beider dem gesammten Deutschen Vaterlande vor Augen zu stellen.

*) Der ewige Jude von Cruciger (1832) S. 20.

heit, die erste Pflege und Bildung des neuen Geschlechts vertraut, die erste Mitteilung der nach ihnen benannten Muttersprache in ihrer Tiefe, Reinheit und Macht, wie vor allen Goethe von seiner trefflichen Mutter sie überkam und am höchsten offenbarte. —

Gibt es jetzo schon Deutsche (wie es leider von jeher dergleichen gab), welche ihn nicht anerkennen, Litteraten und Poeten die nichts von ihm wißen wollen, so wollen wir ihn gern als den unsern behalten und feiern.

Die Recensenten und Hyperkritiker, die an ihm mäkeln und mängeln, oder ihn gar verneinen, — die hat er schon in seinem 21sten Jahre mit einem „Schlagt ihn todt!" begrüßt, und dann noch über den Tod hinaus abgefertigt*), in den erst aus seinem Nachlaße bekannt gemachten „Invectiven," mit der Dichtung vom todten Moses, der, als die Teufel heranfuhren ihn zu holen, sich gegen sie vom Tode erhob und mit seinem gewaltigen Stabe sie verjagte.

Wie sein Geist, an dessen „Sphäre" wir heute „lange gesogen, von ihm mächtig angezogen," fortwärend unter uns walten und wirken soll, spricht ein Gedicht aus, welches auch nach seinem Tode zum Vorschein kam, und als sein „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt" bei seinem 50jährigen Weimarschen Jubelfeste, sich gibt, und zwar in seinen Werken nicht steht, aber wol in seinem Sinne und aus seinem Munde ist. Es lautet:

„Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben,
erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben,
erst sollt ihr dichten und nach diesem malen:
sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
und seid, obwol von jedermann gelesen,
doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein jeder sehe, wie und was er schreibe,
das Haupt sei angemessen seinem Leibe:

*) Fol. Ausg. Bd. 1, S. 139, zunächst gegen Pustkuchen-Pusterich:
Ueber Moses Leichnam stritten
Selige und Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschonen.
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister:
Engel brachten ihn zu Grabe.

zehntausend Schülern Einem anzupassen,
das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier, ob Viele
sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
das Urgeheimnis ewiger Gestalten,
es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern,
es wird in Felsen, wie in Büchern blättern,
denn was Homer erschuf und Scipionen,
kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen:
allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,
ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs, o Eich', erwachs zum Weltvergnügen:
schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
so wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
bei dessen Widerschein von jenen Sternen
die spätern Enkel werden sehen lernen,
um in prophetisch höheren Gesichten
von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten."

Das Licht, welches der Verklärte hier verkündet, ist das in seinen Werken, die zum Teil erst nach seinem Tode erschienen, unvergänglich leuchtet und stralt, und das er noch in seinen letzten Worten „mehr Licht! mehr Licht!" aussprach, als am Morgen des Frühlingsanfanges, den er jährlich so freudig begrüßte, sein „sonnenhaftes Auge" sich schloß, und das unsichtbare Licht der Ursonne ihm aufgieng. —

Es lebe und leuchte immerdar Goethe, der Mann des ewigen göttlichen Lichtes!!!

Vorstehendes wurde zur Nachfeier des Goethe-Tages in der Deutschen Gesellschaft vorgetragen. Bei der öffentlichen, von unsrer Gesellschaft ausgegangenen Feier am 29. August 1849, über welche von einem Mitgliede, Dr. Holzapfel, ein Bericht mit allem Zubehör erschienen, ist das folgende Gedicht gesprochen, zum Beschluße der manigfaltigen Gedichte, Sprüche und Reden, und steht daher nicht in der beim Feste verteilten Sammlung derselben.

Goethe
und sein Jahrhundert.

Er trat ans Licht, als unsers Friedrichs Thaten
die Welt erfüllten, mit ihm Voltaire's Ruhm;
er sah den ungeheuren Sturz der Staaten,
des Reiches Fall, das neue Kaisertum,
das Vaterland in tiefster Schmach, verraten;
er sah das wahre Freiheitsheldentum;
und noch in unsers Weltteils langem Frieden
war ihm des Lebens höchstes Ziel beschieden.

Er war des „Friedens Kind," im Reich der Geister
beherrscht' er mächtig Kunst und Wißenschaft,
in großer Genien Kreis, ihr aller Meister,
in göttergleicher Leibes Schön' und Kraft.
Er war ein Mann des Lichts: der Sonn' entreißt er,
was uns sein Geist, Herz, Hand und Sinn erschafft:
des ersten Frühlingstages Morgenröte
entführte uns den ewig jungen Goethe.

Es hatt' aufs Neue schon die Welt begonnen
sich zu verwirren, langer blut'ger Streit:
doch trübt' es wenig seine letzten Sonnen,
er war zum heitern Tagwerk stäts bereit;
von seiner Sonnenhöhe, klar, besonnen,
schaut' er erhaben auf den Strom der Zeit,
die fort und fort in wilden Strudeln brausend: —
nach ihm heißt sein Jahrhundert, sein Jahrtausend!

v. d. Hagen.

XVII.

Vermischte kurze Mittheilungen.

1. Althochdeutsches.

Daz ih dir hold pin y demo piscophe so mino crephti enti mino chunsti sint si minan vuillun fruma frummenti enti scadun ventenli kahorich enti kahengig enti statig — in sinemo piscophtuome so ih mit rehto aphter canone scal.

Bekam der sel. Graff aus einer Oberdeutschen Handschrift.

2. Zwei Fastnachtspiele.

Sie stehn in der Weimarer Liederhandschrift, Pap. 4, des 15ten Jahrhunderts, welche ich zu der Minnesinger-Sammlnng gebraucht und beschrieben habe, Bd. IV, S. 906, mit Abbildung. Ich verdanke sie Goethe's freundlicher Mitteilung, sowie die zu „Gesamtabenteuer" III, 775. 793. 794. verzeichnete *), neben welcher sie auch wegen eines Teils ihres Inhaltes **) anzuführen war. Bl. 125, S. 6. von etwas jüngerer Hand:

Ein hoflich ſpil zu der faſenacht

der knecht

Nu hört vnd ſweiget vnd ſeit pey witzen
hie wirt mā ein hoffgericht ſitzen

*) Vgl. Berichtigung zu Bd. 3, S. 21.

**) z. B. folgt auf diese Fastnachtspiele Ein hofflich ſpruch von ein Ritt*: Deutsches Gedicht zu dem Altfranzös. schon bei A. Jubinal nouveau recueil de contes et fabliaux (Paris 1839) I, 353.

mit weisen mannen wol gelert
ob ymant an eren wer vorsert
oder was er het fur tzu clagen
das sol er den richter(n) hie für tragen —

Ein Weib (mlr=mulier) verklagt ihren Mann, daß er ihr das nacht futer abtrage zu schlechten acker gurren (gegen föln — Füllen). Urteil der neun Richter: er soll über Meer gegen die Heiden ziehn, mit scharfer glen reiten —

der sol mit frawen nym̄er reden
pys yms derlaupt dy kunigin von swedē —
der futers gnünck hat in sein parn
vnd wil das andern pubin sparn —
vnd wil er mer tantzen nach der alten lautē
so wil ich mich fur pas auch lassen prauten —

Man soll ihm sein geschir vo' dem arsz abhaüen. Der Mann bekennt, daß er gern andere Weiber über ihre alten und nachtfaulen Männer getröstet: er war barmhertzig und sie gegen ihn schertzig. Der Knecht beschließt, ermahnt, in der Fastnacht fröhlich zu leben:

vnd tzecht nicht vil in d⁵ min̄en tzellen
daz euch der eÿelft ding⁵ nicht geswelle
vnd reÿst ab ewern fidelbogen
gebt vns vrlaup vnd lat vns furpas tzogen.

Von der ältern Hand der Lieder:

Ali9 P'cursur

Nue sweygt ein weyl vnd habt ewr rue
vnd höret zweyen eeleuten zue
die hat man gein einander verswatzt
das eins das annder gar gering schatzt
die frawe clagt von jrem eemanne
vnd meint er sey in des bischoffs banne
sein lieb sey gantz gen jr erloschen
vnd er hab in fremden schewrn̄ gedroschen.

Das Weib (ml'r) schilt und droht deshalb. vir erwidert, sie laße sich den hunt vor dem licht vmb lauffen (sich hinters Licht führen) und höre auf ein altes Weib. nuncius bringt einen Brief seines Bruders von Rein her auf ausz niderlant, und meldet, eine Klosterfrau liege von ihm im Kindbette. Der Brief fordert

ihn auf, zur Warnemung ihrer Kaufmannschaft hinzukommen, und er reitet weg. kupplerin kömmt und ladet die Frau zu einem jungen Herrn ins Haus. Ancilla schilt sie eine alte peffein und pfeffein, und räth ab. Die Alte verlangt, der Frau ihren Willen zu laßen. mlr freut sich der Heimkehr ihres Mannes, frolockt: mein hertz in grossen freuden schockt. vir beschuldigt sie, sie habe sich in das fleischgaden brechen laßen. Ancilla bezeugt ihre Treue. mulier beteuert, und wil deinem esel ein genüg futer gebū. vir ist zufrieden, und verspricht, seinen esel nicht weg zu leihen, er finde bei ihr ein volle futer crebū (: lebn). mulier ist vergnügt:

H're der wirt nu heyst ein schencken
so wollen wir seint Johanes myn trinckn
vnd wollen vns machen vmisz (?) strasz
vnd das man mer leut herhein zu euch las

P,cursor

Her wirt jr sult vns vrlaub gebn
vnd furt jm hausz ein rechtz lebn
habt jr vyh so lat sein wol warten
so gewint jr guten mist jm garten
habt jr ehalten die ewrn willen volbringn
die sult jr bisz jar wiederumb dingn —

Folgen sechs Reime völlig Wiederholung aus dem Schluße des vorigen Spiels. Ebenso der Schluß:

vn zecht nicht vil in ir minen zellen
das euch der eylfft ving' iht werde geswellen
vnd spert ewrn Esel vnden ein
so müst jr die vasten ein fromer man sein

Mit dem Anfangsreimpaare dieses Spiels beginnt ein Fastnachtspiel Rosenpluts bei Gottsched (nöth. Vorr. II, 62), ist übrigens jedoch ganz verschieden. Aenliche zum Schweigen ermanende Anfänge, wie die vorstehenden beiden, haben alle Fastnachtspiele Rosenpluts bei Gottsched. Unter den bisher ungedruckten (Grundr. 524) sind obige beide vielleicht „von zwei Eheleuten" und „der Bauer mit dem Fleischgaden."

v. d. Hagen.

3. Mittheilungen aus Westfalen

von

Fr. Woeste zu Iserlohn.

Aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

---

1. Reime beim Bastlösen (Förde bei Attendorn),

Lëue lëue pipe — sap ies ripe — sap in'n aiken — [wu sall 'e kau haiten — reåuthenne reåuthenne — bueter oppe schüetel — ägger in'n kauken — då kamme guet nå raupen. —] kättken laip 'n biärch 'erop — huålt 'ne kar kese — då dat kättken wiër kam — was de pipe rain ëut — huål ëut stal ëut — rump ëut stump ëut.

2. Desgleichen. (Helden bei Attendorn).

Lëue lëue peïpe — 't sat ies reïpe — 't sap in'n aiken — [wëu sall de kau haiten — reåuthenne reåuthenne — bueter op de schüetel — ägger innen kauken — då kann me guet nå raupen —] då kam de Hesse — met dem langen messe — snäit der geåus den hals af — då raip de geåus — kajack kijack min hals ies af — då was de peïpe rain ëut — stål ëut ëut ëut.

Die eingeklammerten Zeilen sind wahrscheinlich aus einem Reime zur Kalberweihe hineingerathen.

3. Desgl. (Werl.)

Sippe sappe sunne
min meåuër is 'ne nunne
min vaër is 'n pape
iek woll en peïpken maken
dat woll mi nitt geråen
då lach'k et oppet water
un lait et flaiten
bit Sünte-graiten
Sünte-graite bock 'n pannekauken
woll mi nix met giewen
då laip 't kättken 'n teåurn 'rop

woll 'n teåurn decken
då kwam de greïse Hesſe
met sinem langen mesſe
snäit dem kättken 'n stiärt af
ratts vüär dem æse af
wostu riut riut riut!

4. Desgl. (Willingen im Waldeckſchen.)

Ick woll mi måll 'ne humme maken — dä woll mi nitt keråen — då smëit ick se üäwert wåter — då kam de lange Hesſe — met sinder kuårten bläsſe — koschiet koggen — hals afhoggen — kättken lëip den biärch herop — as iet wiër derunner kam — då satt it seck op'n staülken — un pisſede en runt reåut spaülken — wiſs kærel ëut wiſs kærel ëut — mine humme well gærne ëut.

5. Desgl. (Warburg.)

Hoppe hoppe sunnenkrut — 'et water lëip der tunnen 'rut — då owen an dem Rheine — då sat 'ne lëiwe Treïne — met eären drëien kinnerkes — ëine gaff se en kæse stücke — ëine gaff se en smålt stücke — ëine gaff se en bueter stücke. Rëie rëie ëut!

6. Desgl. (Kanstein, Kr. Brilon.)

Hoppe hoppe sape — din vaër is 'n pape — de mëüme is 'ne höppeltiewe*) — well me nix te friëten giewen. rutsk raine ëut!

7. Desgl. (Nieheim im Paderbornſchen.)

Sippe sappe sunne — min meåuër ies 'ne nunne — min vaër ies 'n pape — kann alle schelmstücke maken — ra ra ritt ratt — jiudas — veåuras —. 't kättken lëip den biärch herop — woll sap halen — åsse 't kättken weïer kwam — was de flöitepeïpe awwe. sast af — most af — wost af — willst af!

---

*) läufiſche Hündin.

8. Die Ackelei, ein Fingergeschwür, zu besprechen. (Gegend von Brandenburg.)

Die Ackelei und die Schule — gingen beide nach Sopule (angeblich Mistpfütze): — die Schule gewann, — die Ackelei verschwann.

Der schwärende Finger wird dreimal in eine Mistpfütze gesteckt, während man „Im Namen ꝛc." sagt.

9. Gegen Fieber. (Aus Deutsch-Böhmen.)

Guten Morgen, heiliger Freitag! — nimm mir meine sieben und siebenzigerlei Fieber ab, — wie auch das warme und das kalte, — das ich es am folgenden Freitag nicht erhalte.

Zu sprechen Freitag Morgens im Freien, aber ehe man sonst Jemanden gegrüßt hat.

10. Entsehen. (Vgl. Grimm Myth. 1050. 1053.)

„Bitte, sehen Sie doch meine Pferde nicht an!" sagte ein Mähre zu einem reisenden Papiermacher. — Und warum das nicht? — „Ei, Sie überschauen dieselben." — Wie so? — „Nun, bei Ihnen stoßen ja die Augenbrauen über der Nase zusammen."

11. St. Thomas-Nacht. (Rittberg.)

In dieser Nacht muß man tüchtig essen und trinken, um nicht todt zu hungern. Zu diesem Zwecke wird eine sogenannte Rittbergische Hochzeit veranstaltet. Man backt nämlich am Platenofen einen großen Kuchen von Buchweizenmehl und Kartoffeln; auch buttert man in dieser Nacht. Ein Theil des Kuchens wird nun in die Buttermilch gebrockt und gegessen, der andere wird mit der gewonnenen Butter beschmiert und warm verspeiset. cfr. Grimm Myth. 251. 255. 256.

Im Soester Daniel S. 28 heißt es: „Sanct Thomas kommt herby und Christag so segge wy plecht de Duvell mest to rasen."

12. Lüttken-Fasselåwent (Donnerstag vor Fastnacht). Hüsten bei Arnsberg.

An diesem Tage sammeln junge Burschen, mit einem Spieße umziehend, Gaben und sprechen:

Lüttke lüttke fasselåwent! — heï ies min spiet, — wå

ies min hast? — lått dat mefsken gleïen — bitt mirren in de seïen; — lått dat mefsken sinken — bitt mirren in den schinken; — lått mi nitt te lange stån, — ick maut noch 'n huisken födder gån. — unnerm äikenbeåume — då well ëu Guåt beleåunen; — unnerm äikentwielen — då well ëu Guåt wuåt giewen. Häi, lüttke fasfelåwent!

13. Zimperts-Tag. (Lüttken-Fasfelåwent). Menden.

An diesem Tage gehen zwei Weiber und zwei Mädchen mit dem knurrpott, der aus einem irdenen Topfe, einer Blase und einer Riethpfeife besteht, und einem Spieße umher und sammeln Gaben, indem sie folgenden Reim sprechen:

Fasfelåwent küemt heran: — klinket op de büsfen! — huir en staul un dä en staul, — op jäidem staul en küsfen*), — un då 'ne mettwuårst tüsfen. — huir wuent en ruik mann, — dai ues vieles giewen kann, — vieles kann hai giewen; — lange sall hai liäwen, — van düem jår oppet annre jår. — meåuder, bat kuåke-ve van nacht? — kniudeln, dat et duenert un kracht, — kniudeln un slackermann (slappermann)**), — kniudeln dä sint anebrannt, — unnen un buåwen so swatt, — se friet' jä kain hunt nach katt.

14. Fastnachtsreim. (Warburg.)

Fasfelåwent hast — ick si en gueden gast — giet mi enen langen — un lått de kurten hangen! — fasfelåwent häit ick — giet mi watt — in minen spitt. — in minen spitt hadd' ick nix. — oppet jår wärt juge sweïne fett. — uese Hergott sall ju widder lonen!

15. Lüttken-Fasfelåwent. Kanstein.

An diesem Tage gehen Kinder mit einem Spieß umher und sammeln Gaben, indem sie sprechen:

Fasfelåwent häit ick, — alle schelmstücke dä wëit ick, — dä ick no nitt wëit dä well ick no læren, — mines vatters gutt verlæren.

*) cfr. Firm. V.-St. I, S. 231.
**) cfr. Grimm Myth. S. 251.

Oder: **Fasselåwent hir gitt — gitt mi wolt an minen spitt! — op 'et jår üm düese tit, — wenn de sügge fätt sit, — ongern ëikenboume — då sall 't ju uese Heärgott widder belounen.**

16. St. Peters-Tag. Helden bei Attendorn.

Der **Sunne-vuël** wird gejagt und gesprochen:

'rëut, rëut, Sunne-vuël! — Sente-Päiter ies heï, — Sente-Tigges küemt nå. — ëut schoppen, ëut schuiren, — ëut kellern, ëut muiren, — 'rëut, rëut!

Dabei klopfen Kinder mit Hämmern an die Häuser und sammeln sich Gaben. Man glaubt, daß der Winter nun weichen müsse.

17. Desgl. Eversberg bei Meschede.

Der Spruch wie der bei Firmenich V.-St. mitgetheilte. Das Object der Beschwörung heißt auch **Sunne-vuël.** Man meint, daß da, wo das Austreiben (mit hölzernen Hämmern, indem das Haus dreimal umgangen wird) unterbleibe, sich die „**Molken-töwener**" im Sommer bei den Milchnäpfen versammeln würden.

18. Desgl. Warendorf.

In der Gegend von **Warendorf** und **Beckum** durchziehen am Peters-Morgen die Bewohner eines Hauses alle Räume desselben und klopfen eine halbe Stunde lang an alle Thüren, um den Sonnenvogel auszutreiben. Bei Unterlassung dieses Gebrauchs würde, meint man, das Haus von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer geplagt werden.

19. Ostern. Driburg.

Das Volk bildet einen Kreis um den Platz, wo das Osterfeuer brennen soll, so daß Alle dem Holzstoße, welchen man eben errichtet, das Gesicht zukehren. Einer verläßt die Reihe und geht mit einem Klumpsacke auswärts um den Kreis und gibt Jedem einen Schlag, indem er singt: **Kik di nitt üm! dat fössken*) dat küemt.** Hat er die Runde gemacht, so übernimmt ein Anderer die Rolle.

*) Cfr. Grimm Myth. S. 162.

So vergeht der Nachmittag. Abends wird der Holzstoß angezündet. Jeder Bursche steckt seine Strohfackel, eine lange mit Pech beschmierte und mit Stroh bewickelte Stange, an, so daß der ganze Berg erleuchtet ist. Flammt der Holzstoß, so singt man ein Auferstehungslied. Beim Herunterkommen vom Berge wird die Gesellschaft mit Gesang und Fähnlein abgeholt.

20. Pfingsten. (Neheim bei Arnsberg.)

Am ersten Pfingsttage wird das Mädchen, welches zuletzt auf die Weide kommt um Milch zu holen, **Pinkstfofs** gescholten. Man singt:

Pinkestfofs, du ëulenkopp — stäist üm niegen ëuer op, — wærst' en bietken ær opslån, — wærste kainen pinkstfofs wårn.

21. Pfingstreim. (**Kanstein**.)

Hëi, — gitt me 'n ëi! — wenn ge mi kinnt giëwen wellt, — so sall üch de stouthaweck all de hönder friëten.

Scheint beim Umtragen eines Habichts gebraucht zu sein.

22. Johannis-Tag. (Thalhausen bei Beverungen.)

Von den Mädchen, welche an diesem Tage nach der Weide ziehen, wird die zuletzt angekommene bekreuzt und geneckt. Wenn sie heimkehren, trägt Jemand den „Rosenbaum," eine mit Kränzen behängte Tanne. Auf halbem Wege werden sie mit Musik abgeholt und Sprüche gesprochen.

23. Aernte. (**Warburg.**)

In der Gegend von Warburg pflegt auf dem letzten Aerntewagen eine Blumenkrone zu hangen. Auf derselben ist ein hölzerner Hahn befestigt, der nach dem Abladen über der Scheunenthür seine Stelle erhält und bis zur folgenden Aernte da verbleibt. Man nennt ihn den **Arne-bane**. **arne** = Aernte; **arnen** = ärnten.

Ueber den Hahn bei Hochzeiten vergl. die Schilderung einer Soester Hochzeit im Soester Daniel.

24. Die Holle. (Warburg).

Während die Wöchnerin schläft, kommt die Holle, nimmt das

Kind, macht die Windeln los, reinigt es, trocknet die Tücher und legt das Kind wieder hinein. —

Eine Wöchnerin erwachte und sah, wie die Holle mit dem Kinde beim Feuer saß und die Tücher trocknete. Sie schrie. Da warf die Holle das Kind ins Feuer und verschwand. Cfr. Grimm Myth. 257, 383, 388.

25. Die Hollen. (Eversberg.)

Von Höhlen zwischen Meschede und Brilon sagt man, daß in alten Zeiten „die Hollen, ein räuberisches Volk," darin gewohnt hätten.

26. Die Hollen. (Helden bei Attendorn.)

Vor Zeiten haben in unsern Steinklippen kleine wilde Menschen gewohnt, die man Hollen nannte. Etliche hüteten den Bauern das Vieh, kamen aber nie in die Häuser und holten sich jeden Morgen das Butterbrot, welches man für sie hingelegt hatte. Das dauerte so lange, bis es den Bauern einfiel, ihnen Kleider hinzulegen. Da zogen sie weg, weil sie glaubten, die Kleidung solle der Lohn zur Verabschiedung sein. Cfr. Grimm Myth. 249.

27. Waldbeeren-Liedchen. (Helden bei Attendorn.)

Tolle tolle toll — min kuårf ies voll — stäit op leïker ærden — kann nitt völler wærden — usser weren sĭewene — erer weren achte — wollen uns nitt wachten — aikenspan bitt oppet jår — well-wi wier te heåupe gån.

28. Desgl. (Kanstein.)

Strull strull — min kurf is vull — hä stëit op liker ærde — hä kann nitt vüller wærden.

29. Desgl. Kanstein.)

Heidelbeeren — eſſ' ich gerne — wenn sie süße sind. — Meine Mutter wird sich freuen — wenn ich nach Hause komm — mit schönen Heidelbeeren. — Ich bin und bleibe fromm.

30. Storchlied. (Warburg.)

Stuårk stuårk stêne — miet dinen langen bênen — miet dinen langen swick-swack — ålden lüien brengstu wat.

31. Slawicke, ein Kinderspiel (Warburg.)

Slawicke slawicke wat daüstu hi? —
Höltken saüken. —
Wat wostu met dem höltken daun? —
Füerken anbaüten. —
Wat wostu met dem füerken daun? —
Warm wiäterken maken. —
Wat wostu met warm wiäterken daun? —
Mefsken wetten. —
Wat wostu met dem mefsken daun? —
Hiärguåtshainken den hals afsnien.
Kasute kesute!

32. Abzählformel. (Kanstein.)

Eins zwei drei — picke packe pei — picke packe Hasenbrot — sieben Kinder waren todt — eins unterm Tische — sieben gebratene Fische — kam der kleine Jane-Weewer — kriegt das kättchen bei der Leewer — jaum jaum jaum!

33. Desgl. (Kanstein.)

Änder gesänder gesitter geså — rämmchen bämmchen bomm — schnëi bå buff.

34. Desgl. (Kanstein.)

Ine mine mane — wer will mit nach Engelland — Engelland ist zugeschlossen — der Schlüssel ist auch abgebrochen — Bauer bind' das Hündchen an, — daß es mich nicht beißen kann! — beißt es mich, verklag' ich Dich; — tausend Thaler kost' es Dich.

35. Beim Ringeltanze der Kinder. (Warburg.)

Johannes van Briämen — latiner la tiämen — vi wellt den besten vugel fangen — ene sall en stroh sammeln — stroh weffe dem öttken (Kuhchen) giewen — öttken sall us miälk giewen — miälk weffe dem kättken giewen — kättken sall us mûesken fangen — mûesken weffe in rôk hangen — wenn de hochtitsgeste kuemt — mëint se, et wære ne sië speck — un is 't 'n ällen hundedreck.

36. Krepirt eine Kuh im Hause, so wird der Kluthahn getödtet. (Warburg.)

Use wittkopp döi is daut: nu slå ock usen kluthân daut!

37. Im Kreise Brilon hält man den Flügelstaub der Schmetterlinge für Gift, daher die Benennung Giftvogel.

38. An die Schwalbe. (Werl.)

At iek genk, was alles vull,
schuiër un schoppen, kisten un kasten,
at iek weïer kwam,
was alles verrüetelt, verdüetelt un verdüäræset.
fitt fitt fårt fitt!

39. An den Hahn. (Kanstein.)

Christine christane — bu röppet de hane? — kückerückü! — 'e sittet op 'm tune — un plückt sick 'ne plume. — vedder ja köppken!

40. Von Warburg.

Te råen im stocke — ies en klëin männken daut — ett so gern bëir-un-braut.

41. Nieheim im Paderbornschen.

Billerbeick un Belle — Stëimen innem felle — Nëimen innem grunt — de schriwer wiegt en punt.

42. Twerke. (Grewen bei Münster.)

Unweit Grewen gibt es einen Sandberg, in welchem viele Löcher sind. Darin haben vor Zeiten Zwerge gehauset, welche den Anwohnern die Zukunft vorhersagten. Einen Bauer, der sich Raths erholen wollte, beschieden die Zwerge auf den folgenden Morgen. Er kam nach Sonnenaufgang. Da rief man ihm zu: Dat de buër nitt weit, wann de sunne upgeit! und er mußte unberathen wieder abziehen. Cfr. Grimm Myth. S. 434.

Fuchs und Wolf im Milchkeller.

Volkssage und Mundart von Hemer bei Iserlohn.

Vgl. R. V. I, 17 v. 1453.

Ens sträik de fofs im wålle 'rüm,
då drap 'e hæren Ysegrim
den wulf, dä as de duire tyt
iutsåch, of — wellt it — as de gyt.
se sätten sick op wäiken mofs,
dä unner äiner äike wofs,
un Rainke niemt te äirst 'et wårt.
„minn vadder," siet hä, „wär't am bårt*)
iu wuål, wann y en leckern frat
te krygen wüsten?" — „„ach! ick at,""
siet Ysegrim, „„sint gistern nitt,
so dat de smacht mi griusam bitt.
wiet' y diäs råt, so helpt mi snår!"" —
drop siet de fofs: „ick wäit füärwår
då genten guede miälk bim biur
im keller, mäistlick twårens**) siur,
doch finn-vi wuål noch smant derop." —
de wulf versett': „„dann, vadder, topp!
ick wåg' met iu dat åventuir;
seåu smächtrich löipt me wuål düär't fuir."" —
se kwæmen båll' om huåwe an,
et slaip noch jann un jäidermann.
då wäis de fofs en huål, dat genk
taum keller un was fry wuåt***) eng',
men äwwer glückelck doch so wyt,
dat schriäwe Ysegrim met flyt
der düär den butten kwetten konn.
hä suiht de miälk un raüpt: „„ah bon!""
fällt fårtens drüäwer hiär met gyr,
un bå hä fiäget blitt nien spyr

---

*) am Sinn, angenehm.
**) zwar.
***) ziemlich.

im napp, — äin daun, of saüt of siur,
hä friet't vüär faute fult dem biur.
de foſs derwyle snaigt den smant,
van mangem nappe bleåut am rant,
dann wann 'e plunnermiälke findt,
so tiuskt met saüter hai geswint.
men af un an versäukt he dann,
of düär 'et huål sinn biuk noch kann.
as hai dat weske mål edån,
siet Ysegrim: „„minn bær kumpån,
batt gått y doch so vake 'riut?““ —
de foſs derop: „füär siekre hiut
sinn ick besuårgt. ick kyk' mi drüm
all tüskendüär om huåwe üm,
of eåuk bai küemt. füär jäiden gank
gebuirt mi wisſe iuë dank.“ —
dat miusen gäit niu wyer loſs:
et friet' de wulf, et snaigt de foſs.
seåu blitt se noch en wylken drin,
dann denkt de foſs in synem sinn:
„et wärt füär my enhant wuål*) tyt
un't luåk es niu noch iäwen wyt
enauch üm düär te kriupen, — gäit
un findt den biur dä jüst opstäit,
diäm siet 'e fårts: „batt giet i my,
wann ick u helpe, dat i fry
den röiwer fangt, dai — as ick wäit —
der schåpe iu so viel teräit.
ick schaffe'n iu opstunds herby,
so y mi luåvt, dat uåpen sy
iu' geåusestall 'ne ents'ge nacht,
verstått mi recht! — so sunner wacht. “ —
dai prys was wuål dem biur wuåt greåut,
doch woll hä gærn des wulwes deåut,
drüm siet 'e: Raink', ich niäm' dat an;
en wårt en wårt, en mann en mann! —

*) wol bald.

„guet!“ siet de fofs, „im keller sitt'
hær Ysegrim de wulf un friet'
iu' miälke; wachten sall 'e wuål,
hä frat so viel, dat düär 'et huål
hä nitt mär kann, düär dat 'e kwam.“ —
so drå de biur düet wårt vernam,
raip wacker*) hai sinn volk binäin.
då küemt 'er äinen met 'me stäin,
de ann're brengt en kiusen**) met,
de drüdd' en stücke vam stankett;
un dryste tuiht de gansfe tropp
nåm molkenkeller, slütt 'ne op.
as Ysegrim se kuemen hår',
då sprank taum huål hä, woll seåu snår
iut knypen; men — o ungelück! —
sinn butten was niu all te dick.
of hai sick wiärt met driäweln***) maut,
dat batt iäm nicks, et flütt sinn blaut.
hä kritt so mangen drief†) un slach
bitt datte schyr füär deåut der lach.
diäs, siet de biur, sy Guåt en luåf,
niu smitt dat präi††) mi oppen huåf!
dat liäwen weåur' hä glückelck kwyt,
taum fillen blitt noch ümmer tyt.

F. W.

---

5. Preußisches Volkslied.

Als im Kriege gegen das zu wilder Empörung entflammte Frankreich der preußische Feldmarschall, Herzog Ferdinand von Braunschweig in dem Treffen bei Pirmasens am 14. September

---

*) schnell.
**) Wolfskeule.
***) derb, frech.
†) Stoß.
††) Aas.

und bei Kaiserslautern am 28. bis 30. November 1793 den Sieg über die Feinde davon getragen hatte, erschien im Dienstagsblatte der Spenerschen Zeitung Nr. 151 vom 17. December unter der Ueberschrift „Berliner Volksgesang" das Gedicht: Heil Dir im Siegerkranz. Es war Sr. unterzeichnet. Mit dem englischen Volksliede „God save the King," das vermuthlich nach der Pulververschwörung 1605 gedichtet, aber erst ein Jahrhundert später von Händel in Musik gesetzt worden ist, hat es nichts als den Rhythmus und die Melodie gemein. Im Uebrigen ist es ächt deutsch und mit ausschließlicher Beziehung auf König Friedrich Wilhelm II. gedichtet, der nicht nur den deutschnationalen Krieg gegen Frankreich unternommen, sondern persönlich den Feldzügen von 1792 und 1793 beigewohnt hatte, und der namentlich bei dem Schlusse des Letzteren Preußens sieggekrönter König genannt werden konnte, da sich Mainz ihm ergeben, und sein Feldherr auch im offnen Felde glücklich gewesen war. Auch der Ausdruck „Liebling des Volks" scheint aus dem Umstande hervorgegangen, daß der König damals nicht nur im engeren Kreise, sondern selbst von ausländischen Schriftstellern der Vielgeliebte, le bien-aimé, genannt wurde. Er war damals noch nicht von der Politik Friedrich des Großen, d. h. von der dem Preußischen Staate allein günstigen, rein deutschen Politik wesentlich abgewichen, was äußerlich scharf hervortretend erst im Basler Frieden 1795 geschah. — Unser Volkslied hat noch eine interessante litterar-historische Seite, von der aus es bisher noch nicht betrachtet worden ist. Es ist nämlich das erste deutsche Lied, in welchem die durch die französische Revolution geltend gewordne Anschauungsweise von der Bedeutung des Volkes dem Fürsten gegenüber ihren Ausdruck gefunden hat. Bis dahin hatten alle deutschen Lieder nur die Verherrlichung Friedrichs des Großen und seiner Helden zum Gegenstande: sie waren, so zu sagen, persönlich fritzisch, und vom Volk und Staat ist darin nur als von Objekten die Rede, die zu tragen oder zu genießen haben, was der König veranlaßt.

Ueber den Verfasser des Liedes sind wir lange in Zweifel gewesen, bis Herr Ludwig Frege in seiner Schrift „Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Berlin bei Hayn 1850" unwiderlegliche Aufschlüsse darüber gegeben hat. Hiernach ist der Verfasser der 1755 zu Kiel geborne Doktor der Rechte Balthasar Gerhard Schumacher, Senior der Vicarien im hochw. Hochstifte der freien Reichs-

stadt Lübeck. Derselbe bediente sich als Autor häufig der lateinischen Uebersetzung seines Namens Sutor, daher auch die Chiffre unter dem ersten Abdruck von 1793 Sr. Er scheint keinen festen Wohnort gehabt zu haben, denn wir finden ihn bald in England, bald in Berlin, Petersburg, Hamburg u. s. w. Im Jahre 1793 war er 5 Monate lang in Berlin, wo er für den Freimaurerorden besonders thätig war. Es folgt hier zunächst der aus der Spenerschen Zeitung von 1793 entlehnte buchstabengetreue Abdruck:

Heil Dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein! — Heil, Herrscher, Dir!

Nicht Roß' nicht Reisige
sichern die steile Höh',
wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
muthig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern für Thron und Reich;

Handlung und Wissenschaft,
hebe mit Muth ünd Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
finde ihr Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Sey, Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz!
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm' an Deiner Brust!

Im Jahre 1801 gab Schumacher, der sich wieder vorübergehend in Berlin aufhielt, eine Bearbeitung seines Liedes, das sich

schon die Geltung und Verbreitung eines Volksliedes erworben hatte, heraus. Es erschien in der Druckerei von Georg Friedrich Starcke mit der Melodie, die von dem Königl. Kammersänger Hurka zu vier Stimmen eingerichtet war, und mit dem Zusatze: „vom Verfasser selbst revidirt.“ Diese Original-Bearbeitung in der für jene Zeit die Worte bemerkenswerth sind: „Dich Deutschlands Schirm und Wehr,“ lautet:

Heil, Friedrich Wilhelm, Heil!
Dem Landesvater Heil!
Glück, Segen Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz
Liebling des Volks zu seyn! Heil, König, Dir!

Dir, Dir den Lorbeerkranz,
Zierde des Vaterlands,
Dir huld'gen wir! —
Dich, Preußens Stolz und Ehr',
Dich, Teutschlands Schirm und Wehr,
Dein Ruhm schallt hoch und hehr! Dich segnen wir!

Nicht Ross', nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn!
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
Gründen den Herrscherthron wie Fels in See'n!

Heilige Flamme glüh',
Glüh', und verlösche nie
Für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern für Thron und Land!

Handlung und Wissenschaft
Hebe mit Muth und Kraft
Ihr Haupt zum Lohn!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Des Landmanns Erntesang,
Der Musen Harfenklang
Sind Wonne Ihm!

Edler Gewerke Kunst
Fördert des Herrschers Gunst,
Wittwen und Waisen Thrän' trocknen durch Ihn!

So herrscht für Preußens Wohl
Friedlich und liebevoll
Er, unsre Lust!
Auf, Freunde, jauchzt ihm Dank!
Bringt Ihm der Reben Trank!
Jubelt den Volksgesang aus voller Brust!

Adolf Müller.

---

5. Nibelungen: Englisch.

The fall of the Nibelungers, otherwise the Book of Kriemhild. By William Nansok Lettsom. 1850. Ist die erste vollständige Uebertragung des Nibelungenliedes ins Englische, ziemlich gelungen, vielleicht etwas zu modern; im Versmaaß annähernd, ohne Verlängerung der letzten Halbzeile. — Im Auszug erschien früher (1846) eine Englische Uebertragung der Nibelungen von J. Gostik in seinem spririt of German poetry, deren Anfang lautet:

In Burgundy there flourished a maiden wundrous fair,
In all the lands around none with her could compare,
And Kriemhild was the name of this most beautous maid,
For whose sake many warriors brave in bloody graves were laid.

H.

XVIII.

Ueber die Art und Einrichtung der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde.

(Vorgelesen am Stiftungsfeste des 8. Januar 1850 bei Uebernahme des Ordneramtes.)

Der natürlichen Erwartung der verehrten Versammlung, wie der Bedeutung der heutigen Feier glaube ich am besten zu entsprechen, wenn ich meine Ansicht von dem höchsten Zwecke unserer Gesellschaft und ihren Einrichtungen der gütigen Beurtheilung anheimgebe. Denn von Jemand, dem zum ersten Male durch das Vertrauen einer Gemeinschaft das Ordneramt in ihr übertragen wird, erwartet man billig, daß er darlege, wie er das Wesen dieser Gemeinschaft aufgefaßt hat, und wie demselben ihm die Ordnungen zu entsprechen scheinen, in die er nun mit seiner Thätigkeit eingehen soll. Das heutige Fest aber, das Geburts- und Lebensfest unserer Gesellschaft, erfordert nicht nur einen Rückblick auf vergangene Leistungen und Ergebnisse, sondern auch je bisweilen ebenso irgend eine Darstellung, wodurch das Ziel, dem sie entgegenstrebt, lebendiger wieder vor das Auge tritt, und der Maaßstab angedeutet wird, woran sie selbst ihre Lebensäußerungen zu messen pflegt.

Unsere Gesellschaft nennt sich im Allgemeinen die deutsche Gesellschaft, im Besondern die Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Damit ist ihr Wesen und Zweck hinreichend ausgesprochen. Sie hat ihr innerstes Leben in der Erforschung deutscher Art, deutschen Wesens und ihren höchsten Zweck darin, daß

sie immer mehr und mehr die deutsche Volksthümlichkeit sich zum Bewußtsein und zur Darstellung bringe. So darf denn von ihr billig Nichts als völlig fremd zurückgewiesen werden, was entweder rein aus deutschen Lebenskeimen hervorgewachsen ist oder doch deutsches Gepräge erhalten hat, von welchem Gebiete aus es ihrer Kenntnißnahme dargeboten werden mag. Auch ist dies thatsächlich nie geschehen. Ganz unmöglich freilich würde es einer Gesellschaft, wie der unsrigen, sein, allen Richtungen, in die das deutsche Leben sich ergossen, und allen Gestaltungen, die es angenommen oder umgebildet hat, auf dem Wege selbstständiger Erforschung gleichmäßig nachzugehen, wie das zu Tage liegt. Auch ist dies zum Glücke nicht nöthig, und würde, wäre es möglich, kaum ersprießlich sein. Des Menschengeistes wunderbarste Schöpfung, gefügigstes Werkzeug und klarster Spiegel ist die Sprache, und des Volksgeistes eigenthümliche Schöpfung, Werkzeug und Spiegel die besondere Sprache seines Volkes; und kaum möchte eine eigenthümliche Gestaltung des Lebens eines gebildeten Volkes gefunden werden, welche sich nicht in seinem Schriftenthum angedeutet, erklärt oder dargestellt fände. So spiegelt z. B. in der griechischen Sprache sich ab der Geist eines Volkes, das herrlich begabt nach den beiden Seiten des natürlichen Lebens, innerlich beweglich, nach dem Gesetze der Schönheit hin sich ausbildete und in ihm sich befriedigt fand, so erscheint die lateinische Sprache als Sprache eines königlichen Volks der Herrschaft und der Gesetze; und wer möchte leugnen, daß erst durch das Schriftenthum dieser Völker alle andern Denkmäler ihres volksthümlichen Schaffens und Seins Athem, Leben, volles Verständniß gewinnen, so wahr auch, schwiege Schrift und Geschichte von ihnen, das Wort Schillers bleibt:

„Tausend Steine könnten redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt."

So wesentlich gehört ein Volk mit seiner Sprache und seinem Schriftenthum zusammen, daß, sobald ihm Beides anfängt unverständlich und als etwas Fremdes entgegen zu treten, es aufhört selbstständig mitzuarbeiten an der Entwicklung des Menschengeschlechtes und ausgestrichen wird aus dem Rathe der Völker. Volle Erkenntniß aber des Gewordenen giebt es nicht ohne die Anschauung des Werdens; und, welches die wahre Eigenthümlichkeit eines Volkes ist, was in ihm aus gesunden Keimen hervorgegangen, wie es

in irgend einem gegenwärtigen Zustande zu seinem Urbilde sich verhält, kann nur durch sorgfältiges Eingehen in die Entwicklung desselben erkannt werden. Soll daher unsre Gesellschaft nicht an ihrem innern Leben kranken, so muß sie stets Männer in ihrer Mitte haben, welche dem Entwicklungsgange unserer Sprache und unseres Schriftenthums selbstständig nachforschen und die gefundenen Schätze zugänglich machen. Besonders hervorzuheben ist hiebei der dichterische Theil unseres Schriftenthums, und in ihm das, was der Volksdichtung angehört. Denn, wie es ja vornämlich dem Dichter gegeben ist für die Lebensräthsel das lösende Wort zu finden und die zartesten wie die mächtigsten Saiten seines innersten Wesens auch andern verständlich erbeben zu lassen, so ist es dem dichtenden Volksgeiste verliehen, das Urbild, auf welches ein Volk durch einen höheren, mächtigen aber dunklen Zug sich hingetrieben fühlt, in Bildern und Tönen lebendig, wie mit einem Zauberschlage, hinzustellen, oder ringend in immer deutlichern Bildern und immer volleren Tönen zum Bewußtsein zu bringen. Darauf beruhte ja, um ein Einzelnes hervorzuheben, die mächtige Wirkung, welche das Nibelungenlied in der neuesten Zeit, zur Zeit der Befreiungskriege, welche dem wiedererwachten deutschen Volksgeiste Entstehung, Kraft und Erfolg verdankten, auf alle edlere Söhne des deutschen Vaterlandes ausübte. Es brachte heimatliche Klänge, Bilder aus der Heimat, Grüße vom Vaterhause; es zauberte herauf die Erinnerung gleichsam einer alten längst vergessenen Zeit, die aber zum Verständniß brachte, was in der tiefsten Seele geruht hatte. So kommt unter anderen auch, was mir noch nicht genug betont zu sein scheint, durch Inhalt und Art dieses Liedes, wie fast nirgend sonst, der Grundzug des deutschen Gemüthes nach der christlichen Offenbarung hin in seiner Vorbedingung zur Anschauung. Diese ist das lebendige Bewußtsein von der Herrlichkeit der Welt, daß sie vergeht, wie des Grases Blume, bei aller Freude an ihr und allem frischen Leben in ihr; wie es sich gleich im Eingange des Liedes ankündigt, in Ahnungsworten durch das ganze Lied hindurchtönt und endlich in den Schlußworten auf das deutlichste sich darlegt.

Aber so wichtig für unsere Gesellschaft es ist, daß die Erforschung des deutschen Alterthums und der deutschen Sprache nie ganz aufhöre in ihr, so sehr würde sie was ihr Noth thut verkennen, wollte sie nur solche Männer in sich aufnehmen, welche in

dieser Art der Thätigkeit sich bewährt haben. Wenn ein Gewordenes nicht ganz zu verstehen ist ohne die Beobachtung des Werdens, so umgekehrt zeigt sich der Keime Lebenstrieb, Art und Fülle untrüglich erst in ihrer höchsten Entfaltung. Jeder, welcher deutscher Bildung theilhaftig ist und befähigt und gewillt von irgend einer auch gegenwärtigen Gestaltung deutschen Geistes und deutschen Lebens auf irgend einem Gebiete Zeugniß zu geben, muß ihr höchst willkommen sein, damit gegenseitige Ergänzung und Bestimmung, damit die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Lebens nicht fehle. Aber auch der muß meines Erachtens zugelassen werden, der sich erquicken will an der Luft, die hier weht, der Anregung in der Erholung suchend lebhaft zu der süßen Gewohnheit unseres Lebens sich hingezogen fühlt, wenn gleich zu eignen Mittheilungen ihm zunächst Zeit und Galegenheit fehlen; auch ist es immer so geschehen.

Vielleicht aber möchte gefragt werden, ob die deutsche Gesellschaft wirklich keinen andern Zweck verfolge, als den, daß sie immermehr des eigenthümlich deutschen Lebens in seinen Gestaltungen sich bewußt werde. Es erscheint ein deutsches Jahrbuch, es ist von der Gesellschaft eine Verdeutschung der im Heerwesen gebräuchlichen Fremdwörter ausgegangen und zuerst der zu Frankfurt tagenden Volksvertretung und dann unserm Könige zur Benutzung und Einführung wo möglich, dargeboten werden. Die Herausgabe des Jahrbuches aber kann nimmer Zweck der Gesellschaft sein; auch hat diese lange ohne ein solches bestanden. Es legt nur Zeugniß ab von der Thätigkeit der Gesellschaft, indem es solche Mittheilungen, welche in ihren Zusammenkünften ihrem Zwecke dienten, die aber einer allgemeinern Theilnahme werth zu sein scheinen, zugänglich macht; auch bietet es andere Arbeiten, welche wegen ihrer Ausdehnung oder ihres Inhaltes für einen mündlichen Vortrag sich nicht wohl eignen, auf diese Weise den Gliedern der Gesellschaft selbst dar. Was aber die Verdeutschung und das Bestreben betrifft, die Fremdwörter aus einem großen Kreise zu verbannen und in ihm wiederum der Muttersprache das ihr gebührende Recht zu verschaffen, so kann man jener Verdeutschung sich freuen, wenn sie, wie eine reife Frucht, von selbst von unserm Lebensbaume sich löst, oder in so fern das Verdeutschen — ein Schaffen aus dem Geist der Sprache — an sich dem angegebenen höchsten Zwecke dient: aber Zweck der Gesellschaft als solcher können dergleichen einzelne, auf sichtbare Erfolge hinar-

beitende Zwecke nicht sein; sonst würde ein unerfreuliches Drängen nach immer neuen Zielen und neuen Arbeiten entstehen, da hienge Sicherheit und Freudigkeit des Lebens von äußern Erfolgen ab, die gar nicht in unsere Hand gegeben sind, es selbst würde auf jeden Fall aus seiner Bahn getrieben, und als Zweck würde gesetzt, was nur von selbst sich darbietende einzelne Erfolge sein dürfen. Die Sprachgesellschaften im 17ten Jahrhundert bieten in dieser Beziehung ein warnendes Beispiel. Sie verliefen sich in Aeußerlichkeiten, weil sie einzelne Zwecke sich setzten. Niemand wird deshalb zweifelnd nach dem Nutzen unserer Gesellschaft fragen. Wo irgend gesundes Leben gepflegt wird, da können die erfreuenden und nützenden Früchte nicht ausbleiben.

Diese Ansichten vom Wesen und Zweck unserer Gesellschaft entsprechen den Einrichtungen und Ordnungen derselben vollkommen. Zuerst ist deutlich, daß eine Gesellschaft, die so neidlos ihre Schranken eröffnet ohne irgend ein Versprechen abzunehmen oder Verpflichtungen aufzulegen, in der mehr oder minder zufälligen Stimmung der jedesmaligen Mehrzahl ihrer Mitglieder nicht die Gewähr hat, daß sie in ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit fortbestehen werde. Es gab eine Zeit, wo auch unter uns die Wogen hoch giengen und das Alte hinwegzuschwemmen drohten, damit Neues, natürlich Besseres, aufgebaut werden könne. Da mußte man hören, mehr thäte es Noth in unserem Kreise über die Handelsverhältnisse des nordamerikanischen Freistaates, als über die kümmerlichen deutschen Lebensgestaltungen in der Wüste des Mittelalters sich zu belehren. Zur Erhaltung unserer Gesellschaft in ihrem wesentlichen Bestande diente damals und soll dienen ein engerer Kreis von Männern, der sich aus dem weitern Kreise ergänzt. Von aller Einseitigkeit fern und auch hierin ein Bild der ganzen Gesellschaft handhabt er im Allgemeinen die bestimmte äußere Ordnung, insbesondere aber liegt ihm ob dafür zu sorgen, daß es der Gesellschaft nie an den Bedingungen ihres eignen Lebens fehle, daß sie nie aufhöre eine Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, eine deutsche Gesellschaft zu sein. Er übernimmt demnach Last und Pflicht, während das Recht durch Aufnahme neuer Mitglieder, durch Nehmen und Geben unsern höchsten Zweck zu fördern ein völlig

gemeinsames ist. Diese Einrichtung hat sowohl in lauen als in wild aufgeregten Zeiten sich bewährt; ihr verdanken wir das Bestehen eine Reihe von bereits 35 Jahren hindurch, ihr die Feier des heutigen fröhlichen Stiftungsfestes, ohne sie wären störende Neuerungen, Versuche, Spaltungen kaum zu vermeiden, auf jeden Fall würde uns die schöne Sicherheit und die heitere Ruhe des Lebens fehlen, deren wir bedürfen. Die Arbeit, das Mittheilen und Empfangen, fällt naturgemäß in die monatlichen allgemeinen Versammlungen, und wenn wir diese mit einem heitern Male schließen, so zeigen wir damit nur, daß wir nicht bloß Verständnis haben der deutschen Art, sondern auch selbst nicht aus der Art geschlagen sind. Denn so sehr es dem Deutschen eigenthümlich ist, in den großen, schönen oder heitern Gestaltungen des diesseitigen Lebens, in irgend erhöhtem Sinnengenusse an sich Befriedigung nicht zu suchen, noch zu finden, da dies Alles dahinschwindet und vergeht, eben so eigenthümlich ist es ihm, daß er, des Bleibenden im Wechsel sich bewußt, rückhaltlos von ganzem Herzen an diesen Gestaltungen und Genüssen und in ihnen sich erfreut. Darum konnte Luther, wie er es war und blieb, so unbedingt ein Mann des deutschen Volkes werden, weil er — Mensch in vollem Sinne — ein kräftiger, lebensvoller Mann, weder der heitern sinnlichen Freude sich entzog, noch den menschlichen Schmerz zurückhielt. Auch hierin war Luther ein Gegenbild von Calvin, welcher der Sinnlichkeit fast gar kein Recht und keinen Einfluß über sich einräumte, nnd daher nie eigentlich ein Mann des deutschen Volkes war und sein konnte.

Es bleibt nun noch eine Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens zu erwähnen. Wie der einzelne Mensch, so bedarf jede lebensvolle Gemeinschaft solcher den gewöhnlichen Wechsel der Arbeit und des Genusses unterbrechender wiederkehrender Zeiten, in welchen sie entweder mit Dank zurückblickend des Erreichten sich freut und vom Erreichten vorwärts dem Ziel entgegen das Auge wendet, oder erhöhte Lebensthätigkeit gewinnt durch den begeisternden Hinblick auf ein Ereignis, eine Zeit, einen Menschen, an welchen auf irgend eine Weise herrlich zur Erscheinung gelangte, was der Mittelpunkt ist ihres Strebens und der Bewegung in ihr. Das sind Zeiten, von denen aus Licht und Wärme auf die übrigen sich vertheilt, Zeiten, die auch äußerlich vor den gewöhnlichen ausgezeichnet werden müssen, Festzeiten, Feiertage. Solche Zeiten hat auch die deutsche Ge-

sellschaft nach den beiden angegebenen Richtungen hin in ihrem Stiftungsfest und ihrem Göthefest. Beide sind ausgezeichnet, nicht nur durch das dem Gegenstande der Feier gewidmete Wort und reichere Genüsse, sondern auch durch die Gegenwart und freundliche Theilnahme edler Frauen und Jungfrauen. Diese sind der nothwendigste Schmuck unserer Feste, die ohne sie trüber und beraubt des natürlichen Ausdrucks dessen, was sie erfüllen soll, verlaufen würden. Wo deutsches Leben und deutsche Begeisterung ist, da ist auf der einen Seite Wirkung auf der andern Huldigung der Frauen. Davon zeugen vaterländische Geschichte und Dichtung bis auf die letzten verworrenen Zeiten herab. Ja, wahrlich, kein ächter, begünstigter Sohn unseres Volkes, mag er einsamer am Abend seines Lebens stehn, oder mag ihm aus den leuchtenden Augen des um ihn aufwachsenden Geschlechtes seine eigene Kindheit und Jugend wiederstralen, kein deutscher Mann kann des Besten, was er ist und hat, sich bewußt werden, ohne in dankbarer Verehrung anzuerkennen und zu preisen, wie weiblicher Einfluß und weibliche Mächte ihn gebildet und reich gemacht, von dem ersten Blicke an, womit die Mutterliebe ihn segnete, hindurch durch die Zeit, in welcher er, wie einst sein Volk, das Urbild der Schönheit und Güte zur Königin des Himmels erhob, nur daß der Himmel sein Herz war. — Und Göthe? — an dem wir nach so vielen Seiten hin die reichste Entfaltung des Geistes bewundern, der uns hier zusammenführt und zusammenhält, der es sich bewußt war, wie irgend Jemand, daß Einflüsse edler Weiblichkeit von Anbeginn seiner schaffenden Thätigkeit das schöne Maaß gegeben und die herrlichsten Keime in ihm zur Blüte entfaltet haben, so daß er noch als Greis das Wort sprach in überschwänglicher Weise: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan —" können wir würdig sein Fest feiern ohne die erfreuende Theilnahme derer, die er mit den edelsten Umrissen gezeichnet, mit seinen seelenvollsten Tönen gefeiert hat? Können seine ewigen Lieder tiefer und lebendiger uns in die Seele dringen, als getragen von den Tönen weiblichen Gesanges?

Doch ich schließe mit dem bittenden Wunsche: Möge unter uns immer reichlicher aus den Schätzen deutscher Art und Kunst Altes und Neues mitgetheilt, immer frischer gegeben, immer fröhlicher genommen werden. Mögen auch in Zukunft zu unsern Festen edle Frauen und Jungfrauen gern herzutreten, duftende Blüten in unsern Ehrenkränzen, unserer Festfreude milde Lebensspenderinnen.

Kläden.

XIX.

Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft und Verzeichnis der in den Versammlungen vorgelegten Werke Deutscher Litteratur und Alterthumskunde.

Vom Juli 1848 bis October 1850.

Im Juli 1848 las Prof. v. d. Hagen Bruchstücke aus seiner Abhandlung über die Schwanensage (gedr. aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1848). Dr. Holzapfel theilte im Namen des aus den Mitgliedern ernannten Ausschusses einige Vorschläge zur Verdeutschung der im Heerwesen jetzt vorkommenden Fremdwörter mit, woran sich eine längere allgemeine Besprechung knüpfte*). Aehnliche Vorschläge wurden in der Versammlung im August für die Abfassung des Bürgerwehrgesetzes gemacht. — Im September gab Prof. Maßmann einen Bericht über das Gothische Wörterbuch von Schulze, namentlich auch über die Vorrede dazu von Jac. Grimm, in welcher unter Anderm manche Vermuthungen über Pflanzennamen im **Dioscorides**, die Gothischen Ursprungs sind, gegeben werden. Ferner besprach derselbe den vor kurzem erschienenen siebenten Band der Dichtungen des Deutschen Mittelalters, herausgeg. von Fr. Pfeiffer, und fügte hinzu, daß die

*) Man vergleiche über die Ergebnisse dieser und mehrerer Besprechungen in den folgenden Monatsversammlungen: den letzten Aufsatz im achten Bande des Jahrbuchs S. 392 „Fremdwörter im Heerwesen;" den neunten Aufsatz des gegenwärtigen Bandes: „Fremdwörter im deutschen Heerwesen," und die besonders herausgegebene kleine Schrift: Benennungen im deutschen Heerwesen. Verdeutschungsvorschläge der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache. Herausgegeben von R. Holzapfel. Berlin 1850. 8.

ganze Erzählung: Mai und Beaflur, mit dem Enenkel übereinstimme. Zuletzt berichtete er über seine Ausgabe der Kaiserchronik. Director Odebrecht theilte aus einem Aufsatze des Nieder-Lausitzischen Magazins, einen Codex epistolaris betreffend, mit, daß in demselben die Margaretha Maultasche Chriemhilde genannt werde, woraus also eine Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede in jener Zeit hervorgehe. — Die Sitzung im October wurde mit Besprechung der Uebertragung der fremden Ausdrücke des Heerwesens ausgefüllt. — In der Decembersitzung las Dtr. Odebrecht einiges wenig Bekannte, theilweise auf unsere Zeit Anwendbare, aus dem zweiten Bande des deutschen Museums vor: die Ankündigung der Schillerschen Thalia; eine Abhandlung von E. F. Klein über den Nutzen der Gewalt und des Zwanges in Bezug auf Gesetzgebung; Beiträge zum Stadt- und Land-Recht; Schilderung des Wieners, in Katechismusform; Gedichte von Moses Kuh.

1849.

Zu Beamten waren für dieses Jahr gewählt: Director August zum Ordner, Prof. Maßmann zum stellvertretenden Ordner, Dr. Lütcke zum Schreiber und Buchwart; Stadtrath Klein zum Schaffner. In der Januarversammlung stellte Dr. Holzapfel den Antrag, ebenso wie unser Heerwesen, so auch das Gerichtswesen von den vielen fremden Ausdrücken zu säubern. Die Gesellschaft ernannte zu diesem Zweck einen engeren Ausschuß und beschloß, auch Juristen, die nicht ihre Mitglieder wären, zur Unterstützung bei diesen Bestrebungen heranzuziehen. Schließlich las Dir. Odebrecht noch aus dem deutschen Museum eine Rede vor, die Göthe im Jahre 1784 als Vorstand des Bergamtes in Ilmenau gehalten hatte*). — Im Februar wurden mehrere Verdeutschungen von fremden Ausdrücken im Gerichtswesen vom Dr. Holzapfel vorgelegt und von den Anwesenden besprochen. Diese Besprechungen wurden auch in den nächsten Versammlungen im März und April fortgesetzt; außerdem wurde ein Schreiben an Se. Maj. den König entworfen, welches den Zweck hatte, denselben mit diesen Bestrebungen der Gesellschaft bekannt und geneigt zu machen, ihnen so viel wie möglich Eingang in das bürgerliche Leben zu verschaffen. —

*) In Goethe's Werken Ausgabe in Fol. Bd. II, Thl. 2, S. 634.

In der Sitzung des Mai las der als Gast anwesende Oberlehrer Rührmund den Aufsatz über Wolframs von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, welcher in diesem Bande unter Nr. II. abgedruckt ist. — Im Juni las der Ordner die königliche Antwort auf die Zuschrift bei Darreichung der Sammlung verdeutschter Kriegsausdrücke vor. In Folge eines von Außerhalb eingesandten Aufsatzes machte Prof. Maßmann den Antrag, alles zum Druck für das Jahrbuch Gebotene von einer Art Ausschuß der Gesellschaft durchsehen und das zum Abdruck sich Eignende bestimmen zu lassen. Man ging hierauf ein und übertrug dem Prof. v. d. Hagen, als Herausgeber, mit den Herren Maßmann und Klöden diese Beurtheilung. — Ueber die Berlinische Göthefeier im August, welche, von unsrer Gesellschaft ausgehend, auch vornämlich durch sie ausgeführt wurde (vgl. oben S. 279), wurde in der Septembersitzung von dem Dr. Holzapfel Bericht erstattet, namentlich ging der Berichterstatter die verschiedenen Festlichkeiten im Schauspielhause, in der Singakademie, in den Gymnasien und im Milenzschen Saale, letztere am ausführlichsten, durch*). Darauf berichteten Prof. Zelle, und Prof. Koch als Augen- und Ohren-Zeugen ausführlich über die Göthefeier in Weimar. — Im Oktober lasen Prof. Maßmann und Dir. Kannegießer über den Abdruck der Vorauer Handschrift, namentlich besprach der Letztere das Gedicht von Alexander vom Pfaffen Lamprecht, besonders in Hinsicht auf den Sprachgebrauch und gab eine Probe von seiner Uebersetzung dieses Gedichts. Justizrath Straß theilte ein Stück aus dem ersten Akte seines Drama's Hermann mit. Prof. Müller knüpfte an eine von ihm vor kurzem herausgegebene Schrift (Die Kiffhäuser-Sage. Berlin bei Decker. 1849. 8.) einige Bemerkungen über den Namen Kiffhäuser, als Kriegs- oder Schutz-Haus, sowie über die Bedeutung der Hohenstaufen für Deutschland, namentlich, daß in ihnen das rein menschliche Princip dem römischen, papistischen unterliegt. — In der Novembersitzung berichtete Prof. Maßmann über einen vom Dr. Förstemann aus Danzig eingesandten Aufsatz: „Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen,“ welcher sich in diesem 9. Bande des Jahrbuches

*) Vgl. Die Göthefeier zu Berlin im Jahre 1849. Bericht, Gedichte, Festreden, Trinksprüche von August, Bartsch, v. d. Hagen, A. v. Humboldt, Kannegießer, Kopisch u. A. Berlin 1849. gr. 8. (48 S.)

unter Nr. III. abgedruckt findet. — In der Wahlversammlung im December trug Prof. Maßmann einen Brief vom Prof. Pfeifer vor, in dem über einige Pergamentblätter, welche Lieder von Dichtern der Manesseschen Sammlung enthalten, gesprochen wird; dieselben wurden zum Abdruck für das Jahrbuch übergeben, und befinden sich oben unter Nr. I. Die darauf folgende Wahl ergab für das nächste Jahr als Ordner den Pred. Kläden, als stellvertretenden Ordner Schulvorsteher Schmidt, als Schreiber Oberlehrer Dr. Lütcke und als Schaffner Stadtrath Klein.

1850.

Am 17ten Januar feierte die Gesellschaft herkömmlicher Weise öffentlich ihr Stiftungsfest, an welchem zuerst der vorjährige Ordner, Dir. August, die Thätigkeit und Erlebnisse der Gesellschaft während der trüben Zeit der beiden verflossenen Jahre schilderte, wobei als Lichtpunkt die vorzugsweise von dieser Gesellschaft angeregte und in das Leben gerufene großartige Göthefeier am 29. August des Jahres 1849 besprochen und auf die dauernde Stiftung einer Akademie zum Andenken Göthe's, die sich besonders mit Gegenständen der Kunst beschäftigen solle, hingewiesen wurde. Darauf sprach der neu gewählte Ordner, Pred. Kläden, in seiner Antrittsrede von den Zwecken, welche eine Gesellschaft für deutsche Sprache zu verfolgen, welche Klippen sie zu vermeiden habe, wenn sie von dauerndem Einflusse sein wolle. Diese Rede ist oben unter Nr. XVIII abgedruckt. Zuletzt sprach Prof. Maßmann von den tiefsinnigen Sagen, welche die Umgegend Erfurts, namentlich aber der Kiffhauser von dem gebannten Kaiser Friedrich Barbarossa darbietet; er zeigte aber dann in einer reichen Ausführung, daß diese Sage durchaus nicht vereinzelt dastehe, vielmehr fast in allen Gauen Deutschlands, von Holstein bis zur Schweiz, der uralte Glaube beim Volke herrsche, daß in einem benachbarten Berge ein Kaiser gebannt sich aufhalte (bald ist es Friedrich I, bald Friedrich II, bald Karl der Große, ja sogar Karl V), der zu seiner Zeit wiederkommen, worauf in dem einigen Deutschlande ein neuer Morgen des Glanzes anbrechen werde. Alle diese Sagen führen aber noch weiter zurück bis in den fernen Heidenglauben, und da entspreche dem gebannten Kaiser der vor dem einbrechenden Christenthume gewi-

chene Wodan, daher die vielen Donnersberge (Wodansberg, Gudensberg)*).

In der Märzversammlung hielt ein Gast aus Ungarn, Hr. Haberärn, einen Vortrag über die Deutschen in der Zips, oder wie die Slaven umgekehrt den Namen aussprechen, Spiz. In jener Gegend sind der Oberländer, der Gründler (Thalbewohner) und der Magyare der Sprache nach durchaus von einander verschieden, Keiner versteht den Andern. Zur Zeit der Tataren-Einfälle gründete man den **lapis refugii**, dreizehn Städte halten zusammen und schließen ihre gegenseitige Abrechnung beim Bruderbier. Den Zipsern ist es noch Bedürfnis, in die Kirche zu gehen; die Predigt wird nachgeschrieben und zu Hause durchgegangen; die Bibel ist ein Hausvermächtnis, und man freut sich, sie vor den Jesuiten gerettet zu haben. Die Kinder singen noch den Anfang eines alten Liedes: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt;" das Uebrige des Liedes wissen sie aber nicht mehr. Die Mädchen gehn in die Kinderlehre bis sie Bräute werden; die Hochzeiten feiert man sehr großartig. Von eigenthümlichen Zipser Ausdrücken wurden angeführt: floßäugeln — Thränen vergießen; Grullen — Kartoffeln; Glaudur — Kopf; kaulig — kugelrund; küren — buttern; Kock — Eierschale; Schlitten — Schleppe; Tirpel Thürschwelle; Teutsch — große Hand; was hängst Du die Lauern — was bist Du traurig? — Im April las Prof. Maßmann den oben unter Nr. IV abgedruckten Aufsatz: Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war ursprünglich der deutsche König? — Im Mai hielt der Ordner, Pred. Kläden, den Vortrag über Simplicissimus von Chr. v. Grimmelshausen, welcher sich unter Nr. V dieses Bandes des Jahrbuches abgedruckt findet. Dr. Lütcke sprach über verschiedene Arten der Steigerung und Verstärkung deutscher Adjectiva durch Vorsetzung von anderen Wörtern, wobei drei Klassen solcher Zusammenstellungen angenommen wurden: 1) durch getrennte Vorsetzung eines steigernden Adverbs, z. B. hart, sehr, gewaltig, ungeheuer, niederträchtig, und viele andere zum Theil sehr mahlende; 2) unmittelbare Zusammensetzungen mit Substantiven (Stock, Stein, Blut, Grund, Erz,

---

*) Dieser Vortrag ist späterhin besonders abgedruckt worden unter dem Titel: Kaiser Friedrich im Kiffhäuser. Vortrag gehalten in der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1850. 8.

Kreuz u. A.); 3) durch doppelte Zusammensetzungen mit zwei oder drei steigernden Begriffen (splitterfaselnackt, mutterseeligallein, funkelnagelneu). Genauer besprochen wurde die letzte Klasse. — Prof. Maßmann machte Mittheilungen über bildliche Darstellungen auf einigen Kästchen, die einen gemeinsamen Gegenstand betreffen, nämlich die Stufen der Minne, versinnbildet durch einen Jüngling und eine Jungfrau, zu denen in einer Auffassung noch Frau Venus hinzukommt; er erwähnte namentlich drei solcher Kästchen, die sich zu Berlin (in der Kunstkammer), zu München und im Privatbesitz befinden; neben den Bildern sind Verse angebracht*). — In der Juniversammlung wurde von dem Ordner, Pred. Kläden, mitgetheilt, daß der Prof. Preuß ein Schreiben an die Gesellschaft gerichtet habe, in welcher er um den Nachweis bittet, wo sich folgende von dem Minister von Herzberg dem Könige Friedrich II als Beispiel sehr großer Geschmacklosigkeit damaliger deutscher Dichter angeführte Verse befänden:

Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefen Schnee,
Ja das Eis wird endlich theuer
In der runden Caspersee.

Der Vortragende wies diese Verse nach aus einem Lobgedichte Gottscheds auf Paul Flemming (Gottscheds Gedichte 1736. S. 221). Prof. Maßmann las, aus einem abweichenden Gesichtspunkte, über dasselbe Thema, wie im Mai Dr. Lücke, nämlich über die mehrfach zusammengesetzten deutschen Adjectiva, welche dadurch eine Steigerung des Begriffs erfahren. Bei Gelegenheit der Widmung eines Buches von Th. Thräme (Entwurf einer deutschen Sprachlehre zunächst für den Gebrauch von Lehrern. Erster Th. H. 1. Dorpat 1850. 8.) an die Berl. Gesellschaft für deutsche Sprache, wurde ein Mitglied derselben, Dir. Fürbringer, zu einer genauen Beurtheilung des Buchs, um welche der Verf. gebeten hatte, im Namen der Gesellschaft ermächtigt. — Die Juliversammlung fiel, wie gewöhnlich, wegen Abwesenheit der meisten Mitglieder, aus. Im August feierte ein Vortrag des Prof. v. d. Hagen den Goethe-Tag. Dr. Kuhn theilte Einiges von der

*) Die beiden letzten Holz-Kästchen sind ausführlich beschrieben und all ihre Reime mitgetheilt durch Prof. v. d. Hagen in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1844; ebenso die erste, in Leder gepreßte Truhe des 14. Jahrhunderts, 1850.

Ausbeute mit, die er auf seiner diesjährigen Reise in Westfalen gewonnen, namentlich diejenigen Sagen und Gebräuche, welche er oben in dem Aufsatze Nr. VI. Schönaunken; Witte wiwer; Zwergsagen u. s. w. besprochen hat. — Im September gab Pred. Kläden weitere Mittheilungen über Simplicissimus, namentlich über die religiöse Richtung des Chr. v. Grimmelshausen: daß derselbe Katholik war, ist ausgemacht, und zwar sagt er selber, er erkenne die alte katholische Kirche an; die Erkenntnißquellen in der Religion seien die Bibel, die Schriften der Kirchenväter und die Tradition; dagegen sind ihm die Aussprüche der Päpste keineswegs unwidersprechliche Autoritäten, namentlich tadelt er die Bündnisse derselben mit Andersglaubenden; die Protestanten liegen ihm fern, dabei erkennt er aber jede sittliche Größe in ihnen als solche an, wie Gustav Adolf von Schweden; das Gespräch: „Simplicii angegebene Ursache, warumb er nicht katholisch werden wolle?" ist ohne Zweifel von ihm, der Inhalt beweist es, und das Fehlen der Autorität des Papstes spricht nach Obigem keineswegs dagegen, nur ist die Einkleidung der Vertheidigung des katholischen Glaubens etwas anders als sonst, auch ist die Schreibart nicht ganz so hervorstechend simplicianisch, aber das ist auch in mehreren kleinen Schriften von ihm der Fall. Darauf zeigte Peof. Maßmann ein mit Bildschnitzereien und Inschriften versehenes Horn vor, was ein Hirt bei Ratzeburg im J. 1794 gefunden hat und jetzt in der Universitätssammlung zu Kiel aufbewahrt wird; die Buchstaben sind sehr eigenthümlich gestaltete lateinische, deren manche wohl mehrerlei bedeuten, die Lesung und Deutung ist aber noch nicht gelungen. — In der Sitzung im October las Dr. Mahn über die Ableitung des Namens Preußen eine Abhandlung, die unter dem Titel: „Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Preußen von C. A. F. Mahn, Dr. Berlin 1850, bei dem Verfasser" besonders abgedruckt ist. Darauf berichtete Dir. Fürbringer über die Grammatik von Thräme; s. oben. Zuletzt las Prof. v. d. Hagen eine Rede in dem Modedeutsch des 19ten Jahrhunderts vor, welche oben unter Nr. XIV abgedruckt ist.

Vorgelegt wurden der Gesellschaft folgende Werke aus dem Gebiete der neuesten Litteratur und zwar vorzugsweise so weit sie die deutsche Sprache und Kunst betreffen, entweder als Geschenke ihrer Verfasser an die Bibliothek der Gesellschaft, oder als im

gegenseitigen Austausch mit anderen Gesellschaften ihr zufallend, oder bloß zur Kenntnisnahme ihrer Mitglieder:

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausg. von Haupt. Bd. 7. Lpz. 1849. 8. — Philol. und hist. Abhandl. und Monatsberichte der Berliner Akad. d. Wissensch. 1848—50. Bülletin d. Münchener Akad. d. Wissensch. N. 1—33. (1848). Münchener gelehrte Anzeigen. 1849. Nr. 146—149. 152. (Recensionen von Maßmann über neue Ausgaben des Annoliedes). — Westfälische Provinzialblätter. Bd. 3. H. 3. 4. Minden 1845. 1846. — Histor. Skizze über Entstehung der Westfäl. Gesellsch. zur Beförderung vaterländ. Cultur. Von N. Meyer. Minden 1846. — Archiv für das Studium der neueren Sprachen von L. Herrig und H. Viehoff. Bd. 4, H. 2. Elberfeld 1848. — Berichte der deutschen Gesellsch. in Leipzig. 1847. 1848. — Neues Lausitzer Magazin. Bd. 24. 25. 26. Görlitz. 1847—1849. — Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 10. Würzb. 1849. — Vierzehnter Bericht der Schleßwig-Holstein-Lauenburger Gesellsch. für Alterthümer; herausg. von Möllenhof. — Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg. Bd. 2. H. 4. Altenb. 1848. — Siebenter Jahresbericht über den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Schriften. Von Dr. Dähner. Zwickau 1848. — Archiv für Schweizerische Geschichte. Bd. 6. Zürich 1849. — Berlinische Blätter für deutsche Frauen. Herausgeg. von Fr. de la Motte Fouqué. 12 Bde. Berl. 1829. 1830. — Baltische Studien. Jahrg. 14, H. 1. Stettin 1850.

Gothisches Glossar von E. Schultze. Magdeb. 1848. gr. 4. Det gotiske Sprogs Formlaere. Von P. A. Münch. Christiania 1848. — Sammenlignende Fremstilling af det danske, svenske og tydske Sprogs. Von P. A. Munch. Christiania 1848. — Det norske Folkesprogs Grammatik af Jvar Aasen. Christ. 1848. Entwurf einer deutschen Sprachlehre zunächst für den Gebrauch von Lehrern. Von Th. Thräme. Th. 1, H. 1. Dorpat 1850. — Dictionnaire étymologique de la langue Wallonne par Ch. Grandgagnage. Liège. 1847. — Hephästion oder Anfangsgründe der griech., röm. und deutschen Verskunst. 3te verb. Ausg. Von Fr. A. Gotthold. Königsb. 1848. — Ueber die Nachahmung der ital. und span. Versmaaße unserer Muttersprache. Von F. A. Gotthold. Königsb. 1847. — Die Klassifikation der Sprache dar-

gestellt als die Entwickelung der Sprachidee. Von H. Steinthal. Berl. 1850.

Scriptores rerum Lusaticarum Vol. II. Görlitz 1839. 8. — Histor. topograph. Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen. Von G. Landau. H. 1. 2. Kassel 1848. 1849. — Gesch. der Städte Umstadt und Babenhausen. Von J. W. Ch. Steiner. Aschaffenb. 1827. — Gesch. und Alterhümer des Rodgaues im alten Maingau. Von Dems. Darmstadt 1833. — Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Von Dems. Darmst. 1834. — Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Von Dems. Darmst. 1841. — Ludwig I, Großherzog von Hessen und bei Rhein. Von Dems. Aschaffenb. 1842. — Geschichte des Patrimonialgerichts Londorf und der Freiherren von Nordeck. Von Dems. Darmst. 1846. — Oberrheinische Chronik, älteste bis jetzt in deutscher Prosa, herausg. von Fr. Grieshaber. Rostock 1850. — Cäsarius von Heisterbach. Von Alex. Kaufmann. Cöln 1850. — Deutsch und Welsch, oder Weltkampf der Germanen und Romanen. Von H. F. Maßmann. München 1843. 4. — De quelques chroniques monastiques, par le Baron de Reiffenberg. — Godefroid de Bouillon, suite du chevalier au cygne, avec des recherches sur la première croisade; par le B. de Reiffenberg Bruxelles. 1848. gr. 4. — Philippe II et la Belgique, resumé politique de l'histoire de la révolution Belge du XVIme siècle. Par Borgnet. Liège 1849. 4. — Zur Geschichte Castiliens, aus der Chronik des Alonso de Palencia. Herausgegeben von W. L. Holland. Stuttg. und Tübingen 1850. — Skandinaviens Hällristningar, arkeologisk Afhandling af Axel Halmberg. H. 2. Gothenburg 1848. Fol. — Grabmäler Irmengards und Rudolfs VI. von Baden im Kloster Lichtenthal. Von Grieshaber. — Die Gräber der Liven. Von J. K. Bähr. Dresden 1850. Fol. — Puttrichs Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Bd. 2, Lief. 8. 9. Fol. — Geschichte der Gothischen Baukunst von G. G. Kallenbach. H. 1. 1849. Fol. — Ueber einige Denkmäler der königl. Museen zu Berlin. Ein Vortrag von Piper. Berl. 1846. — Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters. Ein Beitrag zur Spruchpoesie von J. v. Radowitz. Stuttgart und Tübingen 1850. — Der Ursprung der Katzenmusiken. Von G. Philipps. Freiburg 1849. — Scheible's Klo-

ster. 1845—48. Zelle. Stuttg. 1849. — Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange dargestellt von Dr. F. Strauß. Berlin 1850. — Göthe in Berlin. (Von Teichmann). Berl. 1849. — Ueber die ethische und relig. Bedeutung der neueren romantischen Poesie. Von Jos. Freih. von Eichendorf. Leipzig 1847. — Geschichte des deutschen Sprachstudiums seit der Reformation. Von Th. Thräme. Reval 1848. — Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Mit Wörterb. und einem Grundriß zur gothischen Buchstaben- und Flexionslehre Von K. A. Hahn. Heidelb. 1849. — Programm der Universität Kiel. 1847. 4. — Réponse de Mr. Libri au rapport de Mr. Baudy Londres 1848. — Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Von J. Gräße. Dresden 1850. 4. — Germaniens Völkerstimme. Herausgeg. von J. M. Firmenich. Bd. 2, Lief. 4—6. Berl. 1849. — Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Lpzg. 1848. — Das deutsche Räthselbuch von K. Simrock. Frankfurt 1850. — Norwegische Volksmärchen gesammelt von Osbjörnsen und Moe. Deutsch von Bresemann. Berlin 1847. — Svenska folksböcker, af Bäckströn. Bd. 2. 1847. — Speculum regale: Konge speilet. Christiania. 1848. — Alexanders Saga; af l. R. Unger. Christ. 1848. — Fagrskinna, kortfattet norsk konge Saga etc. udgivet af Munch og Unger. Christ. 1847. — Olafs Saga hins helga, af Keyser og Unger. Christ. — Afzelius, Afsked af Svenska Folksharpan. Stockh. 1848. — Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 7 (Mai und Beaflor). Herausgeg. von Fr. Pfeiffer. Lpzg. 1848. — Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt von Ferd. Bäßler. H. 1: Der gute Gerhard; H. 2: Kleeblatt kurzweiliger Erzählungen: Zwerg Laurin; der arme Heinrich; Kaiser Otto mit dem Barte. Berl. 1849. gr. 16. — Ueber eine Episode im Parcival. Progr. von Rührmund. — Lieder Heinrichs, Grafen von Würtemberg. Herausgeg. von Holland und Kelter. — Verzeichnis der in Tübingen promovirten Doctoren; nebst einer Probe von Walthers von Rheinau Marienleben, herausgeg. von Dr. H. A. Keller. — Der Heiland (Heliand) übers. von K. L. Kannegießer. Berl. 1847. — Der Soester Daniel oder das Spott-

gedicht Gerhard Haverlands. Von L. F. v. Smitz. Soest 1848. — Die Kaiserchronik, herausgeg. von Maßmann. 2 Bde. Lpzg. 1849. — Deutsche Volksbücher, herausgeg. von O. L. B. Wolff. Nr. 49. 50. Lpzg. 1849. — Friedrichs und Berta's Tod. In 10 Romanzen. Von Fr. Zander. Königsberg 1848. 16. — Elf Bücher deutscher Dichtung. Von K. Gödeke. 2 Abtheilungen. Lpzg. 1849. — Deutsche Gedichte des 11ten und 12ten Jahrhunderts (die Vorauer Handschrift); herausgeg. von Jos. Diemer. Wien 1849. — Der Pfaff von Kalenberg. Von An. Grün. Lpzg. 1850. — Lieder Guillems IX, herausgeg. von Ad. Keller. — **Four old plays. Cambridge.** 1848.

Festversammlung am 14. November.

In der Einleitungsrede setzte der Ordner die Bedeutung der auf diesen Tag verlegten Feier auseinander: Eigentlich sei sie Schiller gewidmet, dessen Geburtstag um diese Zeit falle (10te oder 11te November), wie aber Schiller und Göthe einander ergänzen, so werde auch Göthes Andenken zugleich gefeiert, besonders da die diesjährige Göthefeier ausgefallen sei; Luthers Geburtstag aber mahne zugleich, auch das Andenken des großen Reformators zu erneuern, da er die Grundlage der neueren deutschen Litteratur sei; endlich sei der 14te November der Sterbetag Jean Pauls und Leibnitzens, der ächten Förderer des deutschen Geistes und der deutschen Sprache. Darauf sprachen folgende Festredner: 1) Obristlieutenant von Rebenstock sprach in einem längern Gedichte eine Würdigung Schillers nach allen Seiten seiner reichen Thätigkeit aus. 2) Professor Maßmann entwickelte die Eigenthümlichkeit Schillers und Göthes, ihre Einwirkungen auf einander, ihre beiderseitigen Einwirkungen auf die Zeitgenossen und die der Zeitgenossen und Zeitumstände auf sie, namentlich aber ihr Verhältnis zu den Frauen. Die Frauen gôthescher Dichtungen und aus Göthes Leben sind schon oft geschildert worden, die schillerschen treten nicht so hervor, namentlich Schillers Mutter, die aber auch von unverkennbarem Einfluß auf Schiller gewesen ist: sie liebte die Natur, las gern Lebensbeschreibungen und

die Werke der Dichter ihrer Zeit, so wie sie auch selber dichtete, namentlich ist ein Gedicht zum Geburtstage ihres Gatten bekannt geworden; auch liebte sie die Musik, und spielte selber die Harfe. So wie Schiller und Göthe in ihrer Liebe zu den Frauen einander gerade entgegengesetzt waren, so unterscheiden sich auch die schillerschen Frauengestalten von den götheschen weit. Schiller war zu vielen Liebschaften zu ernst, die Schilderung seiner Liebe ist rein ideell; so sind seine Gedichte an Laura zum Theil höchst sinnlich, jene Laura aber, eine Hauptmannswittwe, war eine ganz gute, aber höchst gewöhnliche Frau; Schiller lebte gleichsam erst neu auf, als er sich verheirathet hatte. Nie konnte er solche Liebeslieder dichten wie Göthe, der alle seine Schilderungen auch selbst durchgelebt hatte, dem überhaupt das Leben stets zu seinem Dichten dienen mußte, der von aller Formelfessel sich fern hielt, und dem daher auch der Ausdruck der positiven Religion nicht gelang, obgleich er die Religion tief im Innern besaß. So wie Göthe den ungeheuersten Einfluß auf seine Zeitgenossen durch Götz von Berlichingen und noch mehr durch den Werther ausgeübt hatte, eben so hatte Schiller tief auf seine Zeitgenossen eingewirkt durch die Räuber. Von diesem Einflusse zeugt z. B. die phantastische Todtenfeier Schillers durch den dänisch-deutschen Dichter Jens Baggesen in Hellebeck, sechstehalb Meilen nördlich von Kopenhagen, als sich im Jahre 1791 die falsche Nachricht von Schillers Tode verbreitet hatte.*) Von der Ein- und Nachwirkung der Räuberperiode, einer wunderbaren Verquickung von Natur und Unnatur, wurde Deutschland eigentlich erst 1813 befreit, als Körners Einwirkung begann. Die Näherung zwischen Göthe und Schiller geschah 1790, obgleich Beide sich noch vielfältig gegenüber standen. Göthe hatte seine Sturm- und Drang-Periode völlig abgestreift durch die Italiänische Reise, daher waren ihm Schillers Räuber sehr zuwider und ihr großer Einfluß schien ihm bedenklich; Don Carlos sagte ihm auch noch nicht zu, daher mied er Schiller immer noch; erst seit 1794 war er untrennbar von ihm, und sein Tod 1805 erschütterte ihn aufs tiefste. In dieser Periode von Schillers Leben finden wir die Balladen, die Glocke, die ausgebildeteren Dramen, alle Werke folgten sich in wunderbarer Schnelle. Die Werke aller Perioden aber durchdringt, wie Göthe sagt, die

*) Vgl. Schillers Leben von G. Schwab S. 441.

Idee der Freiheit, nur jedesmal in einer andern Gestalt. Je später, desto mehr drang Schiller in sein eigenes Innere. Der letzten Periode gehören auch viele kleinere Gedichte über die Frauen an; so das: Ehret die Frauen! Das weibliche Ideal; die Macht des Weibes. Diese Gedichte verglich der Leser mit Götheschen derselben Periode. In dem Liede von der Glocke spiegelt sich Schillers ganzer Seelenadel, namentlich auch in der Ansicht von der Liebe in allen Lebensaltern. — 3) Prof. v. d. Hagen gab eine Erinnerung an Jean Paul, an seinem Todestage. Bei ihm zieht sich der Gedanke an den Tod durch das ganze Leben und durch alle Werke; aus Altgermanischem in Mythos und Epos vorgebildetem Grundzuge der Todesverachtung und Todesbesiegung durch unsterbliches Leben: was die Germanen vor Allen zum Christenthum bestimmte; sowie der Tod noch ihr höchstes Leben nicht trübt, und selbst in Schillers Lied an die Freude erscheint. Jean Pauls Sentimentalität und Humor, als Klage und Erhebung über das Vergängliche, beruht hierauf wie bei dem Verfasser der empfindsamen Reise und des Tristram Shandy. Eigenthümlich ist ihm die Ueberschwänglichkeit beider; die tiefe Gemüthlichkeit des kleinen armutseligen Lebens; die scheinbare Formlosigkeit der durchgängigen Prosa (namentlich seine Streckverse, die der Leser den indischen Sloken verglich); das Umsichgreifen in alle Wissenschaften; die kühnsten Ideenverbindungen. Diese Verwandtschaft mit orientalischer, namentlich persischer und indischer Darstellungsweise hebt am meisten Göthe hervor in einer Anmerkung im westöstlichen Divan, überschrieben: Vergleichung. Göthe würdigt ihn in dieser Hinsicht vollkommen, obgleich ihm diese Erscheinung sehr fremdartig war, besonders eben wegen des durchgreifenden Todesgedankens. Umgekehrt hielt Jean Paul nicht so viel auf Göthe, wie auf Herder, der sein Ideal war (namentlich im Hesperus). Der Leser schilderte den großen Einfluß, welchen die einzelnen Werke Jean Pauls, namentlich in der Gestalt ihrer ersten Ausgaben, auf ihn selbst gehabt haben. Jean Paul ist der dritte Geistes-Zeitgenosse zu dem großen Zwillingsgestirn. Als den vierten des Kleeblattes nennt er Ludwig Tieck, den einzigen Dichter, der mit Schelling und Humboldt, bei uns, in seiner Vaterstadt, noch lebend die alte Heroenzeit darstellt. — Der vierte Vortrag, Erinnerung an M. Luther, vom Dir. Fürbringer, mußte wegen Mangels an Zeit auf eine andere Festlichkeit verschoben werden. Ein

frohes Mahl, durch kunstvollen Gesang verschönt, endete die Festlichkeit, welcher Professor Maßmann folgendes Gedicht gewidmet hatte:

„Der zehnte November.

Es stehn zwei helle Zeichen
Am Sternenhimmel heut,
Zwei Helden sonder Gleichen
Uns der Kalender beut;
An gleichem Tag geboren,
Obschon nach manchem Jahr,
Zu gleichem Werk erkoren
Vom Geiste wunderbar.

Den ich zuerst hier küre,
Das soll das Mönchlein sein:
Die Theses an der Thüre
Die klangen noch Latein,
Da lag's wie eine Wolke
Noch auf dem Mutterwitz;
Doch als er sprach zum Volke,
Da traf's wie Donner und Blitz.

Und als er kühn bekennet
Vor Kaiser und vor Reich,
War flugs die Glut entbrennet
In allen Landen gleich;
Und als gedeutscht die Bibel
Und deutsch sie ausgelegt,
Hat er von Grund zum Giebel
Den Tempel rein gefegt.

Der Zweite, den der Zehnte
Im Windmond uns gebar,
Das war der Langersehnte
Am Vaterlandsaltar;

Der schlug mit gold'nem Hammer
An's Glockenherz der Zeit
Und hat aus tiefem Jammer
Den deutschen Geist befreit.

Unschönen ein Erschrecker
Durch Xenien blitzesschnell,
Der Wahrheit ein Erwecker,
Der Freiheit selbst ein Tell,
Wetzt' er dem Muth die Waffen
Für kühne Zukunftsmaht,
Dran Körner mitgeschaffen
Und mitgeblutet hat. —

Das sind die beiden Helden
Vom zehnten Windmondstag,
Von denen ewig melden
Bewundrung soll und mag:
Der Luther und der Schiller,
Retter aus Geistesnoth,
Des Volkes Sehnsuchtsstiller,
Ein Zwillingsmorgenroth.

Des Einen Glaub' und Liebe,
Sein Kampf- und Todesmuth,
Des Andren Schöpfertriebe
Und der Gedanken Glut —
Das sind die heil'gen Waffen
Des hehren Doppelhorts:
Soll ich in Eins sie raffen,
Es ist die Macht des Worts.

Das ist das Schwert, das scharfe,
Das durch die Seele bort;
Das ist die Aeolsharfe
Des Geistes: Zauberwort
Hochheil'ger Muttersprache,
Des Denkens Wurzelkraft,
Dich nie erschöpfte Brache
Für Kunst und Wißenschaft;

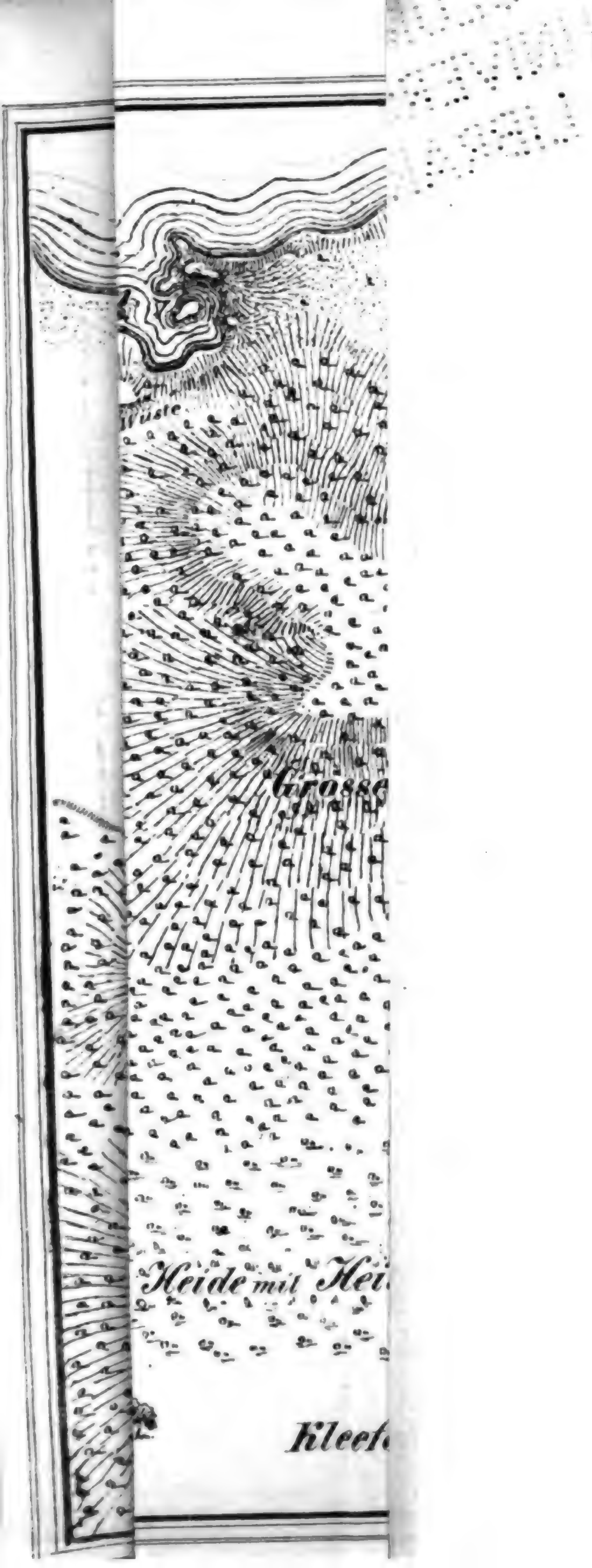
Dich Ruf zur Geisterfehde,
Dich milden Friedenshauch,
Dich Macht der reinen Rede,
Dich Recht der freien auch,
Dich, Wort, sie sollen laßen
Wohl unverkümmert stah'n
Und, wie zu Worms sie saßen,
Nie wieder an Dich gah'n."

Lütcke.

Verbesserungen.

Seite 41 Zeile 7 v. o. lies Dinsburg statt Duisburg.
" 52 " 7 v. u. " uns das vorläufige Urvolk statt nur d. verl. Urv.
" 56 " 9 v. o. " Urbevölkerung statt Uebervölkerung.
" 58 " 10 v. u. " Hortarius statt Hortanus.

Druck von J. Petsch in Berlin.


Grosse
Heide mit Hei
Kleef

Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellchaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Zehnter Band.

Mit Beiträgen von Förstemann, A. Hagen, Kannegießer, K. Köpke, Kuhn, Mahn, Maßmann, A. Müller, Rührmund, einem Schlesier, E. H. Schmidt, L. Tieck, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Leipzig, 1853.
Verlag von Hermann Schultze.

Neues Jahrbuch
der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Zehnter Band.

Mit Beiträgen von Förstemann, A. Hagen, Kannegießer, K. Köpke, Kuhn, Mahn, Maßmann, A. Müller, Rührmund, einem Schlesier, C. H. Schmidt, L. Tieck, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Leipzig, 1853.
Verlag von Hermann Schultze.

I.

„Das Lied der Niebelungen.

Ein Altdeutsches Episches Gedicht,

neu bearbeitet und herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Erstes Buch.

Crimhilde und Brynnhilde.

In fünf Gesängen.

Erster Gesang.

Uns ist in alten Mähren Wunders so viel gesagt
Von Helden großer Ehren, von Rittern unverzagt,
Von Freuden, Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streite mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es lebte in Burgonden ein edles Mägdelein,
Daß in allen den Landen nichts Schönres mochte sein,
Crimhild war sie geheißen, die ward ein schönes Weib;
Darum musten viel Degen nachher verliehren ihren Leib.

Es warben kühne Recken und Niemand trug ihr Haß,
Zur Liebe auserkohren die Minnigliche was,
Denn ohne Maßen schöne so war ihr edler Leib,
Der edlen Jungfrau dienten auch viele andre schöne Weib.

Drei Könge pflagen ihrer sehr reich und adelich,
Gunther und Gerenot, die Recken löbelich,
Und Giselher der junge, ein auserwählter Degen,
Die Frau war ihre Schwester, die Fürsten musten ihrer pflegen.

Die Herren waren milde, von Arte hochgeborn,
Mit Kraft ohn' Maßen kühne die Recken auserkohrn
Allda zu den Burgunden, so war ihr Land genannt;
Sie thaten starke Wunder nachher in König Etzeln Land.

Zu Wormes bei dem Rheine wohnten sie mit ihrer Kraft,
Von ihrem Land' ihnen diente viel stolze Ritterschaft
Mit löbelichen Ehren bis an ihr's Endes Zeit:
Sie starben jämmerliche nachher von zweier Frauen Neid.

Eine reiche Königinne, Frau Ute, ihre Mutter hieß,
Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen die Erbe ließ
Nach seines Lebens Ende, ein kräftereicher Mann,
Der auch in seiner Jugend der großen Ehren viel gewann.

Die drei Könige waren die allerkühnsten Mann,
Mächtig von hohen Kräften, auch waren unterthan
Ihnen die besten Recken von denen man gesaget,
Sie waren stark und kühne in allen Streiten unverzaget.

Das war von Troneg Hagen, und auch der Bruder sein
Der viel geschwinde Dankwart, und von Metzen Ortwein,
Die zweene Markgrafen Gere und Eckewart,
Und Volcker von Alzey mit großen Kräften wohl bewahrt.

Roumol der Küchenmeister, ein auserwählter Degen,
Sindolt und auch Hunolt, die Herren musten pflegen
Des Hofes und der Ehren, von der Könige Dienstleuten
War da noch mancher Recke den ich euch jezt nicht kann bedeuten.

Dankwart der war Marschalk, da war der Neffe sein
Des Königes Truchsaße von Metzen Ortwein,

Der Schenke war Sindolt, ein auserwählter Degen,
Der Kammerer war Hunolt, sie konnten hoher Ehren pflegen.

Von ihres Hofes Zierde und ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde und ihrer Ritterschaft
Darin die Herren lebten mit Freud' in allen Tagen
Das könnte im Gesange euch Niemand gar zu Ende sagen.

Es träumete Crimhilden in Ehren der sie pflag,
Wie einen Falken wilden sie zöge manchen Tag,
Den ihr zween Aar' erwürgten, daß sie das muste sehen
So konnt' ihr nimmer leider auf dieser Welt je sein geschehen.

Den Traum sie da ansagte ihrer Mutter, Frau Uten,
Die konnte nimmer besser ausdeuten ihn der Guten:
Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann,
Ihn wolle Gott behüten, du must ihn bald verlohren han. —

Was sagt ihr mir von Manne, viel liebe Mutter mein?
Denn ohne Recken-Minne so will ich immer sein,
So schöne will ich bleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannes Minne nimmer gewinne keine Noth.

Versprich das nicht zu sehre, sprach ihre Mutter do,
Sollst du auf dieser Erden je herzlich werden froh,
Das kommt von Mannes Minne, du würdst ein schönes Weib
Wann dir Gott fügen möchte eines recht guten Ritters Leib. —

Die Rede lasset bleiben, viel liebe Mutter mein.
Es ist an manchem Weibe viel ofte worden Schein
Wie Liebe mit Leide zuletzt belohnen mag,
Ich soll sie meiden beide so hab' ich nimmer schlimmen Tag.

Crimhild in ihrem Muthe der Minne sich entzog,
So lebete die Gute manch' liebe Stunde noch
Daß sie nicht wuste jemand den minnen wollt' ihr Leib.
Sie ward nachher mit Ehren eines viel werthen Recken Weib.

Der war derselbe Falke, den sie im Traume sach,
Von dem ihr sprach die Mutter, den sie dann sehre rach
An ihren nächsten Freunden, durch welche er verdarb,
Durch sein einiges Sterben viel mancher Mutter Kind erstarb.

Da wuchs in Niederlanden eines edeln Königs Kind,
Siegemund hieß sein Vater, die Mutter Sigelind,
In einer Burge reichen, viel weiten wohl bekannt
Nieden bei dem Rheine, die wurde da Santon genannt. 80

Siegefried war geheißen der schnelle Degen gut, 85
Er besuchte viel der Reiche durch unverzagten Muth,
Durch seines Leibes Stärke besucht er fremde Land;
Ha, was er schneller Degen nachher zu den Burgunden fand!

Eh daß der Degen kühne gar voll erwuchs zum Mann
Hatt' er schon solche Wunder mit seiner Hand gethan (W. EL.) 90
Davon man immermehre mag sagen und auch singen,
Das wir in diesen Stunden nie könnten an ein Ende bringen.

Er hatte früh erschlagen den alten Niebelungen, *
Und einen grimmen Drachen mit seiner Kraft bezwungen,
Auch schlug er viele Riesen vor einem holen Berg,
Gewann zu seinem Diener den Alberich ein wild Gezwerg,

Und rothes Gold und Steine kam in des Heldes Hand, *
Er sahe auch Brynhilden in ihrem eignen Land,
Und fuhr zum Hunen-Reiche, sah König Etzeln Macht,
Der lebete in Ehren in Reichthum und in hoher Pracht.

Nach vielem kühnen Streiten kam ihr viel liebes Kind *
Zu Siegemund zurücke, zur Mutter Siegelind,
Da wurde groß die Freude, vergessen alle Noth,
Sie wähneten oft beide es sei der starke Siegfrid todt.

Da hieß sein Vater Siegmund verkünden seinen Mann, 113
Daß Hochgezeit er wollte mit lieben Freunden han.
Die Mähre man da führte in andrer Könge Land,
Den Kunden und den Fremden gab er die Roß' und auch Gewand.

Man mochte viele Wunder von dieser Hochzeit sagen, 121
Sieglinde und Siegmunde die konnten wohl erjagen
Mit Gute große Ehre, so viel theilt' ihre Hand
Daß man sah viel der Fremden zu ihnen reiten in das Land.

Sie liefen wo sie funden gesattelt manches Roß, 141
Im Hofe Siegemundes der Buhurt war so groß,

Daß man ertösen hörte den Pallast und den Saal,
Die hochgemuthen Degen die hatten wonniglichen Schall.

Viel manchen Stoß man hörte von Alten und von Jungen,
Daß das Brechen der Speere laut in der Luft erklungen,
Die Splitter sah man fliegen weit vor dem Pallast dann,
Da sahen die Kurzweile wohl beide Weiber und auch Mann.

Dann gingen alle Gäste wo man ihnen sitzen rieth,
Viel der edelen Speise sie von der Müde schied
Und Wein der allerbeste, den man in Füll' auftrug,
Den Kunden und den Fremden erbot man Ehre da genug.

Diese Hochgezeit währte bis in den siebenden Tag,
Siegelinde die reiche nach alten Sitten pflag,
Um ihres Kindes Liebe gab sie das rothe Gold,
Sie konnt' es wohl verdienen daß sie dem Sohne waren hold.

Man wohl nicht einen einzgen der fahrenden Armen fand,
Roße und gute Kleider gaben sie aus der Hand
Als hätten sie zu leben nur diesen einzgen Tag,
Wohl nie ein Ingesinde so großen Reichthums jemals pflag.

Es schied sich die Hochzeit mit löbelichen Ehren,
Von denen Landesherren mochte man nun wohl hören
Daß sie den jungen wollten zu einem Herren han,
Des wollt' ihnen nicht folgen Siegfried der viel herrliche Mann.

Weil daß noch beide lebten Siegmund und Siegelind,
Nicht wollte tragen Krone ihr beider liebes Kind,
Doch wollt' er Herre werden und mit Gewalt regieren,
Daß alles was er wollte der Degen konnt' zu Ende führen.

Ihn durfte Niemand schelten seit er die Waffen nahm.
Es ruhete viel selten der Recke lobesam,
Er suchte nichts als Streiten, seine kräftige Hand
War auch zu allen Zeiten in fremden Landen wohl bekannt.

Den Herrn kümmerte selten irgend ein Herzeleid,
Er hörte sagen Mähre, wie eine schöne Maid
Wäre in Burgonden zu Wunsche wohl gethan,
Von der er manche Freude und manches Leiden auch gewann.

Die ihre große Schönheit war allenthalben kund
Und auch ihr hoch Gemüthe zu derselben Stund
An der edlen Jungfrauen gar mancher Held erfand,
Es ladete viel der Gäste hin in des Königs Gunthers Land.

Was man der Werbenden nach ihrer Minne sach,
Crimhild in ihrem Sinne sich selber stets versprach
Daß sie zum Trauten wollte gar niemals keinen Mann,
Der war ihr noch viel fremde dem sie nachher ward unterthan.

Da dacht' auf hohe Minne das Siegelinde Kind,
Es war ihrer aller Werben gegen ihn wie ein Wind,
Er mochte wohl verdienen der schönen Frauen Leib,
Drum ward die edle Crimhild nachher des starken Siegfrieds Weib.

Im riethen seine Freunde und viele seiner Mann,
Da er nun jetzt auf Minne so fleißen sich begann,
Er möcht' die ihm gezieme zum Weibe sich vermählen;
Da sprach der Herre Siegfried: so will ich Crimehilden wählen,

Die edele Jungfraue von dem Burgunden Land
Um ihre große Schönheit, von Sag' ist mir bekannt
Nie Kayser war so reiche der haben wollt' ein Weib
Ihm ziemte wohl zur Minne der jungen Crimehilden Leib.

Diese selbe Mähre vernahm da Siegemund,
Es redte sein Gesinde, davon wurde ihm kund
Der Wille seines Kindes, es war ihm sehre leid
Daß er nun werben wollte um die viel herreliche Maid.

Es erfuhr auch Sieglinde des edlen Kön'ges Weib,
Sie hatte große Sorge um ihres Kindes Leib,
Den furchte sie verliehren von den Guntheres Mann;
Dies Werben man dem Degen viel sehr verleiden da begann.

Da sprach der starke Siegfried: viel lieber Vater mein,
Ohn' edler Frauen Minne wollte ich immer sein,
Oder ich würbe dorten, wo mein Herz Lieb' hin hat!
Was jemand reden konnte des war da nimmer doch kein Rath.

Da du es willst erfüllen, der König sprach also,
So bin ich deines Willens nun auch von Herzen froh,

Und will dir's helfen fügen wie ich am besten kann,
Doch hat der König Gunther viel manchen übermüthgen Mann,

Und wär' es anders Niemand als Hagene der Degen, 225
Der kann mit Uebermuthe wohl vieler Hochfarth pflegen,
Daß ich viel sehre fürchte wir mögen es beklagen,
So viel' hör' ich der Mähren von diesem kühnen Recken sagen.

Schon früh kam er als Geißel von dem Burgundenland *
Zu Etzelen dem Reichen, wo er in Stürmen stand
Und manche tiefe Wunde durch Helm und Harnisch schlug,
Daß man der grösten Wunder von seiner Stärke sagt genug.

Siegfried der Kühne sagte: ich weiß wohl, was der Mann *
In manchem harten Kampfe mit seiner Kraft gethan,
Ich fürcht' ihn doch nicht sehre, daß er mich brächt' in Noth,
Daß von dem Uebermüthgen mir Ehr und Leben läge todt.

Als von Spanien Walther von Etzeln Hof entrann, *
Der Hiltegund die schöne zur Trauten sich gewann,
Da bargen sie sich beide im Walde fern entlegen,
Da stand zum Kampf und Streite ihm Hagen von Burgund entgegen.

Ihm folgten der Gesellen zum Kampfe da genug, *
Die all Walther der edle mit seiner Stärke schlug,
Noch mehr ergrimmte Hagen, da kam er zu dem Streit,
Sie schlugen in dem Walde durch Harnisch manche Wunde weit.

Doch mit dem guten Schwerdte, das Walther führt der Held, *
Ward von dem kühnen Recken Hagen zu Thal gefällt,
Der Helm war ihm gespalten, sein Haupt war Blutes roth,
Er hätte fast gewonnen von seinem Feind den grimmen Tod.

Er muste flehend bitten, auf seinem Schild er saß, *
Sein Antliz und sein Auge ihm tief verhauen was,
Daß er auch kaum genesen nachher des mochte sein:
So lag allda der Recke unkräftig vor dem Waskenstein.

Er mag mir nicht gefährden, sprach wieder da Siegfried,
Was ich nicht freundliche von ihnen all erbitt' 230
Das mag dann so erwerben mit Kraft da meine Hand,
Ich trau ihnen abzuzwingen so beide Leute wie auch Land.

Da sprach der Fürste Siegmund: die Rede sei beklagt,
Wenn diese Mähren würden zu Burgunden gesagt
Du dürftest nimmermehre hinreiten in das Land,
Gunther und Gerenote die sind mir lange wohl bekannt,

Nicht mit Gewalt erwerben mag man die schöne Magd,
So sprach der König Siegmund, das ist mir wohl gesagt,
Willt aber du mit Recken hinreiten in das Land,
Unseren besten Freunden soll diese Rede sein bekannt.

So ist mir wohl im Muthe, sprach wiederum Siegfried,
Daß mir zum Rheine sollen Recken hinfolgen mit,
Doch nicht zu einem Kriege, das wäre mir viel leid,
Daß ich mir sollt' erzwingen die ohne Maßen schöne Maid:

Sie mag wohl so erwerben da meine einzge Hand
Ich will mit zwölf Gesellen hin in das Guntheres Land,
Dahin sollt ihr mir helfen mein Vater Siegemunt. —
Da gab man seinen Degen zu ihren Kleidern Grau und Bunt.

Da vernahm auch die Mähre seine Mutter Sieglind,
Und sie begunnte trauern um ihr viel liebes Kind,
Denn auch sie furchte sehre die stolzen Gunthers Mann,
Die edle Königinne darumme weinen laut begann.

Da ging der Herre Siegfried wo er die Fraue sach,
Zu seiner lieben Mutter er gütlichen da sprach:
Nein, ihr sollt nimmer weinen, viel liebe Mutter mein,
Ich will wohl ohne Sorgen vor allen den Burgunden sein.

Nun helft mir zu der Reise in der Burgunden Land,
Daß ich und meine Recken haben solches Gewand
Das also stolze Recken mit Ehren mögen tragen,
Des will ich euch Genade mit allen Treuen immer sagen. —

Da du es willst erfüllen, so sprach da Siegelind,
So helf' ich dir zur Reise, du mein einiges Kind,
Wohl mit Kleidern den besten, die Ritter jemals trug,
Dir und auch deinen Degen, führen sollt deren ihr genug.

Des neigte ihr mit Zächten der junge Degen her,
Er sprach: ich will zur Reise nun Niemand haben mehr

Als nur der Recken zwölfe, denen die Kleider näht,
Ich will versuchen gerne wie es um Crimehilden steht. —
Da saßen schöne Frauen beide in Nacht und Tag,
Ich wähn' daß ihrer keine weniger Muße pflag,
Bis man alle gewirket die Siegefriedes Kleid,
Er wollte nicht mehr zögern mit seiner Reise längre Zeit.
Sein Vater hieß ihm zieren sein ritterlich Gewand,
Darin er fahren wollte in das Burgunden Land,
Und die viel lichten Brynnen die wurden auch bereit,
Und ihre lichten Helme, die Schild' sehr leuchtende und breit.
Da naht' ihnen die Reise zu dem Burgunden Land,
Sie hätten um ihn Sorge, wie es ihm würd' gewandt,
Ob sie auch jemals kämen wiederum in ihr Land.
Da saumt' man auf den Degen beid' ihre Waffen und Gewand.
Ihre Roße waren schöne, ihr Gereite Goldes roth,
Niemand war übermüthger, sie furchten keine Noth,
Als da Siegfried der Herre und auch die seinen Mann,
Urlaubes er begehrte viel schön zu den Burgunden dann.
Den gab ihm trauriglìche der König und sein Weib,
Er tröstete minnigliche da ihrer beider Leib,
Er sprach: ihr sollt nicht weinen je durch den Willen mein,
Immer gar ohne Sorge mögt ihr wohl meines Leibes sein.
Es war viel leid den Recken, es weint' auch manche Magd,
Ich wähne ihnen hätte ihr Herz recht das gesagt
Daß ihnen viel der Freunde noch davon lägen todt,
Sie klagten wohl mit Rechte, sie hatten wahrlich dazu Noth.

An dem siebenten Morgen zu Wormes auf den Sand
Ritten die viel Kühnen, und alles ihr Gewand
War von dem rothen Golde, ihr Gereite wohl gethan,
Die Roße gingen eben des starken Siegefriedes Mann.
Die Schilde waren neue und sehre stark und breit,
Dazu viel licht die Helme, als da zu Hofe reit
Siegefried der viel kühne in König Gunthers Land,
Man ersahe an Degen niemals so herrliches Gewand.

Der Schwerdter Spitzen hingen hernieder auf die Sporn,
Es führten scharfe Speere die Ritter auserkohrn,
Siegfried der führt ihrer einen wohl zweier Hande breit,
Der auch zu seinen Ecken viel sehre furchtbarlichen schneidt.

Die goldesrothen Zaume führten sie in der Hand,
Und seidene Vorbüge, so kamen sie in das Land.
Das Volk sie allenthalben angaffen da begann,
Auf liefen ihnen entgegen viele des Königs Gunthers Mann.

Die hochgemuthen Recken, die Ritter und die Knecht
Die sprangen zu den Gästen, das war viel sehre recht,
Und empfingen die Degen in ihrer Herren Land,
Sie nahmen ihnen die Pferde und ihre Schilde von der Hand,

Wollten die Roß' von dannen ziehen in ihr Gemach,
Siegefried der viel starke zu den Helden da sprach:
Laßt noch die Pferd' eine Weile allhie bei uns bestehn
Wir woll'n in kurzen Zeiten dorthin, wohin ich denke, gehn,

Man soll auch unsre Schilde jetzo nicht von uns tragen,
Wo ich den König finde, das soll mir einer sagen,
Guntheren den viel reichen aus dem Burgunden Land. —
Da sagte es ihm einer dem dieses rechte war bekannt:

Wollt ihr den König sprechen das mag viel wohl geschehen,
Auf einen Saal viel weiten mögt ihr ihn jetzo sehen
Bei den seinigen Degen, und wollt ihr zu ihm dann
Möget ihr vor ihm finden mannichen auserwählten Mann.

Da waren auch dem König die Mähren angesagt,
Daß auf dem Hofe wären Ritter sehr unverzagt,
Die führten lichte Brynnen und herrliches Gewand
Und die Niemand erkennte allda in der Burgunden Land.

Den König nahm das Wunder, von wannen kämen her
Die herrelichen Recken in Waffen leuchtend sehr,
Mit also schönen Schilden so neue und so breit,
Daß ihm das sagte Niemand das war dem König Gunther leid.

Da antwortet' dem König von Metzen Ortewein:
(Sehr stark und auch viel kühne mochte der Recke sein)

Da wir sie nicht erkennen, so sollt ihr heissen gehn,
Nach meinem Oheim Hagen, den sollen wir sie lassen sehn;

Dem sind bekannt die Reiche und auch die fremden Land,
Erkennet er die Herren so thu er's uns bekannt. —
Der König hieß ihn bringen, Hagen, den seinen Mann.
Man sah ihn züchtiglichen zu Hof zum König gehen dann.

Was sein der König wollte, fragte Hagen zuhand:
Es sind in meinem Hause hie Degen unbekannt,
Die Niemand hie erkennet, ob ihr sie je gefunden
Habet in fremden Landen, das sollt ihr balde mir verkunden.

Das thu ich, sprach da Hagen; ein Fenster er aufstieß,
Seine Augen er wanken ab zu den Gästen ließ,
Der Schmuck ihm wohl behagte und alles ihr Gewand,
Sie waren ihm viel fremde allhie in der Burgunden Land.

Er sprach: von wannen fuhren die Recken an den Rhein,
Es möchten Fürsten selber oder Fürsten-Bothen sein,
Ihre Roße die sind schöne, ihre Kleider sehre gut,
Von wannen sie auch reiten so sind sie Recken hochgemuth.

Und weiter sprach da Hagen: wie ich mich kann verstehn,
Wie ich auch Siegefrieden noch nie habe gesehn,
So will ich dennoch glauben wie es darumme steht
Daß es sei jener Recke, der dort so herrlichen geht.

Er bringet neue Mähre hieher in diese Land,
Den kühnen Niebelungen erschlug des Heldes Hand,
Auch Schilbung und Nilbunge, des reichen Kön'ges Kind,
Und mächtig große Wunder von seiner Kraft geschehen sind.

Durch Lust zu Kampf und Streiten floh er in Kindestagen *
Die Wohnung seiner Eltern, wie wir es hören sagen,
So kam er zu dem Walde, zum König Niebelungen,
Der nahm zur Schmiede-Arbeit wohl gerne auf den Held den jungen.

Weland der künstereiche war auch in diesem Than *
Und dienete mit Eifer dem wohlerfahrnen Mann,
Sie schmiedeten die Schwerdter, die besten die man fand,
Brynnen und starke Schilde allda im Niebelungen Land.

Der freche Jüngling edel suchte nur Zank und Streit, *
Er schlug die allerkühnsten, sie furchten seinen Neid
Und seine große Stärke, er that so kräftgen Schlag
Daß vom Hammer gespalten der Ambos da in Trümmern lag.

Ein grimmer Drache hatte im Felsen dort sein Haus, *
Dorthin schickte Nieblunge den Held Siegfried hinaus,
Der ging ohn' Schild und Brynne dahin in großer Eil,
Ansprang der Wurm ihn zürnend, er schlug ihn nieder mit dem Beil.

Er badete im Blute, die Mähr ist wohlbekannt, (411) *
Als den Drachen erschlagen des starken Heldes Hand,
Davon ist so geartet der Recke mutherfreut
Und seine Haut so feste daß ihn kein Waffen nie verschneidt. (412)

In sehr grimmigen Muthe riß er vom Wurm das Haupt, *
Er sei im Wald verdorben der listge König glaubt,
Da riefen die Gesellen: Siegfried kommt, in der Hand
Trägt er das Wurmhaupt blutig wie einen großen Schildes-Rand.

Sie flohen eilig alle, Nieblung ging ihm entgegen, *
Ihm bot die reichste Gabe der auserwählte Degen,
Siegfried das Haupt warf nieder, daß es in Stücke sprang,
Ermordete den König, daß laut der Wald und Berg erklang.

Allein reitet ohne Hülfe der Recke auserwählt, 361
Er fand vor einem Berge, das ist mir oft erzählt,
Bei Niebelunges Schatze viel manchen kühnen Mann,
Die waren ihm erst fremde bis er ihre Kunde da gewann.

Der Hort nun Niebelunges der wurde her getragen 365
Aus einem hohlen Berge, nun höret Wunder sagen,
Wie ihn da wollten theilen der Niebelungen Mann
Sah es der Degen Siegfried, den Held es wundern sehr begann.

Er kam ihnen so nahe daß er die Recken sach
Und auch ihn diese Degen, ihr einer drunter sprach: 370
Hie kommt der starke Siegfried, der Held von Niederland.
Viele seltsame Mähren er an den Niebelungen fand.

Den Recken wohl empfingen Schilbung und auch Nilbung,
Mit dem Rath ihrer Mannen die edlen Fürsten jung

Baten den Schatz zu theilen ihn den viel kühnen Mann,
Und baten es so lange bis er's versprechen ihnen begann.

Er sah so viel Gesteines, als wir es hören sagen,
Wohl hundert ganzer Wagen mochten es nimmer tragen,
Noch mehr des rothen Goldes von Niebelungen Land,
Das sollt' ihnen alles theilen des kühnen Siegefriedes Hand.

Sie gaben ihm zum Lohne das Niebelungen Schwerdt.
Es wurden wohl die Dienste ihnen übel gewährt
Die ihnen leisten sollte der Held von Niederlanden,
Als er's nicht enden konnte ward er von ihnen da bestanden.

Es muste ungetheilet der Schatz wohl bleiben dann, (M. EL.)
Da begunnten mit ihm streiten der zweien Könge Mann,
Und da gewann der Kühne den Hort und auch das Land
Mit ihres Vaters Schwerdte, das hatte der Palmung genannt.

Sie hätten ihrer Freunde da zwölf viel kühner Mann,
Die stark wie Riesen waren; was konnt' es sie verfahn?
Die schlug alsbald mit Zorne die Siegefriedes Hand,
Und Recken siebenhundert zwang er von Niebelungen Land

Mit diesem guten Schwerdte, genannt war es Palmung,
Denn durch die Furcht die starke, die mancher Recke jung
Da vor dem Schwerdte hätte und vor dem kühnen Mann
Machten sie alles gerne ihm Land und Burgen unterthan;

Dazu die reichen Kön'ge die schlug er beide todt:
Er kam von Alberiche nachher in große Noth,
Der wähnte seinen Herren zu rächen mit der Hand,
Bis er die große Stärke nachher an Siegefriede fand.

Da konnt' ihn nicht bestreiten das viel starke Gezwerg,
So wie die wilden Löwen liefen sie in den Berg,
Wo er mit seinen Kräften Sieg an Albrich gewann,
Da war des Schatzes Herre Siegefried der furchtbarliche Mann.

Die da erst durften fechten die lagen all erschlagen,
Den Schatz hieß er nun schnelle einführen und eintragen
Woher ihn erst genommen die Niebelunges Mann,
Es ward Albrich dem starken als Kammrer alles unterthan.

Er muſt' ihm ſchwören Eide zu dienen wie ein Knecht,
In allerhande Dienſten war dieſer ihm gerecht. —
So ſprach von Troneg Hagen: dieſes hat er gethan,
Denn alſo große Kräfte kein Recke nimmermehr gewann;

Wir ſoll'n den jungen Herren empfahen deſto bas,
Damit wir nicht verdienen den ſeinen ſtarken Haß,
Sein Leib der iſt ſo ſchöne, hold ſei ihm jedermann,
Weil er mit ſeinen Kräften ſo manches Wunder hat gethan. —

Da ſprach der Wirth des Landes: ich glaube wahrlich dir,
Nun ſieh wie tapferliche er ſteht in Streitbegier,
Er und die ſeinen Degen, die wunderkühnen Mann,
Drum ſollen wir entgegen hernieder zu dem Recken gahn.

Das mögt ihr thun mit Ehren, ſo redete da Hagen,
Sein Vater iſt ein König, dieſes kann ich euch ſagen,
Er ſteht in der Geberde, mich dünkt, das wiſſe Chriſt,
Es ſind nicht kleine Mähren darum er hergeritten iſt.

Da ſprach der König Gunther: er ſei uns willekommen,
Er iſt edel und kühne, das hab' ich wohl vernommen,
Deſſen ſoll er genieſſen in der Burgonden Land.
Da ging der König Gunther hin wo er Siegefrieden fand."

Ludwig Tieck, der am 28. April 1853 hier in ſeiner Geburtsſtadt, faſt achtzigjährig, noch immer zu früh, auch für unſer Jahrbuch, heimgegangen, vor allem vaterländiſcher Dichter und Altertumskundiger, übergab mir einige Wochen vor ſeinem Tode, ſeine Arbeiten über die Nibelungen. Die Erneuung derſelben, gleichzeitig von uns beiden zu Anfange diſes Jarhunderts unternommen, führte uns, zunächſt durch die Erſcheinung meiner Arbeit 1807, zuſammen, und hatte die erfreuliche Folge, daß ſeitdem unſre Freundſchaft bis ans Ende beſtand. Ich bedaure nur, daß Tiecks eigentümliche und umfaßend angelegte Bearbeitung unvollendet und verborgen blieb, die ſonſt gewis eine lebendige Wirkung gehabt hätte: wie ich ſolches ſchon von Goethe's mündlichem Vortrage der Nibelungen um dieſelbe Zeit (1807–8), beklagte (Germania I, 250). Tiecks Unternehmen habe ich ſchon im Anhange zu meiner erſten Erneuung der Nibelungen (S. 487–88) begrüßt, wie es mir nur durch A. W. Schlegels Zeitungsnachricht und andern mündlichen Bericht bekannt ward (1805), und ihm gern vorweg den Preis eingeräumt.

Die unſrer Geſellſchaft ſchon am Stiftungsfeſte dieſes Jahres zum Theil vorgelegten Handſchriften, zwei Bände und ein Heft in ganzen Bogen, ſind

widerholte Anfänge aus verschiedenen Zeiten, jedoch sämmtlich schon in dem Sinne, daß nicht allein das alte Lied hergestellt und Schritt für Schritt erneuert ward, wie ich mich hierauf beschränkte, sondern zwar grössenteils auf änliche Weise, nur etwas stärker erneuert, behalten blieb, jedoch manigfaltig versetzt, verkürzt und durch Zusätze aus verwandten, zumteil noch wider eigentümlich umgedichteten Sagen erweitert ward: den erwähnten Bericht davon bestätigend. Der erste Band „Niebelungen" enthält „Erstes Buch. Crymhilde und Brynhilde" in fünf Gesängen, bis Sigfrids Heimkehr mit Krimhild zu seinen Aeltern; und „Zweites Buch. Siegfried" auch in fünf Gesängen, bis zur Ueberbringung des Nibelungenhortes nach Worms. Diese Arbeit ist noch allein aus dem ersten in Berlin 1782 erschienenen Abdrucke der Müllerschen Sammlung gemacht, welcher unwißend aus den beiden einzigen ganzen Handschriften der ältesten Gestalt (in der Hohenems-Münchner) und der jüngsten Ueberarbeitung (in der Hohenems-Laßbergischen) zusammengesetzt ist, und hier, im vordern Teile, nur die erste betrifft. Solches zeigt sich schon äußerlich daran, daß, wie in eben diesem Abdrucke, mit dem Anfange der Handschrift selber, die vierreimige Stanze nicht erkannt ist, sondern alles wie Hexameter fortläuft, in den ebenso durchgezälten einzelnen Langzeilen, nur mit neuen häufigen Absätzen, welche zwar von selber meist mit den Stanzen abschließen, sodaß dise gegen das Ende völlig einzeln durchdringen. Mit diser scheinbaren größeren Ungebundenheit der bloßen Reimpaare war zugleich der Anlaß zu einer vil freieren Behandlung in der obigen Art geboten, welcher auch reichlich von dem Dichter benutzt ward. So lesen wir gleich anfangs, nach der alten Eingangsstanze, einen sich anschließenden neuen Satz:

„Durch manche Zeit und Jahre ist dies Lied überbracht
Vielmahl in Wort und Sprache von Sängern neu erdacht,
Wie unter uns die Erde bei Frost und Hitze bleibt
Und was auf ihr geschehe die grünen Halme treibt,
So wurde nie vergessen dieses uralte Lied,
Das alte Hörer gerne zu Freud und Leiden zieht,
Längst ward der Sinn genähret von diesen hohen Dingen,
Möchte würdig zu führen das Lied in neuer Sprache uns gelingen.
Es wuchs in Buregonden ein schönes Mägetlein" 2c.

Der zweite Band enthält nun die fünf ersten Gesänge, bis zur Heimfahrt mit Brunhild von Island. Hier erscheint die durchgängige Abteilung, anfangs auch Zälung der Stanzen, aus Vergleichung, namentlich der damals schon in München befindlichen Handschrift, vor der erst 1815 dahin gekommenen Hohenemser. Daher lesen wir hier zwei Stanzen (Z. 89—92 und nach 384), welche nur die Münchner Handschrift mit der Hohenems-Laßbergischen gemein hat; dagegen eine Stanze (389—94), die in beiden fehlt, am Rande nachgetragen ist (aus dem Müllerschen Drucke). Der obige Zusatz des Einganges fehlt, und überhaupt hält sich, mit der Stanzenbildung, die Bearbeitung näher an der Urschrift, obschon ihr sonst auch Zusätze, z. B. von Sigfrids und Hagens früherer Geschichte, nicht fehlen. Am Rande stehen der heutigen Sprache sich mehr annähernde Aenderungen.

Das ungebundene Heft besteht aus einzelnen Stücken, sämmtlich in Stanzen. Zuvörderst wird dadurch der fünfte Gesang des zweiten Bandes vollendet, und zwar bis zur verhängnisvollen Brautnacht, von andrer Hand, welche vermutlich Rumohrs ist, der damals auch in München war, und in Tiecks Krankheit aus dessen Munde schrieb. Tieck hat auch hier Randschrift hinzugefügt, und das Uebrige selber geschriben, nämlich den fünften Gesang zu Ende und den ersten und zweiten Gesang des zweiten Buchs bis dahin, wo Krimhild ihre Besorgnis um Sigfrid an Hagen verräth.

Ein einzelnes Blatt enthält zwei Einschaltungen von Sigfrids und Hagens früheren Thaten, beide ganz wie im zweiten Bande, und verschieden von denselben im ersten Bande. Auf disem Blatte stehen noch vier Stanzen, worin

Sigfrid sich auch gegen Dietrich, der den Sachsen und Dänen beisteht, zu Hülfe erbietet: welche Einschaltung in Bd. I (Ges. 2, St. 23—26) aufgenommen, doch in der letzten Abschrift weggelaßen ist. Zu einer Stanzenbearbeitung der Reimpaare des Gedichts von Dietrichs Anen und Flucht zu den Heunen, dem sich das Lied von der Ravennaschlacht anschließt, wie beide Tieck in der Vatikanischen (seitdem Heidelberger) Handschrift benutzte und ausschrieb, gehört ein einzelner Bogen. Sechs Quartblätter sind der Anfang einer Erneuung des kleinen Rosengartens nach Kaspar von der Rön, dessen eigenhändiges Heldenbuch zu Dresden, ich im „Heldenbuch in der Ursprache" T. 2 (1824) im Druck gegeben habe; dise Blätter sind Vorarbeiten zu einer zugleich selbständigen Fortsetzung der Erneuung des Heldenbuchs, dessen ersten Band ich 1811 schon herausgab; wir hatten uns dazu verbunden: der König Rother, welchen Tieck im Vatikan abschrieb und ich darnach drucken ließ (1808) und davon der Anfang seiner Erneuung 1808 in der Einsiedlerzeitung erschien, war auch dafür bestimmt; und ich erneute dazu Kaspars von der Rön Otnit und Wolfdietrich. Das Werk kam jedoch nicht zu Stande.

Endlich noch ein Nibelungen-Heft in klein 4. bekam ich erst später. Es enthält die 5 Gesänge des ersten Buchs und den ersten und zweiten Gesang des zweiten Buchs, den letzten nicht ganz so vollständig, wie der zweite Band, nur bis zur Beratung über Sigfrids Tod, so daß jener Band noch 22 Stanzen mehr hat. Gleichwol erscheint dises Heft nun in aller Hinsicht, eben auch der Schrift, als die letzte, gleichsam Reinschrift, zunächst aus Bd. 2, womit es nicht nur in der durchgängigen Stanzenbildung, sondern auch in den obgedachten, nur aus der Münchner Handschrift entnommenen Stanzen übereinstimmt, sowie in den eigenen Einschaltungen von Hagens und Sigfrids früheren Taten, gegen dieselben in Bd. 1. Hagens Heldentaten sind zwar in beiden, vor Sigfrids Brautfahrt, warnend erzält, aus Eckeharts Lateinischem Gedichte von Walther und Hildegund hineingedichtet, aber in ganz verschiedener, zumteil durch die Reim- und Liedweise bestimmter Darstellung. Bei Sigfrids Jugendabenteuern, wo er in die rechte Schmide kam und selber hart geschmidet ward, ist noch merkwürdig, daß in Bd. 2 der Heldenschmid Nibelung heißt und mit dem alten Nordischen König des Nibelungenliedes verschmilzt: wie im Hörnen-Sigfridsliede (meiner beiden Heldenbücher) die Hortzwerge Nibelungen heißen. In Bd. 1 dagegen heißt dieser Schmid Mimer, und Witig, (Schmid) Wielands Sohn, einer der Schmidegesellen, wird von Sigfrid gerauft: so daß hier schon die Einwirkung der Wilkina- und Niflunga-Saga sichtbar ist, deren Verdeutschung (1814) ich Tieck, damals in Breslau, zueignete. Die cyklische Darstellung und zusammenhängige Faßung dieses Nordischen Werkes, welches allein noch unser Heldenbuch so vollständig bewahrt, eignete sich auch vor allen zu einem so umfassenden Gedichte, wie Tieck unternommen hat. In vorliegendem letzten Anlaufe dazu sind auch die erwähnten Randschriften und Aenderungen durchgängig verarbeitet. Da solchergestalt dise Handschrift völlig zum Drucke bestimmt erscheint, welcher schon zu Ostern 1805 angekündigt ward, so habe ich sie hier denn auch, als ein teures Vermächtnis des verewigten Dichters und Freundes, nach seiner Erlaubnis, bekannt gemacht. Die beigesetzten Zalen sind die der Reimzeilen in allen meinen Ausgaben. Die Sterne bezeichnen die aus der Münchner Handschrift genommenen Stanzen, und eigenen Zusätze des neuen Dichters.

v. d. Hagen.

II.

Inwiefern ist die Episode von Gawan in Wolfram's von Eschenbach Parzival gerechtfertigt.

Wer sich mit dem oben genannten Epos näher bekannt gemacht hat, der wird es nicht in Abrede stellen, daß für die richtige Beurtheilung desselben viel darauf ankömmt, wie die Episode, welche die Thaten Gawan's darstellt, in ihrem Verhältnis zur ganzen übrigen Dichtung aufgefaßt wird. Es könnte nämlich scheinen, wenn man nach der äußern Vertheilung des Stoffes ein Urtheil fällen wollte, als entbehrte Wolfram's Parzival der Einheit und als hätte der Dichter, etwa Schillern in seinem Don Carlos ähnlich, dem ursprünglichen Plane untreu, vom siebenten Buche seines Werkes an, sich mit Vorliebe der Verherrlichung des ihm nun mehr zusagenden Gawan zugewandt. Und allerdings ist der Stoff in den 16 Büchern des Gedichtes so vertheilt, daß nach der Vorgeschichte (Buch I und II), welche von Parzival's Vater Gahmuret handelt, nur in 8 Büchern (Buch III — VI, IX und XIV — XVI) Parzival der Held des Epos ist, in den übrigen aber (Buch VII, VIII und X — XIII) Gawan als Hauptperson erscheint. Berücksichtigen wir jedoch die Zeit, in welcher das Stück spielt, so kommen in den fünf Jahren, welche zwischen Parzival's Trennung und Wiedervereinigung mit Cundwiramurs verflossen, nur folgende Facta auf Gawan's Rechnung: 1) VII. Buch: seine Hülfe der Belagerten in der Schlacht vor Bearosche, wo aber auch Parzival unter den Belagerern thätig ist; 2) VIII. Buch: sein Kampf zu Tschanpfanzun und seine Verpflichtung, für den König Vergulaht nach dem Gral oder zur Königin von Pelrapeir zu reiten. Auch bei dieser Gelegenheit geschieht des ungenannten rothen Ritters Erwähnung, wie

er als Besieger des Vergulaht im Walde Lächtamris dem Gawan zuvorgekommen (424^{14} — 425^{11}, 772^{17}); 3) X. Buch 503^{1-30}: zu Barbigöl seine Versöhnung mit Vergulaht und Kingrimursel, und wiederholte Verpflichtung, nach dem Grale zu forschen; 4) X. Buch 504^{1} — XIII: Gawan's Abenteuer von seinem Zusammentreffen mit Orgeluse bis zu seinem Kampfe mit Parzival auf der Wiese zu Joflanze, nur einen Zeitraum von 18—19 Tagen umfassend, gerade soviel Zeit, als die unmittelbar vorhergehende poetische Lücke in Parzival's Leben von seiner Abreise von Trevrizent (funfzehn Tage nach dem Charfreitage) bis zu seiner Ueberfahrt über das Wasser Sabins beträgt (siehe meine Abhandlung: „Chronologische Bestimmung der Begebenheiten in Wolfram's Parzival" in M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, 6. B. 3. H. Seite 465 ff.). Was also insbesondre die letzterwähnte große Episode betrifft, so verdient der Dichter statt des Tadels unsern vollsten Dank, daß er, um die düstere und an Abenteuern fast ganz leere Zeit der Resignation und Verschollenheit Parzival's nach seiner Abreise von Trevrizent — nämlich 19 T. + 18 T. = 37 Tage bis zum ersten Pfingsttage, — auszufüllen, zur Abwechselung und zur Erholung der Zuhörer (Leser) dieses heitere Intermezzo producirt und dabei besonders die phantastische Partie von Schastelmarveil um so ausführlicher behandelt und mit interessanten Nebenpartien durchflochten hat, in je kürzerem Zeitraume sie durchgeführt werden muste. Und wie ergreifend ist nicht der Contrast zwischen Parzival's äußerlich scheinbarer Unthätigkeit und Gawan's unmittelbar daran gereihten glänzenden, wunderbaren Ritterthaten! In Parzival's geistiger Entwickelung war zwar keineswegs eine Pause eingetreten, aber welcher Psychologe oder Dichter vermöchte das verborgene Walten der Gottheit in unserm Seelenleben während des Actes der Wiedergeburt, und die verschiedenen Wege, auf welchen sie jeden Einzelnen zum Heile führt, stufenweise und anschaulich darzustellen!*) Das

*) W. v. Humboldt in seiner Abhandlung über Göthe's „Herrmann und Dorothea", einem reichen Schatz ästhetischer und psychologischer Bemerkungen, sagt: „Des epischen Dichters Kunst geht aus der Fülle des Lebens hervor und führt eben so auch dahin zurück. Er flieht daher alle gleichsam übermäßige Verfeinerung in Gedanken und Empfindungen, alle verwickelten und schwer zu ergründenden Charaktere und Empfindungen; was damit verwandt ist, kommt ihm unnatürlich und kleinlich zugleich vor. Er braucht große und helle Massen, und Gegenstände jener Art vertragen das sonnige Licht nicht, das er über seinen Gegenstand auszugießen gewohnt ist."

hat Wolfram wohl erwogen und, einzelne Lichtblicke abgerechnet, uns nur die Resultate des Seelenkampfes Parzival's dargelegt, diesem ganzen verhängnisvollen Lebensabschnitte des Helden jedoch von seiner Entzweiung bis zur Verherrlichung eine solche Ausdehnung (von 5 Jahren) gegeben, daß hinsichtlich der Zeit kein Zweifel an der Möglichkeit von Parzival's Bekehrung und an der poetischen Wahrheit des Gedichts Statt finden konnte. —

Aber die große und mannigfaltige Episode von Gawan ist streng genommen keine Episode, sondern ein durchaus nothwendiger Theil des Gedichtes, und das aus vier Gründen. Um nämlich 1) Parzival's Charakter und Wirksamkeit nach verschiedenen Seiten vollständig und richtig zu würdigen, fand der Dichter es für nothwendig, ihm Gawan gegenüber zu stellen. In diesem Gegensatze nun repräsentirt der Letztere im Allgemeinen die weltliche, der Erstere die geistliche Richtung des menschlichen Herzens, insbesondere aber des Ritterthums, in welchem durch die während der Kreuzzüge entstandenen geistlichen Ritterorden diese Gegensätze auf eine eigenthümliche Weise förmlich ausgeprägt wurden. Gawan's Rolle im Epos war aber 2) auch deswegen nöthig, um an ihm diejenigen Züge im Ideal eines Ritters zu zeichnen, zu denen sich Parzival's Natur nicht eignete. Dieß wird sich deutlicher erkennen lassen, wenn wir übersichtlich ein Bild von

Gawan's Leben

entwerfen. Die erste Erwähnung desselben geschieht $65^{29}-66^{22}$, wo erzählt wird, daß an dem Turnier zu Kanvoleis, in welchem Gahmuret als Sieger die Hand und die beiden Königreiche der jungfräulichen Wittwe Herzeloyde gewann, unter Anderen auch Utepandragon, der Vater des Artus, Lot, König von Norwegen, Tochtermann des Uterpandragon, und Lot's Sohn, Gawan, ein schwacher, aber kampfsmuthiger Knabe, Theil nahmen. Artus war nicht anwesend, sondern Dieser jagte schon im dritten Jahre dem Zauberer Clinschor nach, welcher ihm seine Mutter Arnive nach Schastel-marveil entwandt hatte. In welchem Maße Gawan ungefähr älter war, als Parzival, läßt sich aus obiger und folgenden Stellen berechnen: 97^{8}, 101^{9-19}, 103^{15} ff., 109^{2-7}, 112^{5-7}. Hiernach blieb Gahmuret 18 Monat zu Kanvoleis; dann schiffte er übers Meer nach Baldag, dem Baruch zu Hülfe. Als er ein halbes Jahr ausgeblieben, brachte Gahmuret's Meisterknappe der

Herzeloyde die Nachricht, daß ihr Gemahl vor Baldag gestorben sei. Herzeloyde genas nach 14 Tagen eines Sohnes, des Parzival. Angenommen, Gawan war bei dem Turnier zu Kanvoleis etwa 10 Jahr alt, so war er 10 + 2 = 12 Jahr älter, als Parzival. Seine Jugendjahre hat Gawan nicht lange unter der Aufsicht seiner Aeltern verlebt, sondern, während nach des Vaters Tode die hülflose Mutter Sangive, eine Schwester des Artus, und ihre beiden Töchter Kondrié und Itonjé, durch die Gaukelkünste des Zauberers Clinschor nach Schastelmarveil entführt, in unbekannter Ferne gefangen gehalten wurden, erhielt der Sohn an dem glänzenden Hofe des königlichen Oheims seine weitere Erziehung (667[19–21], 661[29] ff.), welche gegen Parzival's ärmliche Privaterziehung durch die Mutter, in der Einsamkeit unter schlichten Naturmenschen (Bauern), sehr absticht. Unter diesen günstigen Verhältnissen ward er frühzeitig in allen Feinheiten höfischer Sitte sorgfältig unterwiesen und mit den Gesetzen und Künsten des Ritterthums wohl vertraut gemacht; daher verschaffte ihm außer seinen persönlichen Verdiensten — dunkel ist die Anspielung des Dichters auf eine, wie es scheint, mislungene Unternehmung Gawan's in Gemeinschaft mit Jofreit fiz Idöl (413[13–20], 503[16–18]) — auch seine Verwandtschaft mit dem zu Karidöl (Nantes) herrschenden Königshause das Vorrecht, für den ersten Ritter der Tafelrunde, der tafelrunder höhster pris (301[7]), zu gelten. Vergl. 220[30] — 221[9], 284[16], 298 — 305[12], 311[7.8], 320 ff., 524[19] — 528[30], 608[26–29], 651[7–14], 675[4] ff., 763[29] — 764[4]. So wenigstens erscheint er in unserm Gedichte als Ideal eines weltlichen Ritters, dessen höchstes Princip die Ehre, von dem hochtrabenden Haushofmeister Keie ohne Maß geschürt (298[12]—299[12]), nicht, wie bei Parzival (die Periode seiner Entzweiung abgerechnet), die weltüberwindende Demuth ist, und dessen Religiosität, zwar frei von Schwärmerei, aber auch ohne tiefere Begründung, sich in den Schranken conventioneller Formen befriedigt und vor beunruhigenden Zweifeln sicher fühlt (378[21–27], 705[1–10]). In diesem Sonnenscheine der vornehmen Welt wandelnd, beobachtete er als Ritter leicht in allen seinen Handlungen Maß und Schicklichkeit (220[29] — 221[9]). Wie gemessen und edel benahm er sich im Vergleich mit Segramors und Keie am Plimizöl! Traurigkeit und Trübsinn waren ihm fern, und sein heiteres und dienstfertiges Wesen (277[4–13]) erwarb ihm schnell die Gunst beson-

ders der Frauen. Aber eben diese völlige Hingebung an die Bedingnisse des äußern Lebens mit seinen lockenden Genüssen stürzte ihn oft in Gefahren, vor denen sein Freund Parzival gleichsam unbewußt ruhig vorüberzog. Welche schmerzlichen Erfahrungen werden uns in dieser Beziehung von ihm 301[7–25] (vergl. 583[17–24]) mitgetheilt! Welche Spöttereien und Tändeleien muß er sich zu Bearosche von Lippaut's Töchtern Obie und Obilot (VII. Buch) gefallen lassen! Wie leicht wäre es zu Tschanpfanzun bei der Antikonie (VIII. Buch) um seine Tugend und Ehre geschehen gewesen! Und dann hätte die verlassene Antikonie die nachtheiligen Folgen der leidenschaftlichen Jagdliebhaberei ihres Bruders Vergulaht büßen müssen (400[1] ff.), wie Jeschute und Sigune. Wie ganz willenlos und sklavisch dient er als verblendeter Liebhaber — kein Ritter Delorges! — den Launen der stolzen und spröden, ihm erst später (611[23]—614[17]) in besserer Gestalt sich zeigenden Orgeluse (X. Buch ff.), deren Hand er vielleicht doch nie gewonnen hätte, wenn nicht, abgerechnet die Befriedigung ihrer Rache an Gramoflanz, der Zufall ihm zu Statten gekommen, daß er durch Besiegung dämonischer Zaubergestalten und durch die Erlösung so vieler edler Frauen zu Schastel-marveil (XI. Buch ff.) ihr Achtung und Bewunderung abnöthigte! [In dieser und ähnlichen Scenen (283[25]—284[12]) schildert uns der Dichter des Mittelalters neben dem Nutzen das Verfängliche und Nachtheilige der Sitte seiner Zeit, daß ein Ritter ehrenhalben verpflichtet war, einer Dame zu dienen.] Wie die Liebe Parzival's und Gawan's eine ganz verschiedene Färbung hatte, indem sie Jenem als Mittel und Geleit (Cundwir-amurs, Conduir-amour!) zur Erlangung des Göttlichen diente, Diesem fast nur das Ziel seines ehrgeizigen Strebens (Orgeluse, Orgueilleuse!) war, so verhielt es sich auch mit der Aufgabe, den Gral zu erstreben. Was Jenem ein göttliches Gebot als Endziel und den höchsten Lohn seines ritterlichen Strebens vorhielt, das ward Diesem durch die Gewalt äußerer Umstände und durch List von seinen Gegnern aufgedrungen (424[15] ff., 503[21–30]); aber nur Parzival gelang es, durch die Kraft der göttlichen Minne geleitet, diese dem weltlichen Gawan zu hohe Forderung zu erfüllen und, wie seinen Freund, so auch die übrigen Verpflichteten davon zu entbinden. Und auch nachdem Gawan das hohe Glück und die Freude zu Theil geworden, zu Schastel-marveil durch Wunder menschlicher Tapferkeit

400 vornehme Frauen, welche einst im sorg- und rücksichtslosen Genusse ihrer weltlichen Freuden und Vergnügungen durch Clinschor's Zaubermacht dorthin entrafft waren (617[11–16], 659[25]—660[28]), und außer diesen seine zwei Schwestern und seine Mutter, desgleichen seine Großmutter Arnive, des Artus Mutter, aus dem Banne dämonischen Liebeszaubers zu erlösen, erlag er, auf den höchsten Gipfel seines Ruhmes gelangt, an den Ufern des Sabins auf der Ebene zu Joflanze doch dem Angriffe des zufällig dort angekommenen Waleisen. Daher ward das zu seiner Ehre veranstaltete Fest ein Mittel zur Verherrlichung Parzival's, der nun als Sieger um so größer erscheint, je glänzender die Thaten Gawan's gewesen waren. Beiläufig gesagt, auch Anfortas, der Beherrscher des Gralreichs, dessen Feldgeschrei „Amor", nicht „die Minne", gewesen (478[20]), und der, anstatt im Kampfe für den Gral demüthig (479[1 2]) am ersten nach dem Reiche Gottes zu trachten, im Dienste der Orgeluse nur der irdischen Schönheit gehuldigt hatte (472[21–30], 478[17]—479[2]), sah sich genöthigt, sein Königthum an Parzival und seine Geliebte, um die er einst tollkühn und nicht ritterlichen, ehrenhaften Zwecken dienend, wie Gawan, gerungen hatte, an Diesen abzutreten. Desgleichen Trevrizent, der andere Oheim Parzival's, muste, weil er das Irdische mehr, als das Göttliche geliebt, und dann in einem contemplativen, einsiedlerischen Cölibat, statt in einem thätigen Familien- und öffentlichen Leben den höchsten Werth des Lebens gesetzt hatte, seinem Neffen Parzival nachstehn. Ihr späteres Leben und Lob besingt der Dichter 823[19–26] in folgenden Worten:

sîn swert und riterlichez lebn
hete Trevrizent ergebn
an die süezen gotes minne
und nâch endelôsme gewinne.
der werde clâre Anfortas
manlich bi kiuschem herzen was.
ordenliche er manege tjoste reit;
durch den grâl, niht durh diu wîp er streit.

Was den Beschluß des Schicksals betrifft, Parzival seinen beiden Oheimen unterzuordnen, so wird die Sache durch ein einfaches, sinnreiches Mittel, den Wechsel des Duzens und Ihrzens

im Dialog, zur Entscheidung gebracht, und auf dieselbe Weise auch das veränderte Verhältnis zwischen Feirefiz und Parzival bestimmt (siehe S. 45 des Potsdamer Programm's v. J. 1845). Nur Artus scheint als eine aus der Vorzeit herüberragende, ehrwürdige Herrschergestalt, als Urahne und als Ideal wenigstens eines weltlichen Königs, den Vorzug vor Parzival zu behaupten, denn Dieser war und blieb auch als König zu Munsalväsche, wie sein Bruder Feirefiz, der König von Indien, und Gawan, der neue Herrscher von Terre-marveile und Logrois, ein Ritter der Tafelrunde.

Betrachten wir drittens das Benehmen Parzival's und Gawan's gegen einander, so scheint es, als habe der Dichter in den Personen dieser beiden Männer ein Muster ritterlicher Freundschaft aufstellen wollen, denn bei aller Verschiedenheit des Charakters und der Neigungen bestand zwischen ihnen von Anfang an ein sehr ehrenvolles, inniges Verhältnis. Parzival, als der jüngere, mit der Welt unbekannte, fremde Ritter, bedurfte eines Vermittlers, der ihn an Artur's Hofe einführte und empfahl, und wer war dazu mehr geeignet und bereit, als Gawan! Wie menschenfreundlich nimmt sich dieser am Plimizōl als älterer, erfahrener Freund des leidenden Waleisen an! Mit welcher Achtung spricht Parzival von Gawan und mit welchem unbedingten Vertrauen folgt er ihm (300^{11}—305^{6})! Wie herzlich nehmen Beide Abschied von einander (331^{22}—332^{16})! Wie inbrünstig dankt Gawan zu Bearosche Gott dafür, daß er ihn und den rothen Ritter in der Schlacht jenes Tages von einander gehalten hatte (392^{20}—393^{2})! Wie rührend klagen Beide zu Joflanze, daß Parzival den Gawan, sein anderes Ich, und dadurch sich selbst, im Zweikampf besiegt hat (688^{22}—690^{2})! Wie beglückt fühlt sich Parzival durch das Recht, als Mitglied der Tafelrunde mit seinem Vetter Gawan wieder gesellig leben zu können (701^{13-17})! Mit welcher ehrliebenden, aber bescheidenen Offenherzigkeit rechnet er sich ebendaselbst bei seinem Bruder Feirefiz zu den drei vorzüglichsten Rittern unter des Artus Hauptmannschaft, erkennt aber doch dem Gawan und dessen treuem Gefährten Jofreit fiz Idōl, der mit Gawan gemeinsam (277^{4-13}) oder in Ermangelung desselben allein bei Artus' Festlichkeiten die Honneurs machen muste (729^{5-10}, 761^{8}—762^{29}), den Vorrang zu (763^{21}—764^{4})! Aus der alten Geschichte ließe sich mit diesem Paare befreundeter Helden nur David und Jonathan vergleichen. In Ho-

mer's Iliade haben die beiden Hauptpersonen, Achill und Hektor, Jener in der schmerzlichen Verschlossenheit und Heftigkeit seines Zornes, Dieser in seiner ritterlich heitern Kampflust und männlichen, freiwilligen Aufopferung der höchsten Lebensgenüsse im Dienste des Vaterlandes und der Ehre, eine gewisse Aehnlichkeit mit Parzival und Gawan; auch ist Hektor an sich, nach dem Plan des griechischen Gedichtes, eine weit mehr ansprechende, edlere Figur, als Gawan: aber doch schwächt der Umstand das Interesse an diesen beiden Verfechtern der griechischen und trojanischen Nationalitäten, daß sie unversöhnliche Feinde sind und in keinem Stücke durch Thaten wetteifernder Freundschaft unsere Gemüther in ungetheilte wohlwollende Spannung setzen. Ebensowenig bietet die Verbindung von Odysseus und Diomedes, von Achill und Patroklus u. A. einen solchen Reichthum interessanter Vergleichungen dar. — Besondere Anerkennung verdient noch sowohl Parzival's, als auch Gawan's herzliche Theilnahme und Fürsorge für ihre Volksgenossen und sie begleitenden Vettern (382^{12} – 383^{16}, 390^{2} — ^{6} und 429^{2}—430^{16}, 432^{7-28}), wie auch ihre Bescheidenheit im Verschweigen ihres Namens zu Bearosche ($393^{3\ 4}$), womit 303^{25-28} keineswegs im Widerspruche steht.

Der vierte Grund endlich, daß der oben erwähnte Abschnitt von Gawan ein nothwendig integrirender Theil des Wolfram'schen Epos sei, ergibt sich aus der Oekonomie des Gedichtes selbst. Parzival nämlich, in Folge der Verfluchung durch Cundrie aus dem Orden der Tafelrunder ausgestoßen, konnte nur nach einem untrüglichen göttlichen Zeichen der verlornen Ritterehre wieder theilhaftig werden. Da nun Gawan, anerkanntermaßen der tapferste, edelste und angesehenste Ritter der Tafelrunde, von dem verstoßenen Parzival im ritterlichen Zweikampfe besiegt wurde, so war durch dieses Gottesurtheil Parzival's Begnadigung und zugleich die Würdigkeit und Nothwendigkeit seiner Wiederaufnahme in den Orden entschieden.

Die Feier dieses Sieges hat Wolfram's v. E. Genius meisterhaft benutzt, um eines der großartigsten Kunst- und Naturgemälde, die Scene auf dem Blumenfelde zu Joflanze, aufzuführen und damit die anziehende Beschreibung von Terre marveile (Terre merveilleuse), wovon Joflanze einen Theil aus-

machte, zu verbinden. Weil aber besondere Umstände es nicht gestatten, der vorstehenden Abhandlung eine größere Ausdehnung zu geben, so breche ich die Untersuchung hiemit ab, indem ich mich bereit erkläre, falls die Monographie eine günstige Aufnahme findet, den Gegenstand seiner Zeit irgendwo wieder aufzunehmen.*)

Potsdam.

F. W. Rührmund.

---

*) „Wolframs von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile, ein poetisches Landschaftsgemälde" von demselben Verfasser, in Germania Bd. IX, S. 12—35.

III.

Nicht vorhandene Eigennamen.

Die Kritik hat bei den alten Eigennamen (mehr den persönlichen als örtlichen) einen harten Stand, indem sie so zu sagen zwischen zwei Feuern mitten inne steht. Denn da der Sinn der Namen, wie sich nachweisen läßt, meistens schon in sehr früher Zeit nicht mehr lebendig gefühlt ward, so schlichen sich selbst den ersten Schreibern der Urkunden leicht Fehler ein; um wie viel mehr mußten solche den Abschreibern derjenigen Schriftstücke in die Feder kommen, die wir nicht mehr als Autographa besitzen! und nun gar die Herausgeber, in wie ganz ungenügendem Maße waren und sind sie meistentheils mit der alten Sprache unsers Volks vertraut, wie wenig haben sie großentheils in den Urkunden neben deren historischer Bedeutung die sprachliche, die ihnen doch jedenfalls beiwohnt, ahnen können! So ist es nicht zu verwundern, wenn wir in Annalen und Nekrologien eben so wie in Traditionen und Polyptychen Tausende von Fehlern (der Druckfehler zu geschweigen) in den Eigennamen finden, die am schlimmsten sind, wenn sie, wie z. B. in einigen Bänden der **monumenta Boica**, absichtliche Erneuerungen alter Formen enthalten. Während man aus diesem Anlasse Gefahr läuft, manche Formen irrthümlich als baare Münze hinzunehmen und gar aus ihnen Folgerungen zu machen, die nichts als reine Luftgebilde sind, so droht auf der andern Seite eine noch größere Gefahr von einer zu weit getriebenen Kritik. Wortstämme und Bildungsformen, die in dem übrigen Sprachgebäude, so weit uns davon Kunde beiwohnt, längst über den Haufen gestürzt sind, ragen häufig im Namenschatze wie altersgraue Mauertrümmer eines wunderbar vollkommenen Baues hervor; Lautverhältnisse und

Schreibweisen, nachdem sie in der sonstigen Sprache verschollen sind, hören wir oft in den Eigennamen geraume Zeit leise nachklingen, bis auch sie dem Todfeinde aller frischen Sprachmannigfaltigkeit, der Analogie, zur Beute werden. Da es nun ein Hauptzweck Deutscher Namenforschung ist, aus solchen absterbenden Bildungen auf die einstige Gestaltung und den ursprünglichen Reichthum unserer Sprache zurückzuschließen, so dürfen wir, was uns Seltenes und Auffallendes begegnet, in keiner Weise leichtfertig als verderbt zurückweisen, sondern müssen vielmehr alle solche Erscheinungen sorgsam prüfen, widrigenfalls wir unserm eigenen Ziele, statt ihm zu nahen, vielmehr durch eigene Schuld entrückt werden.

Aus der Forderung, zwischen der Unkritik und der Ueberkritik möglichst sorgsam hindurch zu laviren, ergeben sich zwei Aufgaben für Einzelforschungen auf dem Gebiete der Eigennamen. Erstens nämlich sind seltene und auffallende Formen zusammenzustellen, um zu zeigen, daß sie nur auf Irrthümern beruhen und deshalb verworfen werden müssen, und zweitens sind andere solche Bildungen zu sammeln, um sie von dem Verdachte der Verderbnis zu reinigen. Für die erste dieser Aufgaben liefere ich dießmal als Anfang ein kleines, leicht unendlich zu vermehrendes Verzeichnis von überlieferten Formen, deren wirkliches Vorhandensein meines Erachtens zu leugnen ist; die wahrscheinlich richtige Lesart setze ich mit gesperrter Schrift daneben, und zwar mit einem Fragezeichen, wo ich mich scheue meiner Vermuthung einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beizulegen.

Adalfidus polyptych. Irmin. S. 100. A d a l f r i d u s.

Adalgindis pol. Irm. S. 34. A d a l g u n d i s.

Adalgisdis pol. Irm. S. 37. A d a l g i l d i s?

Adalivia pol. Irm. S. 209. A d a l n i v i a, auch nach Grimms Ansicht; vgl. Zeitschr. von Aufrecht und Kuhn I, 430.

Adallerb Urk. v. 813 Schannat. A d a l l e i b, wie auch Dronke ebds. (N. 293) liest. Zwar gibt es Namen auf —erb, doch spricht das doppelte l von Adallerb dagegen, diesen Namen in diesem Falle anzunehmen.

Adelgin pol. Irm. S. 88. Ich schlage A d e l g u i n vor; vgl. z. B. Adalguis ebds. S. 152.

Adgandestrii (genit.) Tac. ann. II, 88. Nach Grimms Conjectur (ad) G a n d e s t r i i; die Endung freilich bleibt auffallend und dunkel.

Agisalfredh Urk. v. 805 bei Kausler im Wirtemberg. Urkundenb. N. 59. **Gisalfredh.**

Agmo Urk. v. 775 Mabill. **Agino?** Es ließe sich freilich Agmo auch allenfalls als entartete (nicht irrthümlich verderbte) Form von Haimo vertheidigen.

Albiun Urk. v. 881 Guden. **Albuin.**

Albochledis, in einer Urk. von 497, fälschlich bei früheren Herausgebern, bei Pardessus N. 59 richtig **Albofledis.**

Albthonat Urk. aus sec. 8 Schannat; Dronke liest richtig **Albthonar.**

Balduls Urk. v. 713 trad. Wizenb. bei Pardessus Nachtr. N. 25. Ist nur ein Druckfehler für **Baldulf**, wie in der Ausgabe von Zeufs (N. 232) richtig steht.

Bangulf Urk. v. 762 (N. 45) bei Hontheim. **Baugulf?**

Barocho Urk. v. 713 trad. Wizenb. (N. 202). **Batocho.** Vgl. z. B. Batocho Urk. v. 804 Schann. und Dronke. Beweisend ist, daß jener angebliche Barocho in den trad. Wizenb. N. 256 Badoco heißt.

Beatar Urk. v. 851 trad. Wizenb. N. 204 und 254. **Bertar.**

Berehtito Urk. aus sec. 9 Schann. Dronke schreibt N. 604 richtig **Berehtilt.**

Berloin pol. Irm. S. 40. **Bertoin?**

Bertalam mon. German. VI, 43 (gest. episc. Virdun.). **Bertalant?**

Bruma für Brunihildis, mon. German. VIII, 318 (Sigebert. chron.). **Bruna**, wie aus mon. German. X, 333 (Hugon. chron.) hervorgeht.

Brunherad Wigand trad. Corbeiens. 456. Dießmal scheint ausnahmsweise die Ausgabe von Falke, der **Brunhard** liest, das Richtige zu enthalten.

Chroabald Urk. von c. 667 Honth. (N. 20) und Pardessus (N. 360). **Chrodbald?**

Chrodoadmund Urk. v. 737 Pardessus (N. 59). Die Form scheint durch einen Schreibfehler entstanden, indem der Schreiber zuerst Chrodmund gesetzt und nachher **Chroadmund** hat verbessern wollen.

Crodegertus Urk. v. 714 Honth. (N. 36). **Crodegerius.**

Cuerbero Urk. v. 1083 Günther cod. dipl. Rheno-Mosell. (N. 66.) **Euerbero.**

Dagadrint Urk. v. 853 Honth. (N. 87). Dagadrud? Vgl. Dagathrut Urk. v. 718 trad. Wizenb. (N. 227).

Dasounda Urk. v. 533 Pardessus N. 119, muß nach N. 118 Dasovinda lauten.

Dertar mon. German. VII, 64 (catal. regum). Bertar.

Dingruin Urk. v. 823 Schann., nach Dronke N. 419 Dingwin.

Diururf und Diurusus Urk. v. 909 (N. 136 und 137) Honth. Diurulf.

Diusia Urk. v. 838 Dronke N. 508 (Schann. hat ebendas. Diusa). Diura, wie auch bei Dronke N. 137 steht.

Dugaleif Urk. v. 533 Pardessus N. 119, ist nach N. 118 Dagaleif zu lesen.

Ebdrolf Urk. v. 830 trad. Wizenb. N. 251. Ebarolf.

Eburum Urk. v. 704 (N. 29) Honth. und (N. 461) Pardessus. Eburuin?

Edonaifa (femin.) Urk. 533 Pardessus N. 119, Edoveifa nach N. 118.

Egebaharttus Urk. 830 trad. Wizenb. N. 251, ist zu lesen e. (d. h. ego) Gebaharttus.

Eggibire Urk. v. 861 bei Kausler im Wirtemberg. Urkundenbuch N. 136. Eggibirc.

Engilscale Urk. aus sec. 9 Schann.; Dronke hat ebendas. richtig Engilscalc.

Enmelina pol. Irm. S. 49, 50. Ermelina. Dieser Name findet sich z. B. mon. German. IX, 563 (chron. mont. Casin.).

Erbedisdis pol. Irm. S. 106. Erbedildis, welches sich im pol. Irm. öfters findet, z. B. S. 77 und 92.

Ermensina Urk. v. 750 Schann. und Dronke. Ermensind, um so sicherer, da dieselbe Person auch Irminswinda heißt.

Ermentrida pol. Irm. S. 46, 140, 204. Ermenfrida? Ermentruda? Ermentrada? Doch ist zu bedenken, ob die Form Ermentrida nicht, da sie dreimal begegnet, als richtig anzuerkennen ist. In diesem Falle müssen wir darin den Stamm RID, der sich nicht selten in Eigennamen findet, annehmen und zwar mit jenem besonders zwischen Liquide eingeschobenen t, welches namentlich dem pol. Irm. sehr geläufig ist.

Ermerbert Urk. v. 663 Pardessus N. 348. Ermenbert.

Ermesteus pol. Irm. S. 116. Ermenteus?

Ermiribald Urk. v. 706 Pardessus N. 464. Erminbald.

Erohengold mon. German. X, 570 (chron. S. Huberti Andag.). Erchenpold?

Eurehanius pol. Irm. S. 54. Eurcharius.

Eururf pol. Irm. S. 113. Eurulf?

Folibraht Urk. v. 756 Schann. Dronke hat ebendaselbst richtig Folcbraht.

Framneildil pol. Irm. S. 115. Framneildis.

Frenehin Urk. v. 791 Schann. Dronke hat richtig Frenchin.

Frimiald Urk. v. 713 trad. Wizenb. (N. 231 und Pardessus Nachtr. N. 24). Frumald.

Frotgius pol. Irm. S. 142 und 147. Frotgisus?

Gaulildis pol. Irm. S. 145. Gautildis. Im pol. Irm. finden sich öfters (S. 57, 120, 122, 133, 139, 143) die Formen Gauthildis, Gauthilde, Gaudoildis, Gaudovildis.

Gerentil Urk. v. 822 Dronke (N. 396). Schann. liest wol mit Recht daselbst Orentil.

Gerler Wig. trad. Corb. 262. Gerlec? Gerleg findet sich z. B. mon. German. III, 429 (Kar. II capitul.).

Geruf Wig. trad. Corb. 24. Gerulf? Doch vergl. Walduf.

Getescalc mon. German. I, 445 (Hincm. a. 861). Gotescalc.

Geunimunt Urk. v. 861 Kausler Wirtemb. Urkundenbuch N. 136. Gewimunt.

Giblemar Urk. v. 905 Honth. N. 134. Gislemar.

Grinifrid Urk. v. 703 Pardessus N. 457. Grimfrid.

Grumberct Urk. v. 772 Schann. Hier scheint Dronke richtig Grimberct zu lesen. Ebenso mag Grumold Urk. v. 667 Pardessus N. 358 für Grimold stehn. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß wir im pol. Irm. S. 209 die Formen Grombert und Grombricus lesen.

Gunelhilt Urk. v. 901 Dronke (N. 648). Gundhilt.

Guntamnus in einer unechten angeblich von 706 stammenden Urk. bei Pardessus N. 465 soll wol Guntramnus heißen.

Habuhald Urk. v. 807 Schann. Hier schreibt Dronke N. 237 richtig Hadubald.

Haduff Wig. trad. Corb. 258. Hadulf? Doch vergleiche Walduf.

Hebroulsus Urk. v. 730 Pardessus (N. 547) Hebroulfus.

Heiahtrud Urk. v. 822 Schann. Helahtrud. Dronke hat ebendas. N. 397 Heilagthrud.

Heidfloc Urk. aus sec. 9 Meichelbeck. Heidfolc. Diese Form findet sich in anderen Urkunden öfters bei Meichb., ebenso auch bei Pardessus Nachtr. N. 68 (a. 740). Heidfolch z. B. Urk. von 890 mon. Boica (XXVIII).

Heinmo mon. German. V, 44 (ann. Quedlinb.), desgl. Urk. von 1061 Lacomblet (N. 196). Hemmo?

Henperaht Urk. v. 812 Schann. Hier liest Dronke N. 269 richtig Heriperaht.

Heochiolf Urk. v. 792 trad. Wizenb. (N. 207). Hecchiolf? Vgl. z. B. Hecgirih Urk. v. 807 trad. Wizenb. (N. 199).

Herboch Urk. v. circa 1074 Lacomblet (N. 226). Herborch?

Heriperant Urk. v. 825 (N. 462) Dronke und Schann. Wahrscheinlich Heriperaht.

Hertanar pol. Irm. S. 65. Hercanar. Vgl. Ercanar pol. Irm. S. 21, 279.

Heuodolt Urk. v 812 Schann. Hruodolt, wie Dronke auch hier liest.

Hibdifrand Urk. v. 865 Honth. (N. 102). Hildibrand.

Hilbirat Urk. v. 816 Kausler (N. 75). Hildirat.

Hinolgero Urk. aus sec. 10 Schann.; Dronke hat ebds. N. 663 richtig Himilgero.

Hiodil Urk. v. 853 (N. 87) Honth. Huodil.

Hrundni Urk. N. 480 Dronke. Hruadni.

Imgramnus Urk. v. 1064 Lacombl. (N. 201). Ingramnus.

Inmina trad. Wizenb. N. 67. Entweder Immina (z. B. Urk. v. 800 Schann.) oder Irmina (z. B. Urk. v. 774 [N. 53] trad. Wizenb. und sonst öfters).

Itastolf Urk. v. 779 Schann.; Dronke hat hier richtig Fastolf.

Iterembert Urk. v. 704 (N. 462) Pardessus. Herembert.

Itugibald Urk. v. 811 Schann.; bei Dronke ebendaselbst N. 257 Hugibald.

Leotsnid Urk. v. 667 (N. 358) Pardessas. Leotsuid.

Liasburg mon. German. VIII, 560 (annal. Saxo). Liafburg.

Ligibodo Urk. v. 962 (N. 105) Lacombl. Sigibodo? Doch vgl. in zwei allerdings späten und verderbten Stellen des pol. Irm. S. 49 und 51 Ligart und Lichardis.

Linpa Urk. v. 962 (N. 105) Lacombl. Liupa.

Livibert Urk. v. 874 (N. 69) Lacombl. Liutbert?

Mamila Urk. v. 926 (N. 146) Honth. Mannila.

Mamucho Urk. v. 964 (N. 180) Honth. Mannicho.

Meginbilt Urk. v. 907 (N. 84) Lacombl. Meginhilt.

Mezinfrit Urk. v. 800 Schann., Meginfrid bei Dronke.

Miniul Urk. v. 1088 (N. 240) Lacombl. Mimul? Vgl. Mimilo Urk. v. 985 mon. Boica (XXVIII). Doch steht in jener Urk. bei Lacombl. auch Minegis.

Mistila Urk. v. 839 Schann. Wol mit Recht schreibt hier Dronke N. 525 Mutila. Weinhold (die Deutschen Frauen S. 14) erinnert bei dem Namen Mistila an die Walkyrie Mist (Nebel); wenn er Mistila nur aus der einen angeführten Stelle kennt, so müssen wir mit der Beistimmung so lange zögern, bis der Name anderswoher bestätigt wird.

Monechrude im testam. Ermentrudis bei Mabill. und bei Marini (N. 76). Monethrude?

Moratah Urk. v. 822 Dronke (N. 399) und Schann. Moralah?

Naicho Urk. v. 791 cod. Lauresh. Naccho. Ebendas. findet sich Nacho, 776 Nahilo.

Nantenil Urk. v. 923 Honth. (N. 145). Nantelin ebendas. 926 (N. 147).

Nummolenus Urk. v. 667 (N. 358) Pardessus. Mummolenus findet sich in einer Urk. v. 670 bei Mabill., Mommolin und Momolenus in Urkunden von 648 und 659 (N. 312, 335) bei Pardessus.

Osorowald Urk. v. 648 (N. 312) Pardessus. Ist etwa Osdrowald (für Ostrowald) zu vermuthen?

Otiamnus Urk. v. 793 Schann. Dronke schreibt mit Recht Otramnus.

Padalolt Urk. v. 826 Neugart. Podalolt, was z. B. bei Neugart Urk. v. 835 vorkömmt.

Pedelbrand mon. German. IX, 412 (gest. episc. Camerac.). Podelbrand? Das chron. Salernit. hat z. B. Potelfrid, bei Neugart, Dronke, Schann., Kausler steht Podalolt, Podalolf u. dgl.

Priminc Urk. aus sec. 8 Meichelb. Pruninc?

Probabobert Urk. v. 631 (N. 254) Pardessus. **Bobobert** ebendas. Mabill.

Quolfinin Urk. v. 744 (N. 580) Pardessus. **Quolfiuin** ebendas. bei Neugart.

Rantonuic Urk. v. 869 (N. 144) Kausler. **Rantouuic.**

Ratrantnus Urk. v. 771 trad. Wizenb. (N. 245) muß nach N. 250 **Ratramnus** lauten.

Ratunt Urk. aus sec. 10 (N. 698) Dronke. **Ratunc** oder **Ratuni.**

Redualdoheri bei Miraeus Urk. v. 721. Diese Unform ist dadurch entstanden, daß Miraeus statt der beiden Namen **Reduald Herifus** zu lesen glaubte Redualdoheri filio. s. Pardessus Anmerk. zu N. 519.

Regandoz Urk. v. 720 (N. 513) Pardessus. **Reganloz?** Vgl. Reginleoz und Rekinleoz Urk. v. 804, 830 Neugart.

Reginund Schann. und Dronke (N. 762) vom Jahre 1062. **Regimund** oder **Reginand.**

Ruadniuh Urk. v. 824 (N. 444) Dronke. **Ruadunch.** Schannat liest ebendas. richtiger Ruodunch.

Saganhart Urk. v. 773 Schan. **Gaganhart** Dronke ebds.

Saletho Urk. v. 927 (N. 88) Lacombl. **Salecho?** So hat z. B. Honth. N. 146 (a. 926) Salecho. Doch erwäge man Salado bei Lacombl. N. 102 (a. 948).

Sarulsus mon. German. X, 355. **Sarulfus** ebendas. S. 502.

Serot Urk. v. 874 Schann., 806 und 828 mon. Boica (VIII, 373 und 378) und wahrscheinlich nach diesen Stellen citirt bei Graff I, 149. Ich möchte vorschlagen, dafür das bei Neugart, Kausler, Meichelb. und im necrol. Augiense vorkommende **Scrot** (s. darüber auch Mone Heldensage S. 95) zu lesen, zumal da Dronke in jener Urk. von 874 (N. 611) wirklich Scrot hat.

Shrungolf Urk. v. 765 bei Schann. und Dronke, bei letzterem mit einem Fragezeichen. Es steht jedenfalls für **Strangolf,** welches z. B. aus einer Urk. v. 838. bei Dronke N. 522 und sonst aus dem 9. Jahrhundert bekannt ist.

Sigilot Urk. v. 906 Schann.; Dronke hat mit Recht (N. 651) **Sigiloh.**

Starchof Urk. v. 809 (N. 65) Kausler. **Starcholf?** Doch vgl. Walduf.

Sunnarct Urk. v. 627 (N. 241) Pardessus. Sunnarit?

Terfilo Wigand trad. Corb. 467. Hiefür ist wol Tersilo zu lesen, wie auch Falke an dieser Stelle thut. Thersilo begegnet ebendas. 362.

Tetaclinda Urk. v. 744 Neugart. Aus Taclinda durch einen Irrthum des Schreibers entstanden, der sich ungeschickt verbesserte. Um dieselbe Zeit finden sich bei Neug. und Pardessus (z. B. N. 581) wirklich die Formen Tacaliud und Dachilinda.

Theuderane Urk. v. 777 trad. Wizenb. (N. 230), nur verschrieben für Theudradane, wie sich ebendas. gleichfalls findet.

Thiedof mon. German. V, 99 (ann. Hildesh.). Thiedolf? doch vgl. Walduf.

Throdebert Urk. v. 713 trad. Wizenb. (N. 233) entweder für Thrudebert oder Chrodebert. Ich ziehe letztes vor, da in derselben Urkunde auch Thariavin, wahrscheinlich für Chariwin, vorkömmt.

Tiring Urk. v. 716 Honth. (N. 38) und Pardessus (N. 500). Turing.

Tolebald Urk. v. 704 Honth. (N. 29) und Pardessus (N. 461). Folcbald?

Toleram Urk. v. 853 Honth. (N. 87). Folcram?

Tridlindis und Tridulf in einer Urk. v. 773 (N. 15) Kausler. Man kann zweifeln, ob Frid-, Trud- oder Triu- zu lesen ist.

Trundavinde Urk. v. 702 trad. Wizenb. (N. 44). Die Form scheint verderbt, doch ist es mislich, dafür Truhdsvinde oder Truudsvinde vorzuschlagen, da wir dann jedenfalls eine, zwar vorkommende, aber seltene unorganische Schreibung annehmen müssen.

Walduf Wigand trad. Corb. 230. Waldulf? Doch erregt es einigen Anstoß, daß außer Walduf noch die Formen Geruf, Haduff und Thiedof, alle vier in Sächsischen Quellen, vorkommen, woraus man fast zu der Annahme verleitet wird, als habe bei den Sachsen neben -ulf eine Nebenform uf wirklich bestanden. Das hochdeutsche Woffo ist durchaus davon zu trennen.

Werinberi Urk. v. 786 (N. 30) Kausler. Werinheri.

Verteuba Urk. v. 744 (N. 579) Pardessus. Hier liest schon Neugart richtiger Vertleuba.

Wezelm Urk. v. 1003 (N. 140) und 1019 (153) Lacombl. **Wezelin.**

Villienane in der Neapol. Inschr. von c. 551 bei den früheren Herausgebern. Die Handschr. bietet **Vuillienant**, wie Maßmann (die Goth. Urk. von Neapel und Arezzo, 1837) erkannt hat. Vergl. unten Vinjaifrithas.

Williheim Urk. v. 824 (N. 88) Kausler. **Willihelm**, wie aus N. 89 hervorgeht.

Wimdin Urk. v. 841 Schann. **Winidin** hat Dronke ebendas. (N. 534).

Vinididane Urk. v. c. 737 trad. Wizenb. N. 241 und daraus bei Pardessus Nachtr. N. 59. Mir scheint die Sylbe id irrthümlich verdoppelt, sodaß **Vinidane** (als Ablativ, Nomin. Vinida) gelesen werden muß.

Viniliut bei Graff I, 868, ist wol nur aus dem nicht seltenen **Vinilint** verschrieben.

Vinjaifrithas, bei älteren Herausgebern in der Neapolitan. Urkunde von c. 551. Maßmann (die Goth. Urkk. von Neapel und Arezzo, 1837) hat das richtige **Sunjaifrithas** ans Licht gebracht. Man sehe a. a. O. seine Erörterung über diesen Namen und über das vorhin erwähnte Villienane.

Winlasbal, mir nur aus Graff I, 624 bekannt. Er mag dabei die bei Kausler N. 37 abgedruckte Urk. von 790 vor Augen gehabt haben, wo jetzt richtig **Wintarbal** steht.

Vuiuekin Urk. v. 1083 (N. 234) Lacombl. Ich lese **Vulvekin.**

Vulsmar Urk. v. 665 (N. 350) Pardessus. **Vulfmar.**

Zebelinde Urk. v. 762 (N. 45) Honth. **Gebelinde?**

Ich habe in diesen kleinen codex nominum prohibitorum nur solche Namen aufgenommen, bei denen durch den Irrthum die Wortstämme, aus denen sie bestehen, entschieden verdunkelt sind*). Verschwiegen habe ich dagegen die tausendfachen Misgriffe, die sich gleich auf den ersten Blick als solche zu erkennen geben, wie z. B. die unendlich häufigen Formen berath, berth für beraht, berht bei Herausgebern, die keinen Begriff vom Ahd. h hatten, und vieles

*) Manches Andre der Art habe ich in einem Aufsatz über die Zusammensetzung Altdeutscher Eigennamen in der Zeitschrift von Aufrecht und Kuhn Bd. I erwähnt.

Andere derselben Art. Auch falsche Lesarten, die in anderen Handschriften desselben Schriftstücks richtig erscheinen, habe ich übergangen; von solchen Fällen ein dickes Buch vollzuschreiben, wäre nutzlose Mühe. Die genauen Variantenregister der monum. German. haben uns von mancher Unform so gründlich befreit, daß deren nochmalige Erwähnung keinen Zweck haben kann. Mir kam es hier vielmehr darauf an, solche Formen zu bekämpfen, deren Unrichtigkeit bisher entweder gar nicht, oder nur ungenügend anerkannt worden ist. Eine ähnliche Säuberung wäre übrigens auch den Ortsnamen zu wünschen.

Wernigerode.

E. Förstemann.



IV.

Unorganisch anlautendes H in altdeutschen personennamen.

Bei einer wifsenschaftlichen etymologischen anordnung der alten eigennamen stoefst man auf eine grofse anzahl von schwierigkeiten, vor deren wenigstens theilweiser ueberwindung an ein klares beherrschen des stoffes nicht gedacht werden darf. Unter all diesen schwierigkeiten ist keine häufiger, als die frage, wo man ein unorganisches h im anlaute anzunehmen hat, und wo dagegen das h als ein wesentlicher bestandtheil des wortes anzusehen ist, eine frage, von deren beantwortung in vielen hundert fällen die stelle abhängt, die man einer namensform im wörterbuch anweist. Um zur loesung dieser frage, die kaum jemals vollständig gelingen dürfte, wenigstens den weg zu bahnen, ergreife ich hier das mittel, eine anzahl von formen aufzuzaehlen, die sicher unorganisches h haben, um dann zu sehen, ob wir nicht aus diesem verzeichnis ein resultat gewinnen und um dann mit diesem resultat an die beurtheilung zweifelhafter fälle zu gehn.

Der stamm IRMIN zeigt unorganisches h z. b. in folgenden stellen: Hirmino Mon. German. I, 310 (chron. Moissiac.), V, 167 (ann. S. Germani). Hermemburgis pol. Irm. s. 50 (sec. 11). Hirmintrudis Mon. Germ. I, 472 (Hincm. Rem. ann.). Hirmindrudis Mon. Germ. I, 583 (Regin. chron.), Hermintrudis Mon. Germ. III, 506 (Hlud. II capitul.). Hirmandruda urk. v. 894 Neug. Hirmentrudis Mon. Germ. I, 486

(Hincm. Rem. ann.), II, 671 (Nithardi hist.). Hermentrudis Mon. Germ. I, 505 (Hincm. Rem. ann.), III, 543 (Hlud. II capitul.), X, 356 (Hugonis chron.). Hyrmintrud Mon. Germ. VI, 3 (ann. S. German. min.). Hilmentrudis (sic) Mon. Germ. VII, 39 (ann. S. Berign. Divion.). Herminfridus excerpt. auct. ign. Herminafrid Cassiod. variar. 3, 3. 4, 1. Hirminfrid Mon. Germ. IX, 285 (Ad. Brem.). Ἑρμενιφρίδος Procop. Hirminger Mon. Germ. II, 110 (Ekkeh. cas. S. Galli), urk. 818 (N. 36) bei Lacombl. Hermenechar Mon. Germ. IX, 410 (gest. episc. Camerac.) Hirmingardis Mon. Germ. I, 568, 606 (Regin. chron.), V, 140 (ann. Einsidl.). Hirmingarda Mon. Germ. I, 15 (ann. Laubac.). Hirmingart Mon. Germ. V, 215 (reg. et imper. catal.). Hirmengardis und —a Mon. Germ. I, 499 (Hincm. Rem. ann.), II, 623, 626 (vit. Hlud. imp.), III, 559 (Hlud. Arelat. capitul.), IX, 422 (gest. episc. Camerac.). Hermingard Mon. Germ. II, 611 (vit. Hlud. imp.). Hermengard Mon. Germ. II, 321 (Adon. chron.), V oefters. Hermencaud Mon. Germ. IX, 132 (chron. Novalic.). Herminigild Isidor., Mon. Germ. V, 167 (ann. S. Germani), VIII, 152 (Ekkeh. chron. univers.), X, 319, 333 (Hugonis chron.). Hermenigild Mon. Germ. X, 322 (Hugonis chron.) Hirminigald (sic!) Mon. Germ. VIII, 24 (Ekkeh. chron. Wirzib.). Hirminhard urk. v. 831 Mon. Boica (XXXI) Hermenhard pol. Irm. s. 104, 178. Hermenildis pol. Irm. s. 49 (sec. 11). Hirminmar urk. v. 822 Mabill., urk. v. 839 Neug., urk. v. 823, 831 Mon. Boica (XXXI). Hermenrad Wig. trad. Corb. 282. Hermanaricus Mon. Germ. X, 313 (Hugonis chron.). Herminericus (neben Arminericus) in inschr. bei Murat. 409, 6. 410, 1. 2002, 2. Hermenrich Mon. Germ. V, 365 not. (litt. Fulcon. ad Arnulf. imper.), VIII, 122 (Ekkeh. chron. univers.), 579 (annalista Saxo). Hirmenald Mon. Germ. II, 661 (Nithardi hist.). Hermenald Mon. Germ. V, 342 (Liudpr. hist. Ott.). Hermenalda pol. Irm. s. 37 (sec. 10). Herminnolf urk. v. 868 Neug.

Bei dem stamm ERCAN ist unorganisches h gleichfalls nicht selten: Herchanbold urk. v. 825 Neug. Hercanbald urk. v. 1016 (N. 149) Lacombl. Herkenbert Mon. Germ. VI, 231 (Sigehard. mirac. S. Maxim.). urk. v. 973 (N. 23) Günther.

Herchempert Mon. Germ. IX öfters. Hercanflidis pol. Irm. s. 92. Herkenger Mon. Germ. I, 523 (ann. Vedast.), II, 202 (ann. Vedast.). Hertanar pol. Irm. s. 65 (wol falsch statt Hercanar). Hercanhildis pol. Irm. s. 54. Hercanildis pol. Irm. s. 48. Hercheman urk. v. 1083 (N. 234) Lacombl. Herchenrad urk. v. 775 Mabill. Herkanraus Mon. Germ. II, 193 (ann. Bertin.). Hercanrada pol. Irm. s. 55. Herchanold und Herchenald Mon. Germ. II, 311 (dom. Carol. geneal.). Hirchinald Mon. Germ. I, 287 (chron. Moissiac.). Herchanolt urk. 844 Neug.

Zu ANGIL gehoeren: Hengilbold urk. v. 858 Neug. Hengerbold*) pol. Irm. s. 50 (sec. 11). Hengilhart urk. v. 907 Neug. Hinclear pol. Irm. s. 98. Hinclehildis pol. Irm. s. 138, 139. Hengelrann (us) pol. Fossat. Henghilrata urk. v. 831 Neug. Hengelsent pol. Fossat.

Zu EBAR habe ich angemerkt: Heberinc urk. v. 859 Neug. Hebarhard urk. aus sec. 9 Mon. Boica (XI), urk. v. 860 ebds. (XXXI). Heburhard urk. v. 912 Neug. Hebrohard urk. v. 877 Guérard. Heberhard urk. von 757 Dronke (759 Schann.), Mon. Germ. VII öfters, VIII, 30 (Ekkeh. chron. Wirzib.). Heberhart urk. v. 933 Neug. Heverard P. V. öfters. Hebroin urk. 775 Mabill., Mon. Germ. I, 287 f. (chron. Moissiac.), II, 311 (dom. Carol. geneal.).

Unter INC sind zu stellen: Hincbald pol. Irm. s. 82. Hincbold pol. Irm. s. 141. Hincbolda pol. Irm. s. 89, 141. Hincbert urk. v. 847 Mabill., pol. Irm. s. 47, 111. Hincberta pol. Irm. s. 71. Hincbod pol. Irm. s. 146. 249. Hincflidis pol. Irm. s. 87. Hincfreda pol. Irm. s. 11. Hinchar pol. Irm. s. 28, 249. Hincar pol. Irm. s. 82. Hinchard pol. Irm. s. 209. Hinchildis pol. Irm. s. 140, 238. Hincmar öfters.

Den stamm ERL enthalten: Herlebold pol. S. Remig. Remens., Mon. Germ. II, 193 (ann. Bertin.). Herlembald Mon. Germ. X, 82 f. (Landulf. hist. Mediol.). Herlcher pol. S. Remig. Remens. (sec. 9). Herlemar pol. Irm. s. 172. Herluin urk. v. 1089 Guérard. Mon. Germ. III, 458 (Kar. II capitul.), V öfters, VI, 17 (ann. Laubiens.), VIII öfters, 449 (gest.

---

*) mit dissimilation fuer Hengelbold, wie Guillermus statt Guilelmus.

episc. Camerac.). Herloin pol. Irm. s. 103. Mon. Germ. III, 426 (Kar. II, capitul.), IX, 449 (gest. episc. Camerac.)

Besonders oft begegnet unorganisches h bei dem stamme IS: Hiso urk. v. 779, 788 Neug. Mon. Germ. II, 92—94 (Ekkeh. cas. S. Galli). Hisker urk. aus sec. 8 und 9 Meichelb. Hisger urk. v. 832 Neug. Hishad urk. aus sec. 8 Meichelb. Hisulf pol. Irm. s. 132. Hisla pol. Irm. s. 111. Hyselgarda Mon. Germ. IX, 611 f. (chron. mon. Casin.). Hiselmund Mon. Germ. III, 505 (Hlud. II, capitul.), V, 223 (chron. Casin.) Hisanbret urk. v. 792 Neug. Hisimbard Mon. Germ. II, 472 (Ermold. Nigell.). Hisinbert urk. v. 773 Neug. Hisembard Mon. Germ. V, 228 (chron. Casin.), IX, 606 (chron. mon. Casin.). Hysenbert Mon. Germ. VIII, 474 (Sigeb. auct. Nicol. Ambian.). Hisenburgis pol. Fossat. Hisinfrid urk. v. 838 Dronke (N. 513), wo Schannat Hilinfrid liest. Hisenhart Mon. Germ. VI, 420 (Gerhard. mirac. S. Oudalr.) mit varianten Hisanhart und Isinhart. Hisindeus urk. v. 836 Mabill.

UODAL weisen auf: Houdil urk. v. 876 Neug. Hodilo Mon. Germ. II, 618 (vit. Hlud. imp.). Huodilo Mon. Germ. I, 115 (ann. Lauriss.). Huadalbert urk. v. 812 Neug. Huadalpert urk. v. 805 Neug. Huodilbert urk. v. 967 (N. 20) Günther. Hodilhard urk. v. 817 (N. 35) Lacombl. Hoadalrich urk. v. 805 Neug. Huodelrich urk. v. 769. Neug. Mon. Germ. IX, 701 (chron. mon. Casin.). Huadalwart urk. v. 849, 861 Neug.

Noch sind einige mehr einzeln stehende formen, in denen ich mit gewissheit glaube unorganisches h zu erkennen: Hansberta urk. v. 729 Guérard. Hernust urk. v. 878 Neug., urk. v. 790 Mon. Boica (II), c. 878 Mon. Boica (XXXI), Mon. Germ. IV. B. 4 (capitul. spur.). Hamalar Mon. Germ. VIII, 570 (annalista Saxo), Hamular Mon. Germ. X, 163 (gest. Trever.). Hecchihart urk. v. 792 Neug. Hemmerannus Mon. Germ. IX, 287 (Ad. Brem.). Heimram Mon. Germ. VI, 545 (Arnold de S. Emmer., des verses wegen fuer Emmeram). Hermbold urk. v. 941 (N. 93) Lacombl. Hermeharis pol. Irm. v. 170. Hermlagia pol. Irm. s. 172. Hermeris Mon. Germ. IX, 577, 586 (chron. mont. Casin.). Hyrimfrid Mon. Germ. IX, 849 (chron.

Hildesh.). Hiring urk. v. 744 Neug. Hirinch urk. v. 744 Neug. Hekisheri urk. v. 890 Mon. Boica (XXXI).

Diese beispiele lafsen sich zwar noch reichlich vermehren, jedoch scheint die hier mitgetheilte anzahl genuegend, um daraus schlüfse zu ziehn. Der erste augenschein giebt freilich nur ein negatives resultat; formen aus alten zeiten und mundarten begegnen uns. Eine genaue scheidung der mundarten in bezug auf die aspiration des anlauts ist freilich von einem solchen register in keiner weise zu erwarten; denn wer bürgt uns dafuer, dafs ein fränkischer schriftsteller den namen eines Sachsen in genau sächsischer Form wiedergiebt und dass ein alamannischer abschreiber bei dem copiren jenes schriftstellers mit diplomatischer treue verfaehrt? Dennoch werden wir ein resultat aus dem eindruck jenes registers gewinnen: die aspiration des vocalischen anlauts ist weit ueberwiegend westdeutsch, in den oestlichen mundarten ist sie nur seltene ausnahme. Ich habe so eben etwa anderthalb hundert aspirirte formen aufgefuehrt; davon gehoeren 29 Irminos polyptychon von St. Germain, 26 den alamannischen urkunden bei Neugart an, waehrend keine der andern citirten quellen mehr als sechs mal erwaehnt worden ist. Wie gering ist Sachsen vertreten! Aus den urkunden von Corvey, die an namen so unendlich reich sind, erscheint nur eine einzige form. Weiter suedlich bei den Mainfranken finden wir nur zwei namen erwaehnt, bei den Baiern in allen drei und dreifsig bänden der monum. Boica nur fünf. Lacomblets urkunden, die meistens auf ripuarischem boden entsprofsen sind, liegen mit fünf beispielen mitten zwischen der sächsischen armut und dem westfränkischen ueberflufs an aspirirten anlauten, der geographischen lage ganz entsprechend.

Um einen schritt naeher kommen wir schon dem wesen der merkwürdigen erscheinung, wenn wir ihren umfang der zeit nach erwaegen. Da zeigt sich nämlich, dafs wir nicht etwa ein plötzlich auftretendes und nach gewisser dauer wieder verschwindendes element in dem unorganischen h haben (ungefaehr wie ich es vom ahd. diphthong oa neuerdings darthat), sondern dafs dieses h vielmehr den ganzen

zeitraum des althochdeutschen, von Cassiodor, Procop und Isidor an, länger als ein halbes jahrtausend hindurch andauert; auf die spaeteren zeiten nehme ich hier keine rücksicht. Ja wir erkennen aus den namen der örter und völker, dafs dieselbe erscheinung schon weit frueher, um den anfang unserer zeitrechnung vorkömmt. Die mitgetheilten anfuehrungen zeigen endlich, dafs wir nicht etwa eine bestimmte bluetezeit des unorganischen h annehmen dürfen, sondern dafs es sich ziemlich gleichmaefsig ueber den ganzen zeitraum verbreitet.

Die oben angefuehrten beobachtungselemente genuegen nur, wenn man die extensitaet des unorganischen h ins auge fafst, nicht aber um seine intensitaet zu beurteilen, die keineswegs aufser acht gelafsen werden darf, wenn man manche unten zu erwaehnende fälle sicher beurteilen will. Ist jemals der vorschlag der aspiration durchgreifende regel geworden? Am ersten könnte man dies von der mundart erwarten, in der die Namen des pol. Irm. erscheinen. Wir sahen in diesem wichtigen denkmale die aspiration in den formen Hermemburgis, Hermenhard, Hermenildis, Hermenalda; doch lesen wir ebendaselbst denselben stamm ohne aspiration in den formen Irmino, Ermnus, Ermin, Ermina, Ermena, Ermening, Ermentinga, Ermentisma, Ermenbold, Ermembold, Ermembald, Ermenbolda, Ermembolda, Ermenbert, Ermemberga, Ermintrud, Ermentrud, Ermendrud, Ermedrudis, Ermenfrid, Ermenfred, Ermenfrida, Ermengar, Ermenger, Ermengard, Ermengaud, Ermengaut, Ermengauda, Ermengil, Ermengildis, Ermengis, Ermengisa, Ermengudis, Ermenar, Ermentar, Ermenard, Ermenaus, Ermentelm, Ermenildis, Ermentildis, Ermenrannus, Ermenmar, Ermenrad, Ermenrada, Ermenrichus, Ermensind, Ermensinta, Ermenteus, Ermenold, Ermenolt, Ermenald, Ermenaura, Ermenwis, Ermenulf, Ermentaria, Ermentera. Den fünf formen Hercanflidis, Hercanar, Hercanhildis, Hercanildis und Hercanrada stehn, wenn ich recht zaehle, im pol. Irm. 37 formen gegenüber, die denselben stamm vocalisch anlautend enthalten. Ebendaselbst lesen wir zwar Hinclehildis und Hinclear, dagegen weit ueber hundert formen mit Ingal-, Ingil- u. s. w. Ich bringe dabei

nicht einmal in anschlag, dafs die vocalisch anlautenden Formen sich oft an verschiedenen stellen wiederholen, die aspirirten dagegen meistens nur an je einem oder zwei orten des pol. Irm. vorkommen. Selbst bei dem stamme ING, bei dem die aspiration verhältnismaefsig am häufigsten ist, ueberwiegen dennoch die nicht aspirirten formen des polypt. um ein beträchtliches. So erscheint also selbst in demjenigen denkmale, in welchem wir nach den obigen angaben den günstigsten boden fuer das unorganische h fanden, dieses immer nur als beschränkte ausnahme der weit ueberwiegenden regel. — Gehn wir nun zu Neugarts alamannischen urkunden ueber. Aspirirtes IRMIN belegte ich oben in den formen Hirmandruda, Hirminmar und Herminnolf, unaspirirtes kenne ich bei Neugart in Ermenbert, Irmengard, Ermengard, Irminram, Erminold, Ermenold, Ermenolt, aspirirtes ERCAN in Herchanbold und Herchanolt, unaspirirtes in Erchana, Erchena, Erchanbald, Erchanbold, Ercanbald, Ercanpold, Erchanpold, Erchambald, Erchinpold, Erkembald, Erchanbreht, Erchanbert, Erchanpert, Ercampert, Ercanpert und zwölf anderen formen. Ebenso steht es bei Neugart mit den anderen stämmen.

Wenn so schon in den beiden hauptfundgruben des unorganischen h dieses dennoch nur als ausnahme erscheint, um wie viel weniger mufste es da nicht bei den Sachsen, Mainfranken und Baiern auftreten!

Der fruehe beginn und das vereinzelte vorkommen der aspiration hindert uns, darin eine eigentlich deutsche entartung zu sehen; eine solche würde spaeter und regelmaefsiger vorkommen. Denken wir nun daran, dafs die romanischen sprachen der aspiration abhold sind, dafs die lateinischen handschriften in echt roemischen wörtern in hinsicht auf anlautendes h im hoechsten grade schwanken, dafs noch heutzutage die Franzosen in romanischen wörtern das anlautende h als stumm ansehen, in germanischen dagegen gewoehnlich hoeren lafsen, beachten wir ferner, dafs unsere urkunden und chroniken lateinisch geschrieben sind, erwaegen wir endlich, dafs die aspiration sich namentlich in den sued-

lichen*) und westlichen mundarten findet, den nördlichen und oestlichen dagegen abgeht, so bringt uns dieses alles zu dem schlufse, dafs wir in dieser erscheinung nur einen einflufs der lateinischen sprache zu sehn haben. Die romanische unsicherheit uebertrug sich auf das deutsche; die roemische spirans theilte ihr schwanken der germanischen aspirata mit; ja es glaubte wohl einer oder der andre schreiber ein wort erst recht deutsch zu schreiben, wenn er ihm eine ungehoerige aspiration beifuegte**).

Ueberhaupt ist es unrichtig, wenn man von einer neigung spricht, ein unorganisches h vorzuschlagen; denn grade die mundarten, bei denen das letztere vorkommt, lassen auch sehr oft ein sicher organisches h fort. So schreibt das pol. Irm. Iltbert, Eldebrand, Iltrudis, Illegardis, Ildelindis, Eldelindis, Eldoin, Eldois; Neugart hat Iltibold, Iltipret, Ildirich, Iltuwin; andere fränkische beispiele finden sich noch bei Mabillon und Guérard; dagegen haben die trad. Corb., so gebräuchlich ihnen auch der stamm HILDI ist, doch niemals die unaspirirte form. Da es ganz aehnlich mit den andern stämmen steht, denen anlautendes h zukommt, so werden wir, statt von einer neigung zur aspiration zu reden, vielmehr nur von einer unsicherheit im gebrauche der aspiration sprechen dürfen, wodurch die eben entwickelte ansicht neue bestaetigung erhält.

Mit diesem ergebnis gehe ich an die durchmusterung einer anzahl von formen, in deren beurteilung man schwanken dürfte.

Unzweifelhaft giebt es namen Hagano, Hagining und Haganrih, denen ein h mit recht zukommt, um so mehr, da sie sich auch in fuldischen und bairischen urkunden öfters finden; eben so sicher ist aber auch der stamm AGIN (Agino u. s. w.) mit vocalischem anlaut, der sich ungemein verbreitet findet. Wohin ist nun Hagino urk. v. 748 Mabill. und urk. v. 800 Neug. zu stellen, zu Agino oder zu Hagano?

---

*) in urkunden, die aus Italien stammen, ist sie nicht selten.

**) liegt nicht umgekehrt altfränkischer einflufs im franz. cher (carus), chaud (calidus), chef (caput), chateau (castellum), cheval (caballus) chèvre (capra), chez (casa), chien (canis) u. s. w. zu tage?

Nach den obigen grundsätzen mufs ich mich, so lange nicht gewichtige gründe dagegen sprechen, der wahrscheinlichkeit wegen fuer das letzte entscheiden, obwol die stellen, worin Hagino vorkömmt, uns an einem sicheren urteil hindern.

Wichtiger ist das beurteilen folgender formen: Haldo Mon. Germ. IX, 309 (Ad. Brem.). Halda pol. Irm. s. 236. Haltbad Graff IV, 899. Haltbert urk. v. 775 Mabill., pol. Irm. s. 2, 10 etc. Haltiprech (sic) urk. v. 786 Neug. Haltberta pol. Irm. s. 114. Haltfret urk. v. 775 Neug. Haltfrid Graff IV, 899. Haldegar pol. Irm. s. 25. Haldecardis urk. v. 905 Mabill. Haldemar pol. Irm. s. 120. Haltmar pol. Irm. s. 113. Haldrada pol. Irm. s. 6. Haldwidis urk. v. 854 Mab. Halduin Mon. Germ. II, 279 (gest. abbat. Fontan.). Haldoin pol. Irm s. 246. Haldowis pol. Irm. s. 114. Haldulf pol. Irm. s. 30. Zwei stämme machen auf diese zahlreichen formen anspruch, ALD (vetus) und HALID (vir fortis). Der erste bildet sehr viele namen und ist besonders im pol. Irm. sehr häufig; der letzte ist selten und oft wegen seiner lautlichen nachbarschaft mit HILDI schwer zu erkennen; im pol. Irm. weifs ich ihn nirgend mit sicherheit nachzuweisen; häufiger ist er namentlich um Fulda. Da nun die oben aufgezeichneten formen mit Hald- und Halt- fast sämmtlich dem pol. Irm. oder verwandten mundarten angehoeren, so entscheide ich mich dafuer, sie unter ALD zu setzen und ihr h als unorganisch anzusehen. Thaete ich das nicht, so würden unter ALD alle und jede aspirirte formen mangeln, was fuerwahr ein merkwürdiger zufall waere. Wohlverstanden, ich leugne es durchaus nicht, dafs vielleicht eine oder die andre der genannten formen auch zu HALID gehoeren mag, halte es aber fuer unmoeglich, sie von der mehrzahl der uebrigen, die gewiss zu ALD zu stellen sind, auszusondern. Graff (IV, 899) kennt nur die drei namen Halto, Haltbad und Haltfrid und stellt sie zweifelnd zu haltan tenere. Ich finde keine spur davon, dafs diefs verbum zur namenbilduug verwandt wird; anderer ansicht würde ich freilich sein, wenn ich die form Hald- oder Halt- in einer bairischen, sächsischen oder fuldischen urkunde fände, was bis jetzo nicht geschehen ist. Haldo bei Adam von Bremen

beweist nichts, da ich bei demselben schriftsteller auch Hemmerannus und Hirminfrid lese. — Hat man mir das bisherige zugegeben und erkannt, dafs die mehrzahl der formen Hald- und Halt- zu ALD gehoert, so mufs man auch nothwendig mit mir noch einen schritt weiter gehn und auch in Chaldo (urk. v. 653 Mab.), Chaldebercth (urk. v. 697 Mab.), Chaldedramnus (urk. v. 693 Mab.) und Chalderamnus (ebds.) denselben stamm erblicken, da dem fränkischen Ch des 7. jahrhunderts keine hoehere geltung zukömmt als einfachem H und da es deshalb ungehoerig waere an chald (frigidus) zu denken, so lange man die letztgenannten formen nur aus dem fränkischen des 7. jahrhunderts nachweisen kann.

Bei Neugart a. 781 lese ich Hurolf, bei Graff I, 246 Huralt; weiter sind mir keine mit Hur- beginnende personennamen bekannt. Da Hurolf ueberdies alamannisch ist (die quelle von Graffs Huralt kenne ich nicht) und da endlich die namen Urald, Urinch, Uremar, Urius, Uro, Urolf hinlänglich beglaubigt sind, so stelle ich Hurolf und Huralt zu ihnen und sehe somit das h als unorganisch an.

Betrachten wir nun die namen Himmo urk. von 828 Guérard. Hymmo urk. v. 774 Neug., Himmi urk. v. 866 Dronke (N. 591; Schannat liest fälschlich Hinimi). Himma urk. v. 787 Neug. Himiho urk. v. 793 Neug. Ein stamm HIM ist nirgend, weder in den namen noch im uebrigen sprachschatze nachzuweisen, waehrend sich ein stamm IM an hundert stellen belegen laefst. Da nun den urkunden bei Guérard und Neugart ein unorganisches h wol ansteht und da ich die einzige form Himmi von den anderen nicht gut trennen darf, so entscheide ich mich bei den angefuehrten namen gleichfalls fuer unorganische aspiration.

Anders mufs das urtheil ueber die mit Id-, It-, Hid-, Hit- beginnenden namen ausfallen. Sie gehoeren zu den raethselhaftesten gebilden der sprache, da sich weder ein stamm HID noch ein stamm ID, der fuer namen brauchbar waere, im deutschen sprachschatze ausfindig machen laefst; bei den nicht aspirirten formen, die fast sämmtlich dem fränkischen dialekte angehoeren, ist man daher beinahe versucht, an keltischen ursprung zu denken. Was nun die

aspirirten formen anbetrifft, so scheinen sie allen deutschen mundarten gemeinsam zu sein; ich fuehre z. b. aus den traditiones Corbeienses an Hidda (Wigand N. 456), Hiddo (N. 51), Hiddi (N. 81, 88, 210, 456); aus Meichelbeck Hitto, Hidolf und Hitolf. Der grofse verbreitungskreis dieser formen hindert uns, sie sammt und sonders fuer unorganisch aspirirt zu betrachten, und wir werden deshalb vorläufig die aspirirten formen unter H, die anderen unter I zusammenstellen müfsen, obgleich zuzugeben ist, dafs diese scheidung durchaus keinen anspruch auf endgültige genauigkeit machen darf.

Da der stamm AGIL oft sein G aufstoefst und dadurch formen mit Ail- und Eil- hervorbringt, so laefst es sich fueglich denken, dafs diese formen mitunter durch aspiration des anlauts zu Hail- und Heil- werden können. Trotzdem dürfen wir solches Hail- und Heil- nicht unter AGIL auffuehren, da es zugleich einen nicht zu leugnenden stamm HAIL giebt, der in eigennamen sogar, was bei AGIL nie der fall ist und sein darf, auch auslautend erscheint und dessen weiterbildung heilac (sacer, sanctus) ebenfalls fuer namen verwandt wird. Aus diesem grunde werden wir groefsere wahrscheinlichkeit fuer uns haben, wenn wir namen mit Hail- zu HAIL, als wenn wir sie zu AGIL stellen. Zur gewissheit wird sich freilich auch hier die wahrscheinlichkeit nicht erheben. — Ein vereinzelter fall, in welchem wir sicher wifsen, dafs Heil- allerdings ein unorganisches h hat, ist folgender. In der stiftungsurkunde, die pfalzgraf Heinrich bei Rhein 1093 fuer die abtei Laach ausfertigte (sie ist bei Hontheim, Günther u. a. abgedruckt) wird der damalige Trierer erzbischof Heilbert genannt. Man hat frueher diese urkunde als unächt verdächtigt, und zwar aus dem einzigen grunde, weil man anderweitig wufste, dafs jener kirchenfürst Egilbert geheifsen hat. Nun ist aber die urkunde unzweifelhaft echt und beweist, dafs Egil- wirklich durch die mittelform Eil- zu Heil- werden kann. So darf historisches und sprachliches wifsen eins des andern nicht entrathen. Dafs die namen Hegilo Mon. Germ. II, 656 (Nithardi hist.), Hegil Mon. Germ. III, 466 (Hloth. II capitul.) und

Hegilinch urk. aus sec. 11 Mon. Boica (VI) ein organisches h haben, wird namentlich durch die letzte stelle, ferner durch die Hegelingen der nordseesage und endlich durch den nhd. namen Hegel hoechst wahrscheinlich. Trotzdem habe ich Hegilbert urk. v. 844 Neug. und Hegilolf urk. v. 858 Neug. unter AGIL aufgefuehrt, weil Egilbert und Egilolf grade bei Neug. öfter vorkommen; eben so auch Hagilgaucius urk. v. 759 Schann. und 757 Dronke, da Schann. (a. 837) auch Egilgoz kennt und da ich zu Hegilo eine unumgelautete form Hagilo noch nicht belegen kann.

Die ganz vereinzelte form Hilsoard pol. Irm. s. 116 würde aller anknüpfung an den uebrigen sprach- und namenschatz entbehren, wenn wir das h als organisch betrachten wollten. Wir sind deshalb mit rücksicht auf die stelle, wo uns diese form begegnet, berechtigt sie zu Ilso und Ilsung zu stellen.

Sehr schwankend bin ich bei den mit Elis- und Helisbeginnenden namen; die ersten sind nur um ein weniges häufiger, doch trage ich bedenken, die letzten ohne weiteres fuer unorganisch aspirirt zu halten. Ich hoffe bald gelegenheit zu haben genauer auf diese bildungen zurückzukommen.

Wenn man die form Helinand liest (urk. v. 1070 Guérard, Mon. Germ. X, 480 in Hugos chron. und Mon. Germ. X, 575 im chron. S. Huberti Andag.), so kann man zweifeln, ob man den namen zu helina (tegmen, velamentum) zu stellen habe, wohin wahrscheinlich Helanpirich, Helinger, Helingaud und Helinlind gehoeren, oder ob man darin mit Eli-nand, Elifred, Eligardis, Eligaud, Eligildis u. a. m. einen umlaut der formen Ali- erkennen soll. Da ich kein Helinnand kenne, dagegen Helinand und Elinand öfter (Mon. Germ. X) von der nämlichen person gebraucht wird, so ziehe ich die letzte annahme vor und sehe den anlaut als unorganisch an.

Halinard kömmt in den mon. Germ. V, VI, VII, IX und X so oft vor, waehrend Alinard und Allinard seltner ist, dafs ich den anlaut als organisch betrachten mufs, zumal da sich bei dieser annahme leichter eine etymologie darbietet, als im entgegengesetzten falle.

Halahis Mon. Germ. V, 232 (Andr. Bergomatis chron.) heifst gleich auf der folgenden seite richtiger Alahis, welche form auch sonst öfters xorkommt; wir werden deshalb die aspiration unbedenklich als unorganisch ansehen können.

Eben so unbedenklich stelle ich die formen Harnold Mon. Germ. II, 313 (dom. Carol. geneal.). Harnald urk. v. 775 Mabill., Harnulf Mon. Germ. II, 313 (dom. Carol. geneal.), Harnolph Mon. Germ. IV, B. 166 (Ott. M. pact.) zu aro (aquila). Zweifelnd thue ich dasselbe mit Harinpert urk. v. 758 Neug.; das wort hari (exercitus) scheint mir wegen mangels vollständig analoger beispiele weniger anspruch darauf zu haben.

In uebler ungewifsheit schwebt man bei einigen mit Herm— anlautenden formen. Dahin rechne ich Hermbold urk. v. 941 (N. 93) Lacombl., Hermbert urk. aus sec. 8 Meichelb., Hermeharis pol. Irm. s. 170, Hermlagia pol. Irm. s. 172, Hermolf urk. v. 775 Schann. Ἑρμεγίσκλος bei Procop, Hermemir urk. v. 873 Mabill., Hermold Mon. Germ. II, 639 (vit. Hlud. imp. a. 834), Hermulo Mon. Germ. III, 253 (Hlud. et Hloth. capitul.), Hermefrid Mon. Germ. IX, 613 (chron. mon. Casin.). — Ist die erste sylbe aller dieser namen gleich zu beurtheilen, oder ist sie vielleicht durch entartung aus mehreren verschiedenen quellen entstanden? Gaebe es einen gebräuchlichen stamm Harm— in den eigennamen, so würde ich mich mit allen diesen formen am liebsten fuer ihn entscheiden; der einzige name Harmolt, von Graff angefuehrt (dessen quelle ich nicht einmal nachzuweisen weifs), kann mich nicht dazu bestimmen. In einer oder der andern der genannten formen mag falsche schreibung fuer Herin— (zu hari exercitus) vor sich gegangen sein; sonst bieten sich nur vocalisch anlautende stämme als etyma dar. Die frage mufs daher vorläufig auf sich beruhn.

Hernald Mon. Germ. III, 90 (Kar. M. capitul.) glaube ich am fueglichsten zu era (honor) stellen zu können, zumal da in denselben capitularien (s. 158) wirklich Ernald vorkommt, das sich auch sonst noch mehrfach belegen läfst.

Einer grofsen anzahl von stämmen liegt eine form Haz— zu grunde. Dahin rechne ich Hazo (Hazzo, Hezo),

Hazecho (Hazeco, Hatcecho, Hezich), Hazacha (Hazaga, Hazecha, Hazzecha), Hezekin (Hezeken), Hezilo (Hecilo, Hezil, Hecil, Hezzil, Hezcil, Hezelo, Hecelo, Hezzelo, Hezcelo, Hezel, Hetzel), Hezilla (Hecela), Hazilin (Hecilin, Hezelin, Hecelin, Hezellin), Hazcoz. Auf den ersten blick möchte man in diesen formen nur unorganische aspirationen von namen sehn, die mit Az— und Ez— beginnen, und z. b. Hazo zu Azo, Hezilo zu Ezilo, Hazilin zu Azilin stellen; und es kann auch nicht geleugnet werden, dafs moeglicherweise eine oder die andere der genannten formen diesen ursprung haben kann. Allein es würde eine unverantwortliche verschwendung mit unorganischen aspirationen sein, wollte man diese namen sammt und sonders auf vocalischen anlaut zurückfuehren, zumal da sie sich auch in Sachsen und Baiern nicht selten finden. Wir werden deshalb jedenfalls einen geringern fehler begehn, wenn wir sie zu einem besondern stamm HAZ vereinen und das h im ganzen als organisch betrachten. Fuer dieses HAZ bieten sich ueberdies zwei annehmbare erklaerungen; die eine würde sie, wie Graff mit einigen der genannten formen thut, zu haz odium stellen; nach der andern, welche mir mehr zusagt, ist Hazo das diminutivum zu Hado (Hatto) und von Hazo sind die andern formen weiter gebildet. Demnach stelle ich als analoge bildungen neben einander: Hado Hazo, Hetilo Hezilo, Hettila Hezilla, Hadegaud Hazcoz, aehnlich wie Rado Razo, Ratilo Razili u. s. w.

Zweifelhaft, ob ihm consonantischer oder vocalischer anlaut gebuehrt, ist Henno in urkunden von 813 und 831 bei Neug., in einer urk. v. 1056 (N. 56) bei Günther und in einer unechten angeblich aus dem jahre 817 stammenden urk. in den mon. Boic. (XXXI). Eine form Enno, die vielleicht zu Anno gehoert, findet sich nicht selten.

Ferner gebe ich zu erwaegen Hostold pol. Irm. s. 3 und 214 und Hostulf pol. Irm. s. 255. Sie können leicht zu den formen gehoeren, die sich an ost (oriens) anschliefsen, wie auch grade das pol. Irm. Ostold, Ostrold, Ostrald und Ostrulf hat. Doch hindert an der unbedenklichen annahme dieses sachverhältnisses das vorhandensein der namen Hosbat, Hosed

und Hosgeld, die sicher kein unorganisches h haben. Gehoeren Hostold und Hostulf zu den letztgenannten formen, so mufs man das t, wie es so oft geschieht, als eingeschoben ansehn.

Zum stamme AUD, OD (Otto u. dgl.) moegen folgende formen gehoeren: Hodo Wig. trad. Corb. 4, 344, 477. Mon. Germ. II, 633 (vit. Hlud. imp.), V öfters (Thietmari chron.), VIII öfters (annalista Saxo). Hottho Mon. Germ. II, 246 (ann. Wirzib.). Hoto Mon. Germ. V, 236 (Andr. Bergom. chron.). Hotting Graff IV, 812. Hotbert Mon. Germ. I, 26 (ann. Alam.). Chotbert urk. v. 851 Mabill. Hothar urk. v. 806 Neug. Hautar pol. Irm. s. 125; Kar. M. et Ludov. capitul. (Graff diut. I, 341). Hotlindis pol. Irm. s. 137, 219. Hotrad Mon. Germ. VIII, 628 (annalista Saxo). Hoduin Mon. Germ. II, 618 (vit. Hlud. imp.). Ich sehe alle diese formen wirklich als zu Otto, Otbert u. s. w. gehoerig an, doch nicht ganz ohne bedenken, namentlich da sie sich öfters in sächsischen quellen finden.

Haberhilt in einer urk. aus sec. 10 bei Dronke (N. 693) mufs zu dem häufigen Abarhild, Abarhilt und Abirilt gehoeren, da es sich sonst schwerlich an einen stamm des sprachschatzes fuegt und da man auch bei Dronke (N. 355) wirklich Abarhilt liest.

In dem namen Haico und seinen nebenformen Heico, Heigo, Haigo, Haicho, Haycho, Haiho, Hoico, Haico vermag ich keine unorganische aspiration zu erkennen, da diese formen namentlich bei Sachsen nicht selten sind und da die formen Aicus, Aico und Eico weit weniger oft vorkommen. Wahrscheinlich gehoeren daher die aspirirten und die nicht aspirirten formen ursprünglich ganz verschiedenen Namen an. Aehnlich ist wohl Haio, Heio, Heji gegen Aio, Aius, Ayo, Eio, Eyo, Ejo zu beurtheilen.

Wenn man alle diejenigen formen zusammenstellt, welche moeglicherweise mit dem namen Aistulf zusammenhängen können, so geraeth man in nicht geringe unsicherheit. Denn erstens mag man von Aistulf nicht gerne die aspirirten formen (Heistulf, Haistulf, Haistulph, Haistolf, Heistolf, Heistolv) sondern und zweitens scheint sich auch noch eine ältere

unzusammengezogene form in Agistulfo und Ahistulf erhalten zu haben. Gehoeren diese letzten formen wirklich zu Aistulf, so werden wir den ersten theil des wortes zu den namen Agisher (Egisher)*), Egisbert, Egisrik, Egiswalah und auch zu Eishere, Eisgot, Eisker, Eisward, Eisulf halten müssen. Dann ist das t von Aistulf nur eingeschoben, wie es oft geschieht, um das zusammentreffen zweier liquidae (Agis—vulf) zu vermeiden. Allerdings bin ich geneigt das zusammengehoeren aller dieser formen mit Agis—, Egis—, Ais—, Eis—, Hais—, Heis— anzunehmen; vgl. ueber den darin enthaltenen stamm Mone heldensage s. 139. Sieht man dagegen in Aistulf keinen ausstofs eines g, so mag man immerhin mit Zeufs (die deutshhen und die nachbarstämme s. 267) an den volksnamen Aisten (Esthen) denken. Welcher von beiden erklaerungen man aber auch folgt, immer wird der anlaut von Heistulf als unorganisch gedeutet werden müssen; nirgend bietet sich ein weg dar, auf dem sich die aspiration als ursprünglich rechtfertigen liefse. Freilich ist dann bei diesen namen auffallend das ungemeine ueberwiegen dieser aspiration ueber den vocalischen anlaut; denn sowol die annales Lauriss., Petav., Nazar., Wirzib., Xant., als Einhards annalen und Einhards leben Karls, sowol die capitularien Ludwigs und Lothars als Erchanberts breviarium, sowol das chron. Moissiac. und der annalista Saxo als auch die urkunden bei Schannat und Meichelbeck schreiben Haistulf u. s. w. mit der aspiration, wenn auch nicht ganz ohne ausnahme. Mit Haistulf ist gleich zu beurtheilen das femininum Heisthilt bei Dronke N. 344.

Drei wörter, die sämmtlich eine nicht geringe anzahl von eigennamen bilden, sind chuoni (audax), Hun (Hunnus) und unnan (concedere). Die drei daraus entstehenden reihen von namen richtig zu scheiden erklaere ich fuer eine vollständige unmoeglichkeit. Man mufs deshalb, um nur irgend ein princip festzuhalten und nicht in leere willkuer zu verfallen, ganz äufserlich verfahren und die mit ch anlautenden

---

*) ist auch Agistalt von Hagustalt zu scheiden (Agis-t-ald, aber Hagu-stalt)?

namen zu chuoni, die mit h beginnenden zu Hunnus und die mit einem vocal anfangenden zu unnan*) stellen. Nur mufs man zugeben, dafs sich dann in der ersten reihe eine oder die andere form befinden mag, in der das ch nur altfränkisch fuer h steht, so dafs eine solche form der zweiten reihe angehoert; in der zweiten steht dann gewifs dieser oder jener name, der unorganisches h hat und somit richtiger zur dritten zu stellen waere; in der dritten können einige bildungen vorkommen, die ein anlautendes h verloren haben und auf diese weise irrthuemlich aus der zweiten in die dritte klasse gerathen sind. Ueberhaupt mufs man bei der scheidung der wortstämme oft nur ein annaehernd richtiges princip verfolgen, wo das absolut richtige unerreichbar ist.

Erwaehnenswerth scheinen mir noch die formen Hadelbraht urk. aus sec. 9 (N. 4) Günther, Hadalpot urk. v. 818 Neug., Hadalhart urk. v. 843 Neug., Hadalhard, Mon. Germ. III, 137 (Kar. M. capitul.), Hadallinde urk. v. 806 Neug. Sieht man hier das h als unorganisch an, so gehoeren diese namen zu Adelbraht, Adalpot u. s. w., ist es dagegen organisch, so mufs man in dem ersten theile eine verlängerung des stammes HAD sehn, wie solche verlängerung bei vielen wortstämmen unendlich häufig ist. Ich entscheide mich fuer die erste annahme, da ich von dem stamm HAD keine sichere verlängerung der art kenne, und da die stellen, in denen sich jene formen finden, recht wohl die erste erklaerung gestatten. Ja ich mufs sogar einmal in einer sächsischen quelle, nämlich in Thietmars chronicon, unorganisches h bei dem stamme ADAL annehmen, und zwar in der form Haethelheid (Mon. Germ. V, 858); ich bin hierin um so sicherer, da diese Haethelheid, aebtissin von Quedlinburg, offenbar den namen von ihrer grofsmutter, der kaiserin Adelheid, bekommen hat.

Der eben erwaehnte Thietmar erinnert mich an eine andere unorganische aspiration, die bei ihm vorkommt, nämlich in Herpo (Mon. Germ. 785), wo auf keine weise das h als ursprünglich zu deuten ist; derselbe namen erscheint

*) oder auch respective zur partikal un—.

aspirirt auch als Herfo in einer urk. von 798 Neug. und in einer zusammensetzung als Herbuin pol. Irm. s. 106.

Da Wigand in den trad Corb. 44 Hangbert, Neugart in einer urk. v. 778 Hanco hat und da Graff I, 868 und IV, 771, ich weifs nicht aus welcher quelle, Hancwin anfuehrt, so sehe ich in Ancoin pol. Irm. s. 230 lieber einen fortfall des h, als dafs ich in jenen formen unorganisches h annehmen möchte.

In Hascoz, welches ich bei Meichelb. in einer urk. des 8. jahrhunderts lese, ist nicht noethig ein unorganisches h (etwa Asc—coz) anzunehmen, da auch Haso und Hasiger, ersteres sogar bei demselben Meichelb., letzteres bei Günther, bekannte namen sind.

Haschirich in Reginos chronicon (Mon. Germ. I, 597 und 608) fasse ich als Asc—rich mit unorganischem h; ja auch Haischerich beim annalista Saxo (Mon. Germ. VIII, 586 und 590) sehe ich eben so an, da eine dreitheilige zusammensetzung, etwa aus Hais—ger—rich, sprachwidrig waere.

Noch bleibt manches unsichere zur weitern pruefung uebrig, nicht immer mit aussicht auf ein endliches resultat. Dahin rechne ich die Formen Hepo, Hebo, Heipo, so wie Hebinolf und Hepinolt, ferner alle mit Had— und Hand— anfangenden formen und noch einiges andere.

Bis hieher war nur von demjenigen unorganischen h die rede, welches vor vocalisch anlautende stämme tritt. Weniger häufig und unwichtiger sind die fälle, wo die aspiration vor consonanten, d. h. vor l, n, r und w vorgeschlagen wird. Deutlich ist sie zu erkennen in Hrihbald, Hribgoz, Hrihhad, Hrihhat, Hrihad, Hribchar, Hrihcher, Hrihhart, Hrihhelm, Hrehhilt, Hrihward. Ich kenne alle diese formen nirgend anders als in den fuldischen urkunden bei Schannat und Dronke, und zwar nur im laufe des achten und neunten jahrhunderts; waehrend dieses zeitraums aber sind sie so häufig, dafs sie fuer hinlänglich beglaubigt gelten müssen. Aehnlich steht es mit dem stamme RAD. Hradperaht urk. v. 796 Schann., Hratpot urk. v. 819 Neug., Hratgar urk. v. 810 Schann., Hrathad urk. v. 771 Schann, Hrathar urk. v. 757 Schann., Hradwin urk. v. 811 Schann. dürfen von

RAD nicht getrennt werden, da diese zeugnisse in dasselbe zeitliche und örtliche gebiet fallen wie bei Hrih—; allerdings mag bei diesen formen der gedanke an hradi (celer) die aspiration erleichtert haben. Eine ganz einzeln stehende form, der man unorganisches h wol nicht wird absprechen können, ist noch Hwinegis im chron. Moissiac. (mon. Germ. I, 304). Sonst wüsste ich mich kaum eines namens zu erinnern, bei dem nicht durch eine andere erklaerung die annahme eines unorganischen h fueglich könnte umgangen werden.

Wernigerode.

E. Förstemann.



V.

Ueber das moralische Schauspiel Every-man oder Hecastus.

Als eine der beliebtesten **Moral plays** oder **Moralities** ward zur Zeit Heinrichs **VII**, also vor **1509**, **Every-man** gedruckt (mitgetheilt in **Origin of the english Drama Vol. I**), eine theatralische Dichtung, bei der die knöcherne Allegorie mit poetischem Leben bekleidet ist. „Der glücklich durchgeführte Gedanke," sagt Tieck in der Vorrede zum ersten Bande seines Deutschen Theaters S. **XIV**, „die Kraft der Bilder, die Wahrheit der Darstellung verdienen wohl, daß man den wahren Autor aufzufinden suchte." Tieck ist der Meinung, daß der Englische Schriftsteller und Hans Sachs nach einem Lateinischen Stücke gearbeitet haben.

Wahrscheinlich ist der Engländer der Erfinder, dessen Werk durch die Englischen Komödianten nach den Niederlanden kam und hier ins Niederländische und Lateinische übertragen ward. Der nachdichtende Philolog verwandelte **Every-man** in **Hecastus**, welchen Namen Hans Sachs beibehielt, ohne seine Bedeutung zu verstehn.

In der von mir abgefaßten „Geschichte des Theaters in Preußen" in den Neuen Preußischen Provinzial-Blättern Bd. X, S. 258 sprach ich die Vermuthung aus, daß dem von mehreren Gelehrten Königsbergs behandelten Stücke Hecastus, eben so wie dem Hans Sachsens, der **Hecastus Macropedii** zu Grunde liegen werde. Derselbe war nämlich in allen Bücher-Katalogen als mehrmals in hiesigen Bibliotheken vorhanden aufgeführt. Nach langem vergeblichem Untersuchen fand ich endlich einen Abdruck in einem defecten Bande von 1541 in der Königlichen und Universitäts-Bibliothek und mit

ihm zugleich das verlangte Original der Hans Sachsischen Komödie. Macropedius schrieb 1538, der Nürnbergische Dichter 1549, und vierzig Jahre später erschien in Straßburg „G. Macropedii Hecastus, verteutscht durch Schreckenbergerum von Herßbrug."

Georg Macropedius war ein gelehrter Schulmann in Utrecht. Er schrieb für seine Schüler, außer einer Anweisung zur Abfassung von Briefen, eine Zahl Lateinischer Komödien, die zwischen 1539 und 1544 gedruckt wurden, neben dem Hecastus, eine Hecuba, einen Lazarus u. s. w. In der Widmung des erstgenannten Stückes sagt er, daß dasselbe im Sommer des verwichenen Jahres von den Zöglingen (tyrunculis) dargestellt und nun auf Verlangen der Freunde herausgegeben sey. Er datirt ex Trajecto pridie Calendas Aprilis a. a. C. n. 1539, ohne sich als Erfinder oder Uebersetzer zu nennen.

Tieck erkannte aus der kunstgemäßen Anlage der Komödie „Von dem reichen sterbenden Menschen der Hecastus genannt", daß Hans Sachs seinem Original Schritt für Schritt gefolgt sein müsse. Die Entdeckung bestätigt dies vollständig. Szene für Szene ist seine Bearbeitung Uebersetzung, und nur gegen das Ende drängt er die Handlung ein wenig zusammen, weil das Lateinische Stück als Schulkomödie zu viel des Moralisirenden enthält. Sonst wird nicht allein der ganze Inhalt, sondern die einzelnen Gespräche, ja die Ausdrucksweise von ihm beibehalten, wenn nicht etwa der Reimzwang, einzelne missverstandene Verse und eine Hinneigung zum Gröbern zu Abweichungen führen.

Nicht weniger steht das Lateinische Stück hinter dem Englischen zurück. Unter andern ist dort das Auftreten des göttlichen Gesandten zu überraschend und befremdet unter den Schilderungen aus der baren Wirklichkeit. In Every-man verbindet Einheit die Fäden des allegorischen Gewebes, während hier das Sinnbildliche und Ueberirdische nur der Einschlag ist, so daß des Macropedius und Sachsens Hecastus einem Raymundschen Zauberspiel nicht unähnlich sieht. Im Englischen dagegen erscheint unmittelbar nach dem Prolog Gottes Majestät, die sich in Klagen über die verderbte Menschheit ergeht und dem Tode den Befehl giebt, den Hecastus vor den höchsten Gerichtsstuhl zu bringen. Dieser, verlassen von denen, die ihm nahe standen, wendet sich zur guten That, und sie führt ihn zu einem seligen Ende, ob auch die Stärke, die Schön-

heit, die Ueberlegung und die fünf Sinne (alle fünf in einer Figur personifizirt) von ihm weichen. Mit Recht bemerkt Flögel, man entdecke in der Moralität die Grundlinien der dramatischen Kunst. Eine Niederländische Bearbeitung, von der 1665 in Bremen eine Deutsche Uebersetzung erschien, scheint wie Hans Sachsens Komödie sich auch an einen Lateinischen Text anzulehnen, denn die Hauptperson heißt Homulus, ein Name, den die Gelehrten gleichfalls für **Every-man** wählten.

Die unmittelbare Verwandtschaft zwischen dem **Hecastus** des G. Macropedius und dem H. Sachsischen lehrt der flüchtige Vergleich. Da jener aber zu den literarischen Seltenheiten zu gehören scheint, so wird eine Darlegung durch Parallelstellen nicht als unpassend erachtet werden. Zum bessern Verständnisse derselben diene die Anzeige des Inhalts.

Hecastus, in der Fülle des Reichthums, im Rausche des Wohllebens, vergißt der Vergänglichkeit des irdischen Glücks. Er glaubt mit seinem Gott sich genügend abzufinden, wenn er Sonntags in die Kirche geht und den Armen opfert. Ungeachtet des Uebermuths vermag er aber beängstigender Vorempfindungen nicht Herr zu werden. Als er mit dem Freunde würfelt, fühlt er ein Stechen in der Seite und hört zu trinken und zu spielen auf. Als ein Bote von ungewöhnlichem Aussehn nach ihm fragt, so bebt er zusammen. Er vermisst die Ruhe des Gewissens, und seine trüben Regungen theilen sich seiner Hausgenossenschaft mit. Man verläugnet den Hecastus, ehe man weiß, daß der Bote ein von Gott eigenhändig geschriebenes Citations-Mandat zu überbringen hat, damit jener vor des Höchsten Thron sich stelle und Rechenschaft von allen seinen Handlungen gebe. Hecastus ist nicht in der Stimmung, er erinnert an seine Jugend, da er kaum 30 Jahre zählt, er fragt, ob er seine Sache nicht einem Rechtsanwalt übergeben könne, denn er ist im Stande, Dienste zu belohnen. Umsonst. Nicht einmal eine Frist von Monaten, von einem Tage wird ihm nachgegeben, nur ein Stündchen ist noch sein, um sein Hauswesen zu ordnen. Hecastus läßt da seinen Schatz herbeibringen, den er mitnehmen will, um sich durch ihn wo möglich einen Ausweg zu eröffnen. Allein Plutus im Kasten bedeutet ihn, wie er nur im Leben dem Menschen diene, und sofort einen neuen Herrn suche, wenn der alte abgezogen sei. Auch die Knechte wollen ihm nicht auf die Reise folgen. Die

Freunde und Tafelgenossen sind bereit, für ihn aufs Gericht zu gehn, da sie aber hören wohin, so mögen sie ihn nicht weiter als bis zum Thore begleiten. Auch Kinder und Frau, die er liebte, erklären, ihn verlassen zu müssen. Der Trennung durch den Tod ist nicht zu begegnen. In seiner Trostlosigkeit wird dem Armen dennoch Hülfe zu Theil. Er gedenkt der Zeit, da er fromm gewesen, bevor er reich geworden, und verlangt nach geistlichem Zuspruch und den Sacramenten. Und es gesellt sich zu ihm versöhnt die Tugend und der Glaube, um seine Seele dem Tod und dem Teufel zu entreißen, die auf sie als eine sichere Beute schon gerechnet hatten.

Im Abdruck bei Tieck S. 66.

Hecastus den reichen sterbenden Mann ermahnt Epicuria, sein Gemahel.

Zürn nicht, mein Mann, bedenk doch daß,
Was der Prediger sagen was,
Am Jüngsten tag rechnung zu geben,
Was wir allhie in diesem leben
Etwan so vnnützlich verzern.

Der reich Mann.

Wir sind gut Christen vnd Hören predig,
Geben Almusen vnd sind ledig,
Darumb förcht dir nichts vberall,
Richt vns zu ein köstlich Nachtmal.

Hecastus Macropedii p. 540.

Epicuria.

Ne irascere,
Memineris ut nobis sacerdotes crebro
In concione publica denunciant,
Quod de omnibusque et singulis, quae prodigi hic
Absumimus, largimur aut expendimus,
Coram supremo iudice in novissimo
Die exigenda est ratio.

Hecastus.

— — Baptisma nos
Christusque nos servabit.
Neque nos sumus virtutis omnino vacui.
Quod namque abundat erogamus interim
Pauperibus, orphanis, peregrinis: sacras
Aedes sacris diebus invisimus.
Vade stolida
Et coquito quae coquenda sunt.

S. 67.

Der reiche Mann trinkt mit seinem Freund Demone und spricht:

Demone, hie wöll wir herauß
An den lufft sitzen für das Hauß,
Vnd ein par stund vertreiben spet,
Vnd der Lurtz spielen in dem Bret,
Das soll gelten ein Becher Wein. —

greifft in die seitten,

Vnd wenn ich soll die Warheit sagen,
Wie du mir hast den stein geschlagen,
Da ist mir etwas gar von weittem,
Geschossen in die lincken seitten;
Vnd sticht mich sehr O weh, weh mir!

Demones.

Hecaste, ich mein es traum dir.

p. 542.

Hecastus.

Hcc est quod intus dixeram tibi daemones, sistamus hic
Cum poculis fritillum, ut alea et orbibus lusoriis
Moreamus ultro taedia.

Daemones.

Hem sistamus, at quis legibus
Certabimus?

Hecastus.

Victo hauriendus cyathus est.
Me verberas et ventulus
Me verberare visus est, sub dextero hoc hypochondrio.

Daemones.

Quid somnias?

S. 73.

Nomodidaskulus der Legat.

Der König vber alle Land
Der hat mich her zu dir gesandt,
Für seinen Richterstul zu kummen,
Vnd von alle deinen Reichthummen,
Vnd auch von deinem gantzen leben
Ein klare Rechnung ihm zu geben. —

Der reich Mann stöst den Brieff von im.

Der König hat nichts mit mir zu schaffen
Weder zu fodern noch zu straffen
Derhalb mag ich mit meinem Gut
Haben ein gantz frölichen mut,
Darff niemand rechnung geben drumb.

Der Legat.

Nimb hin vnd schaw den Brieff darumb.
Ließ jn, was du verstehest nicht,
Des gib ich dir weitter Bericht.

S. 76.

Weist nit, der Mensch ist wie ein Blum
Vnd ein vergengklich Wasserblasen,
Wenn der Mensch meint steh aller massen
Gantz vest vnd sey versichert als,
So ligt der Todt im auff dem Halß,
Drumb rüst bald zu der antwort dich. —
Gottes Engel habn dich verklagt,
Vnd dein böß leben angesagt,
Von dem Teuffel vnd deim Gewissen
Wirst du für den Richtstul gerissen.

p. 556.

Nomodidascalus.

Rex regum et imperator omnium per orbem maximus
Me misit ad te nuncium, jussitque te absque mora suis
Assistere tribunalibus, deque omnibus, quibus usus es,
Sibi rationem reddere.

Hecastus.

Num imperator me sibi
Servum, colonum, debitorem, aut oeconomon existimat?
Ut referam ei omnium calculum de singulis? an non licet
Mihi de meis et quod volo, et quantum volo, quando volo, et
Quibus volo, et quemadmodum volo, meo pro arbitrio
Impendere.

Nomodidascalus.

Has lege litteras primum omnium atque intellige:
Si postea quid haesitas, tibi clarius praecepero.

p. 561.

Homo bulla inanis exigis quis vetuerit?
Divina virtus celeriter te eliserit,
Te extruserit.
Quapropter expende ocyus quid his super
Respondeas. — — Te rapuerint
Hinc ultro qui accusaverint dei angeli,
Tum daemonis, tum propria conscientia.

S. 85.

Hecastus.

Plute, du aller sachen schlichter
Du must heint mit mir für den Richter.

Plutus in der Truhen.

Wie kan ich mit dir wandern hin,
Weil ich schwer, darzu stockblind bin?
Daheim will ich wol mehr außrichten.

Der reich Mann.
Ich laß dich hinter mir mit nichten. —

Plutus.
Ich hab zu schaffen nichts bey Gott,
Such mir nur bald ein andern Herrn.

p. 575.

Hecastus.
Mecum profectus hoc die causam meam
Iuves oportet apud pavendum iudicem.

Plutus latens et loquens ex arca.
Qui caecus et crassus queam proficiscier?
Res quaslibet tibi domi expedivero.

Hecastus.
In alteram regionem oportet exeas.

Plutus.
In morte nemini opitulor usquam gentium,
Quin magis ad alienum dominum transeo.

S. 84.

Epicuria.
Reichliche Almoß will ich geben
Den armen Leuten, Gelt und Brot,
Wenn du abscheidst nach deinem todt,
Für dein Seel mein hertz lieber Mann;
Gehab dich wol, ich geh darvon.

S. 86.
Mein zeit wird ich einsamb vertreiben
Gleich wie ein Turtelteublein bleiben.

p. 575.

Epicuria.
Vim maximam
Pecuniaé panumque pauperibus tuae
Pro animae salute impartiar, mi vir vale.

p. 580.
Jam more turturis relicta compari
Vidua sedebo in aedibus.

Die nicht zu übergehenden Worte **relicta compari vidua** ließ H. Sachs unübersetzt, wie er überhaupt oft Einzelheiten, namentlich malerische und poetische Feinheiten übersah, wenn sie nicht in seine Reime passen wollten. Hecastus' gelehrter Sohn soll den verhängnisvollen Brief lesen und wird deshalb von seinen Büchern, dem Hippokrates und Galenus, abgerufen. H. Sachs nennt nicht die Medici und raubt dadurch dem Stücke eine Schönheit, in dem gesagt wird, daß die Kunst des Arztes nicht den Inhalt solcher Schrift unschädlich machen könne. Oft irrt er, indem er verbessern will, oft indem er zu genau übersetzt. **Plutum ferle commode,** bei H. Sachs: „tragt Plutonem sittlich." **Sathanas** sagt zur **Mors: Verum est soror,** ebenso der Teufel zum Tode: „Es ist wahr liebe Schwester mein."

Nebst den Chören, die jeden Akt beschließen, fehlen bei Hans Sachs der Prolog und der Epilog. Diese sind bei Macropedius in so fern beachtungswerth, als in ihnen Männer und Frauen angeredet werden, die dem Festakte beiwohnen. Möchte dies nicht auf ein altes Stück hinweisen, das in einer den Frauen verständlichen Sprache abgefaßt war? Für das, was Hans Sachs wegließ, fügt er aus eigener Erfindung die Einleitungs- und Schlußrede des Ehrenholds hinzu.

Aus dem gemachten Vergleiche wird man mit Bestimmtheit folgern können:

1. Daß der Hecastus in den Niederlanden und in Holland schon sehr frühe bekannt geworden. Unzweifelhaft durch die Englischen Komödianten, die zuerst in den Niederlanden, und ungleich später in Deutschland ihr Glück versuchten.

2. Daß der Lateinische Hecastus des Georg Macropedius, gedruckt 1539, die Urschrift der von Hans Sachs 1549 verfertigten Komödie sei. Gottsched kannte jenen nicht, sondern nur Bearbeitungen von 1550, 1569 und 1589.

3. Daß Hans Sachs das Lateinische besser verstand als man sonst anzunehmen geneigt ist. In vielen seiner Poesien, selbst wenn er die Quelle anführt, ist die Behandlung von der Art, daß ihm das Original nur durch erzählungsweise Mittheilung eines unterrichteten Freundes bekannt geworden zu sein scheint. Den Hecastus arbeitete er unmittelbar nach dem ihm vorliegenden Lateinischen Buche aus.

Königsberg.

A. Hagen.

VI.

Volksreime aus der Grafschaft Mark.

Gesammelt und mitgetheilt
von
Friedr. Woeste in Iserlohn.

I. Reime der Kinder beim Bastlösen.

Vgl. Germ. IX, S. 284.

1. Von Hemer. Sippe sappe sunne —
min meåuer es 'ne nunne,
min våer es en påpe,
dä wolln en pypken måken,
dat wol 'ne nit geroaen,
då kwåm de juffer Jütte
un smäit et intem pütte,
då kwåm de juffer Gärderiut
un trok dat pypken wyr heriut,
då kwåm de päiter Hesse
met diäm langen messe,
snäit af, kop af, ærs af,
alles bat deråne was.
kättken laip den beåum herop,
wol en bietken såp hålen,
doa dat kättken wyer kwåm,
was 'et pypken iute.
pypken iut, huckenkriut.

2. Von Evingsen bei Altena. Ebenso bis auf den Schluß:

Trimpop trimpop,
hank den langen daif op!
kättken laip den tourn heran,
wol den tourn decken,
då dat kättken wier kwam,
was 'et pipken ûte,
tûte,
kräich wuat op de snûte.
hals af, kop af,
alles bat derâne was.
pipken gå doch ût,
pipken gå doch ût!

3. Von Altena. Jak wol en pipken måken,
dat wol mi nit gehöären,
då smëit jak et in de döären,
då kâm dai schiale Jütte
un sprank intem pütte,
då kam 'et kättken van der buarch,
wol dian tourn decken,
tourn decken es wual geroan,
pipken wuestu ûtgoan,
pip ût, sâp ût!
râ râ Hesse
met diam langen messe.
trimpop,
hank dian langen daif op!

4. Von Iserlohn (Altstadt).

Sip sap sunne —
muin meåuer es 'ne nunne,
muin vèer es en pâpe,
wol en puipken mâken,
wol iäm nit gereåun,
deåu smäitet intem treåun,*)
deåu kâm de dulle Hesse
mettem langen messe,

*) Wagengeleise, das schmutzige Wasser darin.

wol dat kättken stiäken.
kättken laip den teåurn herop,
de teåuren was bedecket,
kättken es verrecket.
snip iut, såp iut!

5. Von Hennen. Sip sap sunne —
min måur es 'ne nunne,
min vår es en påpe,
kan dat pypken måken.
kättken laip den tåurn heran,
wol den tåurn decken,
kâm de lange Hesſe
met diäm langen mesſe,
wol dat kättken stiäken,
sach dat kättken: kwyk!
wol iäm nit gelücken,
då smäitet imme pütte,
wol iäm nit geroaen,
då smäitet innen troaen,
då kåm de ålle Gerderiut
un trok dat pÿpken ächten 'riut

6. Von Unna. Zippe zappe sunne —
myn meåur es 'ne nunne,
myn vår es en påpe,
dai kan de pypkes måken.
det kättken laip den teåurn heran
un wol den teåurn decken,
då kwâm de blinne Hesſe
met synem langen meſse
wol dat kättken slachten,
sach dat kättken: jaum jaum jaum!
pypken gå los,
pypken gå los,
pypken gå los!

7. Von Aplerbeck. Sippe sappe sunne —
min möer es 'ne nunne,
min våer es en påpe,

dä kan dat pipken måken.
kättken laip 'n tôrn herop,
wol 'n tôrn decken,
tôrn decken was gedoan,
pipken wol nit ûtgoan,
då kâm de witte ziege
un sprank üäwer de biege,
se sprank innen püt,
dat gaf 'n grôt ungelük.
woste mi nit gehöären,
dan smit'k di in de döären.

8. Aus der Soester Börde.

Sippe sappe sunne —
muin meåuer ies 'ne nunne,
muin våer ies en påpe,
dai kan 'ne flaitepuipe måken
van äinem wuienståken.

9. Von Hamm. Huppe huppe håpe —
min vâder is en påpe,
min môder is en dûdelsak,
dä bloest 'n gansſen laiwen dach.

10. Ebendaher. Flaite flaite pîpe —
[ächter müelers dike
då sitt' en man,
dä het Jåhan,
dä hät 'n par bloae strümpe an.]
ên pår mî tau,
twê pår dî tau.
hä wol mi kaine met giewen,
då kâm de brôer Joakop
un hoch 'ne an den dicken kop.

11. Von Rarin bei Herscheid.

Ik wol 'ne huppete måken,
dä wol mi nit geroaen,
då smëit ik se innen doaren,
då kwan det Hæren-hünneken
un nam se innet münnneken,

laip dermet 'me tourn 'ran,
de tourn was bedecket.
wiltwas, hals af,
alles wat deråne was.

12. Von Lüdenscheid. Huppete huppete såpe —
ik wol mi 'ne huppete måken,
dä wol mi nit geroaen,
då smëit ik se in'n doaren,
då kåm det Hæren-hünneken
un nåm se innet münneken,
laip dermet den tourn herop,
de tourn was bedecket.
— — — — —*)
mettem scharpen messe.
hals af, kop af,
alles bat derbi was.
huppete huppete hual hual.
[rå rå ränte
säs kappedänte]
huppete huppete los los los.

13. Vollwerk a. d. Volme.
Jek wol en hüpken måken,
dat wol mi nit geroaen,
då smëit ik et intem doaren,
då kwan dat Hæren-hünneken
un nåm se mi int münneken
un laip dermet am tourn herop,
de tourn was bedecket.
hals af, kop af.
hüpken [röie röie roue roue ränten,
fif tuppetänten,
broutsak,
knapsak.
roa es, wat es dat?]**)

---

*) Diese Zeile fehlte überall, wo ich mir den Reim sagen ließ.
**) Volksräthsel angewachsen.

II. Reime der Kinder beim Beerensammeln.

Vgl. Germ. IX, S. 290.

1. Strippe strappe strul —
vi het de bälge vul,
vi könnt se nit mär loaten,
vi strügget se op de stroaten. — Hemer.

2. Strip strap strul —
min küärweken es vul,
et stäit op lyker æren
un kan nit vüller wæren. — Deilinghofen.

3. Trolle trolle trol —
de küạ̈rwe sint so vol,
se ståt op liker ærden,
se konnt nit voller wærden. — Werdohl.

4. Tolle tolle blaume —
iat es wual an der naune,
hëime hëime weffi goan,
låt de graünen wollberten stoan,
de graűnen met dian ripen
in diam kåmer sipen. — Altena.

5. Stril stral strol —
min kuarf un dai es vol,
hä kan nit voller wæren,
hä stëit op liker æren. — Lüdenscheid.

6. Trille tralle trul —
ek hef min küärfken vul,
et stäit op liker ærden
un kan nit vüller wærden,
båm fûlen sinet liedich stäit,
doa dat mine üäwer gäit. — Halden bei Hagen.

III. Reime der Hirten.

1. Aus der Grafschaft Limburg.

O häime
knickebäine,
o lirgenblat!
use kaü sint sat:
nû gât se nå hûs.
dat se Guåt bewart!

2. Von Hemer. Wenn ein Vieh dem Nachbar zu Schaden weidet, rufen die Hirten:

Låt soat driægen! låt soat driægen!
häi häi, de kau im noagras!
dat noagras es in greåuter neåut,
de kau dä lit noch går kain neåut.

3. Aus dem Kirchspiel Lüdenscheid.

Hêlo hilo hêlo hê —
bå höstu nû, bå höstu dan,
dat iek nit bi diek kuemen kan,
bå höstu nû so fære,
bå höstu nû so wît un brëit,
dat iek nit wëit,
bu't di wual gëit?
håi du in diäm påpenkamp,
då es dat gras drai ielen lank,
då es de klëi drai låken brëit.
duach wan dai påpe kæme
un wol diän klëi afmægen,
hä slåige diek un hönge diek
in de houge båike,
dat diek dai råwen fraeten.
hêlo hilo hêlo hê!

IV. Reime auf Festzeiten.

1. Lichtmesse.

Lechtmisſe lechtmisſe güldene tyt,
dan kackelt de henne, dan kalwet de kau,
dan rummelt de kairne, dan kroamet de frau,
dan raüpet de specht:
seåu gäit et nit slecht! — Hemer.

2. Fastnacht.

Fasſeloawent,
kuem van oawent,
trample op der misten!
meåuder, giet mi 'ne häitewigge,*)
daut der wuåt bueter tüschen. — Gegend von Iserlohn.

3. Vitus.

Op Sånte-Vyt
dan ännert sik de tyt,
dan gäit 'et blat op de kante stoan,
dan hiät de beåm sin schiuern doan,
dan gäit de miälke iut der kau,
dan möt de bueterfiäte tau. — Deilinghofen.

4. Kilian.

Hilliger Kilioan,
låt ues de raüwen opgoan,
nit bi fywen, säsſen,
sunnern met gansſen pläsſen. — Gegend von Iserlohn.

5. Nikolas.

Sünte Kleåus,
de bunte beåus,
de hilge man,
kloppet an alle düären an,
büärt wuål alle gardynen op,
slät de kinner oppen kop. — Iserlohn.

*) heiße Wecke mit Verzierungen (krängeln), wie sie Fastnacht überall zum Verkaufe umgetragen wird.

6. Nikolas.

Sünte-Kleåus,
de bunte beåus,
de hillge man,
trok suinen besten tabbert*) an,
trok deåumet neåu Spånigen.
appeln un eåurånigen,**)
biæren van den båimen.
eåu, dai ruike åime! — Altstadt Iserlohn.

7. Nikolas.

Sünte-Kleåus, de guede man,
tuit sine besten stieweln an,
tuit deåumet nå Spånigen.
appeln un orånigen,
appeln op de båime.
ô, de guede åime! — Iserlohn.

8. Die drei Hochzeiten.

Op christdach bäcket***) jäiderman;
te eåustern bäcket män, bai kan;
bai pinksten bäcket, es 'n wuålstoanden man. — Hemer.

V. Trinkreime.

1. Gehänseken van Bräimen dai hadd'n swat piät
met 'ner witten sniute,
met äinem eåuge då seåuch et nit met,
met'm annern was et rain iute
rain iute rain iute rain iute — — — — — !
niu wisk dem bengel de sniute!†)

---

*) = tabbel Mantel, langer schlotteriger Rock; Adj. tabbelich; vgl. ital. tabbarro, engl. tabard.

**) Orangen.

***) dünne Fladen (yserkauken).

†) Kuhn, Märk. Sagen S. 9. Simrock Deutsches Kinderbuch S. 98.

2. Gehänseken wol neåu der müelen geåun
met äinem schiepel waiten,
den waiten wol hai målen,
bat et kost', wol hai betålen.
schüt op schüt op schüt op — — — — —

Iserlohn.

VI. Spottreime.

1. Ein Altenaer Dillenfuck.

Dat půseken*) wol siak so gærne bestån**). ho ho!
iar våer dai sachte: iat sint nuach man blån***).
ficke dicke ficke dacke ficke dalleralleralleră!

Jar måuder dai sachte: iak sin iat tefrian[1]). ho ho!
int roatmans biarre[2]) då ligget de fiårn[3]).
ficke dicke ficke dacke ficke dalleralleralleră!

Jar brauer[4]) dai gaf iar säs staül un'n dis. ho ho!
då kreich se dian schriawend[5]) Hänrich gewis.
ficke dicke ficke dacke ficke dalleralleralleră!

„Vor nicht gar vielen Jahren war es in Altena üblich, daß, wenn Personen im Verdachte eines unerlaubten Umganges standen, sich die Jugend bei deren Erscheinen auf den Straßen zusammenrottete und ein Gaßenlied, den sogen. Dillenfuck, anstimmte." Altenaer W.-Bl. 1847 No. 9. — Dillenfuk bezeichnet Spott auf Weiber überhaupt und auf solche, die ein unpassendes Verhältnis mit Männern eingehen, insbesondere. Fuckedille ist ein fahrläßiges, leichtes Frauenzimmer. Dille synekd. Weib; fuk, m. schnelle Bewegung; Spott, Spaß, lächerliche Erzählung.

---

*) Kätzchen (Kosewort), vgl. muiseken puiseken, rättken kättken u. s. w.
**) = sik bestaden heirathen.
***) = blägen (Bälge) Kinder.

1) zufrieden. 2) Berge, wie man in unserm Gebirgslande gewöhnlich für Wald, Gehölz sagt. 3) Federn, m. verstehe Moos und dürres Laub. 4) So spricht Altena nach den Lautverhältnissen richtiger für das Iserl. breåuer Bruder. 5) mager.

2. Spottreime, wie sie sich Weiber und Dirnen beim Riffeln des Flachses zuzusingen pflegen. Hemer.

a. Diu hiäs so dicke päppen,[1])
dau de miälk in uese gütten![2])
rup säli jäichoa!

b. Diu hiäs seåu 'ne lange nâse,
gå int felt un spüär de hâsen!
rup säli gå riepa!

a. Diu hiäs seåu'n dicken biuk,
då kykt siewen junge Jütten 'riut.
rup säli jäichoa!

b. Diu hiäs seåu'n dicken rüggen,
jüst as der mäisk'*) iäre kaubrügge.
rup säli gå riepa!

a. Diu hiäs seåu greåute oaren,
as uese sieget snoat.**)
rup säli jäichoa!

b. Diu hiäs seåu'n reåuen rok,
da welt di alle junges op.
rup säli gå riepa!

3. An den Maurer, Hemer.

Christiân, slå funken ân
ik wel di mål wuåt seggen.

4. An den Maurer. Nachahmung einer Mundart an der obern Wupper, woher diese Arbeiter meist gebürtig sind.

Jan Chrest, wu vel ûr es't? —
Et es jet halwer twelwen. —
Nu pîf ek mi noch êne ân,
dan well-we gân.

---

1) Weiberbrust. 2) = guite Gefäß zum Ausgießen.
*) mäiske = maierske Frau eines Maiers.
**) Handhabe der Roggensense (sieget, sich).

5. Jeseldruiwer snik di snak,
giemmi äine puip tubak,
puip tubak dä deåuch nit,
ieseldruiwer eåuk nit. — Iserl. Altstadt.

6. „Schæpers schoape stiärwet nit."
Wan de schæper tellen wel,
gäit hai bi de båiren:
„düt et min un dat es min,
de dòen sint dem hærn de sin." — Gegend v. Hagen.

7. Snider wipop, snider wipop,
hank en schinken oppet fûr! —
Ha, Giäderût, ha, Giäderût,
dat holt es so dûr. — Wesselberg bei Lüdenscheid.

8. Den Bettelmönchen, welche Heiligenbilder verschenkten, riefen die protest. Kinder zu:
Peåuter, giet mui'n hillgen:
ick läir'[1]) im äiwengielgen![2]) — Altstadt Iserlohn.

9. Kattolske (lutterske) ratten,
in bueter gebacken,
in miälke gereåurt,[3])
dem Duiwel verfeåurt![4]) — Hemer.

10. Päiter un Paul
dä sæten op äinen staul;
Päiter gläit, un Paul dä kräit.[5]) — Hemer.

11. Päiterus stäich op den bus,
då bråk de bus,
då lach de årme Päiterus! — Hemer.

10. Iserlohn und seine sieben Nachbarn.

Peaut[6])-Mennen,
Slam-Balwe, Dryt[7])-Ruåe,[8])
Knuåken-Altenå, Jesel-Unnå,
Teåuwer-Järgeste,[9]) Häksen-Vilgeste
un
de schåine stat Yserleåun.

---

1) lerne. 2) Evangelium. 3) gerührt. 4) verfuttert. 5) von kryten schreien, weinen. 6) Pfütze. 7) Koth. 8) Neuenrade. 9) Ergeste.

VII. Häufungsreime.

1. Der Baum. Kirchspiel Lüdenscheid.

In Hâgen stëit en boum,
'n grouten boum, 'n grieseliken*) boum;
in Hâgen stëit en boum.

Bat es dan an diäm boum?
'n grouten stam, 'n grieseliken stam; —
stam am boum, boum in Hâgen;
in Hâgen stëit en boum.

Bat es dan op diäm stam?
'n grout nest, 'n grieselik nest; —
nest oppem stam, stam am boum, boum in Hâgen;
in Hâgen stëit en boum.

Bat es dan in diäm nest?
'n grout ai, 'n grieselik ai; —
ai imme nest, nest oppem stam, stam am boum,
boum in Hâgen;
in Hâgen stëit en boum.

Bat es dan op diäm ai?
'n grouten vuël, 'n grieseliken vuël; —
vuël oppem ai, ai imme nest, nest oppem stam,
stam am boum, boum in Hâgen;
in Hâgen stëit en boum.

Bat es dan op diäm vuël?
'ne groute fiær, 'ne grieselike fiær; —
fiær oppem vuël, vuël oppem ai, ai imme nest,
nest oppem stam, stam am boum, boum in Hâgen;
in Hâgen stëit en boum.

Bat es dan op diär fiær?
'ne groute plûme, 'ne grieselike plûme; —
plûme opper fiær, fiær oppem vuël, vuël oppem ai,
ai imme nest, nest oppem stam, stam am boum,
boum in Hâgen;
in Hâgen stëit en boum.

---

*) dämmernd, furchtbar, ags. grislic.

2. Der Baum. Iserlohn.

Imme hågen stäit en beåum,
en gefåirlik greåuten beåum, —
un es he nit efallen,
dan stäit hai der noch.

Op dem beåum då was en top,
en gefåirlik greåuten top; —
de top omme beåum, de beåum imme hågen, —
un es he nit u. s. f.

In dem top då was en pricken,
en gefåirlik greåuten pricken; —
de pricken im top, de top omme beåum,
de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

Op dem pricken då was en nest,
en gefåirlik greåut nest; —
't nest om pricken, de pricken im top, de top omme beåum,
de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

In dem nest då was en ai,
en gefåirlik greåut ai; —
't ai imme nest, 't nest om pricken, de pricken im top,
de top omme beåum, de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

Op dem ai då was en vuegel,
en gefåirlik greåuten vuegel; —
de vuegel om ai, 't ai imme nest, 't nest om pricken,
de pricken im top, de top omme beåum,
de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

Op dem vuegel då was 'ne fiær,
'ne gefåirlik greåute fiær; —
de fiær omme vuegel, de vuegel om ai, 't ai imme nest,
't nest om pricken, de pricken im top, de top omme beaum,
de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

Op der fiær då lach 'ne nunne,
'ne gefåirlik greåute nunne; —
de nunne opper fiær, de fiær omme vuegel,
de vuegel om ai, 't ai imme nest, 't nest om pricken,
de pricken im top, de top omme beåum,
de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

Op der nunne lach en müenk,
en gefåirlik greåuten müenk; —
de müenk opper nunne, de nunne opper fiær,
de fiær om vuegel, de vuegel om ai, 't ai imme nest,
't nest om pricken, de pricken im top,
de top omme beåum, de beåum im hågen, —
un es he nit u. s. f.

Op dem müenke räit der Däiwel,
en gefåirlik greåuten Däiwel; —
der Däiwel oppem müenke, de müenk opper nunne,
de nunne opper fiær, de fiær om vuegel, de vuegel om ai,
't ai imme nest, 't nest om pricken, de pricken im top,
de top omme beåum, de beåum imme hågen, —
un es he nit efallen,
dan stäit hai der noch.

Man sehe hochdeutsche Formen dieses Häufungsreims bei Fiedler, Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau S. 34, bei Simrock, deutsches Kinderbuch S. 210. Zur weitern Vergleichung folge hier noch eine in Deutschland wol wenig bekannte Fassung desselben aus Belgien, wie ich dieselbe mündlicher Mittheilung verdanke.

3. L'Arbre.

Pflegt vom Volke in der Umgegend Lüttichs bei den Kirchweihfesten (fêtes de l'endroit) gesungen zu werden.

Et dans ce bois vous ne savez ce qu'il y a:
il y a un arbre, le plus beau des arbres;
l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli bois, Mesdames, ah, le joli bois!

Et sur cet arbre vous ne savez ce qu'il y a:
il y a une branche, la plus belle des branches;
la branche est sur l'arbre, l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli etc.

Et sur cette branche vous ne savez ce qu'il y a:
il y a des feuilles, les plus belles des feuilles;
les feuilles sont sur la branche, la branche est sur l'arbre,
l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli etc.

Et dans les feuilles vous ne savez ce qu'il y a:
il y a un nid, le plus beau des nids;
le nid est dans les feuilles, les feuilles sont sur la branche,
la branche est sur l'arbre, l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli etc.

Et dans ce nid vous ne savez ce qu'il y a:
il y a un oeuf, le plus beau des oeufs;
l'oeuf est dans le nid, le nid est dans les feuilles,
les feuilles sont sur la branche, la branche est sur l'arbre,
l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli etc.

Et dans cet oeuf vous ne savez ce qn'il y a:
il y a un oiseau, le plus beau des oiseaux;
l'oiseau est dans l'oeuf, l'oeuf est dans le nid,
le nid est dans les feuilles, les feuilles sont sur la branche,
la branche est sur l'arbre, l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli etc.

Et sur cet oiseau vous ne savez ce qu'il y a:
il y a une plume, la plus belle des plumes;
la plume est sur l'oiseau, l'oiseau est dans l'oeuf,
l'oeuf est dans le nid, le nid est dans les feuilles,
les feuilles sont sur la branche, la branche est sur l'arbre,
l'arbre est dans le bois.
Ah, le joli bois, Mesdames, ah, le joli bois!

Dieses Lied wird ebenso in Brüssel gesungen. H.

VII.

Heinrich Heslers poetische Bearbeitung der Apokalypse.

Die erste Nachricht von dem genannten Werke und dessen bis dahin völlig unbekanntem Verfasser gab Pisanski in seinem Entwurfe der Preußischen Litterärgeschichte Bd. I, S. 85, herausgegeben von Borowski. Königsberg 1791. 8. Ihm fielen bei der Durchsicht der in der Königlichen Bibliothek vorhandenen altdeutschen Handschriften zwei in die Hände, welche Abschriften der poetischen Bearbeitung Heslers enthalten. Pisanski faßte sich aber bei seiner Nachricht sehr kurz und würdigte Heslers Werk offenbar keiner genaueren Prüfung, so daß er eigentlich wenig mehr als den Namen des Dichters mittheilte, da aber sein eignes Werk außerdem in Deutschland wenig verbreitet wurde, blieb auch jene Nachricht den Freunden altdeutscher Dichtkunst unbekannt. Eine etwas ausführlichere Nachricht gab ich später im Jahre 1812 als ich während meines Aufenthaltes in Königsberg von dem verstorbenen Professor Hennig aufgefordert wurde, von den auf der Königlichen Bibliothek aufbewahrten Handschriften etwas ausführlicher zu sprechen als es von Pisanski geschehen. Es geschah dies in der Vorrede des von mir bei einer anderen Veranlassung angeführten Werkes von Hennig: historisch-kritische Würdigung einer hochdeutschen Uebersetzung eines ansehnlichen Theiles der Bibel aus dem 14ten Jahrhundert u. s. w. Königsberg 1812. 8; jedoch auch dieses Buch dürfte sich in Deutschland wohl in sehr wenigen Händen befinden und ist überdieß

6

längst vergriffen. Ich benutze daher mit Vergnügen die mir dargebotene Gelegenheit, über Heslers poetische Bearbeitung der Apokalypse eine ausführlichere Nachricht zu geben, bemerke aber noch zuvor, daß in neuerer Zeit Karl Roth in den Dichtungen des deutschen Mittelalters, Stadtamhoff 1845. 8, Bruchstücke zerstörter Handschriften mitgetheilt hat, die in seine Hände gekommen, da er aber das von Hennig herausgegebene Werk nicht kannte, meinte er der erste zu seyn, der überhaupt Nachricht von einer poetischen Bearbeitung der Apokalypse gebe. Der Name des Verfassers aber blieb ihm bis in die neueste Zeit unbekannt, weil die mitgetheilten Bruchstücke die Stelle, welche den Namen enthielt, nicht darboten. Selbst in der neuesten Zeit glaubt er in dem ersten Hefte seiner Kleinen Beiträge zur Deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung München 1850, es sei bis vor Kurzem ein Geheimniß gewesen, daß es eine poetische Bearbeitung der Offenbarung gegeben. Es ward ihm endlich die erfreuliche Kunde, wie er erzählt, daß Dr. Harter in der Münchner Bibliothek eine vollständige Handschrift aufgefunden, und nun gab er, durch diese verleitet, den Namen des Dichters irrthümlich Heinrich Hellär an. In einem Nachtrage zu dieser Nachricht im 9ten Hefte der Kleinen Beiträge S. 191 spricht er von seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen, eine Ausgabe nach der entdeckten Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts erscheinen zu lassen, aber er hatte unterdessen von Frankfurt a. M. durch Franz Roth Nachricht von den Hülfsmitteln erhalten, welche mir aus Königsberg und Danzig zu Gebote standen, die in den Stand setzen eine Ausgabe vorzubereiten, von der es aber freilich auch sehr ungewiß ist, ob sie jemals erscheinen werde.

Mir lagen drei Handschriften vor, zwei Königsberger und eine Danziger, zu deren genauerer Beschreibung wir übergehn. Alle sind auf Pergament, schwerlich aber älter als das vierzehnte Jahrhundert. Wir beginnen mit den Königsberger Handschriften und bezeichnen sie mit A und B.

A enthält auf den ersten 29 Blättern die wörtliche Uebersetzung der Apokalypse nach der Vulgata. Die Uebersetzung hat nur A. Die Lagen der Handschrift bestehen aus 8 Blättern, und sind im Ganzen 21; aber das achte Blatt der sechsten Lage ist ausgeschnitten. Die Uebersetzung in zwei Spalten zu je 27 Zeilen ist sehr groß und schön geschrieben, offenbar von derselben Hand, die

auch die poetische Bearbeitung geschrieben. Die beiden Spalten sind schmal und die Schrift so groß, daß z. B. ein Wort wie **unmenschlichkeit** eine ganze Zeile ausfüllt. Bemerkenswerth ist eine regelmäßige Anwendung eines Schriftzeichens, des Punkts, welches die einzelnen Theile des Satzes unterscheidet. Die Zahl der Kapitel ist durch Ueberschriften mit rothen Buchstaben angegeben; es findet sich aber an den Seiten der Uebersetzung noch eine andere Zählung mit rothen römischen Zahlen, welche die verschiedenen Abschnitte der Kapitel bezeichnen, die außerdem noch im Texte selbst durch rothe Buchstaben angegeben sind. Die Zahlen an den Seiten enden mit CXXIIII im 12ten Kap. und beginnen erst wieder im 21. Kap. mit der Zahl CXXVI. Auf diese Zählung der einzelnen Abschnitte der Uebersetzung weisen gleiche Zahlen in der poetischen Bearbeitung in dieser Handschrift zurück, und dem Leser derselben wird auf diese Weise ein Faden bei seiner Wanderung durch das Labyrinth der dichterischen Darstellung in die Hand gegeben, wenn er sich zu unterrichten wünscht, in welcher Gegend des Urtextes er sich befinde. Ob übrigens diese in der Handschrift vorangehende Uebersetzung ein Werk Heinrich Heslers sei, was man fast glauben möchte, bleibe unentschieden. Die Sprache ist dieselbe und sie kann wenigstens nicht als Beweis vom Gegentheil angeführt werden. Auf jeden Fall ist sie merkwürdig, denn sie möchte wohl der erste Versuch sein, der gemacht worden, das geheimnißvolle Werk dem Deutschen Laien in seiner Muttersprache zugänglich zu machen.

Die poetische Bearbeitung füllt 168 Blätter, jede Seite in Spalten zu je 36 V. Es findet sich aber eine Lücke, wie bereits bemerkt worden, zwischen dem 55. und 56. Blatte. Die Handschrift ist übrigens sehr gut geschrieben und Rasuren und Correcturen kommen fast gar nicht vor. Sie enthält auch eine bedeutende Zahl von Darstellungen apokalyptischer Bilder, deren Zeichnung aber eben so wenig als die Färbung zu loben ist. Der Schluß der Handschrift ist von anderer Hand, die von der ersten bedeutend abweicht; von ihr sind zwei Blätter und vom letzten Blatte ein Theil geschrieben.

B zählt jetzt 158 Blätter, wovon die drei ersten unbeschrieben sind. Die Handschrift besteht aus 21 Lagen, jede zu 8 Bl. Dreizehn davon sind ausgeschnitten, offenbar der Bilder wegen, denn

6*

diese sind, wie die noch vorhandenen zeigen, schön und alle auf dickem Goldgrunde mit den lebhaftesten, frischesten Farben. Hierin besteht ein Hauptvorzug dieser Handschrift vor der andern, denn die Hand ist nicht so gut als jene. Es finden sich außerdem eine Menge Rasuren und Correcturen auf jeder Seite, untersucht man sie aber genauer, so findet sich, daß sie nicht etwa durch Nachlässigkeit oder Unkunde des Abschreibers veranlaßt worden, sondern daß sie offenbar Veränderungen nach einer andern Urschrift sind als die war, welche dem Abschreiber zuerst vorlag. Zu dieser Ueberzeugung gelangt man durch Vergleichung mit der Danziger Handschrift. Die ziemlich verwischten Spuren der frühern Schriftzüge zeigen nemlich an mehreren Stellen eine Uebereinstimmung mit der Textesrecension der Danziger Handschrift. Jetzt stimmen aber die beiden Königsberger Handschriften auffallend überein. Die Absätze, die abwechselnd mit einem rothen oder blauen Buchstaben beginnen, entsprechen einander mit seltener Ausnahme. **B** ist übrigens genau bis zu demselben Verse von derselben Hand geschrieben wo auch in **A** die erste aufhört und die andere anfängt. In **B** ist aber die Hand, welche den Schluß hinzugefügt, besser als die erste, in **A** ist es umgekehrt. In dem Schlusse finden sich in **B** keine Rasuren und Correcturen. Da nun in allen drei Handschriften genau mit demselben Verse eine andere Hand beginnt, um den Schluß hinzuzufügen, so muß man annehmen, daß die ursprüngliche Handschrift, welche den ersten Abschreibern vorlag, nur bis zu diesem Verse reichten, also ohne Schluß war. Der ganze Umfang des Gedichtes beträgt etwas über 23,000 Verse.

D. Die Danziger Handschrift ist 174 Blätter in zwei Spalten zu je 33 V. Auch ihr fehlt, wie gesagt, der eigentliche Schluß und sie bricht genau mit demselben Verse ab, mit dem auch die beiden Königsberger Handschriften zuerst abschlossen, denn der in der Danziger Handschrift hinzugefügte, kurze, höchst abgeschmackte, in barbarischer Sprache abgefaßte Schluß ist das Werk des Abschreibers. Die Echtheit des Schlusses der beiden Königsberger Handschriften zu bezweifeln ist kein Grund vorhanden. Die Handschrift ist ohne Bilder und die Hand zwar fest und sicher, aber lange nicht so schön als die der Königsberger. Das Format klein Fol., so daß dem äußern Ansehn nach diese Handschrift gegen jene bedeutend zurücksteht, aber sie liefert dagegen einen echteren Text,

Die Abweichungen sind bedeutend. Die Königsberger haben, wie dieses Verfahren der Abschreiber jetzt bekannt genug ist, den neueren, zu ihrer Zeit gebräuchlichen, Ausdruck statt des alten, echten aber unbekannteren in den Text aufgenommen. Es ließe sich dieses im vorliegenden Fall durch eine Menge von Beispielen beweisen. Die Sprache des Dichters ist übrigens die Mundart, welche wir nunmehr in einer bedeutenden Zahl von Werken kennen gelernt haben, zu der zuletzt noch das dritte Buch des Passionals einen umfangreichen Beitrag geliefert hat und die länger nicht bestritten werden darf. Die in ihr abgefaßten Werke aber auf die Schreibung der bekannteren, mittelhochdeutschen zurückzuführen und dieser gemäß für Auge und Ohr darstellen zu wollen, dürfte demnach unzulässig sein.

Die Apokalypse bot den Dichtern des Mittelalters einen Stoff dar, wie er ihren Neigungen sehr entsprechen mußte. Die Deutung ist in dem vorliegenden Werke demgemäß durchaus die allegorische, und man irrt nicht, wenn man die seltsamste vermuthet. Ueberraschend aber dürfte sein, daß es ein Laie wagte, denn ein solcher ist der Dichter, ein so schwieriges Unternehmen zu versuchen, aber er thut es mit großem Vertrauen auf göttlichen Beistand.

Welchen Vorgängern er in der Deutung und Glosse gefolgt sei, mag unentschieden bleiben, mir wenigstens liegt für den Augenblick diese Untersuchung fern. So viel kann man aber wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, er sei, wenn auch nicht der erste, doch einer der ersten gewesen, der diesen schwierigen Versuch in der Muttersprache gemacht habe. Die Glosse selbst ist allerdings nicht selten höchst auffallend und ohne Zweifel auch eben so oft unrichtig, aber sie zeugt unwiderleglich von dem Bemühen des Dichters, dem Leser das Verständniß zu erleichtern.

Der Dichter beginnt mit einem Gebete:

Herre got, schepfer, du were ie, der din begin begunde nie,
din ende vorendet nimmer, du were ie, du bist immer
gewaldec uber alle sachen. du maches, swaz du wilt machen,
du sprichest ez und ez geschiet. din sin alle sinne durchsiet,
unde dich durchsiet dekein sin. du bist aller dinge begin
unde aller sache gesprinc. vor dir waren alle dinc
ie vor deme beginne volbracht in dinem sinne u. s. w.

Dann heißt es V. 136

ſeliger vater, sende
mir dinen heiligen geiſt. ich weiz wol, daz du wol weiſt
vor minen namen ungenant, der werlde bin ich unbekant;
ſal mich die bekennen, der muz ich mich nennen;
verſwige ich mich, wer weiz mich dan? nen ich mich ouch,
ſo wenet man,
daz ichz tu durch minen rum, als ich ſal haben wistum.
wistumes han ich wenic, doch bin ichs nicht al enic.
ſwaz ich aber wistumes habe, da muz ich wucher geben abe
gote, der mir gab die kunſt, unde der werlde durch ire gunſt,
daz mir die werlt nicht engrame. **Heinrich** iſt min rechter
name,
Hesler iſt min hus genant. bi gotes guten ſit gemant,
daz ir mir wunſchet heiles, uwer ieslich ſines teiles.

Bei der Angabe des Namens findet sich in keiner der vorliegenden Handschriften auch nur die geringste Abweichung, weshalb man also wohl dabei bleiben muß und die Schreibung der späteren Münchener Papierhandschrift auf sich beruhen lassen.

Der Dichter fährt dann fort V. 159

Herre got min wort vornim, daz ich apokalipſim
wol muze volbrengen, daz ich den rat engen,
den din ſin erdachte, din iunger uzbrachte,
Johannes, ewangelist, von dir, einburtiger Criſt,
daz din vater, der meiſte, mit dir und deme geiſte,
drivaldic ein war got biſt, geborn durch des menschen geniſt
von der vor erwelten maget, als uns die schrift darabe
ſaget u. s. w.

Er entwickelt dann, warum gerade Johannes zur Darstellung des großen Werkes der passendste unter den Jüngern gewesen und von Gott dazu erwählt sei, und geht zur Verkündigung der Geburt des Herrn, der Fleischwerdung des Wortes, über, nachdem er sich über die Lage und Verhältnisse der Menschheit ausgesprochen.

Maria gebar daz wort hie, daz dort mit gote wonete ie
mit ewigen wonnungen. von Gabrieles zungen
enpfienc ſie die botſchaft, von got vater die kraft
des wortes, daz got ſelber iſt. 627–633

Der Dichter bemüht sich dann, die Gleichheit der drei Personen zu erörtern und das Geheimniß der Dreieinigkeit zu deuten. Er wird inne, daß dies Unternehmen überhaupt ein verwegenes sei und der Mißdeutung hinsichtlich seiner unterworfen, und versucht deshalb eine Rechtfertigung. Er sagt 735

genugen luten misgezimet, die wunder dar umme nimet,
ſint daz diz buch iſt alſo ſwar, daz ichs mich underwinden tar
in dutſche zunge zu tichtene, ſo ſtarken ſin zu richtene.
got tichtet ez unde ich nicht, der wont wol und bericht
in ſwelchem herzen er wil, dem iſt der tat nicht zu vil
zu tuene, daz her mir den ſin verligen hat, ſint daz ich bin
der arbeit willic im zu lobe, der meiſter iſt dar meiſter obe,
wen er die meiſterſchaft wol kan; ich bin ſin ſchriber ot daran.
ſwaz er mich heizet ſchriben, daz laz ich nicht bliben,
als verre mich ſin kunſt treit. darmite ſi daz hingeleit.

Darauf werden die Gründe entwickelt, warum das Werk so dunkel und schwierig von dem Jünger abgefaßt sei, welches von den früheren Lehrern, ihrer Glosen ungeachtet, noch keiner ergründet habe; auch er, der Dichter, sei von Gott mit Gaben begnadigt und wolle nun seine Sinne wetzen und bitte den heil. Geist, daß er in seiner Mildigkeit ihm beiwohnen möge bei der schwierigen Unternehmung.

Das Werk der Erlösung, durch Adams Fall vorbereitet, wird dann dargestellt als eine That der Gnade, mit welcher Gott das Menschengeschlecht zu Höherem, dem Genusse des ewigen Lebens, berufen. Es folgt nun eine Beschreibung des Lebens und Leidens Christi, worauf der Dichter einzelne Abschnitte des ersten Kapitels der Apokalypse in poetischem Gewande mittheilt und die Glosse folgen läßt, was ihn zu der Bemerkung veranlaßt V. 1265

daz buch iſt kurz, die gloſe ſtarc, und die tage ſint leider arc,
und die lute ſint umminnic, zu tugenden maze ſinnic,
die wile daz icht ſuzes lebe, daz man doch troſt den ſelben gebe,
daz ſie zu gote ſin lones gewis. hir beginnet apocalipſis.

Der Dichter spricht den lebhaften Wunsch aus, daß sein Werk rein und unverfälscht erhalten bleiben möge, und theilt die Grundsätze und Regeln mit, nach denen er es in Beziehung auf Sprache und Reim gearbeitet habe. Diese Mittheilung ist von so bedeutendem Interesse, daß es angemessen erscheint, sie hier vollständig zu lesen. Kaum möchte sich in einem anderen Werke eines Deutschen Dichters jener Zeit eine so ausführliche Darstellung der Art finden, denn die bekannte Stelle des preussischen Chronisten Jeroschin erscheint dagegen nur unbedeutend.

Der Dichter sagt V. 1303

ich han mit tigeren suchen diz buch uz allen buchen
ersucht, die ware urkunde tragen, und die von antecriste
sagen,
und ist gerecht und ist war. wil aber ieman mir nar
nach mime tode sprechen, daz er wil lichte brechen
dise warheit mit lugene, daz er spreche ez si trugene,
der lese die alden e, waz an den propheten ste,
und lese Job, den guten man, und lese die nuwen e dan,
so vindet er war urkunde, daz gerecht sint mine vunde.
des bit ich uch, die diz buch lesen, daz ir sinnes such
suchet an disem buche. die wile got geruche,
daz er mir des libes gan, ob ir icht vindet daran
wandelbariger sache, daz ich daz bezzer mache,
die ich an deme libe bin. durchsuchet wort, durchsuchet sin,
unde durchsuchet mine rime, swen ich wort zu worte lime.
durchpruvet die materien, unde mit den ewangelien,
die sich hir in diz buch tragen. daz selbe tunt die wissagen.
so durchpruvet dan die glosen, als ich knoten muz zulosen
uz tief gesprochem sinne. vint ieman icht dar inne,
daran ich missespreche, rim oder sin zubreche,
materien verkere von unkunstiger lere,
daz wider den gelouben si, daz sprich ich bi den namen dri,
die ein war got sint unzuscheiden, uber iuden, cristen, heiden,
al die wile daz ich lebe, daz ich des antworte gebe.
sterbe ich, so wirt lichte verkart min getichte,
daz der schriber misseschribet, und immer also blibet
die rede, vorchte ich vorsumen. darvon tichte ich disen
lumen, (d. i. volumen)

ob einer durch itewiz, oder lichte durch vergiz,
eines rimes daran vermiſſe, daz man hir vinde gewiſſe,
daz ich den rim nie valſch geſprach, noch ſatzt des rimes nie zubrach,
und tun ez ouch durch den beruch, daz lange ſtete ſie min buch,
und mine kunſt lange ſchine. vocales in latine
ſint genennet vumf buchſtabe, dar die wort alle lut abe
nemen, die man geſprechen mac, von hinnen biz an den ſunestac,
oder munt ie geſprach biz her. ſal ich uch underwiſen der
unde ſult ir ſie bekennen, ſo muz ich ſie benennen.
ſie ſint diz a e ı o u. diſe buchſtabe nenne ich u
meiſtern nicht zu ſchanden, von allerleie landen,
die buch oder liet tichten; ich rede ez durch die lichten,
die buch nu wellent machen von allerleie ſachen,
und rim zu rime vinden, und die nicht rechte binden,
und die nicht wegen gliche, daz ſtet unhobiſchliche.
Die meiſter die da waren bi den alden iaren,
die vunden tichten allererſt, des ſint ir werc noch allerherſt.
ſwer rime wil zu rimen und wort zu worte limen
unde ſin zu ſinne ſetzen, der muz den ſin da zu wetzen,
unde nemen dar von bilde, daz ſin rim nicht verwilde.
den ſin, den ſie vor vazten unde an getichte fazten,
den muze wir noch halden. ſie ſazten vor uns die alden
gerecht tichtene in der wegene, daz kein buchſtab begegene
der vumfer an dem worte, daz einer an dem borte,
der ander an dem ende ſte. dem a begegene nicht daz e,
dem e daz ı, noch o dem u. diz dinc man lazen muz dar zu,
wen alle rime die ſint valſch, ſi ſin latin, dutſch oder walſch,
da die buchſtabe begegenen. do von muz man mit gelegenen
worten die rime ſuchen, den ſin alſo beruchen,
daz wir nicht valſches ſprechen; doch muz manz wilen brechen,

des endarf ſich aber nieman ſchamen, ez machet durft der lute namen,
die nieman kan bekennen anders, die muz man nennen
alſo ſi genamet ſin, und muz rime zien dar in,
die ſich den namen glichen. wir ſetzen wol den richen
der edelen und der vrien namen ſente Marien.
daz vrien ſtunde ez anders war, ez were valſch und iſt ganz dar,
wen ſich da rimet der name. den landen, ſteinen iſt alſame,
den ſteten, burgen, bergen, die nieman kan verbergen,
noch wort, die mit uns wanderen, die nieman kan veranderen;
die muze wir wol ſetzen an gevellichen vletzen
mit loube, die buch machen. mit ſus getanen ſachen
bin ich dicke benachtet, und han darnach getrachtet
dicke mir unſuze. ſchedliche muze
nam ich mich ofte dar engegen, wen ich habe die rime gewegen
mit ebenglichen vuzen, und han mit langen muzen,
uber der rede geſezzen, wen ich habe ſi gar durchmezzen,
und ebengliche gewegen. ſwa der ſin was ſo gelegen,
daz ich in nicht mochte uzbrengen, ich enmuſte den rim lengen,
ſo was bezzer geſprochen lanc rim, dan ſin zubrochen;
doch ſwen ichs mochte geachten mit ſechſen, ſibenen, achten,
daz tet ich unde lutzel mer. nune aber ſazt ich aber er,
oder zum meiſten zene. die ſelben ſint ſelzene,
dan ich zubreche den ſin. alſus han ich daz buch hin
gevarn unz an daz ende, daz ich an zenen wende
mit ſechſen vor beginne, dar zwiſchen ſprech ich inne
ſiben unde achte, nune. ſwelch meiſter ſcharf geſune
ſinnes habe, der ſpreche nu. ſiet her, daz ich unrechte tu,
daz her mich des begruze, weder ich zu vil der vuze
ſetze dar oder zu kleine. doch dinge ich uz ouch diz eine,
daz ich dicke zwene kurze muz dar ſetzen vor einen langen vuz,
ſwa mir der ſin alſo geburt, und uz zwen worten muz ein kurt

machen, oder ein halb underzien, daz ander teil da lazen
fien
nach deme der fin gevellet, unde fich der rim geftellet,
unde die materie fich getreit. dar mite fi daz hingeleit. V. 1482.

Nach dieser Darlegung der Grundsätze, mit welchen er den Vers behandelt, geht der Dichter zur Darstellung des Textes über, V. 1483 — 1502.

Ich Johannes der von gots gebote bin uwer bruder in
gote,
teilhaft uch durch die criftenheit an gedult und an arebeit,
was in eine infule gefant gevangen, Pathmos genant,
von kunige Domiciane, da mich fin undertane,
die fines landes wielden, gevangen im enthielden,
durch nicht wen durch daz gotes wort. do daz wart von
mir verhort
und urkunt des ich von Crifte iach, gefchach mir, fwaz mir
do gefchach.
ich was iameric unde unvro, do ez fich gevugete alfo,
daz ich Criftes verweifte, do was ich imme geifte
binnen der funnennacht gevurt, do wart ich von gote gerurt.

Darauf läßt er die Glosse folgen und erklärt darin die Schuld, Statt und Stunde, welche Johannes in seiner Erzählung berührt, wobei er, seltsam genug, auch die Bedeutung des Namens der Insel Pathmos angibt und ihn durch „Meer" erklärt, und diesem wird die Bezeichnung der Christenheit beigelegt, wobei als Grund angeführt wird

durch die manicvalden arbeit,
die fie tegeliches iagen.

Die Zeitbestimmung wird als herkömmlich bei allen großen und wichtigen Begebenheiten in der Geschichte dargestellt, folglich habe sie auch hier nicht fehlen dürfen. Die Beispiele beginnen mit Adam, weil auch die Zeit des Genusses des Obstes genau bezeichnet sei, so wie die Erscheinung der Engel bei Abraham, die Zeit des Unterganges von Sodom und der Stunde, in welcher Salomon seine Weisheit empfangen und Christus geboren worden. Der Dichter entwickelt in seiner Deutung des Textes nicht selten Scharfsinn und Gelehrsamkeit. So heißt es z. B. 1983 nachdem der Text so dargestellt worden:

„ſine ougen im waren bi den ſnewizen haren
als eines roten vures lu. da kerte ich mine ougen zu,
wan ich hette ſinnes muze. da waren im ſine vuze
ſam ein meſſinc vollenſoten, daz golde gewinnet glichen roten.“
der worte muz ich haben vliz. daz im ſin har was alſo wiz,
daz dutet die alden lange tage, wen her iſt, als ich da vor ſage,
genant begin und ende, wen her iſt ein gewende,
dar daz begin an began und ende vorendet an.
Sin wiz, unzellichez har, ſo vil man ez beſchriben tar,
daz ſint ſine erwelten, und ſin angezelten,
die durch irre meiſtere gebot und durch den ewigen got
iren liben lazen weſen we. die ſint dort wizer dan der ſne.
die gotes ougen vueren, die beduten die tueren,
gerechten predigere, den die werlt iſt ummere.
die ſint ſo vol geminnic, ires herzen alſo ſinnic,
daz ſie got ſo vor ougen han, daz ſie der werlde rum verſman,
daz ſie ſich gote gelieben. u. ſ. w.

Der Dichter benutzt dieſe Gelegenheit ſich gegen die Prediger ſeiner Zeit, alſo gegen die Geiſtlichen, ſtark auszuſprechen und keinesweges die Vorwürfe, welche zuweilen einige verdienten, zu unterdrücken und ihre Fehler zu verſchweigen, denn er fährt fort:

die glichen nicht den dieben,
die dieſe werlt durchloufen und gotes wort verkoufen
in iamerigen geberen, und in den kleidern heren
die wolfine herze tragen, und die criſtenheit begnagen,
und legent uf die burden, die nie vor hort me wurden,
und der ſelben nicht entragen. waz ſchadet in, daz ſie gnuc ſagen,
ſo ſie ez ſelben nicht entun? ſie ſint der heiligen geiſtes lun,
des heren geiſtes nicht entprant, als Johannes in gotes tougen vant.

Die Art und Weiſe, wie würdige Prieſter verfahren ſollen, werden dann dargelegt.

Die Namen der Städte, an welche zu ſchreiben Johannes auf-

gefordert wird, deutet der Dichter gewöhnlich höchst seltsam. So heißt es 2257

Ephese zu dute dutet besliffene lute,
dar zu bedutet sie rat. an der dritten glose stat,
daz sie bedute wille.

Das Verderben, die Unsittlichkeit, welche in Ephesus herrschen, werden mit lebhaften Farben geschildert und namentlich die Ketzer, die dort einheimisch waren, hart gezüchtigt. Zunächst werden die Nicolaiten namhaft gemacht. Von dem Stifter ihrer Secte heißt es 2386

Nicolaus der was ein man,
der ketzerie erdachte, den irretum uzdachte.
der mensche sunte sere, spricht her an siner lere,
der ichtes icht habe eine. die dinc sullen gemeine
wesen, der man mac geniezen, als der tuvel biezen,
der im daz vermeinete leben riet der cristenheite geben.
ouch was der irrere me, die do zustorten unser e.
Cerintus unde Ebyon, Sabellius unde Marcion,
Fotinus hiez der vumfte. u. s. w.

Nach ausführlicher Entwickelung und Deutung des Textes heißt es dann ferner 2542

„Der stat zu Smirne schribe
und dem engele, der da wone, daz sie lere neme davone,
daz sie not kunne liden und bose werc vermiden,
und sie sich nicht verirre.“

Zuerst wieder die Deutung des Namens

Smirne bezeichnet mirre.
smirne gesanc ouch lutet. mirre den tot bedutet;
alsus vant ich an der schrift. davon brachten sie zu gift
die drei kunige Criste, wen er sinen tot vor wiste.
diz bedutet die guten, die mit trurigen muten
ir vleisch hir queln lange. mit vrolichem gesange
die vreude dort besingen, dar sie weinende nach ringen. 2560

Mit V. 2788 beginnen die von Karl Roth mitgetheilten Bruchstücke, welche er die Saarbrücker nennt, S. 1. Abdruck der Bruchstücke. Wir enthalten uns der Mittheilung der gleichen Stellen nach unsern Handschriften zur Vergleichung, da der Herausgeber nun selber Gelegenheit erhalten hat, die versuchten Ergänzungen

beurtheilen zu können. Wir fahren vielmehr fort, einige den Geist und die Ansichten des Dichters bezeichnende Stellen mitzutheilen. V. 3102 heißt es:

Noch ſult ir ein dinc merken, unde den ſin darbi ſterken:
als got die marter geleit an deme vleiſche der menſchheit,
daz ſine gotheit nicht enqual, die darinne ſich verhal,
unde daz gewerb doch allez warb; unde glicher wis, als her erſtarb
unde ſin vleiſch doch nicht darabe mochte vervulen imme grabe,
ſam unſe armen libe tuent, unde glicher wis als her erſtuent
von gotlichem orden, ſines vleiſches unverworden,
war got in ganzer menſcheit, alſo daz in des todes weit (color ſubflavus)
niergen hete vermelet. die gotheit unverſelet
was da mite, daz her ſtarb und ſin vleiſch nicht vertarb,
unde ſich des erwerte, daz ez nicht verzerte
der erden vulde, noch der tot; alſo enwirt daz gotes brot,
daz der prieſter ſegenet, unde got im begegenet,
unde ſchepfet ſines ſelbes lichamen, den wir hie nemen allentſamen,
von magen nicht verdouwet, ſwie doch unſe ouge ſchouwet,
daz wir ez zu munde ſchiben. hir an gedenket, liben,
wes ich uch underwiſe. daz brot, daz iſt ein ſpiſe,
geſichtic anzuſene, geiſtlich doch zu geſchene,
do von die gift iſt geiſtlich, die ſele nimt ſie zu ſich;
ſi miſchet ſich zum vleiſche nicht. ir ſult uch nach der angeſicht
uwer ougen ſo nicht richten, daz ir icht volget boſen wichten,
ketzern, iuden, heiden, der e ſich von uns ſcheiden.
die ſprachent, ſwaz der munt entpha, daz verdouwe der mage ſa.
ſie ſent die art des vleiſches ane; der ſele ſint ſie ſunder mane.
welch art den geiſt anarte, des her zu gote warte.
daz vleiſch verdouwet, waz ez zert; unz aber, daz die ſele nert

under des vleiſches dache, daz iſt ein geiſtliche ſache.
die ſache artet an ir recht. daz vleiſch, daz iſt des geiſtes knecht,
als iſt der geiſt vort ſins gotes, ſie muzen beide ſins gebotes
volgen, doch artet der geiſt nach gotes art allermeiſt,
wen her in blies dem menſchen in, und mugen wol entſament ſin
der menſche und got geſamnet, daz die ſele nicht verdamnet
werde von des vleiſches art. ſo zuet ſie got zu im wart
mit tougener wonunge. die enkan dekeine zunge
volbrengen wie die ſi geſchaft, wen daz got mit gotlicher kraft,
der wonet in allen ſachen, und machet ſwaz her wil machen. 3173

Darauf eine ausführliche Darstellung der Beichte, der Bekämpfung des Fleisches, der Lehre des Abendmales u. s. w. Der Dichter ist überhaupt in dem ersten Theile seines Werkes in der Entwickelung seiner Ansichten ausführlicher als später, und bemerkt 5536

Hir kere ich von dannen wider an Johannen,
von dem diz urhab geſchach.

Später wirft er die Frage auf, was geschehen werde, da Gott Adams Sünde so schwer bestraft und sich endlich selbst zur Buße für sie hingegeben, da die heutige Welt den Versuchungen so wenig widerstehen könne. Dies führt ihn auf folgende Betrachtung V. 5794

waz wenet ir, daz er dan tu durch diſe groze gebot nu,
die diſe werlt nu brichet, ſwen er in zu daz ſprichet,
ſint got ein obez ſo ture wac, daz minner iſt vil den manſlac,
oder ein ander houbetmein? wie ſal dan unſer ichein
an der ſele geneſen dort, die von dem vleiſche bekort
unde von den tuvelen werden uf dieſer velligen erden
mit ſo vil bekorungen, daz wir ſie mit zungen
kunnen nicht gar geruren, noch der geiſt mac volvuren
diſer bekorunge zit? da der engel abe quit,
die vor vrie gegebene kur liget vor der menſchlichen mur,
unde ir ſo grozen ſchaden tu? ez iſt zugenelichez gut,

walt, hove, burge, stete, lant, und swaz an richeit ist gewant,
daz die werlt gar blendet, und an die volge wendet
mit einer so girischen herzen ger, daz lutzel ieman ist, der es enper,
her enhabes volleclichez mal. der patriarche, der kardenal,
umme den pabest spreche ich nicht. got weiz wol, ist da girde icht
in deme romischen hove. nach im giren die bischove,
tempel, spital, der dutschen hus, sam tut der clusener in der clus,
priester, prior unde appet, swie sie sam sint gekappet,
gra, swarz, selbvar oder wiz, und hant sam vlizigen vliz
an die girikeit so gewant, daz die schrift ist mite geschant,
wen sie die schrift leren, und die schrift so unern,
so sie die lere leren brechen, die sie der werlt vorsprechen,
und die zwo sachen zweien; so volgen in die leien
und leiten blinde die blinden, biz sie die gruben vinden,
und vallen, beide verlorn, in den ewigen gotes zorn.

Aehnliche Betrachtungen werden nachher auch an die Anrede, die der Engel an die Laodiceer (Laoditzen) richtet, geknüpft, besonders werden die Klöster einer strengen Prüfung unterworfen, welche den Dichter als einen für seine Zeit sehr freisinnigen Mann darstellen. Nicht der Ort heilige, sondern die ihn betreten und bewohnen heiligen den Ort. Er sagt V. 6614

nu wellent sie san heilic sin, die zu den klostern komen in
und wellent uns verwazen, die diese werlt nicht lazen,
und sprechen „ir sit sende blint, ir verlazet wip unde kint,
und ir enlazet eigen unde len. ez enkan uch nicht wol ergen
umme daz himmelriche.“ pruvet weme diz gliche!
swie sie die kleit veranderen, ir herzen iedoch wanderen
in werltlichen geringen, in hogen tegedingen.
man werbe, swaz man werbe, man neme wip, man sterbe,
man urlouge, man turnire, so sin ir san wol vire
der begebenen lute; des pflegen munche hute,
sie riten oder loufen, sie koufen, sie verkoufen,
und haben allez daz veile, daz die werlt hat zu irme teile

glich werbenden koufluten; groz eigen sie beruten
und haben burge, stete, lant. des pflac der nicht, der ez leben vant
zu deme aller ersten. sie sint mit den hersten
und knien neben ir oren (nummus, moneta) dicker dan in den koren
an iren venien knewen, und sprechen den credewen (Glauben)
vor, oder ez pater noster, als erdachte er nicht daz kloster
der zu dem ersten ez leben den namen nante „begeben."
mochte man da mite genesen, so wolde ich begeben wesen
und wolde mich gar bekeren von vorchten, libes und eren,
unde von armen oberdache zu keiserlichem gemache. 6657

Doch der Raum gebietet die Mittheilungen zu beschränken, die das obige Urtheil noch mehr bestätigen würden. Mit dem 7790 V. findet sich in beiden Königsberger Handschriften eine Lücke von etwa hundert Versen. Das ausgeschnittene Blatt enthielt ein großes Bild, welches, wenigstens in B auf Goldgrund, die Habgier wohl besonders reitzte. Die Handschrift des Danziger städtischen Archivs ergänzt glücklicherweise die Lücke. Sie enthält eine Beschreibung der Eigenschaften zweier Edelsteine, des Jaspis und Sardonix, wozu der Dichter sich veranlaßt fühlt, da es im Texte heißt

unde der den stul besaz,
der was glich zweien steinen, edelen unde reinen,
die sint zwivaldes ardis, iaspis unde sardis,
den nie nicht gliches enwart.

Bald nachher folgt die Deutung der Thiere, die den Aposteln zugesellt sind.

Der lewe dutet ouch Marken, wen er kundete den starken
mit vrevelichen getursten, den kunigen unde den vursten,
daz er des hinder nie getrat u. s. w.

Die tier, die daz dienst taten und so vil ougen haten,
und die sechs vitche heten, da mite sie den wint weten,
und vorne san unde hinden, daz dutet die wortswinden,
die von der vulle gotes gift, knoten der heiligen schrift
beidenthalben entlugeten, und niewederhalb unvugeten,
unde mit tiefen sinnen ires herzen enbinnen

die alden e zurloſten, unde die nuwen gloſten,
unde beidenthalben ſtarten, daz ſie ſich wol bewarten
umme rechten gelouben, daz ſie des nicht berouben
der arge tuvel mechte, ſo daz ſie nicht wen rechte
predigeten gotes kinden. 8570

Deutung der ſechs Fittiche und der Augen auf denſelben. Jenes ſind ſechs Tugenden. Zwei davon, ſagt der Dichter, und zwar die ſchönſten, kannten die Alten nicht. Es ſind Liebe und Demuth (minne und otmute). Dieſen folgen Geduld, Glaube, Mäßigung, Gerechtigkeit, die als die ſechſte genannt wird V. 8801. Den Dichter beſchäftigt dann die Deutung der folgenden Erſcheinungen, welche Johannes beſchreibt.

Der gute Johannes ſprach „mitten des trones ich ſach 9543
und under den vieren vorbeſchribenen tieren
und under den altherren, den leſten und den erren,
das lam ſten ſam ez were erſlagen, und ſach ez ſiben horne tragen
unde ſiben ougen ouch, die ſint der ſibenvalde wendewint
uz ſibenvaldem geiſte, den got der allermeiſte
zu der erden hat geſant.“ da mitte iſt die werlt bekant,
wen ſie der ſibenvaldige geiſt machet geloubic allermeiſt.
daz ſtende lamb iſt Jheſus Criſt, der ſtet, ſwen er uns helfende iſt,
daz uns der tuvel nicht verher. der man ſtet buz an ſiner wer
wiſende ſin antlitze, wen er zu kampfe ſitze.
da von ſprach er hir Criſt der ſtunt, wen diz die kempfen gerne tunt.
wer er nicht unſer kempfe vor des tuveles gedempfe,
wir enkunden nicht geneſen. er iſt ein helt uzerleſen,
wen er als ein lewe bot ſich in den grimmigen tot. 9572

Ausführliche Darſtellung des Werkes der Erlöſung. Tod Chriſti. Deutung der ſieben Sigel.

Daz ſechſte ingeſigel luzet, daz ez got nicht entſluzet
er dan geborn wirt antecriſt. daz ſtet die wile er lebende iſt,
unde ſtet nach im ſit wen biz an die iungeſte zit,
und als daz urteil wirt verant, unde ieslich menſche wirt geſant
nach deme, daz er verdient hat. 10450

Wir müssen es uns versagen, dem Dichter in seinen ferneren Deutungen und Erklärungen zu folgen. Ueberall bleibt er der allegorischen Erklärungsweise treu. Ein Hauptabschnitt tritt mit V. 17788 ein, wo er die Geschichte des Antichristes folgen läßt. Er leitet diese ausführliche Darstellung eines schon vor ihm von den Dichtern so oft behandelten Gegenstandes mit folgenden Worten ein:

Hie trete ich ein teil bi von apocalipsi,
daz tun ich durch eine list, wand diz buch gedriet ist,
unde spricht von drien sachen, die sal ich kundic machen,
daz sie die lute wizzen. Johannes sich gevlizzen
des hat bi sime libe, daz er die zit beschribe.
wen in den geziten drin alle die dinc geschen sin,
die vor uns noch ie geschan, oder nach uns noch suln ergan u. s. w.

Es wird dann V. 18610 erzählt, nachdem der Name des Antichristes richtig aus dem Griechischen gedeutet ist

Ein houbetstat in Persia genennet Babylonia,
da wirt er in swachen vuren von einer ubelen huren
und von eime schalke geborn. diz wort lazet ane zorn,
wand ichz verswigen nicht entar. ich muz durch not hie sprechen war,
wen die ketzer anders ien, sine geburt sulle baz geschen;
en geschiet nicht so liebe, sie liegen als die diebe u. s. w.

Dann heißt es später V. 18918

wir wizzen daz wol von der schrift, die die gotes erwelten von der gift
des heiligen geistes namen, und als war ist als amen,
swenne kriechisch riche ververt, unde Persienriche wirt verhert,
unde romisch riche zuget, daz antecrist dan enstet,
und nicht er, des sit ane wan, biz des riches sliz wirt getan.
wen daz geschiet, des ist nicht rat, sint ez Paulus beschriben hat,
daz die wile ist unverant, daz Rome stet an dutscher hant,
unde daz Rome die Franken han, unde uz ir gewalt nicht enlan,
die wile ist unverworden Rome von gotes orden.

davon sprichet Paulus diz „swenne so des riches sliz
geschiet, so kumet antecrist.“ diz wort also gesprochen ist,
daz merket alle geliche! swenne daz romische riche
so wirt geanderweidet, daz ez allez drabe scheidet,
daz nu dar ist undertan, so kommt antecrist san. u. s. w.

Aber es wird ein Retter kommen. V. 18946.

Ein kunic kumt in daz riche, daz sagent uns offenliche
die meister, die daz kunden ervinden und uzvunden;
ouch sprichet ez Sibille. sin gewalt und sin wille,
des kuniges, der danne sol ensten, sal werden also vol,
daz sin heil wirt also gestalt, daz von gote sin gewalt
sal uber alle riche reichen, unde sin herze sal erweichen
alle die mutharten, die daz rich anwarten,
unde swaz ie zu Rome diensthaft gewart, daz twinget er mit kraft
wider, als ez dort horte, bevorn er manz zustorte u. s. w.

Er gründet ein neues goldenes Zeitalter, in dem ein dauernder Friede herrscht, wie nur jemals unter Augustus. Dann fährt er über das Meer, um Völker zu bekämpfen, die Feinde des Christenthums sind und gegen die Stadt ziehen, wo Christus ans Kreuz trat.

daz eine volk heizet Gog, daz ander heizet Magog,
und ist ein ubeltetic diet, wend ez enweiz von gote niet.

Die Schilderung ist lebendig. Man fühlt in den Worten des Dichters die Nähe des Zeitalters der Kreuzzüge. Die genannten Völker werden in einer äußerst blutigen Schlacht zu Boden geworfen. Die Zahl der Erschlagenen ist unendlich. Der Sieger zieht weiter gegen Osten und unterwirft alles, was dem Christenthum abhold ist und der Lehre des Propheten Muhamet anhängt.

und gebutet mit gebote zu brechen al ir abgote,
sie sin holz oder beinen, golt, silber oder steinen
und lezet ir machumbrien dem kinde sente Marien
zu eren und zu lobe wien.

Hier erscheint ein Wort, welches mir nirgend in Dichterwerken unserer Sprache des Mittelalters begegnet ist und dessen richtige Schreibung allein die Danziger Handschrift darbietet. A und B, deren Abschreiber es offenbar nicht verstanden, haben ohne Sinn machen vrien. Das Wort ist aus dem mittelalterlichen Latein

mahomeria, machomeria gebildet und bezeichnet eine Mosche. Es findet sich zuweilen bei den lat. Geschichtschreibern des Mittelalters. Vergl. Du Cange im Glossar. man. Halae 1776. Tom. IV, 488. Doch wir wollen diesen bedeutenden Abschnitt des Gedichtes durch Angabe seines Inhaltes nicht weiter verfolgen, nachdem nur noch bemerkt werden mag, daß er mit der Schilderung des jüngsten Tages und des allgemeinen Gerichtes endet. Die Bösen gehen in den Ort ewiger Qual, die Guten in das himmlische Jerusalem, dessen Bau darauf geschildert wird. V. 21010

Ir mure difer grozen ftat, dar got Johannen umme bat,
daz er mit vlize fie befchribe, fo daz da nicht an enblibe,
daz er der werlde nicht tete kunt, was gut biz an den vullemunt,
und was hoch, groz, lanc unde wit, als ir ez wol verhoret fit,
fwen ichz uch verkunde. die zwelf vullemunde
mit edelen fteinen turen, die lagen an den muren.

Die Edelsteine werden genannt und nach ihren Wirkungen beschrieben, Farben und Kräfte mystisch gedeutet. Vom Smaragd heißt es unter andern

von der allerbeften achte
fmaracte fint in Cithia. die grifen wonent ouch da,
die der gimmen huten, nicht daz fie fich guten
an der gute des fteines, oder icht haben gemeines
mit im uf der erden, wen daz fie da gewerden,
und da zien ir iungen in den wuftenungen.
die einougen Arimafpen, fo fie die fteine rafpen
und uflefen mit handen in Cithia den landen,
fo muzen fie mit in vechten. 21704

Der letzte der zwölf Steine ist der Amethyst:

Der zwelfte ift amechtifte, der wart mit grozer lifte
geleget in den vullemunt, daz ieslich quader finen bunt
ober im wol mochte halden, daz ir werk nicht durfte fpalden
von grozer uberlefte, wen er hat die gruntvefte
zu grunde gebunden garwe. der ftein ift drier varwe,
purpurvar und violet. der meifter mir ouch kunt tet,
er fi der rofen glich gevar u. f. w.

Es hatte also der Dichter offenbar einen bestimmten Schriftsteller, der ein solches Werk verfaßt, vor Augen, dem er in seiner Schilderung der Kräfte der Edelsteine folgte, doch möchte es wohl sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, diesen mit Bestimmtheit zu bezeichnen, da dieser Gegenstand bereits im Alterthum und das Mittelalter hindurch vielfach behandelt wurde. Dieser Beschreibung des Baues des himmlischen Jerusalems läßt der Dichter die Darstellung der innern Einrichtung desselben folgen, wozu er den heil. Geist noch besonders anruft und ihn um Belehrung bittet.

Mit V. 22945 fwer fich weiz an ichle beginnen nun in den beiden Königsberger Handschriften andere Hände, welche den Schluß hinzufügen, wovon bereits oben gesprochen worden. Die Danziger hat ihn überhaupt nicht, wie bereits bemerkt ist. Ton und Sprache weichen durchaus nicht ab und es scheint mir unbedenklich, denselben Dichter auch in dem Schlusse anzuerkennen. Es mögen hier die letzten Verse desselben folgen und somit des Ganzen V. 23274.

„Ich Johannes bezuge gar, dife prophecien wefen war
befchriben in difme buche. allen den, die fie mit ruche
horen lefen und in gezimt. fwer darzu mer rede nimt,
wan hie inne ftent gefchriben, uf den werde getriben
der plagen ferde, die dort hie inne fi und ouch vort.
fo werde dem abziere got gehaz machende lere
in des lebenden buches teil. nimmer werde er vreuden geil
dort in der himelifchen ftat, Jerufalem die namen hat.
darzu im muze entwichen vreude, wunne, die hie ftrichen
mit fchrift in dirre karten." diz fpricht, der hie die parten
heldet der waren gezugnis des, daz alhie gefchriben is,
ich wil fchire kumende fin. amen, kum lieber herre min,
Jhefu Crifte uns allen fi fteteclichen dine genade bi.

Der poetische Werth des Ganzen wird, wenn es im Drucke jemals erscheinen sollte, sehr verschieden beurtheilt und wahrscheinlich sehr gering angeschlagen werden, aber als höchst merkwürdig muß man das Werk in mehr als einer Beziehung betrachten. Von Seiten der Sprache können die Glossare ohne Zweifel daraus bedeutend bereichert werden. Es wäre leicht an dieser Stelle Proben dieser Art mitzutheilen, wenn der Raum es uns nicht verböte.

Fr. Karl Köpke.

VIII.

Mittelhochdeutsche und mittelniederdeutsche Bruchstücke

mitgetheilt

durch

H. F. Maßmann.

Die Königl. Bibliothek zu Berlin ist durch den Ankauf der Meusebachischen Büchersammlung, so wie vorher durch die Handschriften Heinrich Hoffmanns auch in den Besitz reichlicher Bruchstücke von mittelhoch- und mittelniederdeutschen Gedichten gekommen, die einmal der näheren Betrachtung und Besprechung werth sein dürften.

Heinrich Hoffmann hat bekanntlich, ehe er jene erwähnte, gar nicht unbeträchtliche Sammlung von Pergamentblättern aller Art käuflich ausbot, ein Verzeichnis derselben drucken laßen (**Bibliotheca Hoffmanni Fallerslebensis.** Leipz. 1846. Im Selbstverlage), an welchem der vielfache Mangel näheren Nachweises für so manches Bruchstück sich nur durch die nothgedrungene Eile der Anfertigung erklärt. Sonst würde dem Vf. z. B. nicht entgangen sein, daß die bei ihm unter XXI, 16 (S. 39) aufgeführten 2 Pergamentblätter des 14. Jahrh. 8°, je 26 Z. auf der Seite — die Zeilen 1355—1406 und 1512—1563 des Vater Unser von Heinrich von Krolewiz (Ausg. von Lisch S. 70—72 u. S. 76—78) umfaßen.*) Eben so hätte nicht fehlen können zu erkennen, daß

*) Z. 1359. sitze. 1370. vand^s. 1372. solte noch. 1397. gelubtes. 1523. gebrit. 1536. gewar. 1546. nuwen. 1550. nuwe. 1551. bete. 1555. hertze. 1562. welle.

die 30 Blatt XXI, 2 (S. 34) zu Bruder Philipps Marienleben gehören (jetzt Germ. 4°. 654 oder IV.); während eine Menge ganz schmaler Meusebachischer Streifchen (F. 19391. e, nun Germ. 4°. 641) zum Evangelium des Nikodemus gehören, von dessen Görlitzer Pergamenthandschrift H. Hoffmann eine Abschrift fertigte (XXVIII. S. 49), die jetzt auch der K. Bibliothek zu Berlin angehört (als Germ. 4°. 564). In jenen Pergamentstreifen sind von diesem 5024 Reimzeilen umfaßenden Gedichte erhalten die Zeilen 1687. 88. 91. 92. 93. 1728. 29. 30. 33. 34. 1769. 70. 71. 74. 75. — 1808. 9. 12. 13. 14. — 2993. 94. 97. 98. 99. — 3075. 76. — 3116. 17. 21. 22. — 3167. 68. 69. — 3208. 9. — 3249. 50. — 3291. 92. 93. — 4077. 78. 79. — 4194. 95. 96. — 4236. 37. 38. — 4318. 19. 20. Die Bruchstücke bieten übrigens einige beßre Lesarten und noch mehr niederdeutsche Laute, als die wenigen vollständigen Handschriften.

* * *

Ich gedenke allmählich Bruchstücke jenes Berliner Doppelschatzes in diesen Jahrbüchern näher zu besprechen, vorzugsweise Unbekannteres oder doch Ungedrucktes, und Anderweitiges daran zu reihen. Ich beginne mit folgenden.

I.

Rudolf von Hohen Ems.

1. Von Rudolfs von Hohen Ems Alexanderliede war bisher nur die einzige Münchener Papierhandschrift (Cod. germ. fol. N. 263) bekannt, die obenein hinten unvollständig ist, obschon sie mit Alexanders Tode scheinbar schließt, über welchen Ausgang, als zu einem ganz andern Gedichte gehörig, ich mich erneut im dritten Theile der Kaiserchronik S. 67—75 näher habe aussprechen müßen.

Die N. XX, 16. 4° (S. 31) der Hoffmannschen Blätter (dort unerkannt) gewährt uns nun ein ziemlich umfaßendes Bruchstück einer Pergamenthandschrift des 14. (13?) Jhd., das uns in 4 Spalten von je 50 zwischen Linien geschriebenen Zeilen 200 fortlaufende Reimzeilen zum Vergleiche für jene einzige Papierhandschrift darbietet. Das Ergebnis fällt nicht ungünstig für die letztere, die sich, von ihres Schreibers Flüchtigkeiten abgesehen, als wesentlich treu bewährt. Das Pergamentblatt umfaßt die Zei-

len 14283—14482 (Bl. 129c—131b der Papierhandschrift, von der Herr Basse vollständige Abschrift besitzt) und wird dem künftigen Herausgeber des Ganzen willkommen sein. Die Lesarten der Münchener Handschrift, die stets dis, das, was, es, bas, us, mûs, hies, weis; vnd ꝛc. schreibt, sind unter den Text gesetzt.

Spalte a.

daz ich mich ir gnade ergebe vñ nach ir gnaden lebe
owe. nv wa geschach daz ie. binamen ez geschach ê nie.
wem bin ich nv gelichet die von mir sint gerichet
daz die nv mv̊tent min ze man ê. daz ich keme dar an
ich wurde ê. alexanders man der lob. vñ ere gedienen kan
doch hanich noch so riche wêr daz ich mich vil wol gener
ê ich wolde svs verderben mit eren woldich sterben
daz wer noch grozer ere mir danne ob ich solde volgen dir
la dinen rat. er ist ein wiht deswar ich sol sin volgen niht
20. sollich mich ân dich ergeben so mohte ich vngerne leben
(blau) Do Darivs der riche versprach so zôrnliche
dez vivrsten rât alser im riet Nabarzanes von dannen schiet
her ûz nach im gie Bessvs Patron. vñ artabazvs
beliben bi dem kvnige da vñ trosten sin gemv̊ete sa
mit maniger rede. svs. vñ so doch was er ledic. vn. vnfro (Bl. 129d)
die vivrsten beide schieden gar von den andern dar ir schar
vn hv̊ten sich vil drate z' einem svnder rate

1. ire gnoden — 2. Vnd noch iren gnoden — 3. nů we — 4. Bij nāmen — 5. nů glichet — 7. zů man — 10. gewinnen — 11. noch zů riche — 13. wolte alsus — 14. wolte ich streben — 15. Das were n. grosser e. m. — 16. Dan o. i. solte — 17. wicht — 18. Das ist wor — 19. Solte ich mich an — 20. möchte — 21. Do (roth) — 22. zörnecliche — 23. fürsten — ime — 24. dannā — 25. H. us noch ime g. bessus — 26. P. vnd arobazus — 27. Blibent by — 28. Vnd tröstetent — 30. leidig vnd fro — 31. schiedent — 32. dan ir sch. — 33. Vnd hůbent — 34. Zů eime sundern Rate. —

der eine zv̊ dem andern ſprach vns ſolde weſen vngemach
daz dirre kvnic vnſern rât ſo ſmachliche. verſmahet hât
wir ſoldenz niemer vertragen wir ſehen wol er mv̊z verzagen
vn̄ iſt entwichen alin craft verdorben gar ſin ritterſchaft
er iſt helfelos beliben vnz ân vns beide iſt er vertriben
alliv helfe in hat gelan im iſt nieman vndertan
ân vns nv was vervahet daz wir mvgen wol gedienen baz
ere. vn̄ gv̊t. vmbe ein man der dienſtes wol lonen kan

Spalte b.

Darivs kan lonen niht ſwaz dienſtes durch in geſchiht
(roth) Dez richen alexanders mv̊t iſt alſ edel. vn̄ ſo gv̊t
Daz er dvrch ſiner tvgende rât nihtes vngelonet lât (Bl. 130a)
er iſt getriwe vn̄ ellenthaft die gotte hant dez wunſches craft
mit tvgende richer werdekeit wunſchliche wol an in geleit
dem ſvln wir dienen deſt min rat ſit er vns doch betwungen hat
wir tv̊n im nv den dieniſt wol dez er vnſ iemer danken ſol
vn̄ ovch endeliche tv̊t ob wir ez tv̊n er hât den mv̊t
daz er vns iemer richet ſo nv der kvnic entwichet
ſo vahen wir in vf dem wege vn̄ haben in in vnſer pflege
biz wir in alexander gebn ſo richet vnſ gar vnſer lebn
vn̄ vůget vns ſelde vn̄ ere mit triwen iemer mere
iſt aber daz daz niht geſchiht vn̄ daz er vns lonet niht
ſo han wir wol ſo veſtiv lant daz wir mit werlicher hant
beſetzen werliche der Perſir kvnicriche.

---

36. ſolte — 38. So ſmebelichen verſmohet h. — 39. ſoltent es — 41. Ime iſt e. alle ſine cr. — 43. helffelos bliben — 44. Vntz ... getriben — 45. Alle helffe vnd b. g. — 46. Ime — 47. An vns was vervochet das — 48. Wir mögent — 49. Ere vnd gůt vnd einen m. — 53. Des (roth) — 54. alſo — 55. dugende — 56. Nichtes — 57. getruwe — 58. gůtte — 59. würdikeit — 60. Wunſtliche — 61. ſüllen ... das iſt — 63. W. důnt ime nů d. dienſt w. — 64. Des es — 65. důt — 66. es důnt er het — 68. künig — 69. vohent — 70. vnd habent in vnſ,e pfl. — 71. Bits — 72. ſin leben — 73. ſüget — 74. truwen — 75. das des nit geſchicht — 77. hant ... veſte — 79. Beſitzen vns werliche — 78. Des perſen künig riche. —

(blau) Der rat ſi beide dvhte gv̊t durch ir vngetrîwen mv̊t
erdahten ſi der vreiſe da Patron ſach ir geberde ſa (Bl. 130 b)
ir ſitte im vnbehagten dem wiſen vnverzagten
er hiez die ſine zaller zit ſin bereit vf einen ſtrit
vn̄ heinliche ir harnaſch han vn̄ den kvnic niht eine lan
er warnete den kvnic gv̊t daz er vor in wer behv̊t
do was er ſolhes mv̊tes daz er in niht wan gv̊tes
getrŏwet alſer ſolde niht vivrhten er ſi wolde
nach ir rate er dannen ſchiet mit ſiner werlichen diet
wolder varn gein Bactra ſvs vûr er von Eobactana

Spalte c.

(roth) Nv waſ von vnmv̊te do der kunic leidic vn̄ vnvro
vn̄ alſo trvric. daz er was von leide ſiech. alſich ez las
vf einen wagen er wart geleit zorſe er ie vil ſelten riet
diz dvhte ſi ein heirſchaft do da waſ der lantſitte alſo
diz han ich iv hie vor geſaget do der degen vnverzaget
Darivs waſ vf dem wege do pflagen ſin do in ir pflege (Bl. 130 c)
Patron. vn̄ artabazvs die bat der kvnic Darivs
daz ſi mit werlichen ſitten bi im aller nehiſt ritten
dez werten ſi den kvnic ſa Patron der vivrſte hatte da
vier tvſent man in ſiner ſchar mit ienem vivrſten waren dar
drizic tvſent helde komen der ſi ſich hatten an genomen
die weſten wol die valſcheit die ſi hatten vf geleit
vn̄ hatten ſich dar zv̊ bewart werliche vf der ſelben vart
alſi (den) helfen wolden vn̄ (dez) frvmen ſolden

---

81. Der (roth) — 82. iren vngetruwen — 83. Er dochten — 84. ſo (: da) — 85. Ir ſitte vnbehageten — 86. vnu^s zagenten — 87. die ſinē zů a. z. — 89. heimelich irn harnaſch — 90. mit eine — 93. ſolliches — 95. Getruwete als er ſolte — 96. vŏrchten ... wolte — 97. irme ... dañan ſch. — 99. Wolte er v. in B. — 100. eobactana — 101. Nv̊ (roth) ... da — 102. leides vnſro — 104. ſich — 105. Vff eine wage — 106. Zů orſe ... reit — 107. herſchaſt da — 108. Do — 109. v̂ch — 110. Das d. tegen — 112. pflagent; in fehlt — 113. artabacus — 115. ſie — 116. Bij immer a. nechſt ritten — 117. wertent ſie — 120. Vnd ginen fůrſten worent dar — 121. Driſſig tuſent heide kum̄en (: genōmen) — 123. wuſtent — 124. hetten — 125 hattent — 127. Als ſie des helffen ſolten — 128. Vnd es fromen wolten. —

Patron zv̊ dem kvnige reit er ſprach herre mir iſt leit
daz nieman dich erwenden kan dv welleſt varn mit einem man
der dich wetlich. vn̄ din lebn mit vntriwen wil hin gebn
Beſſvs hat geſichert mich vn̄ **Nabarzanes** vf dich
diz tv̊nt ſi mit gebarde erkant vn̄ wiltv mít ín ín ír lant
daz dvhte mich niht gv̊t getan ſolde der rat an mír ſtan (Bl. 130d)
daz dv dich ſvs ergebeſt ín der kvnic ſprach wa ſolt ich hin
herre mín daz ſage ich dír dv weiſt von warheit wol daz wír
von **Críechen** dem lande vivnzíc tvſent wigande
dír brahten rítterlíche ín dínív kvnícriche
díe ſínt ín vrlívges nôt durch dích hie gelegen tôt

Spalte d.

ein teil iſt vnſer die noch lebent vn̄ niemer dich begebent
vn̄ dir mít triwen geſtant biz daz ſi daz leben hant
bi den ſoldeſtv noch ſín daz ríete ich vf die triwe mín
ſi hant ovch nach werlicher art vil gv̊ter veſte wol bewart
(roth) **Do** antwurte **Darívs Patrones** rate er ſprach alſvs
ich weiz wol daz die **criechen** gar getriwe ſínt. vn̄ wandelſ bar
doch mv̊z ich den getriwen wol den ich wol getríwen ſol
brechent die ir triwe an mir daz laſter. vn̄ div ſchande iſt ir
ich mac. vntriwe nicht vervarn vn̄ vor vntríwen mich bewarn

---

129. P (roth) — 130. iſt geſeit — 132. varen m. eime — 133. leben (:geben) — 134. vntruwen — 135. geſichſt — 137. Das dv̊nt ſie m. geberden erkāt — 138. Vnd wilt du mit in ir l. — 140. Solte — 142. wo ſolte ich — 144. worheit w. dz w. — 145. kríechen — 146. Fúnfzig t. — 147. Die brachtent R. — 148. In dine kúnigriche — 149. vrlûges — 150. dot — 151. lebent: gegebent — 153. truwen — 154. Die wile ſie — 155. ſolteſt du — 156. truwe — 157. noch — 158. veſten — 159. Do (roth) — 160. rot. — 162. Getruwer — 163. 164. getruwen — 165. truwe — 166. die — 167. Ich mag vntruwe nicht fúrwarn — 168. vntruwen. —

ein iegelich man der ſte mir bi dar nach alſer getriwe ſi
daz tv̊t er vnbetwungen dív rede wart vnder drvngen
daz tet der vívrſte Beſſvs der kam gedrvngen er ſprach ſvs
waſ iſt vnder iv dív rede hie daz ſaget wa von oder wie
iſt iwer rede hie getan er began ſich wol verſtan
daz in div rede meinde vn̄ ſin vntriwe ſcheinde
wan ſo dez vngetríwen rat dekeine v(ntrĭ)we begat
ſwa der bi ein ander ſiht zwene ſtan. vn̄ reden iht
den dvnket. vn̄ hat dez wan ez ſi gar von im getan
aldaz ſelbe da geſchach Beſſvs dez ſelben ſich verſach.
vn̄ vnder vůr ir rede ſa die ſi von im redeten da
(blau) **Do der kvníc. vn̄ ſin ſchar kamen ze herbergen gar**
vn̄. ſich daz her nider lie do der ſelbe tac zergie
zv̊ dem kvnige gie zehant artabazvs der wigant (Bl. 131b)
der kvnic weinende ſprach do er den wiſen vívrſten ſach
nv iſt dez zit daz ich dír danke. daz dv haſt an mir

* * *

2. Daran mögen ſich zunächſt zwei Bruchſtücke von desſelben Rudolf von Hohen Ems Wilhelm von Orlens oder Dourlens reihen, beide der K. Bibliothek zu Berlin jetzt gehörig.

Das erſte Bruchſtück A. umfaßt zwei Pergamentblätter aus dem Anfange des 14. Jhd. (niederrheiniſch), je 42 Zeilen in rother Streifeneinfaßung, mit großen blauen, rothumzierten Abſchnittsbuchſtaben. — Das zweite Bruchſtück B., ein Pergamentblatt (oben quer durchſchnitten) aus dem 14. 15. Jhd., zweiſpaltig, erhielt ich vom Künſtler Herrn Schütz zu Berlin und übergab es der K. Bibliothek.

Wir erhalten hier ſomit Bruchſtücke älterer Handſchriften, als **Cod. palat. ch. 323** (15. Jhd.), **Cod. palat. ch. 4. (1455. 58)**, **Cod. palat. 395**, Bl. 99 Bruchſt. (15. Jhd.), **Cod. Caſſel. Mſs. poet. et rom. ch. fl. 2 (1454)**, **Cod. Senkenberg. (1433)**,

169. bij — 170. Dar noch als er getruwe ſij — 171. důt — 172. vndertrūgen — 173. det — 174. getrungē — 175. v̊ch die — 176. ſagent wo — 177. ůwer — 179. die — 180. ſine vntruwe — 181. Wan do des vngetruwen r. — 182. dekein vntruwe b. — 183. Wo der bij einander ſich — 184. Zw. ſton vnd r. icht — 185. het es won — 186. Es ſie g. v. imē g. — 187. Als das ſ. do g. — 190. D. ſie v. imē rettent da —

Cod. Stutgard. Bibl. reg. privat. ch. fl. (1410), Cod. Giess. Cl. ch. (1433). Nur Cod. Uffenbach. CXLV (IV, 179) gehört dem 14. Jhd., Cod. Monac. mbr. 4° (Catal. p. 97) dem 13. Jhd.; eben so, irr' ich nicht, auch die Handschrift im Haag.

A.

I. a. In eynem sarck man berē sach
Di lichame beide*) Mit manchem herzen leide
Wart ir leid er doit geclaget Do waz der ander dach betaget
Nach mitten morgen waz neit lanc E daz man misse gesanc
Vnd dar nach mit wirdekeid Der edel degen wart geleit
Vnd auch di kusche ylie Dy getruwe wandelz vrie
Die so hoer truwen plach Daz si von Jamer toit lach
Alz ir stete trůwe reit Do si von dem libe scheit
So wol ir reine selich wip Daz ir tugentricher lip
Hait so hoen priz beiaget Wa man von irre truwe saget
Daz man da wibez wirdekeit An lobe deste hoer seit
An den, den wiplich name Ist, an vnwiplich schame
Vnwip haint dez deilez neit Dez man rechten wiben geit
Wiplich wip vnd vnwip So wi di haben glichen lip
Ir name doch vngelich dreit Mir ist durch iren willen leit.
So wa di auch sint genant Der mut ist vngelich erkant
Wiplich wibez wipheit Daz lop un wibez namen dreit
Mannez hoch gemute Hoet wibez gute
Durch daz vreůwt sich ein selich man Der wibez namen eren gan.
So wa reinen wiben wol geschicht Der man rechter wipheit gicht
Wip zů rechte twern sol So wa man spricht wiben wol
b. Vnwip iz wenich it furbreit An prise vnd an wirdekeit
Da man priset reyne wip Da von hait dirre vrauwen lip
Gote werch wiplicher priz Wan si mit wipheit waz so wiz
Daz vnwipliche missedait Verdacht in lop mit lobe hait.
So wa von ir reine wipheit Werden luden wirt geseit
Durch daz sullen reine wip Clagen der reinre vrauwen lip
Der wiplich truwe geboit Dat si durch truwe leit den doit

*) Sieh Aufsess-Mone's Anzeiger IV, 29.

Do dez reinen hrren lip Vnd sin herze leibez wip
Worden herlich begraben Do wart groze clage herhaben
Junge. Arme. Alt. vnd Riche Reifen alle geliche
Ey dulze deus ky a feit Daz also groiz herzeleit
Vnz vreudelosen ist geschein Daz wir den nůmmer sollen sein
Der welscher lande blume waz Vnd steter truwe ein adamaz
Ey di Franze trachten gent Wi dinre selden fundament
Dar of dine ere waz gesat Gewichen ist von sinre stat
Sint vnz der ist verdorben Der dugent hait herworben
Daz der Franzoser wirdekeit Von siner wirde krone dreit
Allen werden vrauwen Ist ain yme verhauwen
Der vreuden schilt. der truwē kranez Der wernde lobz sonne glantz
Muz an yme erleschen sin Von yme enwart neit anderz schin
c. Wan lobelich in allen wijz Do mā prisen sol der wernde priz.

VJl geschach der klage do Wider in daz munster so
Hob sich di vreudolose schar Den kleinē knabē druch mā dar
Der wart geteufet so zu hant Vnd auch Wilhalm genant
In hoben alle di besten do Vnd wonscheden ym also
Dat in got of der selden pat Wijste vnd auch an sinz vader stat
In geruchte setzen Vnd si mit yme hergetzen
Dez yn an sime Vater war Do baten alle di vorsten gar
Den koning daz er daz kindelin Neme in di gewalt sin
Daz gelobte er[1]) in gutliche In allem franchriche
(Kla)get der geliben toit (Den l)uden clegliche noit
. . . t wer dez tugentrichen man (Deh)eine kunde ye gewan
(Bi) den kunde er wol beiagen (Daz) man yn sere muste clagen

1) Jochfrid.

(D^s dem) lebendeg*im* vmb ſin leben (Mit) neide hette neit gegeben
Der gunde yme dodī dez dotz neit Alz iz noch vil lichte geſcheit
Doch waz er harte kleyne Sin tugint waz ſo reine
Daz er mit erengernder kunſt Beiagen kůnde ir alre gunſt
Daz ſi ſere yn muſten clagen Alz man nu bi diſen dagen
Den Edeln Othinger klaget Der idlichen priz hait beiaget
Daz alſo kurzlich neyman So gemeynez lop gewan
So der Graue Conrat[1]) Beiaget in drin jaren hait
d. Dy er Ritter waz genant Ee daz er rumete dutz lant
Nu helfe yme got durch ſinen doit Vnd loſe yn dort von alre noit

NV vrauwe ruwe iſt uwer kranez Gevlochten ſchon worden gancz
An den vō der wernde prijz. Bloit in blunder blůmen wijz
Nach werntlicher wirdekeit Wi hait di eventure ir leit
Vmbe vch gezemt daz ſolt ir ſagen Daz ir dat ir habt vertragen
Di ſi herzenclich claget Wi lach der degen vnuerzaget
Her Wilhalm der cone doit Wi verdarp yn ſunder noit
Nach yme di gute ylie Sin liue trůt amye
Wy lach der Graue Sigenant[2]) Der mit ſynre milten hant
Beiagete der wernde prijz Wi lach der ſtolde degen wijz
Von Selande Graue Adan[3]) Waz hait vch Herlyun[4]) gedan
Der eren hoiſten amyz Vnd der Burchgraue bellowiz[5])
Dem (Jofreit) gehure Ir (habt vrou) euenture
Gebrochen iemerlichen abe An werden Rittern... habe
Der.ich kan genennen nicht Vch gibt geſelliche plicht
Der doit mit geſelleſchaft Der mit ſinen leiden kraft

1. Dies muß Konrad von Oettingen, der Sohn Ludwigs II. (1212) sein. — 2. Sigenant von Hasvengau. — 3. Adam von Seeland. — 4. Fierliun, der Adam erschlug. — 5. Bellowiz Burggraf von Tarses, der von Jochfrits Hand fiel.

Der wernde neiman leben lait ' An dem der priz der selden stait
Doch ist er so danch neme Daz yme neit wider zeme
Ist. er nemez allez gar Doch massen si in sine schar
II. a. Zware herre ich weiz wal [1]) Dat ich vch neit zien sal
Wan eren vnd gutez Vnd vaterlichez mutez
Daz mir von uch ist worden schin Hett ir den vater min
Wissentlich selue erslagen Daz leit sult ich vch wol vertragen
Dat ir nummer durch daz Gewinnen suldet von mir baz
So vaterlich habt ir Vch gesonet gen mir

IOfreit der Vorste riche Veinch in vil minnecliche
Zu yme er stoint vf vnd sprach Wol mich dat ich dich ie gesach
Vnd ich kunde din y'. gevie Mein. wan betrubet mich nye
Alle minz herzen gir Dy ich vonden hain an dir
Du haist geredet so wol Dat ichz vmmer deinen sol
Vil susze kint vmb dich Selich lip nu wise mich [2])
d. Jr habt mir so wol gedan [2])
Dat ich wol weiz waz ir Mit truwen radet mir
Daz mir daz zu selden kumt Vnd an allen dingen frumt

LEiber son so du dez ich Zu der verte wil wisen dich
Sprach der riche Vorste gůt Wan ich dez guden můt [3])
Dat ich dich wil zu kinde han Vnd wil dir machen vnderdan
Lude vnd lant Der ich h're bin genant
Dez beide eine kurze zijt Wan der keiser iezu lijt
In Coln. vnd hait di saszen dar Geladen zu eime hoffe gar
Dar koment di vorsten alle Mit vorstlichem schalle
Vnd min h'rn von der hant Ich hain burge. lute. vnd lant
Grosser gulde. lehen vil Dat ich dir allez machen wil
Vnderdan ob du volgest mir Beidez du ich helfen dir [2])
III. a. Willeclichen so wil ich [4])
An allez wider striden Der gnade biden

---

1. Mone Anzeiger IV, 29. — 2. Abgeschnitten. — 3. So. — 4. Mone Anzeiger IV, 30.

Di ir mir habt gedain Dez ich gebeden solde hain.
Dez hait ir vnder wiset mich Si scheiden so. do heiz sich
Jofreit der Vorste rich Gein hofe kosteclich
Bereiten schire. er wart bereit Vnd worden richlich gekleit
Der Junkere vnd di kint Di mit Wilhalme sint
Vnd alle di werden Ritt^s gar Di mit yme wolden dar
An den selben zijten Zo houe durch in rijten

Zv Colin hop sich zů hant Der Vorste vō Brabant
Mit hondert Rittern reit Er vor mit groſſ^s richeit
Di sine er vor keren bat Herburge nemen in der stat
Di so riche were[1])

d. In uwer plege namet mich Herre ich weiz wol dat ich
Vch bestein zu kinde neit Alz uwer urvnt vergeit
Wan daz uwer gute Di grossen demute
Vch gen mir geboten hait Den genediclichen rait
Daz ir mir habt so wal gedain Nu lait mich uwern orlaup hain
Dat ich von hinnen anderzwar An einen andern herren var
Dem ich so zart *az* vch neit sy Dem wil ich gerne wesin by
Daz mich zucht vnd ere mit meisterschefte lere
Waz ich hi geleret hain Daz ist ain meisterschaft gedain
Mit zart ich nimmer werden kan Eyn recht vollenkomner man

DEr rede wart der vorste vnvro Zu dem kinde sprach er do
Liber son nu wise mich Wer hat|

B.

a. So fůget dir sin hoch gebot
So sv̈ze fruht der selikeit Wirt nach der werlte wūsch. bereit
Vn̄ git ǒch dir zelone Die himelische krone
Vn̄ hie d^s werlte hohsten pris Do sp^ach die herzoginne[2]) wis

---

1. Abgeschnitten. — 2. Elyse, Elyse von Brabant. —

Herre lieber vatter min Nv̊ müze gote geklaget ſin
Daz ich ie kunde din gewan Sit daz dů reine ſelig man
So gahens ſcheiden wolt vō mir Daz[1]) ſol wol gevallen dir
Selig lip gehabe dich wol Nieman daz an mir klagē ſol
Dz ich han gotte geopfert mich Nů wil ich gotte ergeben dich
Vn̄ dinen eregernden lip Daz edel hochgeborne wip
b. ‖Werdikeit vnd ere. Sůn[2]) volge miner lere
Vn̄ kere dar an dinen můt Daz din gerihte werde gůt
Daz gottes wille vn̄ ſin gebot Wis getrůwe vn̄ minne got
(S)wie du rehte rihtes vnreht zu rehte ſlihtes
Do richeſt du vnd dine lant Vn̄ wirt dir doch d' lon benant
D' iem' wert vn̄ ſich nit drůmet Von vnrechtem gerihte kv̊met
Vntrůwe. leit. vnd armůt Ere. lip. ſele. vnd gůt
Verderbet vngerihte gar Sv̊n nim ie dar vnder war
Gottes vn̄ der leſten zit Die die werlt mit grimme git
c. Vn̄ la dich dinē hohen můt ‖ Daz leben vns gegeben hat
(D)o kuſt er[3]) die getrůwen diet mit vrlop er von danē ſchiet
Vn̄ liez mit iam' da daz her In gottez namen v̊ber mer
Fůr der gottes ritt' ſa Vn̄ waz in criſtes dienſte da
Biz daz im der lip erſtarp d' ſele er werende růwe erwarp
Mit dez libes arbeit Do er von den ſinen gereit
Vn̄ er vrlop genam von in Der h'rzoge willehelm fůr hin
Wider heim in ſin lant Der ellenthafte wigant
So hohen pris beiagte Daz nieman do betagte
In alſo hoher werdikeit Vor war die aventiure ſeit
d. Sin wip die herzogin[4]) Gebar im ein kindelin
Selig vn̄ wert erkant Ez wart ȯch willehelm genant
Nach wůnſche priſlich vn̄ klar Daz waz v̊ber zwei iar

1. Spricht Jochfrit ihr Gemahl, der ins gelobte Land zieht, in den Orden der Johanniter tritt und dort stirbt (Mone Anzeiger 4, 33:34). — 2. Der Wilhelm seine Lande übergeben hatte. 3. Jochfrit. — 4. Amalie, Reinher's von Lunders (London, England) Tochter.

Do er herzoge worden waz Eines and'n fvnes fie genaz
Do drů iar hin kamen Vñ nach einem ende namen
Der wart Joffreit genant D' edele kvnig võ Engellant
Den iungẽ willehelmen zoch Daz kint daz alle valfcheit vloch
Joffreiden daz kindelin Zoch die reine herzogin
Vñ d' herzoge riche Nach wunfche priflich vñ klar[1])
Gedigen die hochgebornẽ kint.

II.

Lohengrin.

Unter H. Hoffmann's Pergamentblättern findet sich XX, 17 (jetzt Germ. fol. 724) ein großes Pergamentblatt, das in je 3 Spalten die nur als solche, nicht in den Reimzeilen abgesetzten 30 und zwei halbe Gesätze des Gedichtes Lohengrin, Görres Ausgabe S. 122, 18 — 130, 7, darbietet. Der Vergleich mit dieser Ausgabe ergiebt, daß uns hier das eine der beiden von Görres S. XCVI — CVI. besprochenen und nur zur Hälfte abgedruckten Blätter aus Koblenz vorliegt. — Ich habe im III. Theile der Kaiserchronik S. 80 — 81 und 191 — 215 nachgewiesen, wie der Dichter des Lohengrin die Chronik des Ecko von Repkau umreimte und Heinrich I. mit Heinrich II. mischt. Der (hier S. 123) genannte Ruprecht van Nazzouwe dürfte übrigens der mit Kaiser **Friedrich** I. 1189. 1190. nach Palästina gezogene sein, und bischof Brůn könnte der Erzbischof von Köln sein sollen, der 1191 — 1199 herrschte und darnach ins Kloster gieng.

a. Vnd wolde fchaffen fine frvm.
want er gedacht im wurd daz Romifch keifertvm.
daz im daz crift noch die criftenheit werte.
Alfo der Nvnte fchar craft.
hiez *man* komẽ neben an die ritterfchaft.
des man mit govm der criften wartlut merke

1. Wohl von oben her verirrt, oder es fehlen zwei Reimzeilen.

Vnd hiez den keiser balde komē.
Jordanich van kriechen dů erz het v^snomen.
er hůp sich dar mit siner mechte sterke.
Vnd kert gen dē Atmerat dů daz die heiden sahen
Daz in ir wille was vndervarn.
dů kvndē si niht die ôrs mit sporen sparn.
sam kvnde d^s kriechen h^sre gen in snellich gahē.

Ietwed^s ir dweres gern wer komen.
da van wart der stoz so vngefůg genomen.
daz van dē bvrtt mocht berg vñ tal erkrachen.
Sus wid^r ritē mvtlich.
sich die zwene keiser lantz vnd gulde rich.
ir verboten wurd da schimplich lachen.
Atmerat nach keisers wird in heidenschaft sich zuhet.
So sal ir Baruch Babist wesen.
als manz hat fůr warheit dicke gelesen.
die auētur der sag vor schin niht vluhet.

Dů si sich also wider riten.
dise zwene keiser van den wart gestriten.
so ritterlich daz iz loblich ze hôren.
Was in der himelischen diet.
wie doch manich sele da van ir freude schiet.
so komen ir ouch vil dar zů ir kôren.
Also wart in ein gebrech ir mvnzze niht gestempfet.
Swas cristen da d^s tod bevogt.
die erwurben ewich freude daz wart verzogt.
den heiden wan d^s helle si wurdē getempfet.

Daz lazen wir sin vnd sagē daz.
wie manich rich^s furst da wurd der ôrs matraz.
vnd wie loblich die swert vf helm erclvngen.
Vnd wie die minne da manigen man.
mit vnminne gewan sin stolzis leben an.
swen er durch hohen mvt quam dar gedrvngen.
Da er wold der wirde pris mit manheit hohe rucken.
So quā erlicher gen im her.
dē der můt ouch stvnt nach hoher eren ger.
da kvnt die minne mit vnminne lebē zucken.

Sus warre d⸗ ſtrít ſich hinne vnd her.
daz er vnd⸗ eín and' gie nv vaſt entwer.
híe vnd da in mitten vnd an den ǒrten.
Swer da geuellit wart erníder.
man ſagt daz d⸗ wol geſvnt quam ſelten wider.
ſus vil durch val índ ros die ſwert ſi bǒrten.
Swer aber gevellit wart vf den groz menge wartet.
Der wart beſchuttit ein michel teil.
dů quam er doch manig⸗ an des todes ſeil.
b. entwederhalp wart lutzel da | gezartet.
Der ſtrít gedeich zů einer ſchar.
da van manich tuſent wurden lebens bar.
ze beíder ſit der criſten vnd der heiden.
Der touf ſo ritterliche vacht.
dů ſi nv ze ſampne quamē mit írre macht.
daz hi ín mv̊ſe den vngetouften leíden.
Jedoch manich werd⸗ man. den criſten wart gevellit.
Manch heíden ouch (nam) van ín val.
ſo was ir wen‸k doch gen in an der zal.
wie víl man ír mit tode het gehellít.
Slůg man ír vil ír was noch me.
da van mv̊ſt der criſtenheit geſchehen we.
vnd ob d⸗ ſige van ín ſolt werden ervochten.
Daz noch dē heiden gar verſmaht.
zů dem Baroch man mít botſcheft balde gaht.
vnd ſagten daz d⸗ ſtrít ſich het gevlochtē.
Vnd⸗ einand⸗ hie vnd da vnd daz niht moht vol ríten.
Der Jvnge ſtolz anchardeſſín.
als er was geſcheidē van dē ſwager ſín.
der criſtenheit en nebē an díe ſiten.
Der írt d⸗ kriechē keiſer ín.
der mít ſiner ſchar gen ím quam vf den ſin
daz er díe criſtenheit van ím beſchírmet.
Dů wart ſo vngefůge. der ſtoz.
van ín beíden daz er ín díe ſirre erdoz.
die da getouffit waren vnd gefírmít.
Die habten ſich zů dē ſtrit daz wír die gerůten trafen.

Vnd die ſtrít mûden gar vermíden.
da vā mv̊ſt ez werden ſv̊r arm vnd líden
dů ſi mit einandˢ kvnden ſtrafen.
Nv iſt dˢ ſtrít zeſampne gedign.
da van heizít níht lenger vren brůdˢ lígn.
er mache ſich ſín hin zů daz iſt an der zíten.
Der Rômiſch keiſer heldet noch
ín den ſnv̊ren van ím iſt vˢnomen doch.
daz er vrz brůders kvnſt mít rotte bite.
Der Baroch nv balde reít da er ſínen brůdˢ w.iſte.
Der het vil kv̊ninge zůtz im geſchart.
díe mít rotte volgten alle ſiner vart.
dˢ herz mit hochgemv̊t was vberleſte.
Beide fur hindˢ ſich vnd nebn.
dē van falſvnd wart der ſtvrm van gegeben.
des er ſich doch níht vndˢ winden wolde.
Biz daz dˢ Baroch ín iz híez.
vnd ín aller ſíner ſvndē ledich líez.
vnd daz er zwenzích zůtz ím nemen ſolde.
Daz díe ſvnden waren vri frvnt. mag. wíp vnd kínder.
Dar zů wold man *in* frankrích gebn.
daz er deſt baz nach wírd mocht lebn.
ob er ſich des tags niht liez drıngē hínder.
Dri kvníng man for die fane ſchůf.
die werdicheit hetē gar biz v̊f den hůf.
c. daz eíne was Gaf|firon van agrippe.
Der andˢ was ralef uan grvnſt.
vnd dˢ dritte vā Pozzidant díe trůgen gvnſt.
ein ander alle van ordentlicher ſippe.
Mit írre mechte for den fane ſi menlich ſoltē haltē.
Víer kvninge híez mā nach in varn.
daz ſi den fanen deſte baz mochten bewarn.
ſwenne man manheit an ſtrite ſolde walten.
Der einer was van Barbari.
dˢ andˢ van Griffange. van der dvrkani.
dˢ dritte va was der vierd van Todíerne.
Zů ietweder ſit geſchaffit was.

Zů dem fane dre kvninge die man dar zů las.
die ſolden ſin dʳ manheit gar ein kerne.
Vf den vane kvning Gerfridolt ſelb eylip kvninge warte.
Der namen ich aller můz gedagen.
da van daz die auentur wil fur ſich jagen.
vnd daz ſin liecht vʳdrůzze die horer harte.

Vnd furſten Grebē vngezalt.
man ſagt daz dʳ ſv̊ze meẏ heide vnd walt.
ſo mangerleie varwe niht enbrechte.
Als man hie an Banẏren vant.
ſchilt vnd helm vnd alz ir wapenlich gewant.
mit richē glaſte der plvmen blick verſmehte.
Recht als ſam des hẏmels plitz vor Dv̊nre ſich erplecket.
Sus ſach mā gen einandʳ wehn.
diſen ſchin vnd ouch dʳ lichten ſvnne brehn.
daz ez dē lichten ougen geſiht erſchrecket.

Dem ſtorm fane was vor bereit.
ein karrv̊tſch. als vns die auenture ſeit.
daz heten ſi mit gůtem rat verkeret.
Da van daz ſi her vnd hin.
mochten ſich gewenden ſnellich her und hin vf ir gewin.
ſo wurd die Criſtenheit deſte mer geſeret.
Die karrvtſchen vnd die got der Baroch het in hv̊te.
Fvnf kv̊nig ir mit im (n)emen war.
die niht werē gůtʳ ritterſcheſte bar.
ſus hv̊p gē ſtrit ſich manich degen frůte.

Dů ſich die grozen ſchar nv regt.
da van ſich ein ſtarker vels mocht han erwegt.
ſo mangerleie ir wůf was vnd ir ſtimme.
Vnd zog̊ten doch gemeinlich dar.
vnd die gǒt zů irer zeſwen hant mit ſchar.
dʳ obdach was gemachit vā lůter gimme.
Je als ſi ein wile zůgē ſo hiez mans aber halten.
Daz ſi einandʳ liezen wit.
daz ſi deſte gerůter quemē zů dem ſtrit.
ſo wůrd van in die ſchar deſte baz geſpalten.

Ein groze glocke ein karre zoch
d. die dar vf gemachit | was mit bouwe hoch.
daz was bezeichent in wan man lûte.
Daz si dan for sich solten zogen.
swen man si niht horte so werens vnbetrogen.
daz man in da mit halten bedvte.
Basvne noch Tamburen schal dorft nieman da erschellen
Biz daz man queme in die geneh.
daz der vor riter sin rechte zit erseh.
so ted manz kvnt dan alle den schar gesellen.
Mit luten vnd mit allē don.
swer dan dienē wold dˢ werdē minnen lon.
der sold zû siner stat sich eben machen.
Da er da hin geschicket wer.
nv quamen zwen wartman vnd brahten mer.
swer nv wold lan im wird vnd ere erlachen.
Vnd die kv̊nig nv rechen wold der slûg der vngenēnet.
Der hat nv offenlich veriehn.
daz iz van im ane lûgen sin geschehn.
vnd hat gemachit sin wapen wol bekennet.
Van Brabant nennet man den Man.
vnd furt in dem Banẏer einen wizen swan.
daz selb er furt vf helm vnd an dem schilte.
Vnd heldet bi dem keiser dort.
dû man nv vernam gemeinlich dise wort.
vil gabe rich dē Baroch niht bevilte.
Vnd sinē brûder Gervridolt. vnd alle der kvninge mage.
Die er mit tode het gevalt.
swelher die rech an den kv̊nen degen balt.
dē ward ze sold golt vnd gestein ane wage.
Wer aber er hoch an wird bekant.
so wûrd im ze solde gegebē wide lant.
sus man si alle gen dē van Brabant hatzte.
Nv was iz in die nehen komen.
daz dʳ for riter den stoz wold han genomen.
an daz man ez mit rate vnder satzte.
Daz man hiez tamburen vor basvnē vnd glocken lvten.

Daz ie der man ſich richt dar nach.
vnd im neme der wile vnd liez im ſin niht gach.
daz er iz for der menge liez bedvten.
Man lut vf des karrutſchẽ gadm.
die glocken dů hůp ſich vmb vnd umb der cradm.
hie vnd da van wider lande groze.
Floÿtieren vnd tamburen ſchal.
baſvnen ſnarren daz ez in die lvft erhal.
dar zů van lvten vnd roſſen ſůllich gedôze.
Dar erpidm des meres wok van ir an komẽ mechte.
E. daz dᵉ ſtrit wurd gar durch ritn.
vnd vmb ſlozzen ſi hant hie ze lange gebitn
die criſtenheit daz was nv ir gebrechte.
Nach dem ſi criſten ſint genant
der mv̊z vns forwar hie lazen gebe phant.
e. want ſi ſich hant ein teil | ze lang geſvmet.
Si wenent ſi mv̊g der Marterer.
hin helfen daz wer vnſern goten ſwer.
in iſt ze ſůz van irem gode getroumet.
Dů ſi vnderwunden ſich hoffart gen tervigande.
Vnd beten Jheſum for in an.
da van ſi vns hvte ze zinſe můzen la.
lip vnd leben vnd gulde vã allẽ iren lande.
Die criſtenheit geteilit wart
manigen enden van der hvrtticlichen vart.
der vber meht die Gervridolt da brahte.
Doch hieltens werlich in dem ſtrit.
ſwie durch ſi gebrochen wer vil lucken wit.
ein wartman zů dem keiſer balde gahte.
Vnd ſagt im die criſtenheit lit vber arbeit groze.
van des kv̊ningis Gervridoltes komẽ.
da mit ſag dᵉ keiſer het ſin kvnſt vᵉnomen.
er ſprach ſo ſvmen wir vns halt vz dᵉ mâze.
Er iach iſt ſelber Gervridolt.
komen der hat vnb die lant daz wol verſcholt.
vnd ouch vmb mich môht iz imz wol erzeigen.
Daz ich an im rech min leit.

die er mir getan hat an d^s^ criſtenheit.
zė vorderſt got der hilft ſi vns ouch veigen.
Nv gedenk ein ieklich man ſprach mv̊tlich der keiſer.
Daz er het gerne pris beiagt.
ſwenne man ez da heẏme for den frouwen ſagt.
vnd ſit des mv̊tes manlich vnd niht heiſer.

Dar zv̊ der Babiſt für ſvnder vz git.
ſwer hvt an d^s^ marter in dem ſtrit gelit.
daz des ſele zů hẏmel vert an vnd^s^ bv̊nde.
Der Babiſt ſp^a^ch min ſele ſi phant.
ſwer daz lebn verluſt hie mit werender hant.
daz ich dē als ein weſterbaren kvnde.
Hvte vor godes angeſiht. dar zů van ſinē gewalte.
Vnd den er mir gegeben hat.
ſag ich zwů ſel ieklichem mit im rat.
er verlies dē lip od^s^ er hab tot gevalte.

Als manigė heiden er hvt ſleht.
iekelicher als manich ſele er ab entweht.
ſvnde vnd weſchit ſi gar vz helle witze.
Da van baid mit der heiden blůt.
hvt vr vordern vz ir heize ſvnde glůt.
da van durch got alle williclichen litze.
Swes got mit uch hab gedacht vnd ſit veſte des gelouben
Vnd ſtelt manlichen vren lip.
vnd nert vch ſelbe for d^s^ heiden kint vnd wip.
daz ſi vns niht d^s^ touf mit ſpotte rouben.

Dem Biſchof Brvn daz vingerlin.
het d^s^ Babiſt gegeben vnd die wihe ſin.
dů er an wird ſinē vat^s^ het geſteiget.
Mit dem keiſerlichen ſegn.
den hiez man der vane mit de hv̊te plegn.
vnd ſwas die neh im furſten het gezeiget.
f. Der van Nazzou | Greb Růprecht den ſtvrm vane mv̊ſt wiſen.
Der het mit witze manheit vil.
want iz douch niht ſůlcher ernſt zů kindes ſpil.
ſo mocht man witze vnd manheit an im priſen.

In der fchar des keifers man vant.
fwaz herrē het weftvalē vnd niderlant.
die Sahfen. Mifen. heffen. vnde důrigen.
Vnd den furftē wert vā brabant.
vnd der Grebe van hollant was heylman genant.
die mit manheit da pris kvnden v'burgen.
Der vā Dietz was for geriten riter van Spanheim vnd
van kucke.
Der keifer felber dar zů fchuf.
Rôm die krie was da gemein ir allir wůf.
fus ftapftens gen dē ftrit vf daz gelucke.
Dů die criften in fweize fvten.
van dē Sarrazin die inz vientlichen bvten.
want fi die groze fchar het gar ze ftôret.
Die Gervridolt brahte in den ftrit.
mit fo maniger fvnd'fprach vz lande wit.
manich vremder rűf wart da van in gehôret.
Die criftē mit al irre macht ze fampne begvndē kriechen.
So quam ie ein gerůte rot.
da van gevater fchiet Neb vnd d' tot.
ez was niht reitzens da die kint in wiegen.
Die heidenfchaft ien vnd dis.
wolt die criftenheit nv haben fo gewis.
daz manz an allen orten vmbe habte.
Daz fich van in ftelen niht.
nv quam d' mit macht dē man vil prifes giht.
mit einem vollen fchauft vnd niht gedrapte.
Daz daz blůt vloz vā den fporn den ôrffen abe den fiten
Vnd ftiez da alliz daz dar nider.
daz mit wer fich gen im wolde fetzen wider
fus kvnd d' keifer gen dē viendē ritē.
Doch wart im wid' ftoz gegebē.
volliclich mit hvrtte beide for vnd neben.
van den die fich ouch crefte wol vermochten.
Da wart alrerft clinge vnd cling.
van dē fwertē vnd zertrennet manich ring.
fus wart nach pris da wirdiclich gevochten.

Vā den die manliche tat mit swertē wolten kouffen.
In selben vnd erwerben lop.
die doucht niht ze herte die dicke noch ze grop.
si wolden sich selb zů dem ernsten houffen.
Daz waz ze beid' sit ir ger.
swes daz hochgemůt wolt sin mit manheit wer.
die liezen sich nv in der hertte schouwen.
Da man den sige ervechten můz.
ezlich rank nach werder minne grůz.
so was ouch manigē da sin maig verhouwen.
Der da het gerochen gern sus gie ez vnd' einand'. ||

III.

Offenbarung Johannis ꝛc.

„Mittelniederdeutsch."

(vom 13. Jhd.)

A. H Hoffmann theilte 1836 in den Altdeutschen Blättern I, 283—286 zwei Pergamentblätter des 14. Jhd. aus der Bruchstücksammlung der K. Universitäts-Bibliothek zu Breslau mit, welche (man erfährt nicht, ob als Gegenblätter einer und derselben Lage) die Hauptstücke 12, 10—17 und 16, 13—18 der Offenbarung Johannis umfaßen.

B. Unter seinen eigenen Pergamentblättern (XXI, 15; nun Germ. fol. 737) befinden sich zwei Pergamentblätter einer andern Handschrift desselben Gedichtes (8°), in getrennten, zwischen schwarzen Linien gehaltenen Reimzeilen mit etwas größern rothen Anfangs- oder Abschnitts-Buchstaben geschrieben, je 24, somit 96 Reimzeilen gerettet. Die beiden Blätter sind innere sich folgende Blätter Einer und derselben Lage, leider in ihrer obern Hälfte abgeschnitten. Sie umfaßen noch Offenbarung 6, 8 (Bl. I) und 6, 16. 17. 7, 1—4 (Bl. II).

C. Beim Antiquar Eman. Mai zu Berlin fand ich jüngst als von inneren Deckeln einer Anzahl Foliobände von Druckbüchern einer von ihm angekauften großen älteren Büchersammlung abgelöst acht und zwanzig Pergamentblätter in 8. von einer schönen Handschrift desselben Gedichtes aus dem 13. Jhd.

Die Reimzeilen sind fortgesetzt zwischen schwarzen Linien geschrieben, durch schwarze Punkte getrennt, die beiden zusammengehörigen als solche dadurch hervorgehoben, daß die erste derselben meist mit größere Buchstaben beginnt, der zugleich roth durchstrichen ist, wobei jedoch der Schreiber und der Rubricator, geirrt durch allzu große Kürze oder Länge der Zeilen, öfter Bezeichnungsfehler begiengen.

Größere Abschnitte sind durch ganz rothe größere und kleinere Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

Blatt 4ᵇ ist unten mit .II., Bl. 12ᵇ mit den leisen obern Querstrichen noch von .III., Bl. 16ᵇ mit .IIII., Bl. 22ᵇ mit .V., bezeichnet, wonach bei Bl. 28ᵇ nur .VI. weggeschnitten wäre. Schon hieraus ergiebt sich viel wesentlicher Zusammenhang des Geretteten. Von Lage .II. der zerstörten Handschrift wurden aber gerettet Bl. 1. 2. 7. 8, von Lage .III. Bl. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8, von Lage .IIII. Bl. 1. 4. 5. 8., von Lage .V. Bl. 1. 3. 4. 5. 6. 8., von Lage .VI. Bl. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Von diesen Blättern sind die Kehrseiten meist durch den kräftigen dunklen Leim des alten Buchbinders, so wie durch das rasche Abreißen von den inneren Seiten der Bücherdeckel vielfach geschwächt, verletzt, erblaßt, verdunkelt.

Der Inhalt dieser 28 bisher geretteten Blätter Einer und derselben Handschrift, wohlgeordnet, zeigt uns 1) Bruchstücke von den 12. Aposteln: aus dem Leben des Thomas (Lage II, 1ᵃ), Jacobus (II, 1ᵇ — 2ᵃ), Philippus (II, 2ᵃ — 2ᵇ), Matthäus (II, 7ᵃ), Simon und Judas (II, 7ᵇ — III, 1ᵇ);

2) Das Leben des Antichristus (Lage III, 1ᵇ — III, 5ᵃ), damit zusammenhangend von der minscheit (L. III, 5ᵃ — III, 6ᵇ), omnis homo. omni hora (III, 6ᵇ — III, 7ᵇ);

3) endlich die Offenbarung oder Apocalypsis (III, 7ᵇ — VI, 7ᵇ).

Wiederholte Stellen beweisen, daß alle drei Werke, in einem nothwendigen Zusammenhange zu einander stehend, von Einem und demselben Verfaßer herrühren, der den Evangelisten Johannes oft in dritter, oft aber auch (nach der Vorlage) in erster Person reden läßt (selbst ich iohan). Erfreulich ist das Verhältniß der drei verschiedenen Handschriften-Bruchstücke. Bl. I. von B. stimmt und deckt sich mit C. IV, 5ᵃ⁻ᵇ, den gemeinsamen Schluß um Eine Zeile fortsetzend (Offb. 6, 8), Bl. II. von B nach der

Lücke der weggeschnittenen oberen Hälfte gewährt und ergänzt Offb. 6, 16. 17, so daß C. IV, 8ᵃ (Offb. 7, 5—8) bald darnach eintreten muß. — Von den Blättern A. setzt Bl. I. (Offb. 12, 10—17) hart an C. V, 8ᵇ, Bl. II. aber deckt sich ganz mit C. VI, 6ᵃ·ᵇ. Letzteres Blatt hat vor der allegorischen Auslegung (betêkennnge) die Ueberschrift **Exposicio.**

Die Bruchstücke aller drei zerstörten Handschriften A. B. C. zeigen uns ein Gemisch von Ober- und Niederdeutsch, bald mehr hierhin bald dorthin neigend, doch mit vorherrschenderem Niederdeutsch; es früge sich aber, ob wir die Mundart der ursprünglichen Abfaßung nicht als mitteldeutsch zu bezeichnen haben. Schon um dieser schwebenden Mundart willen, der wir bereits von den Merseburger Bruchstücken und vom Hildebrandsliede an begegnen und deren Nachwirkung wir bei den Dichtern der Wartburg verspüren, mehr noch nach dem Vergleiche der in dem nun durch Hahn und Köpke vor uns liegenden Passionale gleichbehandelten Abschnitte werden wir wegen des hier vorgenommenen Abdruckes den jüngst über jenes breite Passionale so wie die Riesen-Apokalypse des Hesler ausgesprochenen Vorwurf des Leipziger Centralblattes nicht zu besorgen haben.

Wo die Blätter von B. und C. eingreifen, haben wir dieselben unter dieser Bezeichnung theils eingefügt, theils, um das Schwanken und Schweben der Mundart recht anschaulich zu machen, gegenübergestellt.

In runde Klammern ist gesetzt, was dem Texte an einzelnen Buchstaben ꝛc. abgeht, in eckige Klammern, was wegfallen muß.

A.

II, 1ᵃ Dat he ſprake an richte. an deſ uolkeſ anſigte.
He waſ ſelue ouele getan. ſin ſtemne waſ ureiſā.
Sente thomaſ gebot eme dat he tobreke dat wat[1]) al ſtucken[2].)
Vn̄ dat huſ dar he enbinnē were. dat gebot he eme bi gode ſinē herren.
Do ene thomaſ mit gode dranc. do braſchede he alto hant.

---

1. Co. — 2. Co.

Vn̄ brac beide vat vn̄ huſ. do ulo de konic gūdoforuſ.
He hiet den duuel varen toder helle. na anderē ſinen geſellen.
Der afgode biſchop grep ſin ſwert al an rigte. to al deſ uolkeſ angeſigte.
Vn̄ ſlog thomaſe dot. vn̄ wrac ſine afgot.
Deſ ne gewnne he nimmer rom. ne were he deme uolke nicht ūt ulon.
He were dar geſlagen dot. ſint ſo bekarde got.
Jndya dat rike lant. dan it gode iſ wol bekant.
De [1]) godeſ holden grouen mit grotē eren. ſente thomaſe eren heren.
Jn deme lande to indya. manig teken dar geſcha.
Dar de heilant wart begrauen. dat mag men iu uor war ſagen.
Jt geſcha ſint ouer manigen dag. dat de konic alexander uon rome uagt
Weder den konic exerſem uō perſya. dar olſē eme do de uō ſyria.
Vn̄ dat he dē uorwā. do gingē ſe alle uor den konic ſtan.
Vn̄ badē dat he wolde ſendē to indya. ſente thomaſ ware begrauē da.
Dat he ene eine ſente to ſyria. an ene ſtat de het edeſa.
Dar reſtet thomaſ de heilige man. Die uan indya dar quam.

roth: Van ſente jacobe |

II, 1b SJmon cananeuſ. iudaſ. zeloteſ. vn̄ iacobuſ.
Deſſe warē brodere algater. vn̄ haddē ene moter vn̄ einē uater.
Ere uater het alpheuſ. die ſcrift ſaget alſuſ.
Ere moter het maria. unſeſ herrē moige.
Der ſuſtere warē dre. vn̄ heiten alle marie.

---

1) Zwiſchen De und godeſ ſteht ein unleſerlich, es ſcheint auch durchſtrichen Wort, das wie grouet ausſieht, alſo wohl das vorgegriffene grouen ſein ſoll.

Dese iacob waſ unſeme herren vil gelich. vn̄ hadde manige dvgit herlich.
He blef maget an ſin ende. got dar an ſinē mot ſende.
Dat he van ſiner kintheit. nie uleiſchef enbeit.
Noch def dat eme were gôt. dor got leit he manige not.
Oluendef har waſ ſin gewant. ſin (bart)[1]) waſ eme uil lanc.
Negeneſ badeſ hene plag. uſſe beddewande he nie gelag.
Sin wake vn̄ ſin vaſte de waſ grot. ſine gebede de warē gôt.
Hee waſ en ſo grot heilant. dat manich de berorde ſin gewant.
Van ſiner ſuke war(t) geſūt. dat geſcha to maniger ſtūt.
He dede manich teken grot. dar umbe bleſ he dot.
He waſ to iheruſalem biſchopf. vn̄ wart al dar gegemartelot.
Der iuden biſchopf de het annianuſ. he ſprach to den iuden alſuſ.
Jacob hat unſe. e. ieto to ſtoret. vn̄ aldat uolc bekeret.
Ne dowe dar nicht widere. ſo licht unſe ere dar nidere.
Hene come uon den dagen. dat willich iu uor war ſagen.
Jt ne uor winet nimer de iudeſche diet. vullēgeit alſus de criſtenhiet.
II, 2ᵃ Eyie wo dicke ſe dar umbe dachten. | dat ſe ſinen dot vollen brachten.
Jacob de heilige apoſtoluſ. de lerde dat uolc an ſalomoniſ betehuſ.
Dar quamē de iuden mit erē wapene gegan. vn̄ wolden iacob dot ſlan.
Do ulo he uf ene hoge ſtan. aldar ſo liepen ſe ene an.
Vnde | (he uel)[2]) wider de erden. got nie let en deſ nicht uorderuē.
He ſtunt noch den deſ liueſ wolgeſūt. vn̄ bekarde manigen to der ſtūt.
Wante it grot wnder waſ. dat he deſ ualleſ le genaſ.

---

1. „Bart“ fehlt, ſin am Ende der Zeile. — 2. fehlt ohne Lücke.

Annian⁹ vñ ſine man. de liepen ſente iacob an.
Vñ ſlogen en alſo lange mit ſwerden vñ mit ſtangen.
Dat eme ſin houet alto brac. de martirie waſ eme uil ungemac.
Do worden de iuden alle uro. de criſtenē de grouen iacobe do.
Got dede dar wndereſ genoch. dar man ſinē lieuē vrunt groſ.
Die helfe unſ gene(de)liche[1]). dat wi comen to deme hemelriche.

[Philippus.]

SAnctuſ philippuſ waſ geboren uon bethſayda vñ lerde tuintig iar to citia.
Vñ bekarde al die hei[n]denſche diet. De er ne wiſte vm̄e got niet.
Vñ wart toleſten geuangen. uan godeſ uianden.
Die ledden ene to ener ſul grot. dar marſ ere got uſſe ſtot.
Vñ dwngen den godes holden. dat he eme offerē ſolde.
Philippuſ ginc uor de ſul ſtan. do begunde de duuel nichene vt gan.
An eineſ draken glichniſſe. vñ brachte ſo grote uergiſniſſe.
II, 2b Dat de biſchopeſ ſon(e) | bleſ altohaut dot. de eme dat offer vñ dat wiroch uat troc.
De[ſ2]) uolkes richtere ſloch he tue. de ſtanc deden allen we.
Dat it to der ſeluē ſtūt. war(t) al ſiec vñ vngeſūt.
De iamer wart dar uil grot. ſe wanden alle weſen dot.
Se baden den godeſ holden. dat he en helpen wolde.
Philippuſ troſte ſe ſere. vñ ſprach wolde ie ug to gode kere.
Vñ ſetten en cruce an de ſtat. dar iu geſchach dat ungemach.

1. Es steht geneliche. — 2. Es steht De, mit rothem ſ des Rubricators oben.

Vn̄ bringē eme iuwe offer nu to ſtūt got dede iu alle wol geſunt.
He ledigede iu uten noden. bede ſeken vn̄ dodē.
Do ſprachen ſe mit einē munde. beide alde vn̄ iunge.
Se wolden gerne volgen ſiner lere. vn̄ gode denen ummer mere.
Do hiet he den duuel uaren to der helle. na ſathana ſinen geſellen.
De duuel uor allen richte. to deſ uolkeſ angeſigte.
Aldar de apoſtoluſ gebot. deſ uolkes vrowede wart grot.
Philippuſ dat uolc dopen began. beide wiſ vn̄ man.
Jn citia uorginc die heidenſche deit. vn̄ beſtūt wol de criſtenheit.
He wiede biſchope vn̄ preſtere. beide kerken vn̄ monſtere
Do nam he orlof to citia. vn̄ uor do to aſya.
An eine ſtat de het ieropoliſ. dar was eine[1]) grot hereſiſ.
De weder ſpraken dat war (nen)[1]) dinc. dat got nicht were ſente marien (kin)t.
Philippuſ mit en diſputeren began. |

[Mathäus.]

II, 7a dat waſ en vmmogelik dinc.
Du ne ſalt ſprach Matheuſ. du ne moſt uor gode. irtacuſ.
He tornde ſich uil ſere. uſſe Matheuſ den herren.
He bot eme halh[2]) dat rike. dat he eme ſinen willen liete.
Dat waſ matheo liet[3]) vn̄ vmmere. irtacuſ de dachte ſere.
Wo he dar to queme. dat heme den leuent ....e.[4])
He bot ſinen holden. dat ſe ſin wagten .....n.[4])
Wande de meſſe were gedan. vn̄ dat uolc .. ſolde weder ut gan.[5])
So mochten ſe ene mit ....en[5]) ſlan.

1. Erloschen. — 2. Es steht halh (halb?). — 3. So steht. 4. Loch: neme? — 5. Loch.

Alſo deden ſe to ſtunden. al dar ſe ene bi deme altare
vvnden.
Al dar ſlogen ſe matheum dot. Alſus wart he gemartelot.
Irtacuſ mit ſiner hant. nam einen gloienen brant.
Vñ wolde dat cloſter bernen. dar de vrowe waſ enbinnen.
Sin wille ne mochte nicht vollen gan. de heilge engel
de quam ſan.
Vnde ſente matheuſ. do uor dat vvr uſſe deſ koningeſ huſ.
Vñ brande al dat it dar vant. do ne waſ nicht uil lanc.
Irtacuſ vnde ſine ſone. de namen iſ boſen vromen.
Sene worden nicht uorgezzen. mit deme duuele worden ſe beſezzen.
Die ſone liet an vnſinne ſin lif. Jrtacuſ de ſtach
ſelue ſich.
Alſuſ uordomeden ſe ſich. vñ uorloren de ſele vñ den lif.
Eglippuſ ſone die hiet neor dat iſt war. de waſ alt
viue vnde tuintich iar.
De warede ſineſ uat's rike. harde dogentliche.
Vñ uo'dene de [1]) goteſ hulde. de m°te wi alle vorſchulden. amen. ||

II, 7b roth. Symō vñ Judaſ.

BJ den tiden dat (de)[2]) uan pſya.
ſtridden wider de uo(n) india.
Do ſchop ſich de koninc xerſeſ to were.
ſin hertoge wardach lach mit groteme here.
Mit eme waren ſine gode. vñ ſine wikkere.
de ſegeden to eme alle tit leide mere.
Dat dar ein uolcwich ſolde werden grot.
vñ menich duſent dot.
Deſ worde ſe alle unuro.
Symon vñ iudaſ quamen an dat lant do.
Dat waſ der afgode ſer.
ſe f(ragedē)[3]) nuwet mer.

1. uodene ſchwarz, r und de roth. — 2. de fehlt. — 3. Loch.

Def wnderede manigen man.
do q(ua)men fe to einē anderen duuele gegan.
De fege(de) en dat fe uor den godef holden.
ne dorfte fpreken noch ne folden.
De hertoge biet fymon. vñ iudam uor ene gan.
he wolde uorhoren vñ uorftan.
Vmme die tue heren.
dor wat fe komen weren.
Die herren fprachen do
deme herzogen to.
Wir willen predigen vñ lerē.
van gode. dat uolc bekeren.
Daz it late de afgode.
vñ denede deme waren gode.
De fchop alle dinc.
de an hemele vñ erden fint.
Wardach fprach wo gerne he fe horen wolde.
me[1]) dat he dor not uaren folde.
He hadde gefant to indȳa.
vñ worne dar na.
Daz it to urede queme.
dat fe nicht groten | (fchaden)[2]) nemen.
Alfo eme van finem gode faget were.
do lachcheden de herren.
Sie fprachen dine gode liegen.
wo dicke fe dich dregen.
Dat falt du nu to ftunden
horen an erem munde.
Die hertoge wart uil uro.
II, 8ᵃ de apoftole geboden en bi | gote do.
Dat (fe)[3]) fageden wat dar gefchen folde.
do fageden de gotef un[g]holden.
Dar folde werden uolwic grot.
vñ manig dar bliuen dot.
Do untuorchte fich die hertoge fere.
do troften ene wol de heren.

1. So steht.— 2. schaden fehlt, am Schluße der Zeile.— 3. se fehlt.

Se ſprachen ſie liegen alſo boſen zagen.
wi willen dat uorwar ſagen.
Dine boden komen morne uan indya.
ſe ſint iotto uil na.
De boden ſaltu wol untuan.
de uan indya ſint di gerne under dan.
Vnde willet mit vrunſchap mit dir bliuen.
deſ wart de koninc blide.
Der afgode biſchop ſprach to deme hertogen.
ie ne hodeneſ ie ſint betrogen.
Dit ſint tue drogenere.
je uor leſet lant vn̄ ere.
Dat dot vnſ allen vil we.
vnſe gode de ne logen nie.
Die hertoge waſ an groten ruwen.
he ne wiſte weme getruwen.
Doch beidede he to deme morgene vro.
de boden quamen uan indya do.
Die bodeſcap brachten ſe beide[1]).
alſo eme ſageden de apoſtole beide.[1])
De hertoge begunde grimmen.
he wolde die biſchope al uorbrinnen.
Wente ſe eme hadden gelogen.
vn̄ en de afgode hadden be drogen.
Dat waſ den apoſtolen liet.
ſe baden dat he ſo ne dede niet.
De hertoge dede ere bede.
vnde uorte ſe al to ſtide.
Na deme koninge al dar he ſat.
to babilonie an de ſtat.
Vn̄ al dat waſ geſhen.
deſ ne halede he deme koninge niet.
De koninc vntuenc ſe wol.
II, 8[b] der tekene de ſe deden | der ne waſ nen tal.
Sie deden doden uſ ſtan.
Die maſelſugtegē ſunt gan.

---

1. So ſteht.

Se hulfen den uergig(t)igē uter not.
vn̄ deden manich wnder grot.
Dar de duuel an binnen waſ.
ſe deden dat he genaſ.
Sie deden wūderliche dínc.
ſe deden ſprechen ein cleíne kint.
Alſv uro alſ it geboren waſ.
it ſagede we ſín uater waſ.

Nicaron deſ koníngeſ[1]) leueſte urunt.
de wart mit eme ſchote gewnt.
Daz ne mochte nichen arzete uz gezen.
de apoſtole baden daz man en den lieze ſien.
Dat ſchot deden ſie gan uter wnden.
vn̄ deden en deme koninge al geſunden.
Do die konínc uan babilonia.
dit wnder al nauen geſa.
He liet ſich dopen al to hant.
vn̄ dar to al ſín lant.
De afgode hiet he werfen níder.
de gotiſ huſe buwen wider.
Man wigede biſchope vn preſtere.
de worden deſ duueleſ meſtere.
Dar waren ſe inne dre manede vn̄ ein iar.
de ſcrift ſaget dat uor war.
Vertich iar waren ſe to perſya. an deme lande.
er ſe bekarden dat to gotiſ handen.
Do dat to gode waſ geſat.
do quamen ſe to ſuanic[2]) an de ſtat.
Dar waren tuene koclere.
de uan indya uo(r)dreuen weren.
Sie reden dat man ſe nicht me lete to liue.
ſe wolden ere gode uor tríuen.
Dat uolc ginc mit grimme.
to ſenneſ[3]) huſ dar ſe waren ínne.

1. Nach koningeſ ſtand deſ noch einmal, ward aber ausgekratzt. — 2. Unklar: ſunnie? ſumie? ſumic? ſuanie? — 3. ſenneſ, ſenueſ? ſeniteſ, ſenateſ??

Dar vengen ſe de apoſtole do.
vñ dwngen ſe dar to.
III, 1ª Dat ſe den afgoden |[1]) offeren ſolden.
of ſie leuen wolden.
Do in dat munſter quamen de godeſ holden.
done wiſten de duuele wo ſie geberen ſolden.
Sie ſchríen owach vñ owe.
dat ſie quamen here ie.
• Sie willet unſ to der helle dríuen.
wi ne mogen hir nicht langer bliuen.
Judaſ ſprach to ſymone do.
vnſe herre got ladet unſ ieto.
Symon ſprach to iudaſ ſan.
ich ſe den engel ſtan.
Bi iheſum criſtum mit einer guldínen cronen.
dar wil he vnſ mede lonen.
He ladet vns werliche.
to ſineme hemelriche.
Do danketē ſie gode an richte.
to deſ uolkeſ ougſichte.
Eín[2]) engel quam vñ hiet ſe ute deme munſtere gan.
he wolde dat ton neder ſlan.
Vñ wolde uerd(er)uē[3]) man vñ wiſ.
ſe baden dat he ne dede deſ ni(et)[3]).
Sie ſolden ſich noch bekeren.
vñ denen gode vnſem herren.
Symon vn iudaſ gingen uor den afgot ſtan.
Die eine waſ na der ſunnen getan.
Die eine waſ harte ſchone.
he ſchen alſo die mane.
Die duuel ſprach dar ut vñ troch dat uolc ſere.
uor eme gingen deſſe tue herren.
vñ geboden eme dat he uor dat uolc ginge ſtan.
dat ſe ſagen wo he were gedan.
Do gingen ſe uten uaten ſan.
na ſuarten dieren waren ſie gedan.

1. Unter dieser Seite steht .ii., darunter (wie es scheint) trinitaſ. — 2. Es steht Eeín. — 3. Loch.

Sie waren ureflich.
　　dat uolc vnt uorchte fich.
III, 1b Sie begunden brefen | vn raren.
　　vñ braken de sch°ne uat dar fe inne waren.
Se uoren na fatanafe. eren herren.
　　dat uolc begunde fich do to gode keren.
Do der afgode bifchope dat ge fan.
　　do lepen fe de apoftole an.
vñ begunden fe mit den fuerten flan vñ mit ftangen
　　　　　　alfo lange.
　　dat fe namen eren ende.
Do fe waren dot.
　　do quam en weder alfo grot.
Daz it daz munfter neder flog.
　　vnde fteruede uolkef genoch.
Zaroef vñ arfaxat.
　　de bleuen beide dar.
Dar wart en gelonet alzo hunt.
　　fe worden van deme blifmen uorbrant.
Alfuf wrach got fine urunt.
　　do bekarde fich maniger moter kint.
Do die koninc exerfen.
　　uirnam wat dar waf gefchen.
He halete die (tuen)e [1] herren.
　　mit uil groten eren.
He ftichte en ein munfter.
　　van marmore dat ift war.
Vñ uan clareme golde.
　　dar man fe grauen. folde.
He begrof de herren.
　　mit uil groten eren.
Judaf vñ fymon.
　　de befitzet den hemelfhen tron.
Dar helpen vns de herren.
　　uor gode vnfeme herren.

AMEN.

---

1. Loch.

Antixp̃c. (roth.)

ANticriſtus de unſelige man. de wirt geboren de ſtirpe dan.

Daz quít uan daneſ ſlegte. dat ne horet nicht to godeſ rechte.

He heuet moter vñ uater. de ſint boſe beide gater.

III,2ᵃ He wirt geboren to babi|lonia. vñ getogen to korozaim vñ to bethſayda.

Alſo ene vnt uet dat unſalige wiſ. ſo komet de duuel an eren liſ.

Vñ iſ mít eme uan ambíginne. wente an ſineſ liueſ ende.

Alle boſheit he ene leret. uan allen dageden he ene keret.

He bringet en an den wan ſo ſere. dat he wenet ſin got vnſe here.

He wirt ouermode vñ alto ſuar. vñ leuet drittich iar.

Alſo de ſin uorgan. ſo barwet ſich (de)[1]) duuel ſan.

So beginnet he wnder don. dor ere vñ dor rom.

Deſ wirt he wite mere. dat uolc ſochet ene ſere.

En luſtet wol dat wnder ſien. ſuſ begint dat uolc to eme tien.

He bat vn ulete. vñ gaſ rike mete

Dat man eme were holt. beide ſiluer (vñ)[1]) golt.

Phellin vñ lín gewant. do ne waſ nicht bore lanc.

He ne tede dat mere. dat he got were.

De dat wolde weder ſprechen. dat wolde he to hant wreken.

Suſ keret ſich to eme. durch drowen vñ dorch ulen.

gog vñ magog tuene droge(n)ere.[2]) vñ manige touerere.

vñ manig koc(l)ere.[2]) wñ wickere.

De ſuln antixp̃e. uolgen mit boſen liſten.

So keren ſe dat uolc uan gode. dat it ſteít to erem bode.

De dar willet weder ſtan. dene mogeneſ mit deme liue nicht untgan.

Suſ ſal he uaren uirdehalſ iar. vñ dar ouer nícht mer.

1. fehlt. — 2. Schnittnaht durch das Pergament.

III, 2b Got nō hemelriche. die heuet wnderliche.
Tuene .ppheten behalden. de ſant he ſinen holden.
Dat iſ helyaſ vn̄ enoch. de dot wndereſ genoch.
De p̄diget an deme lande. weder godeſ viande.
Vn̄ helphet man vn̄ wiue to deme ewigen liue.
de alle uorloren weren mit antixp̄c lere.
Mer dat ſe got ſande ſinen holden. de be halden werden ſolden.
Got hat ſie behalden uerholenliche er he geboren worde an ertriche,
Die wil hee ut ſenden bi antixp̄c tiden. de ſuln mit godeſ worden weder ſtriden.
Antixp̄c ueret uan babylonia. durch dat lant to pſya.
To iheruſalem in dat lant vn̄ manig godiſ viant.
Mit eineme michelen here. uon eufraten to deme weſteren mere.
Dat werdet eme al under tan. eme ne nach neman weder ſtan.
Die koninge vn̄ hertogen werdet eme under dan. de biſchope vn̄ papen beginnet he ſlan.
Vn̄ al de an got gelouuen. de moten de martirie dougen
He tot den godeſ holden grote pine. he uoret enen ouen gloinde.
Dar vrucht he manigen mede ſere. dat ſie uorlochenet gotiſ unſeſ herren.
Mit dren ſaken uerwint he de werlt al. de ich iu nu ſagen ſal.
Mit den groten uorchten. vn̄ mit riken giften.
Vn̄ mit manigen tekenen de he duot. deſ wandelet manig ſinen muot.
He dot dat *vour* van deme hemele komen. andereſ dan ſe ſit gewone.|
III, 3,a Bliſmen vn̄ donre grot. dat ſie manigen ſlan al dot.
Den hemel dot he ſich uerwandelen. vn̄ die wolken de dar ane gen.
Dat mere doit he ebben vn̄ ſtille ſtan. de bome bloien. ſulen gan.
Al die w̄der de got dede ie. dier tot antixp̄c. mer dre.

De ne mag he nicht geton. nog dor ere noch dor rom.
He ne mag neman don uf ſtan de iſ dot. noch uon ſteine machen brot.
Noch hene machet uon wazzere win. dar mede iſ dat wol ſchin.
Dat deſ duueleſ holde. nicht ne mag ton dat he wolde.
Antixp̄c ſant ſine liute. egter der werlde wite.
Dat ſe eme ſin vndertan. vn̄ wizzen al ſunder wan.
Dat he got ſi gewaldich. vn̄ dat got ſi eme vngelich.
De dit nicht ne wil unt van. die mot den tot ane gan.
He ueret to iheruſalem agter deme lande. mit goteſ uíanden.
Vn̄ to ſtoret al dat lant. de heilige ſcrift he al verwant.
He ueret to nazaret vn̄ to betlehem. uon ſyon to ieruſalem.
Dar ſizzet he to richte. ſo komet an ſin ougſigte.
Helyaſ vn̄ enoch gegan. de diſputeren wider ene ſan.
Sie ouer wíndet ene deſ. dat he deſ duueleſ bote iſ.
Den ne kan he nicht weder ſtan. ſo dot ſe he beide martelan.
He heizzet en de houet af ſlan. alſo dat iſ getan.
So legen ſe tot wente an den dridden tach ſo dot ſe uf ſtan de godeſ craft. |
III, 3[b] Vir noiet ſe to ſinen holden. dar ſint ſe wol behalden.
Dit wnder wil got dar vmbe werken. dat ſe dar bi merken.
Dat wi ſuln uan tode uf ſtan. vn̄ alſo he dit hat getan.
So ne ſeltet ſich nieman weder ene mer. ſo iſ he geweldich vn̄ her.
Dat bethehuſ dat ſalemon gote hatte gemachet dat wart al tobrochen.
Dat makede he wider dorch ſine ere. nicht dor gotiſ unſeſ herren.
Dat timmerete he herliche. vn̄ wonet dar inne geweldichliche.
Dar tot he manig wnder grot. vn̄ manigeme michele not.
De iuden van allen lande, de gote ſint vnbekande.

De komet to eme aldar. vñ wenet uor alle war.
Dat he got ſi uon hemelriche. vñ ſi komen an ertriche.
Wente de iuden wizzen dat an der ſcrift werliche. dat got wil geborn werden an ertriche.
Vñ komẽt to antixp̄o gozogen. vñ werdẽt alle betrogen.
De criſtenen hebbet den uromen. de wol wizzen dat he iſ komen.
Antixp̄c unt uet die iuden wol. vñ ſprichet to en ouer al.
Ich bin uã iuden ſlechte. geboren. ic ſint la(n)ge tit uorloren.
Dat embarmít mich ſere. ich bin meſſyas iuwe herre.
Ich wille dorch mine gőte iu ledigen uon iuwen noten.
Ie ſuln mich beſníten alſo de .e. gebutet. vñ íu mín ſcrift bedutet.
III, 4ª Ich wille ſchire to hemele varen. deſ werde ie | wol alle gewaren.
Alſo iu die (ſcrift) getalt.[1]) ſo geuẽ ſe ſich an ſine gewalt.
Beide alde.[2]) íunge. to den ſeluen ſtunden.
So ueret he mit groter ſchare. ſin homot de iſ den al gare.
He ueret mit ouermőte. dat ne komet eme to nichenẽ gőte.
Hee tvt an phellin gewant. he uort en ſceptrum an ſiner hant.
Dar got to hemele wolde uaren. dar ſizzet he to richte mit ſiner ſchare.
Vnde uordomet goteſ holden. de eme nícht ne willet volgen.
Ne ne wart ſulik iamer uñ not. van deſ dat de werlt an ſtot.
Alſo bi antixp̄o ſal | werden. hír an der erden.
Mer dat got kortet ſinen liſ. dar ne geneſe ne weder man noch dat wiſ.
Antixp̄c dot uor eme gan. alle de eme ſín vndertan.

1. Zeile 1 der Seite abgeſchabt. — 2. Abgeſchabt.

Vñ de an ene gelouet. de tekenet he uor dat houet.
Dat he dar bi werde en ware. dat ſe horen to ſiner ſchare.
Alſo dit iſ al getan. ſo ſundet he ſine hulden vñ wil uſ ſtan.
Vñ wil varen to hemele an richte. to ír aller ougſichte.
So wírt dar harte grot ſchal. dat uole ſpelet vñ ſchriket ouer al.
Vñ iſ blide vñ uro. dat ere herre ueret alſo.
Got wil wreken ſine holden. ouer ſine viande.
De gotiſ craft de komet grot. en donre ſlach ſle:t ene dot.
Vñ de hemelſche flamme. de ſal ene uerbrínne.
So ſet[1]) de werlt al dat he waſ en trugenere. vñ hat ſe betrogē ſere. |
III, 4[b] So bekeret ſe ſich alle to gote. vñ ſtent iemermer to ſínem bote.
De iuden ne wachten nemeneſ mere. ſe werdet alle gelouig an got unſen herren.
Alſe antixp̄c iſ geſlagen. ſo naket iz deme dómeſtage.
He ne komet doch nicht alto hant. weder de tit ſi kort oder lanc.
Dat he gewiſliche komen ſal. dat ne kan neman ſagen wal.
Mer dat mag nen iu uor war ſagē. got uríſtet dat orteil ſeuen vñ uertich tage.
Dat ſich de ſundere betere. vñ bekere.
De des duueleſ bode anticriſt. hat uer kart mit ſiner liſt.
Vñ alſo de ſín[2]) uorgan. noch den ne weiz nechē man. wo lange de werlt ſule ſtan.

Got de iſ am|begínne.[3]) aller guten dinge.
De machete eine formen herlich. eme ſeluen angelich.
Von watzere vn uan erden hir nídene. uon lugt vnde vure obene.
Suſ iſt de mínſhe geſchaphen. mit werltlichen ſachen.

---

1. Wie ſvt. — 2. de ſin? vorher auch ſiuer. — 3. ain | beginne??

Vleiſh vñ bein hat he uan der erden. dat blot ſolde uon deme watzere werden.

Die adem uon der lugteſ craft. die werme uon deſ vvreſ macht.

Deſe uer dinc waren ge wegen vngeliche. dar vmme ne mach de minſcha nicht duren eweliche.

Dat wizzet ie wol uer war. de erde vñ dat wazzer de ſint beide ſuar.

Deſ vvre' werme vñ de lucht. de ſint beide gûter licht.

III, 5a Weren deſe | elemente gelike gewegen. ſo mochte de minſche iemmer leuen.

Dar vmme dat deſ nicht iſ getan. ſo mot de minſche ſteruen.[1])

De zuei ſuaren moten neder ſlan. de zuei lichten ſuln uf ſtan.

De lichame reſtet inder erden hir nedene. de geiſt an der lucht dar ouene.

Se ſolen ſich ſamenen an deme iungeſten tage. vnſe ſele vñ vnſe lichame.

Den geiſt ſole wir weder vnt uan. den got dede an den erſten man.

Die gotheit iſ dat ware lif. de gaf uan ſinem liue den lif.

Vñ machete den minſchen ewelich. eme ſeluen angelich.

Got die ſchop den minſchen uon der erden. vñ wolde ſint dar af geboren werden.

Suſ wart der ſcheppere ſchepniſſe. vñ de uater kint uil gewiſſe.

Sin gotheit iſ an unſer minſheit. vnſe minſheit an ſiner gotheit.

Suſ ſin wi gelichet unſem uater vñ ſint erfhaftich alle gater.

Wille wi echte kint bliuen. we mag unſ uan unſem uater uer triuen.

We ſulin hebben ſin riche. iemmer eweliche.

---

1. fehlt ſan?

von der minſcheit. (roth.)

Nv wnderet beide wiſ vñ man. wo unſe lichame na der uſſtantniſſe ſi getan.
Deſ wil ich iu berichten. na den heiligen ſcriften.
He wirt lutter alſo ein glaſ. uor dat he an ertriche waſ.
III, 5b Alſo de engele nu ſin. alſo wirt | der minſcheit ſchin.
Wi ſolen an der lugt ſueuen. vñ ſuln mit gote weſen.
Wi ſin alſo der ſunnē ſchin. an wilcher ſtat ſo we ſin.
Die iſ nicht bekummeret ſo. dar ne moge wol alle de werlt to.
Dit dunket iu lichte wunderlich. vñ ungelouvelich.
Deſ wil ich iu berichten. al na den heiligen ſcriften.
Dar duſent danken an einem minſchen ſin. er nechene iſ an der ſtete ſchin.
Er ne bekummeret nechein de ſtete ſo. dar ne mogen nochten alle de zo.
Die man iemmer bedenken mach. mit aller ſiner herzen craft.
Denket he ho oder ſite. verre oder wite.
Dat iſ ſchiere getan. ſo komet he wider ſan.
Vñ wonet mit grozen minnen. dat er dar enbinnen.
Dar he waſ uz geuaren. nieman ne kan ene bewaren.
He ne ſi offenbare oder ſtille. ſo war ſo he wille.
Alſo werde wi ander uſſtantniſſe uorwandelet. vñ alſo clarliche gelutteret.
Dat wi ne bekummeret nene ſtete alſo. dar ne moge al de werlt wol zo.
Wi werdet alſo ſnel vñ alſo licht. dat ūſ gelichet nicht.
Wi werdet alſo ſubtil vnde wis. deſ moge wi weſen gewiſ.
Alſo de engele an hemelriche. wi werdet en angeliche.
Wi ſin al na einer forme getan. beide wiſ vñ man.
An alſo getaner bere. alſ wi drizzich iar alt weren.
III, 6a Daz kint uan einer nacht. dat heuet alſo gro | te macht.
Alſo matuſalam de negen hundert iar waſ alt. dat hat unſ de ſcrift gezalt.

Alſo ſchone iſ dar de einlike man. alſo de ſchoneſte
de ie dat leuen gewan.
Dar ne iſ necheiner moter kint. neueder halt ofte blint.
Dar ne iſ necheiner hande leide. mer de rechte lieue.
Dar hant de viſ ſinne. mit gode de rechte minne.
Dar iſ de blitſchap alſo grot. de minſche iſ dar der
engele genot.
Dar bekennet ſich an hemelriche. alle de ie geworden
an ertriche.
Der vrowde ne wirt nimmer ende. De kome na deſſem
ellende.
Daz dar uernuet ſal werden. beide hemel vñ erde.
Dat ſa iohanneſ ewangeliſta. to phatmoſ in dem
iſula.
Dar liet got eme al dar ſen. dat an deme hemele vñ
an der erden ſal geſhen.
Dar ſa he van de(me) hemele komē de goteſ trut. de
heilegen ſtat iherufalem alſo eine brut.[1])
De ſich geziret hatte gegen eren lieuen man. dar ſa
he tuelſ porten angan.
Ere mure waſ uan den zuelſ ſteinen gemachet. da(t)
betekenet al groze ſache.
De zirode waren manichuolde. ere ſtraze uan roten
golde.
Got ſelue waſ ere liecht vñ ere tach. dar ne wart
nimmer nacht.
Dat ſolde ſunder ende ſtan. vñ ſolde nimmer uor gan.
Do iohanneſ ewāgeliſta. deſe uore tekene alle ſa. |
III, 6b Do waſ he deſ harte uro. Do ſprach eme uan hemele
ein ſtimne zo.
Goteſ woninge ſal mit den minſchen ſin. dat ſalt du
hir wol geſien.
Sie ſuln ſin uole ſin. he wir(t) ere got ſin.
Sin wonunge ſal mit en beſtan. de vnſte^de^liche dinc
ſuln al uergan.
Na deſeme liue ne komet nechein tot mer. Noch nein
hande herze ſer.

1) D. 21, 2. 21.

Do ſprach he iohanne ander warue to. de dar ouene ſat in trono.
Ich wil daz it nue werde. beide himel vn̄ erde.
Nu mûge gí uernemen dat. wat iheruſalem betekenet de heilige ſtat.
De betekenet ouer al. de werlt de dar komē ſal.
De nímmˢ mer danne zo geit. vn̄ iemmer ſunder ende ſteit.
Dar got ſelue wil komen. vn̄ wil dar ínne wonen.
De muren uan den edelen ſteinen. dat ſín de lutteren vn̄ de reinen.
De ere gebot haut getan. de mozen an der muren ſtan.
Die ſtraze uan deme golde. dat ſín de gotiſ holden.
De ſich ſelue lutterot. de ſint uor gote alſo eín golt rot.
De tuelf porten de dar ín gan. dat ſin de apoſtole ſunder wan.
Deſ ſtadeſ wechtere. dat ſint de preſtere.
Die dat uolc van eren ſunden wecken. vnde to gode trecken.

Omniſ homo omni hora. (roth.)

IN der ſtat ſteit ein boum ſin vrucht iſ ſo getan.
Swen ſo hungeret ſere. vmbizt he deſ en ne hungˢet nimmˢ mere.
Die ne mach nicht erſteruen. noch uan dicheime dínge uor teruen.
III, 7ᵃ Nu | merket lieuen alle ſamen. dat iſ goteſ líchame.
Swe ſo den truweliche erweruet. deſ todeſ he nimmer mer erſteruet.
Vnder dem boume iſ ein ulot. de iſ lutter vn̄ gût.
Nein man wart ſo kranc. he ne wurde ſtarc of heſ tranc.
De luttere ulot. de betekenet goteſ blot.
Alſo dat orteil iſ getā. ſo ſcheidet ſich de ſchare ſan.
De uordere ſcare zo dem hemelriche. dar ſal ſe wonen eweliche.
Dar ſal ſe got an ſiner gotheit ſen. dat ne moſte den boſē an deme orteile nicht geſchen.

An deme orteile waſ de gotheit. gecleidet mit der minſcheit.
De boſen waren deſ werdich nicht. dat ſe got ſin an ſiner gotheit.
Wante de ſcrift ſp(r)ichet alſuſ. ne uideat deum tollatur impiuſ.
Dat quit de boſen werden geſcheiden. uan den goteſ holden. er got ſine gotheit gebarwen wolde.
Do de ſcheit waſ getan. do berewede ſich de gotheit ſan.
De iſ ſo lutter vnde ſo clar. dat ſaget de ſcrift uorwar.
Se leſchet ſunnen vñ manen. vñ de ſchonen ſternen.
Oug ſprichit unſ vnſe herre to. an ſime ewangelio.
Ego ſum lux mundi. dat he der werlde licht ſi.
De eme uolgent rechte. de ne komet nimm' an de duſte(r)niſſe.
Se ſchowet ene an ſinem riche. iemmer eweliche.
Wante dat ſin wille iſ. vñ ſin deſ uon eme gewiſ.
Alſo he vñ ſin uater al dar ſin. alſo ſule wi mit gote unſem herrē ſin. |
III, 7b Dar umbe ſprichet he ſinem uater to. pater ſancte ſerua eoſ ī nomine tuo.
Dat quit behalt an dime namen heilige uater. vnſe kinder alle gater.
Vt ſint unū ſicut ̄t noſ unū ſumuſ.
Dat quit alſo du uater vñ ich al ein ſin an deme riche. alſo mǒzen ſe mit unſ al ein ſin eweliche.
Volo pater ut ubi ego ſum. ̄t illi ſint mecum.
Dat quit. ich wille dat ſo war ſo ich ſi. datmine kinder dar mit mi ſin.
Vñ ſien de clarheit. de ich hatte er der tit.
er de werlt worde gemachet. vñ ienich dinc worde geſchaffen.
Nach den ſprach unſe herre iheſuſ criſtuſ. to ſinem uater alſuſ.
Ich wille de lieue de du hatteſ zo mi. dat de ſunder ende mit en ſi.

Ich mit en bliue ere got vñ ſe mit mir al ſunder not.
we vreiſchete redene ſo grot.
Alſo got mit unſ hat getan. of wi dar na willet ſtan.
Got laze unſ ſin riche. uerdienen gnedichliche.
AmeN.

Hie beginnet apokalipſis. (roth.)

APocalipſis heizet ein boch. daz ſprichet manich
wunder genoch.
Dat ſcreip iohanneſ ewangeliſta. zo pathmoſ in
inſula.
In deſ mereſ ellende. dar ene domicianuſ ſende.
Nu ne wille ich (iu) nuwet uerdagen. ich ne willet iu
gerne ſagen.
Dor mine ſchulde. he uor ſante dẽ goteſ holdẽ.[1])
Do iohanneſ dat lant to aſya hatte bekart. do ſchop
he to rome ſine uart.
III. 8a He lerde dar die | criſtenheit. dat waſ domiciano leit.
He tete manich wunder grot. de koninc hete ene
gerne tot.
Deſ ne geſcha nicht wante iſ got nicht ne wolde. he
hotte iohañen ſinen holden.
Hir in dem ellende. bit an ſinen ende.
Got ne liet en nicht uerteruẽ. he ne ſolde uan nienẽ
pinẽ ſteruẽ.
DO domicianuſ dat uor nam. do nam he iohan-
nem den heiligen man.
Vn hiez ene uoren uerre indeſ mereſ ulot. uil ſere
gram eme ſin mot.
He het ene binden uaſte to eime hogen ſteine. dar
ſolde de herre ſizzen al eine.
Dur dat he dat uolc nicht ne bekerte. vñ eme goteſ
wort nicht nelerte.
Dar ſolde he uerteruen. vñ ſolde hungerſ ſteruen.
Mer got uan hemelriche. de troſte ene wunderliche.

---

1) Dieſe erſten 6 Zeilen waren ſehr erloſchen und gebräunt.

Alſe ie iz hir mogen uerſtan. dar wi dat doch ſulen ane van.

Al dar^{de} herre ſaz al eine. in dem mere uf eime hogen ſteine.
Dar quam eme ein ſtimne zo. eineſ ſunnentageſ uro.
De ſtimne die waſ herlich. eime horne gelich.
Die ſprach iohan. vil lieue man.
Du ſalt iz allet ſcriuen. die dinc de ich di hir laze ſien.
De komen ſin vñ noch[1]) ſulen geſchen.
Von ambegīne biz an den ende. vñ ſalt ſe ſenden(.)
den ſteden de ich di nenne. der ſint ſeuene.
III,8[b] De erſte dat iſ | effeſya. ſmyrna vñ pgamvſ.
tyatira vñ ſardiſ. philadelfya vñ laodÿcia.
Wante ſe ſint alle ſalich. de deſſe .phez^{i}en horen. vñ leſen vñ ſe leren.
Vñ ſe merken. vñ volborden mit den werken.
Deſſe ſeuen ſtede den men dit ſcriuen ſal. de betekenet de criſtenheit al.
De moz iemmer ſalich weſen. wen ſe vnſeſ herren wort ton vnde leſen.[2])

Do iohanneſ deſſe ſtimne horte.[3]) mit uorchte he ſich ummekarte.
Do ſa he ſeuen luchtere ſtan. vñ dar mitten ſizzen einen man.[4])
De hatte ein herlich cleit an. dat waſ poderiſ genant.
ſin antlize dat waſ uroniclich.[5]) dat waſ der ſunē gelich.
Sin har waſ eme wizzer dan de ſne.[6]) die ougen luchteden eme alſo ein ſlamme.
Ute ſinem munde gīc ein ſuert. dat waſ an beden ſiten ſcharf.[7])
Sine bruſte waren eme wol getan.[8]) ein gortel uan golde hatte en beuan.
Sine uoze waren eme vvrich.[8]) auricalco gelich.

---

1. Nach noch iſt komen ausgekraẞt. — 2. Hiernach folgt roth Johāneſ. — 3. Offb. 1, 12. — 4. O. 1, 13. — 5. O. 1, 16. — 6. O. 1, 14. — 7. O. 1, 16. 8. O. 1, 15 (durchlöchert). —

dat iſ meſſinc de gelichet deme golde. deſe bezeiche-
nūge ſint manichuolde.
In der uorderen hant deſ herren. ſtunden ſeuen ſter-
nen.[1])
de lugteden uerre. deſ underquam iohan de herre.
Vn̄ uel uor ſine uoze nider.[2]) dat urone bilde ſprach
eme do wider.
Vn̄ ſprach eme alſuſ to. Ego ſum alpha ˜t o.[3])
Ich bin ende mit ambeginne. aller der dinge.
De ie ſoldē werdē. an hemele vn̄ an eʳden. |
IV, 1ᵃ Ich waſ tot nv bin ich leuendich[4]). vn̄ bin ge-
waldich.
Ouer den tot vn̄ de hellewize. vn̄ ouer de de urᵉwede
an hemelriche.
Dat da hir ſus aleine. dat ſalt du kundigen der werlt
gemeine.[5])

Nv ſule ie uil rechte uer ſtan. wo deſe menūge ſi getan.
Dit urone bilde. dat iſ got uan himele.
Sin uil wizze har. dat iſ ſin gotheit lutter vn̄ clar.[6])
Daz cleit dat he halte vmme ſich. dat waſ de minſcheit.
Sin ougen ſin dar vmme der vlammen gelich.
dat he dor daz afgrunde lutterliche ſiet. dat ſwert dat
dar uze ſinem mūde giet.[7])
dat ſin ſine wort en allen ſtunden.
Dar mede wil he ſcheiden de lieuen uan den leiden.
In den leſten tagen. dat mag man iu uer war ſagen.
Sine bruſte dar na bezechenet recht vn̄ gnade.
Dar he unſ mite generet hir an ertriche. daz wi iem-
mer leuen an hemelriche.
Die gortel de dar ſin von golde. dat iſ de ware minne
de wi haben ſolden.
To gote vn̄ to unſer criſtenheit. ſo were wi uor gode
deme golde gelich.

---

1. O. 1, 16. — 2. O. 1, 17. — 3. O. 1, 17. — 4. O. 1, 18. — 5. Hiernach folgt roth ſente iohānes. — 6. O. 1, 13. — 7. Hier iſt Reim- oder Schreibverwirrung: der Schreiber durchröthet vorn *D*az cleit... *S*in ougen... *D*at ſwert; ſollen ſich: gelich, ſiet: giet reimen, ſo fehlt ein Reim zu ſtunden; ſchwerlich Dat ſwert dat dar giet, uz ſinem munde: ....ſtunden; oder vmme ſich: menſcheit, gelich: ſit, munde: giet... ſtunden.

Sine uoze waren eme wiz deme roten messinge gelich.[1])
Dat bezekenet sin blot. dat he an deme cruce uze sime liue got.
De seuen lichte sternen(.) betekenet de predigere.[2])
De mit werken vn̄ mit lere. de cristenheit behaldet unsem herren.
IV, 1ᵇ De seuen luchtere de dar sint | uan golde. dat sint alle de gotes holden.
Die dat ware licht in erme herzen tragen. dat si iu uer war gesagen.
se sulen iemmer uor deme trone trone[3]) stan. ere urowede mach nicht zo gan.
Na dessem ellende. se duret sunder ende.

Also dese stecht was uer gan. do quā de urone stimne san.
Vn̄ het iohanne merken vn̄ sien.[4]) dat wnder dat eme dar solde geschen.
Dar sa he den himel offen stan. vn̄ of eime stole sizzen ei|nen (man).[5])
De was harte herlich. sin antlize was wnderlich.
Iz hatte maniger hande dane. iz was rot vn̄ grone.
Also ein sardius vn̄ iaspis.[6]) sus saget uns apocalipsis.
He hatte ein bouc an siner hant. dat ne was nicht offen. iz was mit seuen insegelen beslotzen.
Daz ne moste wizzen nechein gotes holde. waz daz boc hatte beholden.
Vmbe den stol ginc ein rink de was schone.[7]) de was lutter vn̄ grone.
Na eme smaracdo ge tan. do sa de herre san.
Ver vnde zuenzich herren vmme den trone.[8]) mit wizzen alben vn̄ mit guldinen cronen.
Van deme trone quā mit grozer grimme. maniger hande stimme.[9])
blisme vn dorne groz. dar brande seuen lampen [g]rot.[10])
An alle zit schone(.) uor dem trone.

1. D. 1, 15. — 2. D. 1, 16. — 3. So. — 4. D. 4, 1. — 5. D. 4, 2. man fehlt. — 6. D. 4, 3. — 7. D. 4, 3. — 8. D. 4, 4. — 9. D. 4, 5. — 10. D. 4, 5.

waſ iz ſlicht vñ herlích. einem gleſenen mere gelich.[1])
It waſ dar |

IV, 4ᵃ De geſcriuen alle de dínc. de got an ertriche be gínc.
Johan iſ eínem arne gelich.[2]) vñ betekenet de warē gotheit.
De deſ ouerſten troneſ pleget. alſo de arn de in der hogen lucht ſweuet.
So ſiit he degereſt an ertriche. alſo tuot got uan hemelriche.
Vnſe herre vñ unſe mot. alſo de arn einen anderen tot.
Dat iſ ſin nature vñ ſin wiſe. he ne uer ſaget nicheme uogele ſine ſpiſe.
He iſ gemach milde vñ gůt. alſo iſ unſe herre got.
He ne uerſaget nicheneme manne daz hemelriche. de dar vmme denet vlizeliche.
De arn ne mach uan nieme aldere erſteruen. alſo ne mach de gotheit nimmᵉ uerwerdē.
Matheuſ iſ eínem mínſchen gelich.[3]) de betekenet de goteſ minſcheit.
Wente got leuete minſliche. hir an ertriche.
He leuete alſo eín ander man. mer dal ne ni ſunde gewan.
Nu ſule ie daz uerſtan. warumme lucaſ ſi na eíme ſtire getan.[3])
Dat ſtíer treget daz ioch. vñ ziit de ploch. vñ heuet arbeideſ genoch.
To leſten ſleit men iz dot. dit leit unſe herre got.
Der werlde ſunde he troch. alſo dat rint dal ioch tůt.
He arbeite dicke ſere. vñ buwe(de)[2]) de werlt mít ſiner lere.
Vñ wart indeme cruce to leſten ſlagen dot. vñ gaf vnſ ſin heilige blot.
Van ſineſ ſelueſ líue. to ewiger ſpiſe.
Marcuſ iſ eíme lewen gelich.[3]) de bezechenūge iſ herlich.
Die lewe iſ konínc aller tiere. alſo iſ got aller cr(eature).[4])

---

1. O. 4, 6. — 2. Loch. — 3. O. 4, 7. — 4. Abgerissen.

IV, 4ᵇ Deſ lewen nature iſ grot. he wirphet ſine iungē al dot.
Vn̄ komet deſ dridten tageſ weder gan. vn̄ wecket ſe
vn̄ tot ſe uſ ſtan.
Alſo dede de gotheit. deſ dritten tageſ de minſcheit.
Alſo de lewe ſlephet. ſin ougen eme offen ſtet.
Alſo tǒt gote unſem herren. hene ſlephet nimm' mere.
Sin ougen ſtat iemm' offen. ſin gnade iſ umbeſlozen.
Die lewe ne iſ nie ſo zornich. iſt iz man oder wiſ.
Die ſich ſt'ekke uor ene uſ de erden. he ne ſchadet
eme nich mere.
De edele lewe ne iſ unſ nie ſo zornich zo. wille wi
ſpate vn̄ uro.
Sinen uoz uſ ſine gnade ſochen. he ne laze unſ wol
geneſen.
He ne wil unſ ſelue niet bewaren. mer uor allem ouele
dat unſ mach ſchaden.
Alſuſ betekenet de uier ter. dat urone belde alſo her.
Dat ſe alle ulegende ſtat. dat betekenet unſe guo-
ten dat. [1])
Dar wi mite uan ertriche. uaren ſulen zo hemelriche.
Der tiere uederiche ſeſſe ſin. [1]) dar tuot man unſ
mite ſchin.
Dat wi mit ſeſ dingen. dor de hemel porte ſuln dringen.
Mit rechte vn̄ mit gnaden. mit warer h.... [2])nunge
vn̄ mit guoten gelouuen.
M(it deme) [2]) munde vn̄ deme liue ſule wi zo himele ulegen.
Dat de uol ougen waren. [3]) dar mite iſ dat offenbare.
Dat ere ſcrift vn̄ ere lere. (ute) get [4]) ouer alle de
werlt mere. [5])

IV, 5ᵃ Do iohanneſ deſe urowede hatte geſien. die an deme
hemelriche waren geſchen.
Do hez ene die engel ſien. wat hir an ertriche ſolde
geſchen.
Do ſa he war uere rieten. [6]). ere aller [7]) gelich hatte ein
roſ beſcreten.

1. D. 4, 8. — 2. Löcher. — 3. D. 4, 8. — 4. Abgerissen. — 5. Hiernach folgt roth Johannes. — 6. D. 6, 1. — 7. Unklar.

De erifte ret ein rof blanc. de truc eine cronen vñ einen gefpañenē bogen an finer hant.
De uor wite achter deme lande. na finen vianden.[1])
De dar uffe deme blanken roffe ritet. de be tekenet den de dar ftritet.
Tach vñ nacht funder ende. an deffem ellende.
weder den duuel unfen uiant. uechtet he fege he hat de cronen in der hant.
De ander riet ein rof rot.[2]) de uorte ein fwert fcharf vñ grot.
De hatte de walt vñ de gaue. dat he machete ftrit vñ ungnade.
Der duuel vñ fine boten betekenet dat rof rot. dat fvert unfer fele dot.
Vñ dat ze maniger hande plage. dar he mite unf nemit urede vñ gnade.
De got machete dor unfe note. mit deme cruce vñ mit finem blote.
Do dit waf gefchen. do folde he ein ander al to hant fien.
Do fa he riten al to hāt. einen de uorte eine wage an finer hant.

A.[3])	B.[3])
Sin rof waf fwart vñ ouele getan.	I, a. Sin ros was fwart ṽ ovele gedan.
he wolde tregen wif vñ man.	he wolde dregen wif vñ man.
Do fprach eme de engel zo.	Do fprach eme de engel zo.
du ne falt neweder fpate noch uro.	nu falt neweder fpade noch vro.
Schaden deme weize noch deme gerften.	Scaden deme wete noch deme gerften.
De wingarten noch dem oley boume. ne falt tu niht to berften. |	den wingarden noch olybom net zo berften.
IV, 5b Defe bezekenunge if alfo getan.	Deffe betekenge is alfo gedan.
alfo ie hir fulen wol uerftan.	als i hir foln wol vorftan.

1. D. 6, 2. — 2. D. 6, 4. — 3. Sieh Seite 127 auf dem 8. Bogen, wo von A. und B. die Rede ist.

De de wage uorte an ſiner hant.
vnde reit ouer allet lant.
Dat ſin de dar hant guot gebere.
vn̄ vil ſoze lere.
Vn̄ ſin anbuten ſchaſin
vn̄ an binnen woluin.
Vn̄ treget dat uolc ſere.
ere ualſch uorbirget ere lere.
Se uerleitet man vn̄ wif.
dat ſe uerleſet ſele vn̄ lif.
Dat ſe deme weize vn̄ deme gerſten nicht ne ſolden ſchaden.
dat iſ alſo geſaget.
De deſ gelouuet an got.
dat he iſ dat ware brot.
Dat dar quā uā hemelriche.
Deme ne moten nicht ſchaden an ertriche.
De wīgarten vn̄ de oleybome(.)
de betekenet zue dinc ſchone.
De win unſeſ herren rote blot.
dat he gaf uor unſ do he amme cruce ſtot.
Daz oley deſ heiligen geiſteſ gaue.
de got gaf ze gnade.
grozen vn̄ cleinen.
der criſtenheit gemeine.
Den ne mach nuwet ſchaden.
dat lazet iu uer war ſagen.
DO dit geſien hatte ſente iohan.
do ſa he uf einen ualen roſſe riten einen man.[1])
De waſ ſuart vn̄ ureſlich.
deme duuele uil angelich.
De waſ genomet tot.
deme uolgete de helle oug.
Vlizeliche zo allen ſtunden.
mit offenem munde.
De nam allez daz betende.
in der werlde uier ende.

Dede wage vorde inder hant.
vn̄ reit over allet lant.
Daz ſin de dar hant gut gebere.
vn̄ vil ſoze lere.
Vn̄ ſin an buzen ſcaphin.
vn̄ an binnen wolvin.
Vn̄ dreget daz volc ſere.
ere valſch verberget ere lere.
De vorledet man vnde wif.
daz ſe vorleſet ſele vn̄ lif.
Daz deme wete vn̄ deme gerſten nicht ne ſchaden.
Daz is alſo geſaget.
De des gelovet an got.
dat he is daz ware brot.
Daz dar quam von hemelriche.
deme ne muzen ſe nicht ſchaden in ert|riche.
b. Den wingarden vn̄ de olybome.
de betekenet zwo dinc ſchone.
De win vnſes heren rode blot.
Daz he gaf vns do he amme cruce ſtot.
Daz oley des hilgen geiſtes gave.
de got gaf zo gnade.
Grozen vn̄ cleinen.
der criſtenheit gemei|ne.
Den ne mach nuwet ſchaden.
daz lazet iu vor war ſagen.
Do dit geſen hadde ſvnte iohan.
do ſa he vf einen valen roſſe riden.|
De was ſwarz vn̄ vreſlich.
deme duuele gelich.
De was genomet dot.
de helle volgede eme ok.
Vlizlike zo allen ſtunde.
mit offenne munde.
De nam alle daz he betende.
in der werlt uer erde.

---

1. O. 6, 8.

He reit funder breitel dat rof was blint. it trat dar nider den alden vñ dat kint. Iz lef alfo gerne uffe den riken. alfo uffe den armen. iz ne liet fich |	He reit funder breidel. daz ros was blint. ez traz dar neder den alden vñ daz kint. Ez lef alfo gerne vf den riken als vf den armē. ez lez fich nicht vmbarmen. Al de dar neder mochte ge- vellen.

(B.)

II, a. Se nebeden berch vñ dal. daz vf fe vellen vñ behudde fe wal.[1])
Daz is mallich foke rat. an den. de gewalt von gode hat.
Daz fe en raden vñ helfen daz fe genefen. vor deme groten zorne de der fal wefen.
Wente ez naket der ftunde. daz got tovgen wil fine wnden.[2])
Alfo deffe fich(t) was wol getan.[3]) do fa iohan ver engele ftan.
An der werlt ver enden. de werden den winden.[4])
Daz fe nicht ne weieden an ertrike. vf den armen noch vf den riken.
En was de walt iegeven. daz fe moften fchaden al den dar leven.
Alzo hant fo fa mer. van der fvnnen quā ein engel alfo her.[5])
Den hadde got vz gefant. de hatte des levendigen godes zeken in der | hant.
De vor grimme.[6]) vnde ref mit groter ftimme.
Beide fpade vnde vro. der v'er engelen zo.
b. Daz fe daz folden bewaren.[7]) daz fe nemanne fchaden.
Er he hedde getekenet godes holden. de daz hemelrike befitzen folden.
Do fahe vñ horde fvnte iohan. getekenet hunder dufent man.[8])

1. O. 6, 16. — 2. O. 6, 17. — 3. O. 7, 1. — 4. O. 7, 2. — 5. O. 7, 2. — 6. Eo. — 7. O. 7, 3. — 8. O. 7, 4.

Vnde ver vn̄ vertich dusent vil rechte. von dem israhelefchen flechte.

Nv falmen des nicht verdagen. men fal von den zvelf flechte fagen.

Jacob was abrahames fones kint. got beginc mit eme vaderliche dinc.

Got wandelde fin namen v[n] hez en ifrahel. vn̄ beterde em[e] al fin heil.

He gaf em zwelf fone zo fime rechte. dar quā af de zwelf flechte.

Do der engel de godes kindere in daz vorhovet zekenen began. da nam he von aller flechtlich zvelf dufent man.

Svnder danes flechte daz wart nicht gefcreven. daz is dar vmme bleven.

Daz intekerft hir ander erden. von fime flechte fal geborn werden.

Manaffes is gefazt||

(A.)

IV, 8[a] dar ene fine brodere fanden.

Nu falmen iv kundigen allen famen. ifrahelif kindere vnde eren namen.[1])

Judaf. Ruben. Gat. Neptalim. Manafef. Symeon. Leui.

Affer. Izakar. Zabulon. Jofep. Beniamin.

Von deffen fint zuelf flechte gekomen. alfe ie hir wol hat uernomen.

DEffe bezekenūg if alfo getan. de engele de he an uier enden fa ftan.[2]).

De dar weretē deme winde uf ertriche. dat fint de uer konincriche.

De inden leftē titen. mit antixp̄c botē willet ftriten.

Vn̄ willet fchaden offenbare vn̄ ftille. al der werlt na eren willen.

Daz erfte dat ift roma. daz andere grecia.

---

1. O. 7, 5—8.— 2. O. 7, 1.

Daz dritte iſt pſya. daz uierde aſſíría.
Ereſ willen ſal nícht geſchen. got wil iz uore zíen.
Alſo lange dat he tekenet ſine holden. de zo deme hemelriche woldē.
Die engel de oſtene quā. de goteſ teken uorte an ſiner hant.
Dat iſ unſe herre got. dat teken iſ ſin cruce vn̄ ſin blot.
Dar mede zekenede he ſine holden. den deſ duueleſ boden ſchaden woldē.
He quā inde werlt mit grozer ſtimne geuaren. dor daz unſ de duuel nicht ne mochte ſchaden.
Alle de inde martilie gelouet. vn̄ tot dat cruce indat uore houet.
De bliuet índer grozen ſchare(.) de duuel ne mozen nuwet ſchadē.
IV, 8b Dat ſule ie uernemē harte wale. Waz den| mít zuelf duſent in der ſchare.[1]).
De zale van den zuelf ſlechtē wart alſo groz. dat ſe nemā zalen nemach noch ne moz.
De tagelich zo tode uare*n*(.) vn̄ uō iudeſcher .e. wert be kart.
Dat er vollen kumet der zuelf ſlechte ſchare. of antixp̄c iſ[2]) dem duuele geuaren.
So uernemen de iuden wal. dat ſe betrogē ſin al.
Vn̄ bekeret ſich zo gote, vn̄ ſten[3]) zo ſinē bote.
Hir na ſa ſente iohan.[4]) eine ſchare uor deme trone ſtan.
De ſchare waſ harte herlich. vnde ureiſlich.
Se ne konde neman nicht mer ſagen. (den) alſo daz gren in deſ mereſ ſtade.
Se waſ uō allen zungē. uō alden vn̄ uō iungen.
Se waſ ge(uo)ret lange ſtunde. uor der werlde uier ende.
V(or) allen goteſ goteſ[5]) holden. de gelouich weſē wolden.

---

1. O. 7, 8. — 2. fehlt wohl to, zo. — 3. Es ſtand ſtent (das t ausgekratzt). — 4. O. 7, 9. — 5. So.

Defe fchare waf gecleidet mit wizzē wandē. vnde hatte grone palmen ĩndē handen.
Die wizzē cleider dat ſint de guten dat. de ūſ uō ſundē gelutteret hat.
De grone palme ĩn dē handen. bezekenet den ſige biz andē ende.
Defe fchare uor deme trone.[1]) de ſanc harte fchone.
Se hatte manige ſtimme. ſe louete dē De dar ſaz mit deme lamme.
Se louete en vñ waſ uro. daz de minſcheĩt ſat ĩdeme trono.
Do quamē de engele uor den tron geuaren.[2]) uer duſent duſentich ſcharen.
V, 1ᵃ Vñ mit teĩn||[3]) warue duſentigen. vñ mit hundert duſentigē.
Vñ loueden ſere. vnſen ſcheffere.
De uer vnde tuentĩch herren. de uor gote weren.
Namen uon deme houede ere cronen. vñ legeten ſe uor den trone.
Daz taten ſe umbe daz. dat ſe gote bekanten daſ.
Dat he lez gewerden. allez dat iſ binnen hemel vn erden.
Vñ benedigeten ſinen namen. vñ ſprachen alle amen.[4])
Deſ helpe uns got de riche. daz wi eme hir denen dankeliche.
Dat wi ene dar louē ſūder ende. na deſſē ellendē.
Alſo dit waſ uergan.[5]) do ſa he war eĩn engel quam.
De hatte ein wirochuaz vñ ginc ſan. uor dat guldine altar ſtan.
Dat uor gote waſ geſat. do *gat*[6]) man eme in dat wirochuat.
Mirren vñ wiroch. vñ maniger hande crut got.
De roke waſ ſoze vñ ſcone. vñ ginc zo dem ouerſten trone.[7])
De engel nam do vur uon deme altare. vñ vůlte ſin wirochuat al dare.

1. D. 7, 10. — 2. D. 7, 11. — 3. Auf IV, 8ᵇ unten ſteht .ſiiij. — 4. D. 7, 12. — 5. D. 8, 3. — 6. Statt gôt. — 7. D. 8, 4.

Vn̄ warf daz vur in ertriche to hant. do quā de donre
uil ſtranc.
Dar zo bliſme vn̄ manich ſtimme. de ert beuinge war(t)
grot vn̄ grimme.
De engel daz iſ de gotheit daz wirochuat betekenet
de minſcheit.
Dat guldine altar de[1] (dat) heilige cruce gût. dat cruce dar
inne goteſ uleiſh vn̄ blot.
Daz offerete he hir in ertriche. dat he unſ uorte an
himelriche. |
V, 1[b] Dat vur iſ deſ heiligen geiſteſ gahe. de her neder quā
zo gnade. al der werlt.[2]
De donre de dar quā ſo grot. daz iſ de uorchte vn̄
manich not.
De wi ſolen liden alle ſtunde. er wi werden in deme
rechten gevunden.
De bliſmen dat ſin de wnder grot. de got to allen
tiden tot.
De ſtime de dar quā offenbare. dat ſin de p'digare.
De de uroude kundiget alle deſ hemelricheſ. vn̄ den
iamer deſ ertricheſ.
Ein der uier vn̄ zuenzich herren. uragede we de
ſchare weren.
De mit den wizzen ſtolen weren gecleidet alſo ſchone.
de iemmer ſtūden uor deme trone.
De ſchare waſ dar komen mit maniger note. vn̄ hatte
getvagen ere ſtolē in deſ lammeſ blote.
De uf dem trone ſaz de wolde ſe waren. daz en
hunger vn̄ dorſt nicht ne mochte ſchaden.
Noch de hizze noch de ſunne. ſe ſolden ſitzē bi deme
leuentigen brunnē.
Sene ſoldē lidē nicheiner hande ſer. de tot ne quame
en nimer mer.
Dit wizze cleit dat wi ane hant. dat iſſ de criſtenheit
de wi vntfant.
Vn̄ werdet lutter vn̄ reine. ſint ſundege wi gemeine.

---

1. So verbeßert. — 2. al der werlt zo gnade oder die erſten Worte weglaßen.

Vn̄ bewallet unſe criſtenheit. dur daz ſole wi alle zit.
Vro vn̄ ſpate. unſ tuan[1]) ín deſ lammeſ blote.
Mit der martilie de got leit. vn̄ to gen arbeit.
Mit uaſte vn̄ mit trane. ſo mache wi de ſele ſchone.
So mah| ſe weſen uor gote unſen herren ſunder angeſt || ......

V, 3ᵃ ſe ne mogen nicht beide teilen vn̄ keſen.

Do dit waſ geſchen do ſa ich weder. vn̄ ſa einē ſternē gliten neder.[2])
Deme gaf man īden ſeluen ſtundē. den ſluzzel uon[3]) af grunde.
De offenete eine putten al to hant.[4]) dar uz quā groz roch vnde ſtāc.
De bedunkerden de ſūne. dar uz quamen ſpranken geſprungen.[5])
De warē ureiſlich. dem ſcorpione angelich.
Dene moſtē necheíneme gronen dinge ſchaden.[6]) viſ manede moſtē ſe pine hauen.[7])
De pine ſolde weſen alſo getan. alſo de iſ dar de ſcorpio bleſet einen man.
Inden tiden wolden de lute gerne ſteruen.[8]) deſ ne ſal noch den nicht ge werden.
Deſe ſpranken waren getan.[9]) alſo de roſ de īden uolwich ſulē gan.
Ich iohan ſa uf eren houede ſtan.[10]) cronen na golde getan.
Minſchen antlize hatten ſe dat iſ war. uf eren houede wiueſ har.[11])
Ere zene warē na lewen zenē getan. ſe hatten iſerne halſberge an.[12])
De ſtīme de uon eren ulogelen quā dar ſe uoren hine.
De waſ harte wunderlich. ruſchēnē[13]) wagene angelich.
Ere zagele waren ureiſlich. deme ſcorpione gelich.[14])

---

1. D. i. tván. — 2. O. 9, 1. — 3. Es wechſelt von afgrunde und von deme afgrunde. — 4. O. 9, 2. — 5. O. 9, 3. — 6. O. 9, 4. — 7. O. 9, 5. — 8. O. 9, 6. — 9. O. 9, 7. — 10. O. 9, 7. — 11. O. 9, 8. — 12. O. 9, 9. — 13. So. — 14. O. 9, 10.

Ere konic de waſ uan afgrunde.[1] deme ſe denetē zo allen ſtunden.
Deſe bezeikenūge iſ alſuſ getan. alſo ie ſolen hir uerſtan.
Lucifer iſ de ſterne nu zo ſtunden. de entſluzet daz afgrunde.
Alſo he de ſiende leret. dat ſe de werlt ue'keret.|
V, 3b De ualſchen lere dat iſ de roch. de ſūne vn̄ de hemel dat ſin de gůten oug.
De werdet dunker vn̄ ouele getan. alſo ſe dit nicht ne kunnē weder ſtan.
De ſpranken de uze deme roche komet gegan. dat ſin de deme duuele ſin under tan.
De ſin gelich deme ſcorpione. dene mozen ſchadē necheime dinge grone.
De uerſh iſ vn̄ bloiet in der criſtenheit. deme nemach deſ duueleſ bode ſchaden neit.
Hir in der werlde pinet he ſe eine wile. dat ſin de viſ manede doch behalden ſe de ſele.
De pine iſ alſo getan. alſo der ſcorpione dat ſe wundet einē man.
De ſcorpio iſ ein ureſlich tier. vn̄ lepezunget iēmer mer.
Vn̄ treget in deme zagele uergifniſſe. den he wundet de heuet den tot gewiſſe.
De bezeikenet antixp̄c boten. de al dat uolc kerent uan gote.
Mit diſſer werlde ſuotniſſe. de iſ daz ewige uergifniſſe.
Sie tot den goteſ holden ſolike not. dat ſe gerne waren tot.
Se ſin in der boſheit haſtich vn̄ ſnel. dar ūmme glichent ſe den roſſen wol.
De in den uoſwich ſuln gan. de cronen de uſ eren houede ſtan.
De ſin ualſh vn̄ dem golde an gelich. daz iſ dat ualche lon daz gib[2]) die be ſwich.
Dat ſe vnder den ougen ſin alſo menſchen getan. dat iſ dat ſe wid' ſprechet wiſ vn̄ man.

1. O. 9, 11. — 2. Quer durchgeſchabt: gib für gibt, gift?

Dat ſe hant wizeſ har. dat iſ ere ſachte trugene dat iſ war. |

V, 4[a] Daz ere zene lewen zenen ſin gelich. dat iſ dat ſe den gelouuen zo ſplitet inder criſtenheit

Dat ſe iſerne halſberge hebbet an. dat iſ ere herze ureiſam.

Dat ſe zo gote nemā mach bekerē. van deme duuele eren herren.

Ere ſtemne glichet ruſchendē wegenē umbe daz. dat ſe lutet vnde leret ſene witzen ſilue waz.

Ere zagele waren den ſcorpíone gelich. dat iſ de uerdomniſſe ewelich.

De en giſt īden leſtē ſtūden. ere konic uon deme afgrunde.

De deſ ſluzeleſ gewaldet. de wil de ſine an der putten behalden.

Deſſen iamer uorkundigete de dar nicht ne l*ouc*h. de arn de ouene bi deme hemele uloch.

DE ſeſte bleſ ſin horn uon den engelen do.[1]) do ſprach eme uon dem guldinē altare ein hornel zo.

Du ſalt loſen de uier engele nu zo ſtunden. in deme grozen wazzere eufraten dar ſe ſint gebunden.[2])

De waren ie gereite. uro vñ ſpate.

Dat ſe uertaten man kūneſ daz dritte teil. dat iſ iamer vñ unheil.[3])

Do ſa ich uſſe roſſen riten[4]) maniger hande lute.

De hattē vurige halſberge an. ſomeliche na iag*a*nden getan.

Sucuele warē ſie angelich ſomeliche. de roſſeſ houet waren lewen geliche.

E*n* ginc uz erem munde. vur. rog. ſucuel zo allen ſtūden.

Ere craft de ſe hatten.[5]) waſ ī ere*n* munde. vñ in eren zagelen.

V, 4[b] Ere zagele warē| glich den ſlangen.[6]) vñ hattē houete ī den endē.

1. O. 9, 13. — 2. O. 9, 14. — 3. O. 9, 15. — 4. O. 9, 17. — 5. O. 9, 18. — 6. O. 9, 19.

Dar mete ſterueten ſe manigen man. de des todeſ mochte wol ſin vntgan,[1])
Oſ he pēnitēcia wolde untuan. uan ſundē de he hatte getan.
De uer horne uon deme altare. dat ſin de uer ewangeliſtē de kundiget offenbare.
Daz die duuel ſal mit antixp̄o werdē untbūden. vnde betregen de werlt an uer enden.
De lute de he ſa riten mit vvrigē halſbergē.[2]) betekenet manige pine dar ſe ſuln an ne werden.
Daz der roſ houete warē lewē gelich. vn̄ uzen mūde uoren vur. rog. ſueuel ureſlich.
Daz bezekenet manige pine grot. de die grime lewe de duuel tot.
In eren mūde vn̄ in erē zagelen waſ ere craft. dat iſ ere ualſche rete vn̄ werc dach vn̄ nacht.
De zagele hattē vn̄ warē ſlangē gelich. de bezekenet den duuel den alden beſwich.
Die betroch unſē uater adam. alſo tot he noch manigen man.
Die hir nicht ne bozet ere[3]) miſſetat. den moz zo der ſele werdē ouel rat.

SEnte iohan de heilige man. eine ſchone ſicht he uernam.
He ſa uan hemele komen einē engel herlich,[4]) de hatte einen wizzē wolken vmbe ſich.
Vmbe ſin houet ſa he einē regēbogen gan. ſin antlizze waſ alſo de ſūne getā.
V, 5ᵃ Sine uoze waren alſo ein vurich ſul getan.| He hatte ein boc dat ſa he offen ſtan.[5])
He ſatze ſinen uorderē uot. uffe deſ mereſ ulot.
Den luchteren uffe de erden. wnder ſolde do gewerden.
He reſ lute vn̄ grime. do quamē ſeuen donre mit grozer ſtimme.
Do ich hatte diz gehort. do wolde ich ſcriuen uort.[7])

---

1. D. 9, 20. — 2. D. 9, 20. — 3. Es ſtand nere (aus m). — 4. D. 10, 1. — 5. D. 10, 2. — 6. D. 10, 3. — 7. D. 10, 4.

De dínc de die ſeuen donre mereden biz an den ende.
Do uerbot mír der engel her. daz ich deſ nuwet tede mer.
De engel die uſſe der erden vñ uſſe dem mere ſtunt ne beitede nuwit lanc. he hof uf zo hemele ſine hāt.
Vñ ſuor bi gote de liez gewerden.[2]) beide hemel vñ erden.
Deſe zit ne ſolde nicht iēmer ſtan. de dínc ſolden vollen gan.[3])
De ſine ꝓpheten hatten gekundiget. alſo wíte ſo de werlt ſtet.
Do quā ein ſtīme alzo hant.[4]) vñ hiez mích nemen ein boch uze deſ engeleſ hant.
Ich ginc zo deme engelo.[5]) he gaf mí daz boch do.
Vñ hiez mi zo der ſeluen ſtunt. daz ich iz eze a*m* mínen munt.
Alſo iz honich were.[6]) an minē buche waſ iz bizzere.
An deſ*er* bi*tt*erníſſe hiez he mich gan. vñ hiez mi daz ꝓdigen echter beſtan.
Deme uolke vñ der hei[n]denſcher deít. vñ ouer al de criſtenheít.
Die wizze wolkē den de engel hatte umbe ſich. Dat iſ goteſ mínſch*et*.
De he uan ſente **Mariē** untuíenc. De regenboge de eme umbe daz houet gienc.
V, 5b De bezeichenet de ewigen cronen.| Die he ſinen holden gift zo lone.
Na ſiner uſſtātniſſe waſ he lutter vñ clar. alſo de ſunne dat iſ war.
Sin mínſcheit waſ einer vurigen ſul gelich wante ſe iemmer brante. uon deſ heiligen geiſteſ fla*m*men.
Daz boch daz he índer hāt offen hat. daz waſ bewilen de beſlozene rat.

---

1. D. 10, 4. — 2. D. 10, 6. — 3. D. 10, 7. — 4. D. 10, 8. — 5. D. 10, 9. — 6. D. 10, 9.

He iſ nu offenbare in aller ſtat. dar mite zeichenete unſ de engel dat.
Do eme de eine voz uf der erden ſtot. vn de andere uſ deſ mereſ ulot.
Do de engel reſ grime. do ludeten der ſiuen donre ſtime.
De engel bezekenet unſen herrē. de ſiuē donre de p̄degere.
Do got p̄digen begunde. mit ſineſ ſelueſ mūde.
De apoſtole p̄digedē ī den ſeluen ſtūden. Von grozer gnade vn̄ uon deſ heiligē geiſteſ gabe.
Do ich de uorholne dinc wolde ſcriuen. vn̄ der werlt offenbare wiſen.
Do quam de engel geher. vn̄ uerbot iz mer.
Wente ſe niemā wizzen ne mot. Mer de alweldige got.
De engel de ſine hande hof ſo ho. vn̄ ſwor bi deme leuēdigen do.
Daz de dic ſolden werdē gewandelot. dat de warē goteſ wort.
De he wil vollē brigen. na deſer werlt ende.
Alſe ſuln uernuwet werden. beide hemel vn̄ erde.
De engel dat iſ got. de hat inder hant daz offene boch.
Dat nemet de p̄digere uō ſiner hant. alſe ſe p̄digē ouer al de lant.
V, 6a Daz wi ton unſe bote mit bichte.| unſ nachet dat hemelriche.
Daz ich[1]) daz boch az. daz be zekenet daz.
Daz ich deſe dinc degere ſolde merken. vn̄ nicht uorgezen ī deme herzen.
Daz boch waſ ſozer dan honic an minē mūde. dat iſ de ſoze lere uon gote zo allen ſtūden.
Vn̄ de wi denen vmbe daz hemelriche ſere. daz dunket vnſen buchen bitzere.
Alſe wi ene phendet wider ſinē willen. beide offenbare vn̄ ſtille.

1. Es iſt bloß icl geſchrieben.

DAr na sa sente iohan. ein herlich munster stan.
Dar was ein altar inne. dar ginc ein vrone (vrithof) vmbe.
Do quã ein engel al zo hant. vñ tete mir ein lanc riet in de hant.[1])
Vn hiez mich mezzen al dar. beide mũster vñ altar.
Vñ alle de dĩne die(nen) got. nicht ne salt du mezzẽ den urithof.
He is gegeuen der heidenscher diet.[2]) sene bekennet gotes niet.
Se suln betreten vñ bewallen de stat s'one vñ her.[3]) sunder zuiuel uierdeha(l)f iar.
so wil ich en senden tuene ꝓpheten uil geher. also ein sac sint gescaffen ere cleider.[4])
Se sin uor gote scone. also zuene oley bome.
Se stat also zuene luchtere.[5]) uor gote iẽmer mere.
Is ieman de en wil schaden. daz mag ich uer war sagen.
Daz vur sal gan uor eren mũde.[6]) vñ ueruoren ere uiande.
Se han de walt *die*[7]) dat se den hemel besluzet.[8]) vnde also sie willet dat se ene uf luket.
V, 6b Se mogen nochten ton mere. se mogen dat wazzer | an blot kerẽ.
Also se alle er orkunde han getan. Daz tier daz uõ deme afgrunde quã gegan.
hebet weder se einen grozen strit. vñ nimet en beiden den lif.[9])
So ligẽt ere lichamẽ inder straze. se ne tar neman grauen laze.
Se sit manich de se nie gesach.[10]) also ligent se uerdenhalben tach.
Vñ also de sint uorgan. so suln se uf stan.
So untuorchtet se alle de se ligen san. so komet ein wolke san.
Vnde uoret se zo hemele an richte.[11]) zo er aller ougsichte.

---

1. O. 11, 1. — 2. O. 11, 2. — 3. O. 11, 2. — 4. O. 11, 3. — 5. O. 11, 4. — 6. O. 11, 5. — 7. Durchstrichen. — 8. O. 11, 6. — 9. O. 11, 7. — 10. O. 11, 8. — 11. O. 11, 12.

An der feluen ftunt. quā ein ertbeuinge alfo ungefunt.
Daz dar af ftoruen feuen dufent tot.[1]) Dat ziende teil der ftat uil dar neder oug.
De anderē wurden uō uorchtē fo fere. dat fe louetē got unfē herren.
Daz if daz andere we.[2]) daz de arn fo lute fere.
Dat fal alfuf ergan. dat dritte fal nu an gan.
NV uernemet ouer al. wo man in dat duden fal.
Daz bet*h*ehuf if de criftenheit. daz altar de heilige fcrift.
De fuln mezzen de p̄digere. mit den werken vn̄ mit lere.
De vrithof de dar umbe giet. dat if de uil bofe diet.
De ne wirt nicht[3]) gemezzen. wen er hat got uergezzē.
De zuene ꝑphetin[4]) dat if elyaf. vn̄ enoch. de fuln ton wūderef genoch.
In der werlde ende. alfo fe got uz fendet.
Alfo ie wol hebet uerftan. daz tier daz uz dē afgrūde quā gegan.
Dat if antixp̄c die unfalige man. De tōt en manige not. zo leftē| (an).
V, 8ᵃ .....| drake waf ftarc vn̄ grot.[5]) feuen houete vn̄ zein horn hatte he oug.
He to mit fime zagele uō hemelriche. daz dritte teil in ertriche.[6])
He wolde uerflukē of iz mochte wefen. daz kint fo if de urouwe were genefen.
Do daz wif def kindef genaf.[7]) al gereite he dar zo hant waf.
De zo deme ouerftē trone uorte daz kint. de urowe ulo vn̄ wonete fint.
An einer grozen einheit.[8]) de ere got hatte bereit.
Dar folde men fe noten inne. wante an eren ende.
Dit wif de an deme hemele fteit.[9]) de bezekenet de criftenheit.

---

1. D. 11, 13. — 2. D. 11, 14. — 3. Hiernach 2 Wörter ausgeschabt. — 4. Es steht ꝑpletin. — 5. D. 12, 3. — 6. D. 12, 4. — 7. D. 12, 5. — 8. D. 12, 6. — 9. D. 12, 1.

De wirt gecleidet mit der waren ſunne. alſo men ſe
doufet ĩdem heiligẽ brũnẽ.
De mane betekenet de werlichen dinc.[1]) de uergãc-
lich ſint.
De ſal de ſalige t'eten vnder ſine voze. iſ eme daz
emelriche ſoze.
So iſ he gecleidet mit der ſũnen herliche. vñ ſchinet
ĩ deme hemelriche.
De zuelf ſternen[2]) de índer cronen ſtat.[3]) de er umbe
daz houet gat.
Dat ſin de apoſtele die mit erer lere. hant beuan de
criſtenheit zo vnſem herren.
Daz wiſ daz traget daz kint. alſo lange ſo gôten dan-
ken ĩdem herzẽ ſint.
Vñ alſo ſe wil gûter werke geneſen. ſo wil de duuel
dar weſen.
Vñ wil de werke uerſluken. mer got de lat er ge-
bruken.
deſ líueſ dat ſe vullen kome. dat iſ ere lieue ſone.
De geuort wirt uõ ertriche. zo dem hemelríche.
V, 8b Daz wiſ daz dar ulo in dat| ellende. dat ſin de goteſ
holden. De hutet añ'ᵉende.
de wort ĩden leſten ſtũden. na eren lieuẽ kinden.
Daz de drake waſ rot.[4]) daz bete(ke)net ouch.
Daz de duuel mit ſinẽ boten queletė ſere. goteſ holden
vñ de martelere.
Daz merket nu zo ſtundẽ. ſine ſeuen houet dat ſin
ſeuẽ houet ſunde.
Dar mete bizet he wiſ vñ man. de eme vñtwikẽ nicht
ne kan.
De moz den tot ane gan. De zein horn de anbouen
eme ſtan.
Dar mete he unſ ſtichet ſere. dat iſt de boſe luſt
iẽmer mere.
Dar ſule wi uns af brechen. dat ſe unſ nicht ſere
ſtechen.

1. D. 12, 2. — 2. Hiernach de inder ausgekratzt. — 3. D. 12, 3. — 4. D. 12, 3.

Sin zagel dat iſ de unreinicheit. dar he manigē mete uō deme hemelriche weit.
Vñ tǒt ene ue(r)werdē. hir an der erden.
DO gel*ie*den waſ de not. do ſa ich indeme himele ſtorīge grot.
Sente michel mit einer ſchare lofſam.[1]) vacht weder einē draken ureiſam.
Vñ warf ene uō hemelriche. neder an ertriche.
He ne mach dar nicht mer weder komē.[2]) he ſal hir beneden wonen.
In deme afgrunde. iēmer ſūder ende.
Vñ brinet alſo ein glot. alſo de drake tǒt.
Deſe drake iſ geheizen ſathanaſ. wante he ie weder got waſ.[3])
He hoſ haz vñ giricheit do he mer wolde. dā he hauē ſolde.
He wolde weſen gote geliche her. de uil arge lucifer.
Dur den ſeluen ouermot. do uor treif ene got.
Von deme ouerſten trone. vñ nā eme de ewigē cronē.
Do de duuel geworfen ||[4])

C.

I, a. In den zuluen ſtunden.[5])
De loueden gode des
Dat he vorworpen was
Dar[6]) vnder den hemelſchen buren
Makede wroghen vñ vnſture.
De[7]) was alle hemelſche her vro
Vñ loueden eren ſchepper do.
Nu behoue wi immer mere
To biddene vnſen ſcheppere
Dat he vns mit der enghele ſchare.
Vor dem draken de mit vns wonet beware.
Dat de drake an ertrike quam[8])
Dat was em tornich vñ gram.

1. D. 12, 7. — 2. D. 12, 8. — 3. D. 12, 9. — 4. Unter der Seite steht .V. — 5. D. 12, 10. — 6. Der? De? — 7. Des? De. — 8. D. 12, 3.

He wolde ſchaden deme wiue
Vñ volghede er mit nide.
Do gaf men er eynes arnes vederlike[1])
De waren grot vñ rike
Dar zo[2]) mede vleghen zolde
Dar ze got hulden wolde.
An den zuluen ſtunden
Let de drake vt zinem munde[3])
En water dat was grot.
Dat zolde deme wiue don zulke not
Dat it ze werede
Dat ze wedder kerede.
Do vorſwalch de erde de vlot.[4])
Des gram dem draken yn not,[5])
Dat em dat wif was entvaren,
Vñ wolde eren konde[6]) ſchaden
Vnde gink mit torne ſan
Vppe dat zant ſtan
Dat in dem mere lach.[7])
Alzus ſaht Johannes, de it ſach.
Dat is iu zaghet, dat weyt ik wal.
Dat[7]) betekende de criſtenheyt al
De moget de duuel ſere.
Der gaf got vnſe here
Twene vederlike
Hiir an ertrike.
Dat is lex vñ gracia.
Recht vñ gnade dar.
Dar met zol ze den duuelen ontflen,
Sal er iummer gnade ſehen.
Dat he let vt zinem munde de vlot
Dat is mangherhande not
Dar he mede meret godes holden
De to dem hemele wolden.
De erde de vorzwalch de vlot
Dat ze in der werlt vorwynnet ere not.

1. D. 12, 14. — 2. Statt ze. — 3. D. 12, 15. — 4. D. 12, 16. — 5. ſin mot? — 6. d. i. künne. — 7. D. 12, 17.

Vn̄ vnſeyt de al dor got
Als de erde dôt de vlôt.
Dat he gink vp des meres ſant ſtan
De betekenynghe is alzo ghedan.

A.

VI, 2ᵃ . . . . .| manigen martelere.
Daz tier ueret geweldichliche. iz anbetet alle de ſint in ertriche.
Der namē nicht neſtnt geſcreuē ī hemelriche. de ſint mít eme uerdomet inder hellewize.
De rote drake daz wízt ie wal.[1]) daz he^{den} duuel bezekenē ſal.
Daz tíer daz uz dem mere quā.[2]) dat iſ antixp̄c de unſalige mā.
De wirt geborn uō manne vn̄ wíue. de ſent unſalich be:de.
In der ſtat zobabylonía. vn̄ wirt geu^{v}otet zo corazaim vn̄ betſaida.
Alſe ene untſet dat unſalige wiſ. ſo kumet de ouele geiſt ín eren liſ.
Alle boſheit he ene leret. uan allē tugedē he ene keret.
He wirt geborn uon daneſ ſlechte. daz ne horet nicht zo godeſ rechte.
Dan waſ iacobeſ kínt eín. de eme de leideſte ſcheín.
Den hez he zo eme gan. vn̄ ſprach zo eme ſan.
Mín ſone ſal eíme ſlangē glích werden.[3]) de dar ſlinget uf der erden.
Die mit dem mūde lache ſuar he ſweuet. vn̄ īdeme zagele uergiſniſſe treget.
Her mete kundigete iacob ſime ſone. daz antixp̄c uō ſime ſlechte ſolde kome.
De ſal de werlt betregen lange. alſo adamen de ſlange.
He macht de werlt uro(.) vn̄ lachet an ſine landegene. we de ewe getot iſ ín ſinē ende.[4])

---

1. O. 12, 9.— 2. O. 13, 1.— 3. 1. Moſ. 49, 17.— 4. für eide?

De duuel hilfet antixpo dar to. beide ſpate vñ uro.
Vñ pinet dat ſere. dat he de werlt uorkere.
Mit ulende vn uruchtē. vn mit grozen giften.
VI, 2b He tot deme uolke groze not. | De goteſ holden ſleit he tot.
He wirt geher vñ geweldich. vñ eme ne iſ nieman gelich.

DAz he ſeuen houete hat.[1]) vñ tein horn dar de cronē uſſe ſtat.
Daz bezekenet daz eme de uorſten ulizeliche. helfet uerkeren al ertriche.
Daz he iſ alſo ein parduſ getan.[2]) dar umbe ne kan eme niemā untgan.
Daz eme de voze ſin geſchaffen alſo einē beren.[3]) dar mite ſplizet he der ſaliger ſchare.
Daz he heuet eineſ lewen mūt.[4]) dat iſ dat he de werlt uerſluket alle ſtūt.
Mit ſiner gewalt vñ mit ſiner craft. de gote ſolden weſen deneſthaft.
De leide drake gaf gewalt deme tiere. antixpo dat he eme gelich were.
Deſ uor he tageliche.[5]) achter deme riche.
Vñ zo uort alle de gote ſit bekant. de heiligen ſcrift he al uerb'ant.
Daz dat tier quā an ſolicher bere. alſo eme ein houet gewundet were.[6])
Dat iſ antixpc de trugenere. dat he ſich gelichet unſem herrē.
He uerleitet de werlt ſere. ſe wenet he ſi got dur ſine lere.
He tot manig wunder grot.[7]) vñ uerkeret manigē ſtetē mot.
He tot daz vvr uō deme hemele uaren. dar uore ne kan ſich neman bewarē.
De bome dot he blogē. daz mere ebben vñ ulogē.

1. D. 13, 1. — 2. D. 13, 2. — 3. D. 13, 2. — 4. D. 13, 2. — 5. D. 13, 2. — 6. D. 13, 3. — 7. D. 13, 3.

He tot maniger hande wunder. de man nicht ſagen ne mach beſunder.
Mer dre dinc nē mach he nicht getō. ne weder dor ere noch dor rom.
VI, 3ᵃ He ne mach | nicheinen toden ton uſ ſtan. noch uan ſteine brot machen.[1])
noch uā wazzere win. dar mete iſ dat wol ſchin.
daz he iſ ein trogenere. vn̄ nicht gelichet unſē herrē.
Alſuſ tregende ueret he uierde halſ iar. vn̄ dar ouer nuwet mer.
So wirt he uō gote uertůmet. vn̄ wirt eme gelonet.
In der hellewize. von dem aldem biſwiche.
Sin ſelſchaſ alle. moz mit eme vallē.
Aller manlich moz dar pine untſan. na dem daz he hir hat getan.
De helle hat pine manichualde. ſe pinet mānlichē na ſinē ſchulden.
DO ſente iohan dit hatte uernomen. do ſa he ein tier uō ertriche komen.[2])
Dat waſ harte ureiſlich. mit zuen horn deme lāme angelich.
Dat ſprah alſo de drake. vn̄ tete alle de ſake.[3])
De daz uordere tier hatte getan. iz tete daz vur uō deme hemele komen ſan.
Vn̄ uor leite manigē man. mit den zeikenē de ſe uō eme ſan.
Daz tier ſprach zo den hir ī ertriche. ſe ſolden eme machen einē glichen.[4])
Iz ſolde hebben wunden. iz ſolde uerberē zo allē ſtūdē.
Daz niemā nuwet ne kore.[5]) noch nicht an ne lope.
He ne hatte ſinē namē an ſiner hant geſcriuen. ofte an ſinē uore houete wolde he leuen.
Sin name hiez ſathanaſ. daz tier uer tiere meiſter was.

1. weken : maken? — 2. O. 13, 11. — 3. O. 13, 12. — 4. O. 13, 14. — 5. O. 13, 16.

De erſte drake waſ rot. de dar uor der urowen ſtot.
De andere drake hatte groze craft. dar wider ſente michahel vacht.
VI, 3b Der dritte quā | ze deme mere gegan. dat waſ ein tier ur'iſſam.
De uierde uō ertriche quā geuaren. vñ wolde alder werlt ſchaden.
DAr neman (ne darf) dicheinen zuiuel ane han.
Dit tier ne ſi deſ duueleſ bote. de die werlt keret uō gote.
Mit zuen horn glichet ſich dem lāme umbe daz.[1]) dat iz de lute betrege deſte baz.
Iz heuet de ſeluē ſprache vñ tat. de ſin boſe meiſter hat.
De duuel uō der helle. iz ne lezet nemane kopen ofte ſellen.
He ne hebbe uſſe got uerzigen. vnde ſinē namē geſcriuen.
An ſiner uorderen hant ofte houet. vñ ſi an en gelouig.
So moz he ton offenbare vñ ſtille. alle ſinē willē.
Vñ keren ſich uan gote. vñ ſten zo deſ duueleſ gebote.
Alſo deſe ſicht waſ uergan. ſo ſa he ein lam in dem berge ſyon ſtan.[2])
Vñ mit eme uíer duſent. de eme waren wol bekant.
Vñ hundert vñ uierzich dar zo. den waſ geſcreuen do.
Deſ lāmeſ name vñ ſineſ uater. an eren uorehouetē al gater.
Dar horte ich eine ſtimne.[3]) de ludete alſ ein water dat ſere runne.
Vñ alſo mā harfete ſuzeliche. de loueden daz lam ulizelíche.
Mit eime nuwen ſange dat iſ war. de waſ ſoze vñ clar.
Den ſank ne mochte nemā ſingen. mer de mit deme lamme ſtunden.[4])

1. D. 13, 11.— 2. D. 14, 1.— 3. D. 14, 2.— 4. D. 14, 3.

De umbewollē waren komē uā ertriche. zo dem hemelriche.
De folen deme lāme uolgē.[1]) dē if iz unuerbolgē.
VI,4ᵃ Se waren reine uon funden.[2]) fe ne hatten lugen inherzen noch ī munde.
Dar umbe fint fe uor deme trone[3]) vñ louet daz lam urone.
Daz merket wol nu zo ftūt. de criftenheit if de berch dar dat lam uffe ftunt.
De groze fchare de he mit eme fal han. dat fit de die criftenheit hebbet untfan.
Alle de gotef namē hebbet gefcreuē an ere herze. mit danken vn mit werken.
De ftine de dar wart gehort. dat fin de g(o)tef wort.
De tot de p̄digare. ftille vñ offenbare.
Vnde harfet fuzeliche. de dat uolc leret ulizeliche.
Vñ e(re) danken dar an keret. dat fe tōn fuz fe leret.
Vñ (dat) nuwe lof ne kan nicht vvllen gan. wi ne gen z(o) deme lāme uffen berc ftan.
Mit allen gutē dingen. fo moge wi dat lof fingen.
Wille wi menliche. d(eme) lāme uolgen ī daz hemelriche.
Dar moge wi w(ol) zo touwen. éf unf ūfe fūde ruwen.
In allē unfē (fin)ne. daz wi ene wider gewinē.
ob iz unf alfo ftat. (alfo) wi ene uerloren han(.)
HIr na fa ich mitten ī dem hemele ulegen. einen engel. de folde de botfc(af) driuen.[4])
Daz babilonia geuallen were.[5]) de die w(erlt).. uerdructe fere.
Mit unkiufheit vñ mit ouerm(odi)cheit. vñ mit maniger hande bofheit.
Se anbedeten daz tier al zo hant. vñ nam fin zeichen in de hant.
Se wirt dar umbe pinet mit vure vñ mit fue(uele.) vñ mit maniger hande ouele.[6])
Vñ ne gewine(t nicheine) refte mer. wante fe an bedeten dat felu(e ter.)|

---

1. O. 14, 4.— 2. O. 14, 5.— 3. O. 14, 4.— 4. O. 14, 6.— 5. O. 14, 8.— 6. O. 14, 10.— 7. O. 14, 11.

VI, 4b Alſ hebbet goteſ holden dult vñ dolen in not. Daz babylonia uiel vñ ere ouermuot.
Babylonia bezeikenet uil guiſſe. allerhande uerdomniſſe.
Dar wi unſ mede uellet hir in ertriche. uō den hogen hemelriche.
Daz deſ tiereſ rat. do wi de dat.
Daz wi eme ſin bekāt. vñ ſine zeichen tragen inder hant.
Ne wille wi ūſ nicht bewaren. ſo wil ſe uer drēcken vñ ſchaden.
Mit deſer werlde ſuzniſſe. ſo valle wi uil gewiſſe.
Mit ere zo der helle grunt. daz tot ūſ de engel kunt.
he manet unſ ſpade vñ uro. daz wi denken dar zo.
(daz) wi mit ere nicht ne uallen. zo der ewigē helle.
(Me)r daz tier ſeluo de duuel iſ herre. vñ pinet ſe ſere.
(Da)r ne iſ nicht mer wach vñ we. deſ unbrichet dar nimmer me.

(D)O ſente iohan hatte geſen. (wo) Babylonia waſ geſchen.
Dat ſe waſ uerdomet. (vñ) ere waſ gelonet.
Do quā de heilige engel ſan.[1]) (vñ) ſprach du ſalt ſcriuen iohan.
De ſin ſalich de in gote ſteruen. dene mogē nimer uerderuen.
(De) ſuln hebben de ewigen reſte iemermere. vñ we(ſē) ſunder ſere.
Ere werc ſuln en uolgen. vñ ſuln (ſe b)ringen.
Zo dem hemelriche. eder zo der hellewize.
De guote werc gebent zo lone. de ewigē cronen.
De ouelen de ſin unſe ual. daz wizze wi ſeluē wal.
Dur umbe ſole wi de ouelen miden. vñ ſuln de gōtē (liu)en.

Hir na ſa ſente iohan.[2]) uffe einen wizzē (wolk)en ſizzē einē man.

1. O. 14, 13. — 2. O. 14, 14.

VI, 5ª de hatte eine guldine | cronen an. vñ eine scharfe snaden inder hant.
Ein engel hiez ene meien gan.[1] dar he sa daz corn rife stan.
Do sa ich al zo hant. war ein engel troch eine segeden inder hant.[2]
De ne solde daz nicht uermiden. he ne solde de windruuele uer sniden.
Vñ legen se inde brake. dar solde men se inne zo brechen.
Den he uffe dem wizzẽ volkẽ sa komen. de be zekenet gotes sone.
Die hir neder komet in dem lesten tage. vñ uort in siner hant eine suaden.
De bezeikenet gotes orteil vñ sinẽ zorn. de werlt dat is daz rife corn.
De windruuele daz sin de werc. de man dan inde boake wirf(t).
Vñ drucket dar uz. ouel vñ guot.
Vnde gift lon manliche na sinen schulden. Got gift uroude sinen holden.
De bosen werdent uerdomet. vñ en wirt ouele gelonet.
Nu denke manlich des de zit. daz he dem weize si gelich.
Daz he nicht also ein cas uz ulege. suenne men ouel vñ gȯt sal scheiden.
He leite hir als sicherliche. daz he dem windruuele geliche.
Wirt de weize zizania. vñ de windruel labrusca.
Se werdet uerworfen schire. men bernet se in dem vvre.
Dit endet also de selue mã. de die suaden uorde ĩ de hant.
NA dem dat diz was uergan. do sa ich indem hemele stan.[3]
VI, 5ᵇ Siuen engele al zo haut. er aller lich hatte eine | schalen an siner hant.
Dar was gotes wrake vñ zorn an getan. de inden lesten ziten solde vollen gan.

1. O. 14, 15. — 2. O. 14, 15. — 3. O. 15, 1.

Ich ſa inden ſeluen ſtunden.[1] alſo ein gleſen mere
mit vvre gemenget.
dar ſtunden bi goteſ holden. de daz tier nicht an betē
ne wolden.
Vn̄ ne waſ nuwet lanc. ſene ſungen den ſanc.[2])
Den moyſeſ ſanc ouer dem roten mere. do (got)
drenkede pharaoneſ here.
Do daz lof waſ getan.[3]) do ſa ich indem himelriche
ein mūſter offen ſtan.[4])
Dar gingen uz ſiuen engele reine. mit wizzen cleidē
vn̄ mit edelen geſteine.[5])
Er aller lich. hatte einē gortel herlich.
De waſ van roten golde. nu merket waz dar weſen
ſolde.
Ein der uier tier quā alzo hant. vn̄ tete aller engellich
eine ſchalen an de hant.
Dar waſ manich plage inne behalden. de komen ſolde
den iungen vn̄ den alden.
Do wart daz templū en binnen al ein ròc. dar ne
kunde nemā in komen oug.
Er de plage were vollen gan.[6]) de die engele ſolden
beſtan.
Ein ſtīme gebot den engelen haſteliche. dat ſie die
plage brechten in ertriche.
De erſte engel ne beite nicht lanc.[7]) he machete uil
wundē al zo hāt.
Vn̄ manich ſer. den. die an gebetet hattē daz tier.
Vn̄ ſinen namen ſcriuen. vn̄ ſich zo eme hattē ge-
uligen.
De ander engel brachte eine plage grot.[8]) he mache^te^
daz mere al ein blot.
VI, 6ᵃ Daz dar leuende | inne waſ daz moſte ſteruen. vn̄ al
uerderuen.
Die dritte dere michele not.[9]) he machete de brunnen
vn̄ de wazzere al ein blot.

1. O. 15, 2. — 2. O. 15, 3. — 3. O. 15, 3. 4. — 4. O. 15, 5. — 5. O. 15, 6. — 6. O. 15, 8. — 7. O. 16, 2. — 8. O. 16, 3. — 9. O. 16, 4.

Vn̄ ſprach do mere.[1] got were ein recht richtere.
Ouer de die ſine holden hatten gemartelot. dar umbe worde ere wazzere ein blot.
Ein engel ſprach uon deme altare do.[2] iz ſolde komen alſo.
De uierde machede de pine. mit dem ſunnē ſchine.
Se waſ heiz iemmermere. vn̄ uerdurede alle dinc ſere.
De uiſte brachte eine plage. ureiſliche.[3] he machete de meiſtere deſ tiereſ riche.
Von unſinne zo bizzen ſe ere zungē. wante ſe got uerſmaden to allen ſtunden.
Die ſeſte engel brachte eine pine grot.[4] de drugete eufraten de grozen ulot.
Dat man druchuoze mochte dar ouer gan.

A.	C.
do ſa ich iohan.[5])	Do ſach ik vt des draken munde dan[5])
Vzo deſ draken mude vn̄ de tiereſ ureiſlich.	vn̄ des deres vreſlik
dro ouele geiſte uaren uorſhen gelich.	Dre ouele gheyſte varen vroſcenlik[6])
ſe taden zeichene grot.[7])	De doden tekene grot[7])
ſe ſameneden de uorſten vn̄ de konige oug.	De ſammelden de koninghe vn vorſten ok
Zo dem grozen tage	To den groten daghen
den de alweldige wolde habe.	Den de alweldighe got wolde hauen.
De komet alſo ein dief.[8])	De komet als en deſ[8])
de dan wachēt de ſin eme lief.	Den de waket de zint em lef.
Vn̄ de hebbet ſolike cleider an.	Vn̄ de hebbet alzulke cleyder an
dat ſe mit eren mogen in ſine brutlouſt gan.	De ſe an ſiner brutlacht moghen ſtan.
De ſiuede quā in den hemel grimme.[9])	De ſeuede quam an deme heuene grymme.[9])
zo hant quā uon deme trone ein ſtime.	To hant quam van den torne en ſtemme
De ſprach iſ iz getan.[10])	De ſprak it is ghedan.[10])
do quā de bliſme vn̄ de donre gan.[11])	De quam de blixeme vn̄ donre gan[11])

1. D. 16, 5. — 2. D. 16, 7. — 3. D. 16, 10. — 4. D 16, 12. — 5. D. 16, 13. — 6. Hdschr. vroſtenlik. — 7. D. 16, 14. — 8. D. 16, 15. — 9. D. 16, 17. — 10. D. 16, 18. — 11. D. 16, 18.

Die heidenen ſtete uilen dar nider.
de hagel quā ſide(r.)|
VI,6b Vnde tede en ſoliche not.
daz ſe got uerſmaten oug.

Deſe bezeichenūge iſ getan.
alſo ie hir ſuln uerſtan.
Die ſiuen engele ſin de p'digere.
de alle tage kundiget vn̄ leret.
Daz got ſinen zorn zo leſten wil wreken.
ouer alle de die ſin bot breken.
De ſulen zo iungeſten manige plage liden.
de hir nu eren willen driuen.
Daz gleſene mere dat mit vvre gemenget iſ.
dat iſ de heilige toufe uile gewiſ.
Daz vvr iſ de heilige geiſt.
de lutteret unſ inder toufe alreſt.
Von allen unſen ſunden.
de bi dem mere ſtunden.
Dat ſin de ere criſtenheit haldent iem' mer.
vn̄ nicht ane betent daz tier.
Noch in em nicht gelouuet.
noch ſinen namē nicht ne ſcriuen an ere uore houuet.
Se ſuln louen iemermere.
got unſē herrē.
Alſo ene moyſeſ tede indem roten mere.
do he drenkede pharaoneſ here
Daz bethehuſ dar de engele quamē uz gegan.
dat iſ de criſtenheit al ſunder wan.
Se p̄digete ouer al ertriche.
der werlt gemeinliche.

De heydenen ſtede villen darnedder
De hughel de quam ſedder
Vn̄ dede ene grote not
Dat ze got uorſmaden ok.

Expoſicio.

Deſſe betekeninghe is ghedan
Alzo gij hiir zolen verſtan.
De ſouen enghele zint de .vii. predikere
de alle daghe kunghet de lere
Dat got zinen torn to leſten wil wreken
ouer de de zin bot breken.
De zolen menghe plaghe liden.
De hiir na erem willen driuen.
Dat gleſene meer do mit vuͤren
Dat is de hilghe gheyst al wis
Dat vur dat is de hilghe gheſt
De lutteret vns an der dope aller erſt
Van al vnſen zunden.
De by dem mere ſtunden
Dat zint de by dem louen bliuet iummer mere
vn̄ nicht an bedet de dere
Noch nicht an em en louet
Noch ſinen nomen ſcrivet an ere vorhouet.
Se zolen louen iummermere
An got vnſen heren
Als Moyſes dede in dem roden mere.
Do he drenkede Pharaonis her.
Dat bedehus dar de enghel quam vt gan
Dat is de criſtenheyt al zunder wan.
De predikere ouer al ertrike
de werlt menlike

Se warē lutter vn̄ reine.	Se waren lutter vn̄ reyne
vn̄ glichet dem edelen. steine.	Vn̄ liket deme edelen steyne.
De die zuo wende zo gatere zuit.	De twe wande te zamende tet
de heidenschaf vn̄ de iudeschen diet.	Betekent de heydenen vn̄ dat iudesche det
Got selue is de winkelstein.	*Dat* zuluuen is de winkelsten.
de brachte de zuei ouer ein.	De bracht do twe ouer en

(A.)

In den seluen stunden. do ene de hirte[1]) vn̄ de dre konīge vvnden.
Inder cribben vn̄ ī der stat zo bethlehem. dar quamen se alle ouer ein.
Vn̄ bekantē eme des. dat he konīc vn̄ herre was.
Ouer al de dinc. de in |.....che sint.|[2])

VI, 7ᵃ Daz ere gortele waren uon roten golde. daz is de wisheit de enbinnē[3]) vn̄ buten schinen solde.[4])
Mit lere vn̄ mit werken. dar se de werlt mite solden sterken.
Daz tier daz en die guldinē *sch*alen gaf. dat is de groze gotis craft.
De shale be zekenet gotis orteil na rechte. dar is inne beide hoffenūge vn̄ vorchte.
Wi suln hoffen zu dem hemelriche. vn̄ urochten uor de hellewize.
Wille wi gote wesen vndertan. so moge wi der plage wesen an.
Ne wille wi oug unse broche nicht be denke. so moze wi gotis zorn uzer shalē drinke.
De erste engel de dar machete de seren wunden. dat sin de ungebozten sunde.
De stinket uor gote iēmer m'. vn̄ machet de sele ser.
Die man de se nicht ne bot. de steruet ewiliche tot.
Dat daz mere is also ein blot. dat is der werlde vnstete mot.
De bliuet inder grozen vnsteticheit(it). de uerluset daz ewige lecht.

---

1. hirce steht. — 2. Dieser kleine Zeilennachtrag ist halb weggeschnitten. — 3. Hiernach ein Wort weggeschabt. — 4. O. 15, 6.

Daz blot daz die brūnē machete rot. de be zekenet de ualfchen ꝓpheten oug.
De mit erer unrechten lere. die rechtē fcrift ualfchet vn̄ uerkeret.
Got iſ die ware ſunne. de deſ zuiuelen de ſin dumme.
De ſuln durē vn̄ uerbrinen. in der ewigen flammē.
Deſ nicht ſolde geſchen. of ſe ſich helden ín daz ware ſunnē ſchín.
Daz wizze ie alle wol dat daz tier den duuel bezekenē ſal. |
VI, 7[b] Suſ riche iſ de helle vil gewiſſe. dar iſ iamer vnde duſterniſſe.
Vn̄ grot ſer zo allen ſtunden. uon zanſlagene bizzent ſe ere zungen.
Wante ſe an got nicht gelouueten. de wile dat ſe leueten.
Daz eufrateſ drugete de ulot. dat iſ dat uer gínc die groze ouer mot.
Den de uon babylonía taten. goteſ holden uro vn̄ ſpate.
Vn̄ wereten en den wec zo dem hemelriche. den uaren ſolde arm vn̄ riche.
Do de ulot waſ uer druget vn̄ uergan. do mochtē ſe drugeſ uozeſ gan.
De duuel iſ dem draken gelich. de die dre ouele geiſte uze ſinem munde liez.
De ſin den uorſcen[1]) dar umme glich. dat ſe ludet unnuzze alle zit.
Se ladet mit oren rochte uorſten zo den grozen tage. zo erer uer domniſſe dat ſi iu warliche ge ſaget.
Vnſ ſaget ſente iohan. dat ſi ein ſalich man.
De wache in deme tage. vn̄ ſo uile cleider haue.
Dat he ſine ſhemede hute dar. dat ſe nicht ne werde offēbar.
Domeſtach kumet alſo ein dieſ geuaren. dar ſich nemā kan uore be waren.

---

1. Es ſteht uorſten.

De ſleſet zo allē ſtunden. an ſinen grozen ſunden.
Komet de tot alſo ein dieſ dar en binnē. ſo ſal he deſ wol werden innen.
Dat he baz gewachet hauete. de wile dat he leuete.
De wachet an gutē werken. dat ſule ie wol merken.
Daz de iſ eiu ſalich man. he ſal diſ recht guot lon untfan.

IV.

1. Unter Hoffmanns Blättern befindet sich (XX, 14) noch ein Pergamentblatt des 14. Jhd. mit großer Schrift anf 4 Spalten, das eine Klage des Sathanas über die Minne (Gottes), die ihn getäuscht habe durch Christi Geburt von einer Jungfrau, zu enthalten scheint. Die obere Hälfte ist weggeschnitten.

a)	b) Do . . . . ſi ze helle kvmen[1])
. . . en.	von der wir me han vernomen
. . . .	Was ſi wunders hat geſtalt
(d)irre zit.	Beide mit macht vnd mit gewalt
. . . .	Ich weiz vil wol daz ich ſí ſach
. . . .	Do man mír dí helle brach
dvlt	Si was mít íenem kvmen dar
vlt	Zv aller vorderſt an der ſchar
. . .	Der mit gewaldeclicher hant
-wen	mich ſo ueſteclíchen bant
. . . .	daz ích ſit nimmer me vorwant
pracht	Mich dvnket an mínen ſinne
-den	dort balde ovch dí minne
ſchaden	Mit ir ſchare harte breit
(ſa)thanas	von der mír maníc herzeleit
ent was	Bí mínen zíten íſt geſchen
an tv	des mac ích wol von warheit íen
zv	al da ích wol von warheit íen
r kvmen	daz mír daz leít von ir geſchach

1. Weggeschnitten.

c) vnd irs geslechtes also vil	Dirre
ane maze vnde ane zil	vnd sch—
Daz alles von der selben vart	Do welle—
zv male mír genvmen wart	Danne v—
Diz schvf si so mít lísten	Dar nach
daz wír des nicht enwísten	daz er si
Vur war daz sin ein maít genas	Do sal—
vnde ín welcher forme er kvmen was	daz ist—
So lange vntz an di selbe(n) stvnt	vnd w—
daz er blvtíc vnd wunt	do hete
vur vnser herberge quam	vnd gir
vnd also schíre ich daz vornam	zv hand—
Vnd ích daz rote cleít gesach	was cl—
do dachte ích san daz íener sprach	vnd an
Der gar eín cleffere was	vnd an
dírre ysayas	vnd ich
Der saíte víl von siner kvnst	daz zeich—
vnd ovch von síner sígenvmst	do wart

2. In einer Handschrift, welche Freiherr von und zu Aufseß mit zur Versammlung der Geschichts- und Alterthumsforscher zu Dresden brachte (Gregor's des Gr. Moralia in Job. libr.), stehen folgende Reime von der Seele:

Ja diu sele adel froe diu get u for den ir diue. der ligham | ist der sele chamer wip er mac ir uerlisen den ewigen lip | diu sele shol ir selber ratent al ghut der diue gebitent shu | shol irsterbin der diu chint diu des lichamen ub'luu wrc sint | shu shol edelu chint ghewinnen dishu mugo cedem gotes erbe brigen ||

3. In einer andern Handschrift Desselben stehen die mehrbekannten Alphabete verschiedener Sprachen (Primo omniū littere linguar, a moyse inuente st), wonach die hebräischen, griechischen, lateinischen ABC, auch die Zahlen[1]), endlich die s. g. markomannischen oder normannischen Runen folgen, nach den bekannten Worten des Hrabanus Maurus: Litteras g'by utunt' marco-

1. Die griechischen Zahlen heißen hier: mia. dia. tria. tessera. pente. exa. epta. ogda. nia. deca. ecusi. trinti. serenta. pententa. exenta. eptenta. ogdenta. enianenta. ekaton. diacusin. triacusin. tetracusin. pentacusin. exacusin. eptacusin. ogdacusin. niacusin.

mani q^e ſ normannoſ uocam^s infra ſcriptaſ habem^9 a q^ib^9 originē qui t^heotiſcā locuut^r linguā trahunt. cū q^ib^9 carmina ſua incantationeſq; ac diuinationeſ[1]) ꝓcurant q^i adhuc paganor ritu inuoluunt^r.

Die darnach abgebildeten Runen heißen hier also: **asc. birith. chen. thron. ehc. fech. gibul. hagal. his. *glic*. lagu. man. not. othil. perch. chon. rebith. flugil. tac. hur. helac. hurn. ziu.**

4. Derselbe brachte auch mit zwei schöne Bruchstücke einer Pergamenthandschrift der Klage, zweispaltig geschrieben, also achtmal 52 Zeilen gewährend und die Lachmannschen Doppelzeilen 538—741 umfaßend, die ich abschrieb und von der Hagen zur demnächstigen Besprechung übergeben habe. Seitdem haben sich auch noch vier, zu senkrechten Streifen durchschnittene Blätter des von derselben Hand geschriebenen Nibelungenliedes dazu gefunden. Alle sechs Blätter sind so eben in dem wieder aufgelebten Aufseßischen Anzeiger für Kunde „der deutschen Vorzeit" 1853 St. I, S. 10—12 vorläufig näher beschrieben worden.[2])

5. Unter Meusebach's Pergamentbruchstücken befinden sich 2 zusammenhangende breite Blätter einer sehr verschwenderisch geschriebenen Pergamenthandschrift des Otnit (des ganzen Heldenbuches?), die mehr zu den Pfälzer Handschriften Mone's als zur Wiener Handschrift Ettmüller's neigen.[3])

6. Bei Köpke's Passionale ist S. VI. VII. XIII. eine Pergamenthandschrift desselben übersehen worden, die wenigstens 29 Heilige (von Christophorus bis Katharina) auf 188 Bl. in 31,600 Reimzeilen umfaßt. Sie befindet sich zu Schwerin und ward 1840 von Lisch in den Jahrbüchern des Vereins für meklenburgische Geschichte (V, 207) besprochen, wobei schon damals auf die Stuttgarter Handschrift (Köpke S. VII) verwiesen ward, die in Graffs Diutiska (3, 67—68) aufgeführt war.

7. Das in denselben oben genannten Jahrbüchern des Vereins für meklenburgische Geschichte VII, 225 mitgetheilte Pergament-

---

1. Hier fehlt das gewöhnliche significare.

2. Hab' ich vollständig herausgegeben, mit einem Schriftbilde, im Monatsberichte der Berliner Akademie der WW. und daraus im besondern Abdruck. H.

3. Sie gehören zu meinen Blättern des Otnit (Grundriß S. 6), sowie meine seitdem gefundenen Blätter des Wolfdietrich. Beide sind die nächste Quelle Kaspars von der Roen, in meinem Heldenbuche Th. 2. H.

bruchstück, worin die Namen Antiſſan von Scozzen, Beamunt de marſcalc, Gervalch, ...ogotes owe is ſe (die Stadt) genant, vorkommen, ſoll noch nachgewieſen werden. Benecke's mittelhochd. Wörterbuch, das ſich bei Aufnahme von Eigennamen des karolingiſchen Sagenkreiſes entſchlagen hat, gibt keine Auskunft.

8. In der Zeitſchrift des Vereins für thüringiſche Geſchichte und Alterthumskunde (Jena, Frommann 1852) I, 53 hat H. Rückert Bruchſtücke in thüringiſcher Mundart mitgetheilt: Eya liebe kunigin ꝛc. und Nu clage ich dir die brechin min.

9. Im Archive des Vereins für Niederſachſen (Neue Folge: 1851) hat Gödike S. 179 über Reinfried von Braunſchweig gehandelt, S. 282 Reimſprüche Freidanks ꝛc. an einem Hauſe mitgetheilt.

10. Im Archive des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg (Würzburg 1851) II, 23. S. 1—66 hat Ruland die bekannte ſ. g. Würzburger Pergamenthandſchrift der Münchener Univerſitätsbibliothek ausführlich geſchildert.

11. In der Antiquar Tidſkrift udgivet af det koniglike Nordiſk Oldſkrift ſelſkab (Kopenhagen, 1850) I. theilt Hammersheimb Færœiſke Kvæder zur Hervararſaga mit.

IX.

Urtheile provenzalischer Dichter über Sprache und Sitten der Deutschen.*)

Die provenzalischen Verse, in welchen deutsche Sprache und Sitten erwähnt werden, verdanke ich Herrn Dr. Mahn, welcher die Lieder, aus denen sie entnommen sind, bei seinem neulichen Aufenthalt in Paris vervollständigt hat, und diese Verse anfänglich in unsrer Deutschen Gesellschaft selbst in prosaischer Uebersetzung vortragen wollte, mich aber dann aufforderte, sie im Sylbenmaaß der Urschrift zu übersetzen und so mitzutheilen.

Es sind nur zwei aus wenigen Versen bestehende, aber doch keine unwichtigen, wenn gleich nicht unbefangene, sondern bittere Aeußerungen enthaltende Stellen, und zwar von demselben Dichter, Peire Vidal, der zu Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebte; und aus dem ganzen bis jetzt bekannten Vorrath provenzalischer Gedichte möchte sich, außer einer dritten Stelle, die ich nebenbei erwähnen werde, kaum noch mehr Ausbeute dieser Art gewinnen lassen. Das könnte auf den ersten Anblick befremden, da die Provence nicht fern von Deutschland, ja besonders zu damaliger Zeit fast als ein Grenzland betrachtet werden konnte, erklärt sich aber dadurch, daß die Provenzalen mit den Deutschen wenig in Berührung kamen.

Die Verse des ersten Liedes sind nun folgende:

Ihr Deutschen, niedrer Sinn,
Frech, ruchlos, wohnt euch inn',
Und wer sich euch gibt hin,
Leid wird ihm statt Gewinn.

*) Vorgelesen in der Deutschen Gesellschaft am 27. Nov. 1851.

Die des zweiten Liedes lauten:

Die Deutschen find' ich grob, find' ich gemein.
Legt ihrer Jemand sich auf Höflichkeit,
Zum Sterben lang wird Allen dann die Zeit.
Und ihre Sprache geht zum Ohr uns ein
Wie Hundsgebell. Nicht Herr möcht' ich deßwegen
Von Friesland sein; dann hört' ich immerdar
Die Kläffer; der Lombarden frohe Schaar
Lob' ich und meinen blonden Schatz dagegen.

Die vier Verse des ersteren Liedes sind die Schlußzeilen desselben und zugleich die zweite Hälfte des sogenannten Geleits, in dessen erster Hälfte das Gedicht angeredet und an den König Peter von Aragon geschickt wird. Diese letzten hier mitgetheilten vier Schlußzeilen beziehen sich nach Diez in dessen „Leben und Werke der Troubadours" auf die Undankbarkeit der Deutschen gegen lombardische Städte. Vidal zeigt sich hier wie anderwärts als Gegner der Deutschen, und dieß war die Wirkung seines Aufenthaltes in Italien, wo Kaiser Heinrich VI. Freunde wie Feinde mit grausamer Staatskunst gemißhandelt hatte. Sein Urtheil über den deutschen Charakter ward also hiedurch hervorgerufen, das er dann in einem an die Pisaner wegen eines Sieges über die Genuesen gerichteten Liede, in welchem sich die acht zuletzt mitgetheilten Verse befinden, noch stärker wiederholt, und dabei Friesland, weil dieß Land wegen seines Reichthums unter den deutschen Ländern sich auszeichnete, hervorhebt, wie denn auch ein anderer provenzalischer Dichter, Bernart von Ventadour, von den „reichen Friesen" spricht. Wie unrichtig das Urtheil Vidals über den deutschen Charakter im Allgemeinen ist, verdient übrigens keine Widerlegung, da die deutsche Treue im Mittelalter sprichwörtlich war.*)

*) Beiläufig bemerke ich, um die Urtheilsfähigkeit Vidals noch mehr in Zweifel zu ziehen, daß derselbe, obgleich einer der fruchtbarsten, vielseitigsten und besten Troubadours, doch zugleich einer der größten Sonderlinge war, und seine Eitelkeit, seine Selbstverblendung, besonders mit Rücksicht auf seine Unwiderstehlichkeit bei den Frauen, und auf seine Tapferkeit, sich bisweilen zur wirklichen Verrücktheit steigerte. Er sagt in einem seiner Gedichte: „Wenn ich bewaffnet zu Rosse sitze, so zertrete und zermalme ich alles, was mir im Wege steht; hundert Ritter habe ich ganz allein gefangen, und hundert anderen die Rüstung abgenommen; hundert Frauen habe ich weinen, und hundert andere lachen und scherzen gemacht." Ein paar einzelne Züge seiner Verrücktheit sind folgende: In Cypern, bis wohin er den König Richard Löwenherz auf einem Kreuzzuge begleitete, vermählte er sich mit einer Griechin und kehrte sofort nach Europa zurück.

Eher scheint seine Schimpfrede auf deutsche Sprache und deutsche Sitten Widerlegung oder doch Beschränkung und Berichtigung zu fordern. Was nun die Höflichkeit oder feine Sitte des Umgangs betrifft, so standen die Deutschen darin den südwesteuropäischen Völkern unstreitig nach, wie denn die Wörter Courtoisie und Galanterie Letzteren angehören. Noch im 16. Jahrhundert setzt Erasmus von Rotterdam in dem höchst launigen und witzigen Gespräch: „Diversoria,“ das die Aufnahme Reisender in einem deutschen Wirthshause auf dem Lande betrifft, die deutschen Sitten, freilich mehr in Bezug auf die mittleren und niederen Volksklassen, den französischen weit nach; und wer jemals auch in unsern Tagen in einem dörflichen Wirthshause Abend und Nacht unter Bürgern und Bauern, Fuhrleuten und Knechten, Juden und Christen auf Bank oder Stroh hat zubringen müssen, wird des Erasmus Beschreibung noch jetzt ziemlich anwendbar finden. Erasmus hat auch die Trunkenheit nicht vergessen, die nicht minder Dante im Inferno den Deutschen zuschreibt, indem er sie im 17. Gesange lurchi (Schlemmer) nennt. Dieses Lasters wird hier nicht gedacht, desto beißender aber der Sprache, die auch der Provenzale Peire de la Caravana eben so bezeichnet: „Die Deutschen, — sagt er, — mit ihrem Kauderwelsch bellen wie die Hunde.“ Und nicht minder ungünstig lauten frühere und früheste Aeußerungen. Pomponius Mela, der römische Erdbeschreiber im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, sagt, daß ein römischer Mund die deutschen Wörter kaum aussprechen könne, und Nazarius, drei Jahrhunderte später, versichert, der Klang derselben errege Schauder. Wenn man hiebei auch den damals überhaupt verweichlichten Griechen und Römern kein unparteiisches Urtheil zutrauen darf, und wenn auch Karls V. Witzwort, daß er mit seinen Pferden deutsch spreche, nicht von großer Bedeutung ist, so setzt doch auch ein Neuerer, Jenisch, in seiner 1796 erschienenen philosophisch-kritischen Vergleichung und Würdigung von vierzehn älteren

---

Man wußte ihn zu überreden, seine Gattin sei eine Tochter des Kaisers von Constantinopel und gebe ihm Ansprüche auf den kaiserlichen Thron. Diese Ansprüche beschloß er zu verfolgen; er sparte jeden Pfennig zur Ausrüstung einer Flotte, nahm einstweilen das kaiserliche Wappen an, ließ sich Kaiser benennen, und bediente sich eines Thrones. — Einer andern Dame wegen, mit Namen Loba (Wölfin), ließ er sich Wolf nennen, kleidete sich in einem Anfall von Wahnsinn in ein Wolfsfell, und ließ sich von den Hirten mit Hunden jagen, wäre aber beinahe todtgebissen.

und neueren Sprachen, einer gekrönten Preisschrift, die deutsche Sprache hinsichtlich des Wohlklanges nicht nur den übrigen germanischen, der dänischen, schwedischen, englischen und holländischen, sondern auch den sämmtlichen slavischen Sprachen nach. — Nehmen wir also dem Troubadour seine Vergleichung nicht übel, obgleich doch zu seiner Zeit, die Zeit der Hohenstaufer, die deutsche Sprache einen größern Wohlklang hatte als jetzo! Trösten wir uns mit den höheren Vorzügen, welche der deutschen Sprache vor vielen eingeräumt werden müssen, der Ursprünglichkeit, dem Reichthum und Nachdruck, der Freiheit in der Wortstellung und Bildsamkeit! Streben wir aber unsere Sprache wohllautender zu machen, d. h. soweit es mit dem Geist, mit der Eigenthümlichkeit derselben vereinbar ist, durch Abschleifung, durch Unterdrückung harter und hauchender Laute, durch Verringerung der Mitlauter, ihr das Mißlautende so viel wie möglich zu benehmen.

K. L. Kannegießer.

X.

Ableitung und Verdeutschung.

1. hunsl von A. Kuhn.

Die etymologie des goth. **hunsl**, welches in den bedeutungen *θυσία, προςφορά, λατρεία* auftritt, ist seit lange das kreuz der etymologen gewesen und Grimm sagte noch in der mythologie, daß er die wurzel des wortes nicht errathe; Maßmann dachte an **hinthan** capere, Graff an wurzel **hu** und kam somit wie ich glaube dem wahren ursprunge des wortes am nächsten, allein bei seiner ableitung erklärten sich wohl das ags. **hûsel** engl. **housel**, aber das **n** des goth. wortes sowie das des abtn. aschw. **hunsl**, nbf. **hûsl** mußte bedenken hervorrufen, da ein solcher einschub eines **n** durch nichts gerechtfertigt schien. Ich versuche die geschichte des wortes weiter hinaufzuleiten und hoffe so zu einem befriedigenden ergebniß zu gelangen.

Ich habe kürzlich an anderem orte (zeitschr. f. vgl. sprachforschung II, 455) einige deutsche stämme besprochen, deren auslaut ein **n** zeigt, welches sich durch vergleichung mit den verwandten sprachen als ein ursprünglich der wurzel nicht angehöriges ergiebt. Mehrere wurzeln bilden nämlich im sanskrit, griechischen und lateinischen ihr präsens und imperfectum von einem durch **n** erweiterten stamme, wogegen in den übrigen temporibus die reine wurzel ohne dies **n** wieder hervortritt. Diese erscheinung zeigt z. B. die skr. wurzel **ar**, griech. *ὀρ*, die in jener sprache ihr präsens **ṛṇómi** bildet, in welchem sich die wurzelsilbe **ar** zu **ṝ** geschwächt hat wegen des auf der zweiten silbe stehenden accents, der zugleich die verstärkung

der ursprünglich nu lautenden silbe zu no hervorgerufen hat. Diesem ṛṇomi steht das griechische ὄρνυμι zur seite, in welchem umgekehrt die erste silbe die vollere wurzelform bewahrt hat, da auf ihr der accent ruht, während die anhängungssilbe nu sich nach durchgreifendem griechischen lautgesetz zu νυ gestalten mußte, da im allgemeinen skr. u durch griech. υ vertreten wird. Im aorist dagegen zeigen beide sprachen in voller übereinstimmung die wurzel ohne jene stammerweiterung z. B. in den sich genau entsprechenden formen der 3. pers. sg. ârta und ὦρτο. Neben jenem skr. ṛṇomi bestehen nun noch gleich gebräuchliche präsensformen ṛṇâmi und ṛṇvâmi, von denen erstere sich besonders häufig mit der bedeutung fließen, fließen laßen findet, also dem goth. rinnan nhd. rinnen entspricht. In diesen hat sich nun aber das n unlösbar mit der wurzel verbunden und ein gleiches ist bei einigen anderen wurzeln geschehen, wie ich am angegebenen orte gezeigt zu haben glaube.

Im prakrit, der uns vorzugsweise in den dramen erhaltenen volkssprache der Inder, haben nun die der genannten kategorie angehörigen verba ganz in derselben weise wie in den deutschen sprachen das ursprünglich auf präsens und imperfectum eingeschränkte n in die bildung der übrigen tempora mit hinübergenommen und außerdem ist diese bildung auch bei einigen wurzeln eingetreten, bei denen sie im sanskrit noch nicht auftritt; zu diesen gehört namentlich die wurzel hu, die im skr. ihr präsens ǵuhomi im pkr. dagegen huṇâmi bildet. Was die bedeutung dieser wurzel anlangt so ist sie im skr. und pkr. übereinstimmend opfern; das griechische χέω, das wie der epische aorist ἔχευα zeigt für χεύω steht, sowie das gothische giutan, deßen wurzel durch t erweitert ist, zeigen aber, daß der ursprüngliche begriff des wortes gießen war, daß die Inder mithin zunächst damit nur die trankspende bezeichnet haben können. Diesen begriff zeigt denn auch zu weiterer bestätigung das von derselben wurzel abgeleitete wort für die trankspende bei Indern und Griechen, nämlich skr. homa, gr. χεῦμα, die sich beide genau entsprechen.

Kehren wir nach diesen auseinandersetzungen zu unserem gothischen worte zurück, so schließt es sich seiner bedeutung nach klar und unbedenklich an jenen im prakrit erhaltenen stamm huṇâmi an, von dem es mittelst des suffixes sl gebildet ist wie threihsl von treihan drängen, = unserm nhd. drangsal, skohsl von ahd. skiuhan scheuen,

schruchen, = unserem nhd. scheusal, und wir sehen das n des erweiterten stammes grade so vor diesem suffixe auftreten wie bei einer ableitung von dem oben besprochenen rinnan, nämlich bei nhd. rinnsal, welches schon im altn. rensl auftritt. Die bedeutung von wurzel hu im skr., huṇâmi im prakrit ist dann auch wie die von hunsl nicht auf das trankopfer beschränkt, sondern bezeichnet opfer jeder art. Wenn demnach begriff und laut unserer ableitung entschieden zur seite stehen, so darf doch nicht unberücksichtigt bleiben, daß das gesetz der lautverschiebung an dem anlautenden h nicht durchgedrungen ist, denn nach ihm müßte die gothische form gunsl lauten. Allein hierbei ist zu erwägen, daß das skr. h in den meisten fällen kein ursprünglicher consonant ist, sondern meist nur als der rest einer einst vorhandenen aspirata der verschiedenen mutae auftritt und zwar in den meisten fällen als überbleibsel eines alten gh (vgl. z. B. goth. maihstaus *κοπρία* skr. mehati, effundit, mejit mit skr. megha nubes u. a.); nun zeigen aber die deutschen sprachen, daß wo die reine aspirata h einmal sich entwickelt hatte, keine weitere lautverschiebung eintrat, wie z. b. goth. haban, bereits unverschoben gegen lat. habere, durch alle deutschen dialecte sein h bewahrt. In gleicher weise steht dem skr. hṛd, hṛdaya das herz, gothisches hairtô mit gleichfalls anlautendem h, also unverschoben, zur seite, und auch hier bewahren sämmtliche dialekte das h. Aus dem letzteren sanskritworte geht aber zur genüge hervor, daß bereits in ältester zeit im gothischen wie im sanskrit sich die reine aspirata h aus mutis entwickelt habe, denn das lateinische und griechische zeigen in cor und *καρδία* noch die muta an der stelle desselben, demnach darf man kein weiteres bedenken hegen, daß auch hunsl gleichen stamm wie huṇâmi habe.

Nun hat man aber zur skr. wurzel hu und zum griechischen *χέω* bisher stets das goth. giutan unser nhd. gießen gestellt und wie ich glaube mit recht, indem man eine nicht seltene wurzelerweiterung durch t annahm. Soll nun die sanskritwurzel hu im gothischen eine doppelte vertretung haben, eine mit verschiebung des anlauts und eine ohne dieselbe? Ich trage kein bedenken die frage mit ja zu entscheiden. Wir finden nämlich mehrfach bei wurzeln, die mit aspiraten beginnen, daß sich im laufe der zeit verschiedene wurzelformen zugleich mit veränderter bedeutung bilden, so tritt z. b. im sanskrit der Veda's die wurzel bhar mehrfach in der blos aspirirten

form har mit der bedeutung bringen auf, während sich in späterer zeit beide fest gesondert haben und **bhar**, unser gothisches **bairan**, lat. **ferre**, griech. *φέρειν* tragen, bringen, **har** dagegen davon tragen, wegnehmen, rauben heißt und das griech. *αἱρεῖν* sich zur seite stehen hat. Eine gleiche entwicklung nehme ich bei der wurzel **hu** an, als deßen älteste form **ghu** anzusetzen ist, wie *χέω* und **giuta** beweisen, das dann nach regelrechter lautverschiebung für die sinnliche und ursprüngliche bedeutung und mit der erweiterung durch **t** sich zu **giuta** gestaltete, während der rest der ursprünglichen aspirata **gh**, nämlich die reine **spirans h**, sich in **hunâmi**, goth. **hunsl**, erhielt und für diese wurzelform die verengerte bedeutung des opferns, die aus der bedeutung der trankspende hervorging, behielt. Für diese bedeutungsentwicklung sprechen denn auch noch ganz besonders die ableitungen **unhunslags** unversöhnlich und **hunsljan** opfern, durch welche Ulfilas das griechische *ἄσπονδος* und *σπένδειν* übersetzte.

---

2. Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Hamburg.

Bey Gelegenheit der Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutung des Namens Preußen hatte ich im Vorbeygehen in einer Anmerkung eine Vermuthung über die Bedeutung des Namens der Stadt Hamburg ausgesprochen, nach welcher in Hamburg und Hamm die dänische oder schwedische Form und Aussprache des deutschen Wortes Hafen stecken möchte, welche dann zugleich auch ehemahls niedersächsisch gewesen seyn könnte. In formeller und begrifflicher Beziehung ließe sich wohl nichts dagegen einwenden. Eine besondere historische oder geographische Untersuchung war mir aber damahls aus Mangel an Zeit und Hülfsmitteln nicht möglich. Seitdem habe ich Gelegenheit gehabt, die Sache auch von dieser Seite ins Auge zu fassen, und ich habe in Folge dessen gefunden, daß der Name Hamm und Hamburg einen andern Ursprung hat. Die alte Form des Namens Hamburg, nämlich Hammaburg, führt auf das Richtige. Hiernach kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß für Hamm sowohl als Hamburg das altdeutsche **hamma**, Kniebeuge, Kniebug, dann Biegung, Krümmung überhaupt, das zu

Grunde liegende Etymon ist. Bey Hamburg theilt sich die Elbe in viele Arme und Zweige, und bildet so an mehreren Orten bedeutende Krümmungen. Wo die Krümmung des einen rechten Arms am größten war, lag dicht an der Elbe das Dorf Hamm, welches früher vorhanden war als die alte Hammaburg, die erst später etwas weiter nördlich am Einfluß der Alster in die Elbe erbaut wurde. Das Dorf Hamm liegt jetzt nicht mehr an der Elbe, sondern etwas weiter rechts, aber ehemahls lag es dicht an derselben, an der nun sogenannten alten Elbe. Das Bett der alten Elbe hat man trocken gelegt; das jetzige mehr links liegende Bett des Stroms heißt daher die neue Elbe. Hamm in Westphalen hat seinen Namen von demselben Umstande, es liegt nämlich am Zusammenfluß der Achse und Lippe; ein solcher Zusammenfluß zweyer Flüsse bildet an und für sich schon in den meisten Fällen eine Krümmung. Allen zu Hülfe kommt noch der Bopparder Hamm am linken Rheinufer und der Zeller Hamm an der Mosel, beydes Krümmungen dieser Flüsse. **Hamma** ist im Altdeutschen weiblich, als Eigenname wurde es männlich, oder es bestand auch, wie noch jetzt im Niederdeutschen, eine männliche Form daneben.

Nach anderen soll Hamburg von dem in der Nähe der Stadt befindlichen großen und sehr dichten Sachsenwald, dem letzten Rest von Urwald im germanischen Norden, seinen Namen haben. Das Wort „Hamme", sagt man, bedeute im Niedersächsischen „Waldung." Dadurch soll der Name Hammaburg entstanden seyn, den man einer Burg gab, die Karl der Große im Sachsenwalde erbaute. Außerdem habe man ein Dorf Hamm, und ein anderes Hammfelde. Kurz die ganze Gegend sey Hamm oder Wald gewesen, von dem noch jetzt ein nicht unbedeutender Theil vorhanden sey, welcher aber nicht zum Hamburger, sondern zum nahen Holsteinischen uud Lauenburgischen Gebiete gehöre.

Es wird aber von denen, die dieses behaupten, nicht nachgewiesen, daß Hamm wirklich im Niedersächsischen Wald bedeute oder bedeutet habe. In den mir zu Gebote stehenden Wörterbüchern finde ich das Wort nicht mit dieser Bedeutung. Sie geben dem Wort Hamm, m. und Hamme, f. allerdings noch die Bedeutung Zaun, Gehäge, umzäunte Wiese, Weidengrund, Sumpf, aber nicht die von Wald. Des Niedersächsischen Kundige haben darüber zu entscheiden, ob die Behauptung, daß das Wort auch Wald bedeute,

richtig ist, und ob die anderen dem Worte gegebenen Bedeutungen in ihrem vollen Umfange demselben zukommen. Sollte das erstere auch wirklich der Fall seyn, so scheint mir dennoch die von mir gegebene, durch wahrscheinlichere Gründe und durch Analogien unterstützte Etymologie den Vorzug zu verdienen.

C. A. F. Mahn, Dr.

---

3. —RID.

Professor E. Förstemann hat in der Aufrecht-Kuhnschen Zeitschrift I, 706—512 ein schönes Verzeichniß von mit der Wurzel **RID** zusammengesetzten Eigennamen mitgetheilt und dafür die Wurzel **Reidan**, **ritan** in Anspruch genommen. Dennoch sind auch ihm noch, wie dem deshalb von ihm angeführten sel. Graff, manche gleichgebildete Namen entgangen, welche ich bereits im J. 1838 (also ein Jahr nach Erscheinen des 3. Bandes von Graff's Sprachschatze) in meinen „Gothischen Urkunden von Neapel und Arezzo" (Wien, Beck: gr. fol.) Sp. 22—23 ausführlich besprochen hatte, woraus unter Anderem hervorgegangen sein würde, daß die Form **Optari*t*** nur im lateinischen Texte der neapolitanischen Urkunde vorkommt, die gothische Unterschrift dagegen wirklich **Ufta-hari** lautet; eben so daß der gleichfalls lateinisch angegebene Namen **Uuiliari*t*** in der gothischen Unterschrift **Viljari*th*** geschrieben wird, so daß das in Sigeberti Chronic. vorkommende **Bertari*th*** doch nicht so vereinzelt dastehen dürfte, wie F. (S. 511) meint, und doch vielleicht einen Sinn haben könnte. Die Schreibung des langobardischen Königsnamens **Pertari*t***, des weiblichen **Aldari*t***, des erwähnten gothischen **Optari*t***, eben so **Ohtri*t***, **Helpri*t*** sogar bei Wigand, in dessen **Tradit. Corbei.** sonst meist **—ri*d*** steht, (im richtigen Verhältnisse zum gothischen **—rith**) wie auch bei Ammianus Marcellinus IV. schon **Frigiri*d*us** (schwerlich **Friderigus**!) lehnen sich unmittelbar an den Namen des Friesenfürsten **Verri*t*us** bei Tacitus, so daß diese Schreibung lediglich lateinischer Mangel statt **—ri*th*** sein dürfte, gleich **Teutones**, **Teutoburgum** rc. Der

*) Einige andere sieh in L. Trossii in Cassiodori Variarum libros sex priores symbolæ criticæ. Hamm 1853. 8.

genannte Gothe Uuiliarit schreibt sich wie gesagt selbst in seiner eigenen Unterschrift mit gothischen Buchstaben Viljarith, obenein mit kaum zu verkennender Verbeßerung aus Viljaris, wodurch die durchgehende griechische Schreibung der Aussprache des gothischen th mit griechischem s und der Trieb griechisch fortzubeugen (-ρις, -ριδος, -ριδι, -ριν) erklärt wird, wie dies wieder für rith spricht. —

Es kommt nun darauf an, ob man eine Wurzel Reithan (oder Rithan, wovon raths, facilis?) oder Reidan (das nord. selbst ridha ist) ansetzen wolle. Das Nordische hat QueldRida und myrkRida (Abend- und Dunkelreiterinn?) für Zauberfrauen und holtRidi heißt den Waldschluchten entstiegen. Jenes Ridha ist übrigens nicht nur reiten, equitare. Man reitet bekanntlich noch jetzt in der Schweiz und in Bayern über den See, wie im Mittelhochd. und das von F. schon angeführte nord. segel-Râd (Segel-, Schifffahrt ꝛc.); agſ. ist Râde, iter und wie fertig von vart, so gehört zu jener Wurzel Reidan (expedire?) auch gaRaids, ahd. reiti, præparatus, expeditus.

H. F. Maßmann.

---

4. Vocalismus.

Knie in seiner Schrift über die zwei blind und taubstumm gebornen, Laura Bridgman und Eduard Meystre, führt aus der Beschreibung des Letzteren durch H. Hirzel, folgende Stelle an S. 315:

„Die Laute a und o, die ersten, welche er ausgesprochen hat, „bilden die Grundlage zweier, jedoch ganz verschiedener Reihen von „Stimmlauten, und diese sind die vorzüglichsten Bestandtheile der „Wörter, man muß dieselben folglich in allen Sprachen wiederfin„den. Es giebt im Grunde genommen nur jene zwei Vocale, und „alle andern Vocale, so zahlreich sie auch sein mögen, sind nur „Abstufungen derselben. Es handelt sich hier um den Laut und „nicht um Buchstaben. Im Französischen ist die eine dieser Reihen „von Vokalen: a, ai (ä), e, i; die andere: o, au (o), ou (u), „eu (ö), u (ü). (Bei den Lauten von ou (u) zu eu (ö) findet

„eine Unregelmäßigkeit in der Bewegung der Zunge statt, mit der „wir uns an einem andern Orte beschäftigen wollen.) Folgen wir „dieser Ordnung, indem wir von a oder o ausgehen, so werden „wir finden, daß sich die Zunge stufenweise hebt und in der nämlichen Art bei der umgekehrten Ordnung senkt. Dieses Spiel der „Zunge ist beiden Reihen gemeinschaftlich, es besteht in dieser Beziehung kein Unterschied zwischen beiden. Der einzige für den Tastsinn bemerkbare tritt in der Bewegung der Lippen hervor. Für „die Aussprache der Laute in der a-Reihe behalten sie ihre natürliche Stellung und nähern sich einander nach Maßgabe des „Fortschreitens in der aufsteigenden Ordnung; das umgekehrte Spiel „wird bei der umgekehrten Ordnung, nämlich beim Herabsteigen, „ausgeführt. Für die o-Gattung nehmen die Lippen die Form „dieses Buchstabens an, ziehen sich beim Fortschreiten allmählig „nach außen zusammen, oder thun umgekehrt das Gegentheil. In „Kürze könnte man sie dahin bezeichnen: die eine Bildung geschieht durch Annäherung, die andere durch ringförmiges Gestalten „und Zusammenziehen der Lippen."

Da mich diese Tonleiter der Selblaute sehr anzog, und ich darüber schon in Paris 1820 mit dem Grafen Schlaberndorf viel mich unterhielt, der in seiner Physique du language auf ähnliches gekommen war; ferner mit dem Hofrath Dubois (in seinem Kadmus) ähnliches besprach; dann mit dem Ordner unserer Deutschen Gesellschaft, Herrn Schulrath Otto Schulz, endlich auch mit dem Mitgliede unserer Deutschen Gesellschaft Pischon vielfach darüber verhandelte: so sind wir auf folgende einfache Tonleiter der Selblaute gekommen. Es gibt 3 Reihen der Vokale, welche Alle vom a ausgehen:*)

a { ä, e, i,
eu, ö, ü,
a, å, o, u,

Das Französische eu in der zweiten Reihe ist ein einfacher Laut und unterscheidet sich von unserem Deutschen ö gar sehr, indem es sich etwas leiser unserem Deutschen ä annähert, wie z. B. das Französische Jeu sehr von dem Laute ö in schön sich unterscheidet. Der

*) Vergl. hierüber noch Becker, Organismus der Sprache, und Rapp, phonetische Grammatik.

Laut å ist im Schwedischem sehr verschieden von unserm Deutschen a, z. B. in Åbo.*)

In der ersten Reihe hebt sich die Zunge, wie Hirzel sehr richtig anführt, und die Lippen erweitern sich. Bei der mittleren Reihe senkt sich die Zungenspitze in die Tiefe, aber die Lippen spitzen sich zu. Endlich in der dritten Reihe ist die Zungen-Stellung wie bei der obern Reihe und die Lippen-Stellung wie bei der mittlern, sodaß sich der Mund im Allgemeinen zuspitzt. Man kann diese Bewegung im Munde recht deutlich wahrnehmen, indem man die Spitze des kleinen Fingers an die Spitze der Zunge hält, und recht deutlich beim Aussprechen der ersten Reihe bemerkt, daß sich die Zunge nach vorne drängt, ferner daß bei der untersten Reihe der kleine Finger immer tiefer in die Kehle hinabsinkt, aber bei der dritten eine Harmonie zwischen Zungenspitze und Lippenstellung hergestellt wird.

Mit diesen zehn Vokalen ist die Tafel der einfachen Selblaute völlig erschöpft.

Für den Französischen Laut eu hatte ich mir anfangs ein einfaches Zeichen ausgedacht, nehmlich å̈, weil dieses den Deutschen und Schwedischen Laut gewissermaßen vermittelte, aber da man die Zeichen nicht unnöthig vermehren muß, so kann es auch bei der bisherigen Bezeichnung bleiben.

Göthe in seiner Italiänischen Reise (Werke Band 29, S. 186) sagt bei Gelegenheit der Unterhaltung mit Moritz als Etymologen, es galt damals die Vorstellung:

„Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Uebereinstim„mung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Ge„schlecht und seinen Organismus gebildet. Daher kommt denn, daß „theils aus innerem Grundtriebe, theils durch äußere Veranlassung „die sehr beschränkte Vocal- und Consonantenzahl zum Ausdruck „von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet „worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sei, daß die ver„schiedensten Autochthonen theils zusammengetroffen, theils von ein-

*) Das Franz. eu (ō) verhält sich zum Deutschen ö, wie å zu a. Beide Laute å und ō hat auch das Niederdeutsche in gån, stån (gehn, stehn) und bōren (heben), bōn (Bühne). Auch ein entsprechendes ā, verschieden vom gemeinen ä, hört man in Preußischer Mundart, wie im Französischen ai. H.

„ander abgewichen und sich diese oder jene Sprache in der Folge „entweder verschlimmert oder verbessert habe. Was von den Stamm„worten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die „Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und „bestimmter bezeichnet werden. Dieß möchte denn gut sein und als „ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich „beruhen.

„Hierüber find' ich in meinen Papieren folgendes Nähere:"

„Mir ist es angenehm, daß sich Moritz aus seiner brütenden „Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art „von Thätigkeit wendet, denn da wird er allerliebst. Seine Gril„lenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und seine Träu„mereien Zweck und Sinn. Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in „welche ich auch eingegangen bin, und die uns sehr unterhält. Es „ist schwer sie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will „ich's versuchen: Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet „erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, „sondern in der menschlichen Natur gegründet sind, und alle ge„wissen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen sie denn „auch ausgesprochen, ausdrücken."

Ich will mal versuchen, einige Gedanken, die hieher gehören möchten, weiter auszuführen. Es ist schon in unserer Gesellschaft öfter erwähnt worden, daß die Selbstlaute **i**, **a**, **u**, die Vollendung einer Sache andeuten. z. B.

Ri ra rum
Der Winter ist herum.
Ri ra rutsch
Wir fahren in der Kutsch.

Auch ist es auffallend, daß wenn ein Zeitwort einen Zustand ausdrückt, dasselbe durch Schwächung oder Verdünnung des Vokals in ein leidendes oder abhängiges Verhältnis gesetzt wird, z. B. **fallen** und **fällen**, d. h. fallen machen; wie auch im Lateinischen **cadere** und **cædere**. Auch für das Griechische hat **Wackernagel** eine solche Veränderung der Vokale nachgewiesen. Ferner: **schwimmen** und **schwämmen**; **gewohnen** und **gewöhnen**; **stutzen**, d. h. bei Verwunderung still stehn, und **stützen**, d. h. stehn machen, z. B. ein altes Haus was einfallen will. So deutet auch der Umlaut bei den Verkleinerungen auf Schwächung

des Begriffs z. B. Vater, Väterchen; Sohn, Söhnchen; Tochter, Töchterchen; Mutter, Mütterchen u. s. w.

Zeune.

---

5. Ueber Verdeutschung des Fremdwortes Philosophie.*)

Die gelungenen und hoffentlich auch nicht erfolglosen Versuche unseres von uns geschiedenen Genossen, jetzigen Schuldirectors Holzapfel in Magdeburg, die Fremdwörter im Heerwesen zu verdeutschen, haben den Wunsch in mir erregt, mich in ähnlicher Weise auf dem Felde der Wissenschaft, und zwar zunächst der Wissenschaft im allgemeinsten Sinne, der bisher so genannten Philosophie, zu versuchen. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich dabei eben mit diesem Worte anfange, und wenn ich es mir bei allen meinen etwaigen Vorschlägen zum Grundsatze machen werde, die schon früher dagewesenen deutschen Ausdrücke, besonders, im Fall sie einen vieljährigen Gebrauch für sich haben, allen neueren willkürlichen Schöpfungen, und demnächst kürzere, und daher vorzugsweise Zusammensetzungen oder Bildungen von Stamm- oder Wurzelwörtern mit Vor- oder Nachsylben den eigentlichen Zusammensetzungen vorzuziehen: so wird Jeder leicht vermuten, daß ich mit Hinsicht auf die erste Hälfte dieser Bemerkung, das Wort Weltweisheit statt Philosophie im Sinne habe. Die Kirchenlehrer und Gottesgelehrten setzten von früh an und besonders seit Gregor dem Großen im 6. Jahrhunderte die **sapientia secularis** oder Weltweisheit der **sapientia divina** oder der Offenbarung und der darauf gegründeten Gottesgelahrtheit entgegen, und dieser Gegensatz ist für die von dem Ansehen der Kirche sich lossagende Forschung noch immer von der größten Bedeutung. Alle andern stellvertretenden Ausdrücke enthalten keine Andeutung desselben sondern beziehen sich sämmtlich auf Wesen und Inhalt, z. B. All- oder Grund- oder Vernunftwissenschaft, Wissenschaftslehre, oder gar Wissenschaftswissenschaft, welcher letztere schon wegen Wiederholung

*) Vorgelesen in der berlinischdeutschen Gesellschaft am 19. Februar 1852.

desselben Wortes, wegen Länge, Unbeholfenheit und Widerspenstigkeit, andre Redetheile davon abzuwandeln, sich wenig empfielt. Und doch möchte Wissenschaft in letzterer Hinsicht noch eher zu gebrauchen sein als Weisheit, insofern das Eigenschaftswort wissenschaftlich längst im Gebrauch ist, auch das Hauptwort Wissenschafter durch die ähnlichen Wörter Kundschafter, Wirthschafter, Gesellschafter gerechtfertigt werden kann, und man aus demselben Grunde auch wohl das Zeitwort wissenschaften nicht zurückweisen dürfte. Hat doch Göthe das bekannte geheimnissen oder hineingeheimnissen gebildet, das sich nun Niemand zu gebrauchen scheuen würde. Ueberdieß hat es das Zeitwort firnissen für sich; und wollte man mit einem einzelnen Vorgänger für die Bildung eines Zeitwortes von einem Hauptwort auf heit, worauf es hier mit Beziehung auf Weisheit ankommt, zufrieden sein, so ließe sich bewahrheiten anführen, das Adelung in seinem Wörterbuche freilich „ein albernes Wort einiger Neulinge" nennt. Und so ließe sich denn auch aus Weisheit und Weltweisheit das Zeitwort weisheiten und weltweisheiten bilden, von welchen mir das Erstere als das kürzere, unzusammengesetzte und hinreichende lieber wäre. Das Eigenschaftswort weisheitlich für philosophisch würde ferner wohl noch weniger Widerspruch oder Abneigung finden, da gelegenheitlich nicht ungebräuchlich ist, wenngleich das kürzere zusammengezogne gelegentlich mehr beliebt wird, und da man auch bereits einheitlich für individuell (namentlich ich selbst in der Uebersetzung von Oersteds Werken) gewagt hat. So wären dann, selbst ohne Hinzuthun von Weisheiter für Philosoph, die nothwendigsten Redetheile von diesem Stamme durch Weltweiser, Weltweisheit, weisheiten und weisheitlich ersetzt, woneben denn eine zweite Reihe von dem Stamme wissen treten könnte, nämlich Wissenschaft, Wissenschafter, wissenschaften, wissenschaftlich, wenn man dieser Reihe nicht lieber die allgemeine Bedeutung der Beschäftigung mit den Wissenschaften lassen, und zumal das Zeitwort wissenschaften für einen der hartnäckigsten, am schwersten auszurottenden Eindringlinge studiren benutzen wollte, obgleich hiefür auch forschen, obliegen, treiben geltend zu machen ist. Ich bemerke hiebei, daß es zwar wünschenswerth bleibt, jedem Fremdworte nur ein einziges heimatliches unterzuschieben, daß man es aber auch keinesweges verschmähen darf, wenn ein einzelnes

nicht ausreicht, mehrere, wie dieß auch schon bei den Verdeutschungen der Fremdwörter im Heerwesen geschehen ist, in Vorschlag und Anwendung zu bringen, z. B. statt der vorhergenannten für Philosophie und deren Ableitung Forschung, Forscher, forschlich (da wir erforschlich und unerforschlich haben) oder forscherisch, ferner vernunften, und davon vernunftlich, zu unterscheiden von vernünftig, und Vernunfter, aber nicht Vernünftler, so wenig wie vernünfteln, welche Wörter vielmehr den Mißbrauch ausdrücken würden. Das Wort Denker für Philosoph dürfte vielleicht am wenigsten Abwandelungen zulassen. Vielleicht findet sich auch in den älteren deutschen Schriften von Tauler an noch genügendere Aushülfe. Zu wünschen wäre es aber, daß man sich über die Verdeutschung des Wortes Philosophie einigte, ehe man zu den übrigen so zahlreichen Fremdwörtern dieser Wissenschaft überginge.

K. L. Kannegießer.

XI.

Joh. Peter Titz.

Zu den mit Unrecht weniger gekannten Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts gehört Joh. Peter Titz. Auch in den neuern und neuesten Grundrissen oder Handbüchern der deutschen Literaturgeschichte sucht man seinen Namen entweder vergeblich, oder, wenn er auch genannt wird, klagen die Herausgeber über Mangel an Nachrichten über sein Leben und seine Wirksamkeit als Dichter. Selbst der fleißige Jördens, Schäfer, Vilmar und Ettmüller kennen ihn nicht, wenigstens nennen sie auch nicht einmal seinen Namen. Wolf in seinem bekannten Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten führt ihn allerdings im 7. Bde. S. 388 an, scheint aber seine kurzen Nachrichten aus Jöcher oder Koch geschöpft zu haben. Von den Gedichten nennt er als episches Gedicht die Lukrezia in einem verächtlichen Tone, doch ist fast zu fürchten, daß er es nicht gelesen, und den unbedeutenden Poeten, wie er ihn nennt, eben so wenig als dessen deutsche Poetik näher gekannt habe. Koberstein giebt zwar Geburts- und Todesjahr richtig an, nennt aber nur die zwei Bücher von der Kunst hochdeutsche Verse und Lieder zu machen und scheint ihn also, den Dichter auch nicht zu kennen. Gervinus aber hatte am wenigsten Veranlassung von ihm zu sprechen, wenn man auf den Standpunkt achtet von welchem aus er die Darstellung der Geschichte deutscher Dichtung unternommen, wie er ihn in der Einleitung zu seinem Werke so bestimmt angibt.

Wie nun einer der bessern Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts nach seinen Lebensumständen so unbekannt bleiben konnte, wurde mir dann erst klar, als ich die Art und Weise genauer kennen

lernte wie seine Gedichte erschienen und von dem Dichter selbst den Freunden seiner Muse mitgetheilt worden. Als ich nemlich einige seiner Gedichte zufällig kennen gelernt, entstand der Wunsch über sein Leben ausführlichere Nachrichten zu erhalten. Ich vermuthete, daß in den Bibliotheken der Stadt, in welcher er den größten Theil seines Lebens zugebracht, Nachrichten über ihn und vielleicht auch eine Sammlung seiner Gedichte aufbewahrt werden möchten, und wandte mich deshalb nach Danzig an den Prof. Schöler, damals Lehrer am dortigen Gymnasium, jetzt Director des Gymnasiums in Erfurt, und erhielt durch seine Gefälligkeit, was ich wünschte. Aus den mitgetheilten Papieren, besonders einem Programm, welches bald nach Titzens Tode von den Lehrern des Gymnasiums über sein Leben bekannt gemacht wurde, sind folgende Nachrichten geschöpft.

Joh. Peter Titz war am 10. Januar 1619 zu Liegnitz in Schlesien geboren. Sein Vater war daselbst praktischer Arzt, hatte sich aber auch die philosophische Doctorwürde erworben und sich, wie ausdrücklich bemerkt wird, selbst durch theologische Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Die Geburt des jungen Titz fiel in die Zeit des Anfangs jenes schrecklichen Krieges, der dreißig Jahre Deutschland verwüstete und einige Landschaften desselben im eigentlichen Sinne des Wortes zu Einöden machte. Schlesien blieb nicht verschont, wenn es vielleicht auch weniger litt als andere Theile Deutschlands. Zu diesen allgemeinen Bedrängnissen, von denen auch Titz zu leiden hatte, kam, daß sein Vater im Jahre 1627 starb; sieben Jahre später verlor er auch die Mutter. Die erste Schulbildung erhielt Titz auf der gelehrten Schule seiner Vaterstadt, ward aber dann auf das Elisabethgymnasium in Breslau gebracht. Im Jahre 1636 begab er sich nach Danzig, um hier seine Studien fortzusetzen, da er sich bis dahin mit glücklichem Erfolg den Wissenschaften gewidmet hatte. Mehrere seiner gelehrten Landsleute hatten in dem Schooße dieser reichen Handelsstadt, die von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges unberührt geblieben, eine Zuflucht gesucht und gefunden, welcher Umstand auf den Entschluß des jungen Titz sich nach Danzig zu wenden eingewirkt haben mochte. Bekanntlich starb Opitz in dieser Stadt 1639, und später hielten sich auch Andreas Gryphius und Tscherning eine Zeitlang dort auf.

Titz blieb einige Jahre in Danzig und bildete sich unter der Leitung dortiger Lehrer an dem akademischen Gymnasium der Stadt

weiter aus, unter denen vorzüglich Joh. Mochinger genannt wird, mit dem er, wie aus den Gedichten erhellt, später in ein sehr freundschaftliches Verhältniß trat. Dann beschloß Titz eine Reise nach Holland, dem Lande klassischer Gelehrsamkeit, um dort seine philologischen Studien zu vollenden, denen er sich mit besonderer Neigung gewidmet hatte. Er verließ Danzig 1639 und schiffte sich zunächst nach Kopenhagen ein, blieb dort kurze Zeit und begab sich von da nach Rostock, verweilte hier, wie es scheint gegen seine ursprüngliche Absicht, einige Jahre, und reiste dann, nicht wie er es früher beabsichtigte nach Holland, sondern nach Königsberg. Während seines dortigen Aufenthaltes ward gerade das Jubiläum der Universität im Jahre 1644 gefeiert, und er benutzte die Gelegenheit den Ruhm dieser gelehrten Schule durch ein Gedicht zu feiern und schloß einen innigen Freundschaftsbund mit den dortigen Dichtern Simon Dach, Robert Robertin und Heinr. Alberti, der bekanntlich seine eigenen Gedichte und die seiner Freunde in Musik setzte und die Sammlung öffentlich bekannt machte, welche schon jetzt eine Seltenheit geworden ist.

Ursprünglich wollte sich Titz dem Studium der Rechtswissenschaft widmen, aber bald zogen ihn die klassischen Werke des Alterthums mehr an. In ihren Geist tiefer einzudringen und sich die gründlichste Kenntniß der Sprachen Griechenlands und Roms zu erwerben hatte er bald als die eigentliche Aufgabe seines Lebens erkennen gelernt. Diese hat er auch gelöst, denn seine hinterlassenen latein. Schriften, sowohl in gebundener als ungebundener Rede geben davon den besten Beweis. Sie finden sich auf der Danziger Stadtbibliothek, doch muß ich es mir versagen, deren Titel anzuführen, weil hier Titz nur als deutscher Dichter in Betracht kommt. Nächst dem Studium der alten Sprachen zog ihn nichts so sehr an und regte sein ganzes Gemüth so auf als die geliebte Muttersprache. Martin Opitz, sein großer Landsmann, hatte einen neuen Ton derselben angegeben und die lange unterdrückte Flamme der Begeisterung für deutsche Sprache und Kunst als der würdigste Priester entzündet und genährt. Seine Verdienste sind hinlänglich gewürdigt, und wenn er auch jetzt als schöpferischer Dichter nicht mehr so bewundert wird als dies von seinen Zeitgenossen geschah, so bleibt sein Ruhm für die Muttersprache, ähnlich wie Luther gewirkt zu haben, ungeschmälert. Als würdigen Zoll seiner Bewun-

derung und Verehrung hatte Titz am Grabe Opitzens, kaum zwanzig Jahr alt, am 20. August 1639 ein Gedicht in einer großen Versammlung, welche in der Marienkirche in Danzig stattfand, öffentlich vorgetragen. Ob es im Druck erschienen, was doch wohl anzunehmen sein dürfte, konnte nicht ermittelt werden. Ohne Zweifel hatte Titz schon vorher ähnliche poetische Versuche gemacht, ehe er diesen öffentlichen Beweis seiner Kunstfertigkeit ablegte. Daß er in technischer Hinsicht mit großer Besonnenheit dichtete und Studium der Theorie mit der Uebung des dichterischrn Talentes verband, zeigte er wenige Jahre später der gelehrten Welt und den Freunden deutscher Dichtkunst in seiner Anweisung der Verskunst, die er 1642 durch den Druck bekannt machte, das zweite Werk dieser Art, denn Opitzens, den man in dieser Hinsicht den ersten nennen muß, war bereits einige Jahre früher erschienen, worin er seine Ansichten über den deutschen Versbau ausführlich entwickelte. Das Werk ähnlichen Inhalts von Aug. Buchner aber, der den Ansichten jenes beitrat, erschien erst nach seinem Tode im Jahre 1663. Titz trägt den Gegenstand mit großer Klarheit und Bestimmtheit vor und beweist eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit und eine in jenen Zeiten gewiß seltene Bekanntschaft mit den neueren Sprachen und deren Literatur, namentlich der holländischen, französischen und italienischen.

Morhof, ohne Zweifel am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts einer der gelehrtesten Kenner auf diesem Gebiete, unterläßt es nicht an mehreren Stellen seiner Werke, namentlich in seinem Polyhistor und vorzüglich auch in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie der Anweisung des Joh. Peter Titz ehrenvoll zu gedenken; denn er sagt, in jener sei alles viel vollständiger vorgetragen und eine ungemeine Gelehrsamkeit gezeigt; Titz habe auch selbst eine saubere Art zu schreiben, wie er sich ausdrückt, nicht allein in deutscher, sondern auch in lateinischer Sprache bewiesen. Im Jahre 1645 finden wir Titz wieder in Danzig und dem damaligen Bürgermeister Nicolaus Pahl bestens empfohlen, der von nun an sein besonderer Freund und Gönner ihn zu einer Anstellung in Danzig beförderte. Titz hatte sich längst für das Lehrfach entschieden und erhielt zuerst 1648 die Conrectorstelle an der dortigen Marienschule, einige Jahre später aber, 1651 ward er Professor am Gymnasium illustre. Jetzt erst ward es ihm möglich, seinen vor Jahren gefaßten, sehnlichen Wunsch zu befriedigen, eine

Reise nach Holland zu machen und dort eine persönliche Bekanntschaft mit den Männern anzuknüpfen, welche längst ein Gegenstand seiner Verehrung und Bewunderung gewesen waren. Daß die Verbindung mit ihnen echter Art war und nicht für den Augenblick geschlossen, zeigte nach seinem Tode eine bedeutende Sammlung von Briefen, welche er von den Gelehrten jenes Landes erhalten. Namentlich blieb er in stetem Briefwechsel mit Nic. Heinsius und Joh. Friedrich Gronow. Von den Gelehrten Deutschlands, mit denen er in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, nennt man Christian Thomasius, Joh. Vorstius, Morhof, und Joh. Scheffer.

Im Jahre 1653 erhielt Titz die Professur der Beredsamkeit, mit welcher er 1656 noch die der Poesie verband. Mit diesem Kreise seiner Wirksamkeit war er vollkommen zufrieden und zeigte sich bis an seinen Tod sehr thätig und gewissenhaft. Während der langen Führung seines Amtes bildete er eine große Zahl ausgezeichneter Schüler und bewährte tüchtig und voll sittlichen Gefühls während seines Lebens, was er früher bei dem Antritte seiner amtlichen Thätigkeit zum Gegenstand seiner Rede genommen Et oratorem et rhetorem viros esse bonos debere. Seine Studien pflegte er täglich bis über die Mitternacht hinaus fortzusetzen, was später auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß hatte. Er war dreimal verheirathet, aber nur die erste Ehe war mit Kindern gesegnet, denn er ward Vater von fünf Söhnen und zwei Töchtern, jedoch überlebte ihn von jenen nur einer, Friedrich Daniel.

Titz verwaltete sein Amt über vierzig Jahre, dann aber zeigten sich die Spuren des Alters in so hohem Grade, daß er sich untüchtig fühlte seinen Pflichten ferner zu genügen und daher seine Entlassung wünschte, die er am 15. September 1688 erhielt; aber nur ein Jahr genoß er die Befreiung von den Pflichten seines beschwerlichen Amtes und starb nach kurzer Krankheit am 7 Septb. 1689, als er bereits das siebenzigste Jahr um einige Monate überschritten hatte.

Dieses sind die Nachrichten von dem äußern Leben des Joh. Peter Titz aus jenem oben erwähnten lateinischen Programm geschöpft. Es scheint dasselbe aber wohl in weniger Gelehrten Hände gekommen und als einzelnes Blatt bald verloren gegangen zu sein, weil sonst die Nachrichten über das Leben des Mannes unmöglich so ganz fehlen könnten.

Seine deutschen Gedichte, deren Zahl nicht sehr groß gewesen zu sein scheint, erschienen auf einzelnen Blättern, theils in Danzig, theils in Elbing gedruckt, und dies erklärt hinlänglich warum sie so unbekannt geblieben, denn auch selbst nach dem Tode des Dichters wurden sie nicht gesammelt und in einem Bande den Freunden vaterländischer Dichtkunst mitgetheilt. Die Sammlung der einzelnen Blätter, welche vorlagen und deren Benutzung freundlich gestattet worden, ist entweder vom Dichter selbst gemacht, denn es sind manche handschriftliche darunter, von denen ohne Zweifel einige von der Hand des Dichters selbst sind, oder sein Sohn, der im Besitze der Papiere des Vaters war, hat sie veranstaltet. Die einzelnen Gedichte sind durch Zahlen bezeichnet. Sie würden ein mäßiges Bändchen füllen, der größere Theil der Sammlung sind latein. Gedichte und Reden; doch scheinen nicht alle deutsche Gedichte gesammelt zu sein, weil sich in der That hier und dort noch andere finden, die man in der bezeichneten Sammlung vergeblich sucht. Sie sind allerdings dem größern Theile nach Gelegenheitsgedichte, jedoch ist diese Bezeichnung kein Verdammungsurtheil mehr, nachdem Göthe sie vertheidigt hat. Es finden sich aber auch andere in der Sammlung, die man nicht Gelegenheitsgedichte nennen kann, in denen er, wie es scheint, ganz frei, dem innern Triebe folgend, dichtete. Sie sind von größerem Umfange und erzählender Art. Von einem derselben findet sich ein unbestimmtes Gerücht bei Koch, Bd. I, III, es ist die Lukrezia, welches wie die erzählenden größeren Gedichte überhaupt in dem damals beliebten Sylbenmaße der Alexandriner gedichtet ist, die durch das Beispiel Opitzens, der darin besonders französischen und holländischen Mustern folgte, auf deutschen Boden verpflanzt wurden. Titz bedient sich ihrer mit großer Leichtigkeit, und sie fließen bei ihm in ihrer sonst eintönigen und ermüdenden Form ohne Anstoß, ja mit einer gewissen Anmuth dahin. Den Reim handhabt er mit Sicherheit, er steht ihm ungezwungen zu Gebote, freilich erscheint er nicht in der Reinheit in welcher man ihn in den Gedichten des dreizehnten Jahrhunderts größtentheils angewendet findet. Für die Form hatte Titz überhaupt durch das Studium der lateinischen Dichter und durch den Gebrauch der lateinischen Sprache bei einer großen Zahl eigener Gedichte das Ohr gebildet. Fragt man aber nach seiner dichterischen Befähigung im Allgemeinen, so müssen wir allerdings mehr als einen seiner Zeit-

genossen unter den deutschen Dichtern höher stellen. Es mögen nun einige Gedichte theils vollständig, theils nur einige Strophen aus ihnen folgen. Dieses geschieht namentlich bei dem dritten Gedichte an Nicolaus Pahl 1648.

1. Christliche stille Musik.

Non clamor, sed amor psallit in aure dei.

Willst du in der Stille singen,
Und ein Lied dem Höchsten bringen,
Lerne, wie du kannst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

Ist der Geist in dir beisammen
Voller Eifer, voller Flammen,
Dieser Sänger ohne Mund
Thut Gott dein Begehren kund.

Ist dein Herz, als sichs gebühret,
Recht mit Andacht ausgezieret,
Dieses Buch dann bringet dir
Wort und Weisen gnug herfür.

Wo dein Leib vom Wust der Sünden
Rein und sauber ist zu finden,
Diesen Wohnplatz, dieses Haus
Sieht ihm Gott zum Tempel aus.

Kannst du so in Stille singen,
Kannst du dies dem Höchsten bringen,
Dann wirst du dir selbst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

---

2. Dignum laude virum Musa vetat mori.

Wol dem, der ihm vor allen Dingen
Der Musen Gunst hat auserkiest,
Der seinen Sinn nicht läßet zwingen
Durch etwas, das nur eitel ist!
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient nicht sterben kann.

Ist etwas bessers auch zu finden,
Als wenn man ihnen sich ergiebt,
Und solche Liebe sich läßt binden,
Die stets ergetzt und nie betrübt?
Die Musen machen u. s. w.

Das kurze Leben, das wir haben
Erlängern wir durch kluge Kunst;
Daß man uns nicht kann ganz begraben
Macht der gelehrten Musen Gunst.
Die Musen machen ꝛc.

Wer andern Freuden nach will streben
Und stellt den Sinn auf Eitelkeit,
Der bleibt stets an der Erde kleben,
Und stirbet ganz auf eine Zeit.
Die Musen machen ꝛc.

Ob unser Geist zwar muß verlaßen
Des Leibes bittersüßes Joch,
Muß schon der rothe Mund erblaßen,
So lebt doch unser Name noch.
Die Musen machen ꝛc.

Wer falscher Wollust nachgegangen,
Trägt Reu und Unlust nur davon.
Die Musen mehren das Verlangen
Und geben ungeschminkten Lohn.
Die Musen machen ꝛc.

Was Nutzen können wir empfinden,
Wenn uns ein falscher Traum ergetzt?
Nicht anders muß auch das verschwinden,
Was man vors höchste Gut oft schätzt.
Die Musen machen ꝛc.

Der stolze Scepter muß erliegen,
Und wird der Schauffel gleich geacht.
Der Tod weiß allem obzusiegen,
Fragt nicht nach Reichthum oder Macht.
Die Musen machen ꝛc.

Wo könnt jetzt ihr gefunden werden
Karthago, Babylon, Athen?
Auch Rom, du Königin der Erden,
Die du doch solltest ewig stehn?
Die Musen machen ꝛc.

Die Zeit zerbricht die starken Mauren,
Und fällt der hohen Seulen Pracht.
Erz, Stahl und Eisen kann nicht dauren,
Stirbt endlich durch des Rostes Macht.
Die Musen machen 2c.

Blitz, Donner, Hagel, Schnee und Regen
Auch Feuer, Wasser, Sturm und Wind
Kann doch den Ruhm nicht niederlegen,
Den hier ein Musenfreund gewinnt.
Die Musen machen 2c.

Wer könnte von Alcides wissen,
Wenn ihn nicht aus der langen Nacht
Der Musen Volk hätt' ausgerissen
Und bis auf unsre Zeit gebracht?
Die Musen machen 2c.

Meinst du, daß vor Achilles Zeiten
Kein kühner Held gewesen sei?
Doch weiß man nichts von ihrem Streiten,
Weil kein Poet nicht war dabei.
Die Musen machen 2c.

Der alten Deutschen große Thaten,
Die sie dem Himmel selbst gezeigt,
Sind in die stille Nacht gerathen,
Ohn was uns Tacitus nicht schweigt.
Die Musen machen 2c.

Drum wol dem, der vor allen Dingen
Der Musen Kunst ihm auserkiest,
Und lässet seinen Sinn nicht zwingen
Durch etwas, das nur eitel ist!
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient nicht sterben kann.

---

3. An Nicolaus Pahl.

Bürgermeister in Danzig 1648.

Seine Länder, (nemlich Deutschlands) seine Felder,
Seiner reichen Städte Pracht,
Seine Dörfer, Berg und Wälder,
Die so lieblich vor gelacht,
Sind umringt mit Leid und Noth,
Viel auch öde, wüst und todt.

Hier, Gottlob, in unsern Grenzen,
Und bei dieser guten Stadt,
Sehn wir Ruh und Wohlfahrt glänzen,
Die sich hier gegründet hat;
Leben nunmehr manches Jahr
Frei von aller Kriegsgefahr.

Euch, o mein Patron, ingleichen
Läßt des Höchsten Gütigkeit
Glücklich und gesund erreichen
Diese werthe Neujahrszeit.
Ihr und euer ganzes Haus
Geht in Wohlstand ein und aus.

Ich zwar, wie ich gern gestehe,
Bin wol nur ein Frembling hier:
Dennoch, wann ich in mich gehe,
Kommt ein Anlaß gnugsam für,
Maß auch ich auf diesen Tag
Mich zugleich erfreuen mag.

Wer schon einmal hat geschmecket,
Was der Grimm der Waffen thut,
Wann er Städt' und Länder schrecket
Und beschwemmt mit seiner Fluth,
Achtet, ihm sei wohl geschehn,
Wann nur er es nicht darf sehn.

Weil in meinem Vaterlande,
Wo man mordet, raubt und kriegt,
Alles steht in vollem Brande,
Und in Blut und Asche liegt:
Bring' indeßen ich in Ruh
Meine stille Zeit hier zu.

Nach den Wellen, nach den Winden,
Auf den Sturm, der mich geschreckt,
Läßt der Hoffnung Stern sich finden,
Der den Schiffern Muth erweckt,
Wann sein angenehmes Licht
Durch die schwarzen Wolken bricht.

Dieses Licht, so hell am Scheine,
Dieser Trostſtern, Herr, seid ihr,

Schutz der Musen und der meine,
Pallas Lust, Astreen Zier,
Ihr, an dessen Glück und Heil
Unsre Wohlfahrt auch hat Theil.

Wir lassen nun eine Uebersicht der längeren, erzählenden Gedichte folgen. Das erste, welches den Titel führt: Leben aus dem Tode oder Grabesheirath zwischen Gaurin und Rhoden, erschien einzeln in Danzig 1644. 4. Die einleitenden Worte des Dichters sind folgende:

Wenn sich das Windekraut um einen Baum gegeben,
So bleibt es an dem Stamm und an den Aesten kleben,
Obschon die Wurzel stirbt; so, daß die Liebe wehrt,
Auch wenn ein voller Tod den ganzen Stamm verzehrt.
Man hat vor alter Zeit manch treues Herze funden,
Durch süßes Liebesband so fest und stark gebunden,
Das nicht gewichen ist auch in der letzten Noth,
Das mit Beständigkeit geliebt bis in den Tod.
Auf, stumme Feder, auf! erwecke dein Beginnen!
Es schwebt ein fremder Fall mir jetzt in meinen Sinnen
Der wol zu merken ist. Mich dünket die Geschicht
Ist würdig, daß man sie durch Reimen bring' ans Licht.
Doch will ich den Verlauf nur kürzlich hier verfassen,
Und mich nicht allzuweit in diesen Handel lassen.
Mein Leser, werther Freund, ich will ohn Umschweif gehn,
Und kurze Nachricht thun, wie diese Sachen stehn.

Der Inhalt ist dieser. Gaurin, ein Jüngling von edler Abkunft, aber nicht reich, liebt Rhode und wird geliebt, aber ihr Vater, der nur für Geld und Gut Sinn hat, zieht den Sylas vor, einen anderen Bewerber um die Hand seiner Tochter, weil er, obwohl nicht von ihr geliebt, reich begütert ist und giebt sie ihm zur Gattin. Gaurin, tief betrübt, verläßt die Stadt, um nicht Zeuge zu sein von dem Glücke des Sylas, und wünscht sich nichts als den Tod. Indeß erkrankt Rhode und stirbt. Gaurin, der es erfährt, kehrt zurück, ist bei der Bestattung gegenwärtig und beschließt bei nächtlicher Weile die Geliebte im Gewölbe der Kirche zu besuchen, was er auch ausführt da der Kirchendiener von ihm bestochen wird. Mit der Leiche in dem Gewölbe allein, nähert er sich dem offenen Marmorsarge, legt die Hand auf die Brust der scheinbar Todten, fühlt Leben und ruft voll Staunen und Freuden zwei Diener, die er mitgenommen, herbei. Man hebt die Todtgeglaubte aus dem

Sarge und bringt sie zu Eurika, der Mutter Gaurins, welche sie durch ihre Sorgfalt und Anwendung verschiedener Heilmittel ins Leben und zum Bewußtsein zurückbringt. Rhode, voll Erstaunen über ihre Lage, wird von Allem durch Gaurin belehrt, hemmt aber jedes Andrängen desselben, und will auch jetzt noch, durch das eheliche Versprechen gebunden, ihrem Gatten treu bleiben, und bittet Gaurin ihr zu gestatten zu diesem zurückzukehren. Dieser läßt Rhode, ganz wie sie früher als Braut geschmückt war, kleiden und ladet Abends zu einem Gastmal mehrere Freunde ein, bei welchen auch Sylas, wiewohl noch tief betrübt, dringend dazu eingeladen, erscheint. Gaurin erzählt bei Tische den versammelten Gästen eine dem eben von ihm erlebten Falle ganz ähnliche Geschichte und fragt wem der Genesene und Geheilte angehöre, dem früheren Besitzer, oder dem, der den schwer Erkrankten geheilt. Man ist verschiedener Meinung. Sylas meint die Sache sei kinderleicht zu entscheiden. Dem Retter gehöre der Gerettete. Gut, erwiedert Gaurin, ich nehme euch beim Wort. Ihr alle seid Zeugen. Sogleich tritt Rhode im bräutlichen Schmucke ein, nicht blaß, die Wangen im schönsten Scheine der Rosen. Sylas bebt wie das Blatt vom Winde bewegt. Er weiß nicht, ob er seinen Augen trauen darf. Rhode lächelt ihn freundlich an, will sich ihm nähern; er weicht zurück. Kalter Schweiß dringt aus seinen Gliedern. Gaurin spricht ihm Muth ein. Ihr seht euere Gattin, es ist kein Zauberscherz, ich habe sie aus dem Grabe gerettet, ich gebe sie unberührt in euere Hände zurück. Sylas bleibt erstarrt. Er fühlt nicht was er greift; er glaubt nicht, was er sieht; er fürchtet die, so ihn zu küssen sich bemüht. Wie Belsazar, der die Schrift an der Wand anstarrt, so auch Sylas. Er meint eine Zaubererscheinung zu sehen. Er kann kein Vertrauen fassen, wiewohl Gaurin ihm den Hergang der ganzen Sache erzählt; endlich führt er die Wiedergeschenkte heim, aber die Folgen des Schreckes wirken tödtlich. Nach wenigen Tagen erkrankt er zum Tode, und sein Ende nahe fühlend, läßt er Gaurin kommen, giebt ihm die Hand der geretteten Gattin, vermacht ihm sein Vermögen und stirbt.

Das zweite größere, erzählende Gedicht ist die von einigen Literarhistorikern genannte Lukrezia. Auch dieses ist einzeln in Danzig bei Andreas Hünefelden erschienen, aber ohne Jahreszahl, weshalb nicht zu entscheiden ob früher oder später als das vorher ge-

nannte. Es enthält die Darstellung der bekannten Geschichte und ist allerdings auch nicht entfernter Weise mit der Schöpfung des großen brittischen Dichters zu vergleichen, doch aber deshalb nicht gänzlich zu verwerfen. Ich theile einen Auszug mit, der den Leser in den Stand setzen wird sein Urtheil sich selbst zu bilden.

Der Anfang ist folgender:

Die keusche Römerin, die selber sich erstochen,
Und eines andern That durch ihren Tod gerochen,
Bin ich gesonnen itzt durch dieses mein Gedicht
In unsrer Reimensart zu bringen an das Licht.
Was Livius nicht hat verborgen lassen bleiben,
Was Naso aufgesetzt, will ich auf deutsch beschreiben.
Indem ich aber dies, mein werther Leser, thu,
So bitt ich höre mir geneigt und willig zu u. s. w.

Nachdem der Dichter die grauenvolle Art der Thronbesteigung Tarquins geschildert so wie den Frevel seiner Gattin, geht er zur Belagerung Ardeas durch Tarquin über so wie zu dem Festgelage der Freunde während derselben. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung sind die heimgebliebenen Gattinnen und deren Werth.

Der süße Traubensaft entbindet ihren Mund,
Und macht ohn Heuchelei des Herzens Meinung kund.
Was ists, spricht Collatin, mit Worten einen preisen,
Da oftermals die That ein andres würd erweisen?
Die Wahrheit macht mich kühn: ich sage dieses frei,
Daß meiner keine gleich an Zier und Tugend sei.
Wolan, ihr Brüder, kommt! Es sei euch heimgestellet;
Wir wollen in die Stadt, wofern es euch gefället.
Kommt, platzet unverhofft mit mir bei ihnen ein.
Die Augen können uns die besten Zeugen sein.

Sie loben diesen Rath u. s. w. Man macht sich sofort auf den Weg und überrascht die Collatinin, wie der Dichter sie nennt, beschäftigt in der Mitte der Dienerinnen mit weiblicher Arbeit.

Die näht, die spinnt, die strickt, ein jede thut mit Fleiß,
Was ihr befohlen ist, und streitet um den Preis.

Sie gedenkt des abwesenden Gatten in voller Sehnsucht und zürnt auf Ardea, dessen Belagerung seine Entfernung nöthig gemacht.

Mein Herz entsetzet sich und muß vor Furcht erkalten.
Ich sterbe schier vor Angst, so oft er mir kommt ein,
Wie frisch und eifrig er muß in dem Treffen sein.

Inmitten dieser Thätigkeit und Stimmung überrascht Collatin

sie. Die gegenseitige Freude, das Entzücken bei dem unverhofften Wiedersehn ist unendlich.

Nun Collatin gewinnt; ein Jeder muß bekennen,
Sein Ehfrau ist ein' Ehr und Zier der Stadt zu nennen.
Sie loben die Gestalt und ihre Schönheit sehr,
Doch aber ihre Zucht und Tugend noch viel mehr.

Die Ritter scheiden und kehren in das Lager vor Ardea zurück, doch Sextus tief verwundet und vom Zauber der Liebe ergriffen so wie

Durch tolle Raserei, daß er der Waffen Last
Und Feind und Freund zugleich in seinem Herzen haßt.

Der Dichter schildert die Gemüthsstimmung des Sextus ausführlich

Wo Sextus geht und steht, wo sich sein Augen wenden
Da ist Lukrezia vor ihm an allen Enden.
Sie ist am Tage da, und bei der stillen Nacht.
Er sieht sie, wenn er schläft, er sieht sie, wenn er wacht.

Dann heißt es:

Wie wenn der rauhe Wind hat aufgehört zu bellen,
So fängt die See zwar auch mit ihren kühlen Wellen
Bald sänfter an zu gehen; doch wird sie noch bewegt,
Und fühlt den ersten Sturm, der sie zuvor geregt.
Er lobet die Gestalt, dadurch er war gefangen.
Er lobet ihre Zier, die rosenfarbnen Wangen,
Den Mund, die weiße Hand, das schöne gelbe Haar,
Und was er mehr gesehn, das Rühmens würdig war.

Die Erinnerung entflammt das Herz Tarquins immer mehr und in feurigen Worten sucht er die Glut desselben zu dämpfen. Er kann nicht umhin die Sittsamkeit und Zucht Lukrezias sich zu vergegenwärtigen so wie ihre Liebe zu ihrem Gatten.

Wie wußte sie ihn doch so sehnlich zu umfangen?
Wie brünstig hat sie sich um seinen Hals gehangen!
Wie gab sie ihm den Mund? Was war vor Freude da,
So bald sie ihn mit uns nach Hause kommen sah?
Wie lieblich wußte sie ihn immer anzublicken
Und durch die Augen ihm vom Herzen Post zu schicken?
Wie war sie so betrübt, nachdem die Stunde kam,
Daß er sich wegbegab und wieder Abschied nahm?
Was? Bin ich so verzagt? Ist das nicht eh geschehen,
Daß vor den Leuten sich ein Weib hat lassen sehen
Als würd' ihr Mann von ihr so hoch und sehr geliebt,
Da ingeheim sich doch viel seltsam Ding begiebt?

Dies Volk haßt oftermals, wenn sie zu lieben scheinen.
Sie können anders thun, und können anders meinen.
Ihr Nein bedeutet Ja; ihr Ja bedeutet Nein:
Wer ihnen Glauben giebt, der will betrogen sein.
Wolan! Faß einen Muth! Hier muß es sein gewaget.
Das Glück hat niemals noch dem Kühnen was versaget.
Wer Muth und Kühnheit hat, dem ist kein Ding zu schwer:
Es sieget keiner nicht, er wag' es denn vorher.
Durch Kühnheit und durch Muth ist mir es auch gelungen,
Daß die Sabiner sind ohn Kriegesmacht bezwungen.

Auf diese Weise ermuthigt sich Sextus und beschließt einen Angriff auf die Keuschheit der Lukrezia. Er eilt zu ihr. Sie empfängt ihn freundlich und bewirthet ihn aufs Beste. Man begiebt sich zur Ruh, aber die Leidenschaft scheucht den Schlaf von seinen Augen. Er stellt neue Selbstbetrachtungen an,

Doch läßt er der Begier den Zügel endlich frei.
Da ist er wie ein Schiff ohn Hoffnung pflegt zu wallen,
Dem mitten in der See das Ruder ist entfallen.
Das anders nicht kann gehn, als wie der Wind es reißt,
Der in der leichten Fluth es auf und nieder schmeißt.

Sextus schleicht zu ihr den Degen in der Hand. Er weckt sie und legt die Linke auf ihre Brust.

Sie ist zugleich durch Furcht und durch den Schlaf bethört,
Sie weiß nicht was sie fühlt, sie weiß nicht was sie hört.
Tausend Gedanken regen sich in ihrer Brust.
Was Furcht und Hoffnung weiß, was Zorn und Liebe kann,
Das bringt er alles hier zu seinem Vortheil an.

Sextus erreicht endlich seinen Zweck durch Drohungen mit deren Ausführung ewige Schande für Lukrezia nothwendig verbunden ist. Der Dichter, der in der Darstellung der Geschichte folgt, fährt dann fort:

Tarquin, nachdem er so den festen Sinn bezwungen,
Und eine solche Lust ihr endlich abgedrungen,
Die ihr und ihm hernach den Untergang gebracht,
Hat aller Freuden voll sich wieder fortgemacht.
Er meint', er hätte nie so glücklich können siegen,
Als weil er nun das Schloß der Keuschheit selbst erstiegen;
Er war vielmehr vergnügt, als wenn er alle Macht
Der Feinde hätt' erlegt und unter sich gebracht.
O falscher Selbstbetrug! Es sind nur wenig Stunden,
Da diese kleine Lust, die itzt so bald verschwunden,

Nichts, o du Armer, dir gebühren wird, als Leid,
Als Nagen, Reu, Verdruß und lange Bitterkeit.

Die Nacht ist vorüber. Der Morgen bricht an und seine Strahlen treffen das unglücklichste Weib der Erde. Sie sendet sogleich Boten zum Gatten und dem alten Vater. Sie erscheinen und ahnden etwas Schreckliches, da nur dieses ihre Berufung veranlassen konnte. Sie wagt es nicht den Blick zum Gatten zu erheben.

Die Thränen fließen ihr so häufig von den Wangen,
Daß sie kein einzig Wort dafür weiß anzufangen.
Mein Kind, spricht Collatin, mein allerliebstes Herz,
Ach! Was soll dieses sein? Woher kommt dieser Schmerz?
Ergeht es dir nicht wohl? Wie soll ich das verstehen?
Ach! sagt sie, sollt es der auch können wohlergehen,
Die einen solchen Schatz verloren, der fortan
Ihr nimmer wiederum erstattet werden kann?
O jammervolle Nacht! Sie wollte weiter sprechen,
Doch muß sie ihre Red' aus Schaam und Wehmuth brechen.

Collatin versteht anfangs die allgemeine Andeutung nicht; daher Lukrezia sich deutlicher auszusprechen genöthigt ist.

Mit diesem hatte sie zu reden aufgehöret.
Die Helden sind bestürzt und alle ganz bethöret.
Der alte Vater heult, und rauft sein graues Haar
So kläglich, daß es wol erbarmungswürdig war.
Ein jeder ist betrübt, doch Collatin vor allen,
Zugleich von Schmerzen, Zorn und Eifer überfallen.

In der Schilderung des Gemuthszustandes Collatins ist der Dichter rhetorisch und Bilder und Gleichnisse dem entsprechend.

Er siehet, wie sie sitzt gekrümmet zu der Erden;
Er siehet die Gestalt, den Unmuth der Geberden;
Er sieht der Thränen Quell und ungehemmte Bach,
Und merkt aus allem gnug ihr schweres Ungemach.
Die Worte schrecken ihn, mit welchen sie geschlossen,
Die nicht nur ungefähr so waren ausgegossen.
Er weiß ihm keinen Rath, er findet keine Ruh;
Doch thut er, was er kann, und spricht ihr tröstlich zu.

Vergebens mißt Collatin sich alle Schuld bei und fügt beruhigend hinzu:

Dein Herz und dein Gemüth ist sauber um und an,
Und hat nichts wider Treu und keusche Pflicht gethan.

Doch umsonst hat Collatin in Bitten und Vorstellungen sich erschöpft.

Könnt ihr dann, sagte sie, und wollt es mir vergeben,
So kann und will doch ich nunmehr nicht länger leben.
Ich find' itzt nirgends mehr, als in dem Tode Ruh:
Wie ihr euch halten sollt, da seht als Männer zu.

Während des stößt sie den tödtlichen Dolch in die Brust und sinkt zur Erde. Darauf erhebt sich Brutus, zeigt Verstand und Besonnenheit, reißt den Dolch aus der Brust der Lukrezia, ruft die Götter zu Zeugen an und spricht:

Ihr Tod soll nimmermehr nicht ungerochen bleiben.
Ich will den Wütherich sammt Weib nnd Kind vertreiben.
So wahr die Sonne mich läßt sehen ihren Schein,
So wahr soll auch zu Rom forthin kein König sein.

Tarquin und die Seinen müssen die Flucht ergreifen. Der Leichenstein der Lukrezia aber erhält folgende Inschrift:

Hier liegt der Keuschheit Glanz, Lukrezia, begraben,
Die lieber sterben wollt', als einen Flecken haben.
Ihr Fall hat den Tarquin um Kron und Zepter bracht,
Und durch des Brutus Hand die Römer frei gemacht.

Das dritte umfassendere Gedicht ist überschrieben Knemons Sendschreiben an Rhodopen. Der Dichter läßt seinem Gedichte eine kurze Erzählung der Geschichte Rhodopes vorangehen, wie dieselbe, es sind des Dichters Worte, der edle und hochberühmte Cats in seinen höchst anmuthigen holländischen Gedichten weitläuftiger beschreibet, über das, was Herodotus, Strabo, Aelianus und Plinius davon melden. Diese Einleitung ist ziemlich ausführlich um die Verhältniße dem Leser klar vor Augen zu stellen unter denen Knemon sein Sendschreiben abfaßte. Sie kann auch als eine Probe der prosaischen Schreibart des Dichters betrachtet werden, ist aber für die Mittheilung zu umfangreich. Knemon, der seinen Tod bei der Hoffnungslosigkeit seiner Lage beschlossen, findet noch einigen Trost in der Schilderung seiner Gefühle. Sie auszusprechen ist ihm ein wahres Bedürfniß. Wohlan denn, sagt er am Schluße

Knemon geht, wohin er wird getrieben:
Er geht in seinen Tod, den er itzund muß lieben
Als seines Leidens Ziel. Gehab dich wohl, ich geh.
Viel tausend guter Nacht, o schönste Rhodope.

Der Dichter hat diesem größeren Sendschreiben noch einige kleinere Gedichte oder Lieder in Knemons Namen angehängt, z. B.

Knemons Lied an Rhodopen über seinen Traum, dann einen Widerruf des vorigen und schließt diesen Kreis mit Knemons Lied „als Rhodope zornig auf ihn war", ab. Er läßt eine Nachricht an den Leser folgen, worin er berichtet, daß das poetische Sendschreiben nicht auf heroische, sondern, wie er sagt, wie dergleichen Schriften pflegen, auf elegische Art gestellet ist, wessentwegen auch sonst überall die Meinung mit dem Satz oder der Strophe geschlossen worden.

Ein viertes größeres Gedicht ist vom Jahre 1647 überschrieben: Poetisches Frauenzimmer nach Simonides griechischer Erfindung. Es beginnt:

Herzu! Herzu! Herzu! Hat Jemand nicht vernommen,
Woraus vor alter Zeit das Frauenvolk sei kommen,
Herzu! Hat einer Lust, hier findet er Bericht:
Hier bringen wir auf deutsch es alles an das Licht.
Wie aber darf ich mich dergleichen unterstehen?
Es dürfte mir wol so, gleich wie dem Orpheus gehen.
Doch kann ich nicht zurück. Es ist und sei gewagt;
Wird doch den guten nichts zu Leide hier gesagt.
u. s. w.

Von den eigentlichen Gelegenheitsgedichten, deren einige von größerem Umfange sind, erwähnen wir nur eines an Simon Dach vom Jahre 1641. Es ist ein Hochzeitsgedicht, in welchem er seine Gefühle lebhaft und warm diesem trefflichen Dichter an dem Tage seiner ehelichen Verbindung ausspricht. Im Jahre 1649 beklagte er in einem Trauergedichte den Tod seines Gönners und Beschützers, des Nicolaus Pahl, der als Bürgermeister von Danzig auf sein Leben einen so wohlthätigen Einfluß geübt hatte. Titz gibt seinem Schmerze in dieser Elegie eine ergreifende Sprache, der man es anhört, daß er in seinem innersten Wesen tief erschüttert war. Zum Schlusse möge hier noch ein Sonnett stehen, denn auch dieser Form bediente sich Titz zuweilen.

Der rauhe Herbst ist hier: der Winter wird sich finden.
Wie habt ihr, edles Paar, es doch so wohl bedacht,
Das ihr euch unterwerft der Liebe starken Macht,
Und eure Herzen laßt durch diese Flamm' entzünden!
Die angenehme Lust des Sommers mag verschwinden,
Der Felder schöne Zier, der Gärten edle Pracht,
So uns bisher ergetzt, mag geben gute Nacht;

Ihr werdet doch bei euch den Sommer stets empfinden.
Zeucht gleich die Sonn' itzund die Kraft der Strahlen ein:
Bei euch wird dennoch Hitz' und lauter Sonne sein.
Liegt alles gleichsam todt; bei euch wird alles Leben.
Muß alle Blumenlust, muß Laub und Gras vergehn;
So bleibet ihr doch stets in voller Blüthe stehn,
Und werdet mit der Zeit gewünschte Früchte geben.

Fr. Karl Köpke.

XII.
Der schlesische Rauchfihs.

Im Fürstenthum Großglogau, wenigstens in dem Theile desselben, welcher zwischen der Oder und der Gränze von Polen liegt, verbindet sich mit der Sitte, am Pfingfeste die Häuser und Stuben mit Kalmus, jungem Laub und grünen Zweigen zu schmücken, eine andre, der vorigen sehr ähnlich, und vielleicht durch gleichen Ursprung nahe verwandt. Es ist dies ein Scherz dreifacher Art, nehmlich den sogenannten Rauchfihs entweder: „zu reiten," oder „auszutreiben," oder „zu stecken;" wovon jedoch die erste Art jetzo theils von ihrer ursprünglichen Strenge bedeutend nachgelassen zu haben, theils in die zweite übergegangen, theils auch wirklich allmälig eingeschlafen zu sein scheint.

Am Abend des ersten Pfingstfeiertages, nach Sonnenuntergang, macht es sich das junge Landvolk, vorzüglich die sogenannten Hütejungen, zu einem eifrigen Geschäft, durch mächtiges, fast von einem Dorf zum andern hallendes und oft stundenlang währendes Peitschen-Knallen anzukündigen, daß am folgenden Tage der alljährliche Scherz mit dem Rauchfihs wieder begonnen werden soll. Dieser Peitschenknall ist eine dringende Aufforderung an jeden Jungen, dem Vieh zu hüten anvertraut ist, wach und rüstig zu sein am nächsten Morgen, früh aufzustehn und die Zeit des Austreibens nicht zu verschlafen, noch zu verpassen, wenn er nicht bei demselben Peitschenknall, der ihm heute gleichsam zur Warnung getönt hat, morgen als Rauchfihs vermummt zu Schimpf und Spott dargestellt werden soll. Denn das ist des Festes Feier, das ist der Rauchfihs-Scherz, daß derjenige Junge, welcher am 2ten Pfingst-

feiertage sein Vieh (nur Rindvieh) zuerst zum Dorfe hinaustreibt, an diesem Tage vielleicht einigen Vorzug genießt, gewiß aber der, welcher (gewöhnlich der am spätesten aufgestandene) zuletzt austreibt, von seinen Gefährten ausgelacht und mit dem Spottnamen Rauchfihs genannt wird. Dieser muß sich dann am Nachmittag des Tages ganz und gar in ein Bund grüner Zweige einbinden lassen, daß kaum Kopf und Füße zu sehen sind, und in dieser Gestalt stellen sie ihn auf einem freien Platz aus, wie zur Schau, oder führen ihn zuweilen, jedoch selten, herum. Mit Jubel, Gelächter und Gezisch umringen sie ihn, aber fortwährend schallt Peitschenknall, und wer diesen in der Ferne hört, der weiß sogleich dessen Bedeutung und spricht: „jetzt treiben sie den Rauchfihs aus." Umringt von Klein und Groß wird er geneckt von allen Seiten; mit „Sieh das ist der Rauchfihs!" zeigt man ihn den kleinen Kindern, die sich auch wol vor seiner Mummerei fürchten. Er selbst sucht Furcht zu erwecken, indem er auf die Zuschauer losgeht und sie zu haschen strebt. Da ihm aber, in seinem Gefängnisse, dieß nie gelingt, so erregt sein ganzes Bestreben, sowie die Sprünge, die er andrerseits wieder zur Belustigung thut, nur Gelächter. Hat man so eine Zeitlang dieß Spiel getrieben und ihn genug ermüdet, so entledigt man ihn seiner Bürde, und der ganze Scherz ist vollendet.

Die früher gewöhnliche, jetzt aber allmälich eingeschlafene Sitte der Knechte: am 2ten Pfingstfeiertage früh ein Wettreiten von ihren Dörfern aus nach der Hutung anzustellen, und den letzten Reiter für den Rauchfihs zu erklären, scheint ganz mit den vorigen Ceremonien verbunden gewesen zu sein, und entweder von der größern Ausbreitung der erstern Sitte verdrängt und in sie übergegangen, oder vielleicht auch von den Knechten, als ein für sie nicht mehr schickliches Kinderspiel, den um einen Grad tiefer stehenden Jungen überlassen zu sein. Doch vor nicht allzulanger Zeit ist auch dieses Wettreiten noch gehalten worden.

Wenn man auf diese Weise in dem *κατ᾽ ἐξοχην* sogenannten Rauchfihs gleichsam einen Feind und Verächter des Frühlings erblickt, der für seinen Stumpfsinn und seine Trägheit, womit er den Schlaf den Freuden der Natur vorzog, und es verschmähte, mit seinen Gespielen früh auszuziehn in das Reich der ewig wachenden, nie schlummernden Natur, von der Menschenmasse und der Allgemeinheit, der er angehört, als Rächerin seines Ver-

gehens bestraft wird: so scheint sich derselbe Sinn und dieselbe Bedeutung des Festes, verkleinert, vereinzelt und gleichsam in Theile aufgelöst, auszusprechen, in der auf Dörfern und kleineren Städten noch jetzo ganz gewöhnlichen und allgemeinen Sitte des Rauchfihssteckens. Aber wie jene Sitte in dem Kreise des Landvolks noch ganz das Gepräge eines fröhlichen Naturfestes aus einer roheren Vergangenheit trägt, so hat diese sich dagegen in den Familienkreisen mit dem Leben selbst fortgebildet und verfeinert (auch unter dem Landvolk), ihr rauhes Gewand abgestreift, und sie ist zu einem freundlichen Scherz und einer feinen Rüge der Trägheit für die Gegenwart geworden. Im Frühlinge, wo das verborgne Leben der Natur herrlich und sichtbar für das Menschenauge wieder hervortritt aus seiner Verborgenheit, in der es im Winter zu schlafen schien, da soll auch der Mensch aus seinem Winterschlaf aufwachen, und aus seinen Hütten, wohin der Winter ihn zurückgetrieben hatte, rüstig und neu lebendig hinausziehen mit der Morgendämmerung an die Feldarbeit, zumahl in der Zeit, welche durch ein christliches Fest geweiht, geheiligt und zu höherer Bedeutung erhoben, in seinen Tagen das jugendliche Alter des Frühlings darstellt und gleichsam ein Repräsentant ist aller schönen Lenzestage und Lenzesmorgen. Wer in diesen Tagen träge und schläfrig bleibt, der versündigt sich am Frühlingsgotte, der ist verpönt und mit einem Spottnamen genannt, an dem muß der größere oder engere Menschenkreis den beleidigten Gott rächen, indem sie den Sünder eingehüllt in die Attribute des Gottes, in grüne Zweige, durch Spott strafen und als Rauchfihs austreiben, oder durch einen ausgesteckten Zweig die Gegenwart des Frühlings andeutend, die schlafende Person für einen Trägen, für einen Feind und Verächter des jungen Natur-Gottes, für einen Rauchfihs erklären.

Diese letztere Sitte des Rauchfihssteckens wird ausgeübt von und an jungen Leuten. Wer in einer Familie am zweiten Pfingstfeiertage am spätesten aufsteht, wird von den übrigen Mitgliedern derselben mit dem Namen Rauchfihs begrüßt, auch wenn man unterläßt, ihm einen grünen Zweig aufs Bette zu stecken. Es ist dann eine gewöhnliche Frage, wenn Bekannte einander besuchen: „wer ist bei euch der Rauchfihs?" damit man ihn wisse und auslache. Da außerdem nicht bloß von der eignen Familie, sondern auch von den einzelnen Freunden und Bekannten untereinander das Recht des

Rauchfihsſteckens ausgeübt wird, ſo ſucht an dieſem Tage jeder früh aufzuſtehn, ja oft gar nicht ſchlafen zu gehn, um wo möglich ſeine Geſchwiſter oder ſeine Freunde in und außer dem Hauſe zu Rauchfihſen zu erklären, dadurch, daß er grünes Laub ſtreut oder einen grünen Zweig ſteckt, beides wo möglich auf das Bette der noch ſchlafenden Perſon, ſonſt aber auch an Thüren und Fenſtern des Hauſes. Dieſes Recht übt der Freund am Freunde, der Liebhaber an der Geliebten, auch umgekehrt, und Mädchen untereinander aus. In einem Dorfe (Scheppl au) wird durch die Galanterie der Knechte der einfache Rauchfihs vor den Thüren derjenigen Bauernhöfe, in welchen von einem oder mehreren Knechten geliebte Mägde wohnen, oft bis zu einer kleinen Allee von kleinen Bäumchen übertrieben. Jeder aber, der von einem Bekannten einen Rauchfihs erwartet, ſucht ihm entweder zuvor zu kommen und jenem einen zu ſtecken, oder doch wenigſtens den ſchon geſteckten Zweig vor Tages Anbruch wegzureißen, ehe ihn jemand erblickt. Wo an einem Hauſe aus Verſehen oder Nachläßigkeit ein ſolcher Zweig bis zum Tage ſtecken bleibt, da pflegen wol die Vorbeigehenden zu lächeln und zu ſagen: „hier ſteckt noch ein Rauchfihs!" „Hier im Hauſe iſt ein Rauchfihs!" u. ſ. w. Anderntheils bedient man ſich auch wol allerlei Liſt, um einem Freunde einen Rauchfihs anzubringen, und ſteckt entweder den Zweig an einen Ort, wo jener ihn nicht leicht ſuchen oder finden kann, oder man ſteckt ihn auch wol des Abends vorher ſchon an deſſen Haus. Doch trägt dieſes ſo ſehr das Gepräge von Uebertreibung und Ausartung, und iſt moderner Pfiffigkeit und bloßer Neckerei ſo ſehr ähnlich, daß man es nicht leicht mit der Urſprünglichkeit der eigentlichen Sitte vermiſchen kann. Aber alle dieſe Urſachen ſind Antrieb genug, daß an dieſem Tage junge Leute früh aufſtehen und fröhliches Leben zeitig wach wird. Am Tage ſelbſt pflegen dann Bekannte, einer den andern, wo irgend eine Urſach dazu vorhanden iſt, wechſelweiſe Rauchfihs zu nennen. Doch nur der führt dieſen Namen im rechten Sinne, der entweder in einer Familie am ſpäteſten aufgeſtanden iſt, oder, von einem Freunde im Bett überraſcht, durch einen grünen Zweig dafür erklärt worden iſt; und dieſe beiden Beſtimmungen ſcheinen die Grundwurzeln für alle einzelnen mehr oder weniger entfernten und moderniſirten Zweige des ganzen Gebrauchs des Rauchfihsſteckens zu ſein.

Eine Vermuthung könnte sein, daß die erstere eigentliche Rauchfihs-Mummerei, früher als sie noch im Kreise der Knechte bestand, vielleicht ein wirkliches Umherführen des Rauchfihses im Dorfe, und Hinaustreiben aus dem Dorfe war, und daß dieß vielleicht mit Musik verbunden war, zumal da sich noch eine ähnliche Sitte findet, die ein ausschließliches Recht der Knechte ist, und von der ich früher Augenzeuge gewesen bin, obwol ich nicht behaupten kann, ob sie jetzo noch ebenso und alljährlich wiederholt wird. Es ist diese Sitte genannt:

Zur Bratwurst gehn.

Zur Zeit der Fastnacht halten in jenen Gegenden die Knechte einen Umzug folgender Ordnung: den Zug eröffnet Musik (so gut sie auf den Dörfern zu suchen ist); dann folgt ein Knecht, welcher (wahrscheinlich auch seiner Kleidung nach) eine Art Harlekin und Narren spielt, und durch seltsame Sprünge, Grimassen und Gebärden zu belustigen und die Zuschauer für sich und seine Gefährten zu gewinnen sucht. Hinter ihm geht ein anderer Knecht, einen Spieß tragend, auf welchem Fleisch und Wurst gesteckt ist und gesteckt wird. Dann folgt die Reihe der übrigen Knechte. So zieht der Zug von Haus zu Haus umher; vor jedem Hause meldet Musik seine Ankunft und fordert zugleich den Hausherrn zu einer milden Gabe auf. Die Gaben, die man ihnen reicht, bestehen in Wurst, geräuchertem Schweinefleisch (welches sogleich auf den Spieß gesteckt wird), auch in Sauerkraut und Geld. Sind sie so das Dorf durchzogen, so wenden sie sich dann in die Dorfschenke (Kretscham) und bringen den übrigen Theil des Tages mit Tanz zu, wobei sie die eingesammelten Gaben verzehren und das Geld vertrinken — Die Uebernahme der Narrenrolle (Hanswurst) bei dieser Sitte beruht, so viel mir bekannt ist, auf freiem Willen.

Eine alte Sitte zur Osterzeit.

In einigen Dörfern bei Groß-Glogau herrscht die Sitte, daß in der Osterwoche die ledigen Burschen aus Reisern Ruthen binden und dieselben mit einer Menge von bunten Bändern schmücken, welche sie sich überall zusammenbitten. In der Nacht vor dem ersten

Oster-Feiertage, um 2 Uhr, ziehen sie dann mit diesen Ruthen im Dorfe herum, wecken die Bewohner durch den Gesang des alten Kirchenliedes „erstanden ist der heilige Christ" aus dem Schlafe, welche ihnen dann durch das Fenster ein kleines Geldgeschenk hinausreichen, und dafür von jenen Ruthen so viel erhalten, als, Personen zur Familie gehören. Diese mit Bändern geschmückten Ruthen werden Schmack-Ostern genannt.

Ein Schlesier.

XIII.
Goethe.

1. Die drei Iphigenien*).

Am Goethetage vor 14 Jahren las ich in unsrer Gesellschaft den Anfang und einige Auftritte der ältern Iphigenia, welche schon 1779 auf der Bühne der Herzogin Amalia zu Tiefurt und des Jagdschlosses Ettersberg dargestellt ward. Mit Corona Schröter als Iphigenia, Knebel als Thoas, Prinz Constantin (des Herzogs Bruder und Knebels Zögling) als Pylades und Secretar Seidler als Arkas, spielte Goethe selber den Orest, und Hufeland, damals ein Jüngling, war als Greis noch begeistert von Goethe's göttergleicher Erscheinung, als der von den Göttern stammende Orestes. Wir wissen nunmehr aus Goethe's Briefwechsel mit Knebel und Julien von Stein, wie dieses Gedicht, nebst dem Tasso, der bedeutendste Ausdruck von Goethe's damaligem Weimarischem Leben war; von welchem Gedicht er auch sagen konnte, wie vom Tasso (zu Eckermann 3,171): „das ist auch Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein." Unter mancherlei wechselnden Erlebnissen des rastlosen, eben reifenden Mannes erwuchs es in den Jahren 1776 bis 1779, teils auf seinem hohen Gartenhause in Oberweimar, teils in der Waldeinsamkeit des heimlichen Ilmenau, und teils auf Amtsreisen, namentlich zur Aushebung der jungen Wehrmannschaft, sodaß deren Vermessung mit dem Versmessen abwechselte: obschon diese erste Iphigenia eben noch nicht regelmäßig gemessen war. Alles aber daran entsprang und gedieh unter den großartigsten Verhältnissen, zunächst durch die hohe Ein-

*) Zur Goethe-Feier 1852.

gebung seiner Weimarischen edlen Muse, eben der Frau von Stein (geb. v. Schardt, und früher Hoffräulein der Herzogin Amalia), von welcher er 1780 im Aug. aus Ostheim vor der Rhön an Lavater schreibt: „Auch thut der Talismann einer schönen Liebe, womit die St(ein) mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten wie die Bande der Natur sind." Und an Auguste von Stollberg schon d. 18. Mai (1776): „Nach Tisch (beim Herzog) ging ich zur Frau v. Stein einem Engel von einem Weibe, frag die Brüder, der ich so offt die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseeligkeiten zu verdanken habe."

Ihr berichtet er von allen seinen Arbeiten, ihr gibt und liest er die einzelnen Stücke der Iphigenia, wie sie entstehen, noch vor der Auffürung.

Im Jahre 1779, den 14. Februar, Sonntag zur Nacht, meldet er: „Den ganzen Tag brüt ich über Iphigenien daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung lezte Nacht 10 Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung*), nur den einen Fus im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, wills sehr schwer sein, etwas zu bringen das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Gute Nacht Liebste. Musik hab ich mir kommen lassen die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden." Der letzte Ausdruck, sowie der dem Dichter auch eigentümliche „mit den Geistern reden" bedeutet die Geistererscheinung und Rede der selbständigen Gestalten seiner Dichtung, von welchen er sagen durfte: „Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

Auf Iphigenien bezieht sich ohne Zweifel auch das nächstfolgende Schreiben acht Tage später, Montag „den 22. Februar Abends. Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern denk' ich, drum komm' ich schwerlich. Gute Nacht."

*) Wegen seiner bevorstehenden amtlichen Straßenbesichtigung mit Hauptmann Castrop, und Aushebung der Mannschaft. Vergl. Riemer, Mittheilungen über Göthe Bd. II, S. 82, der die Erfindung der Iphigenia schon 1776 vermuthet.

Zu dieser schönen dichterischen Erhebung auf den Schwingen der Töne, machte freilich die schon am ersten März in Jena vollzogene „Menschenklauberei" den schreiendsten Misklang. Gleichwol fügt er hinzu: „Mein Stück rückt."

Am folgenden Tage schreibt er aus Dornburg: „Knebeln können Sie sagen, daß das Stück sich formt und Glieder kriegt. Morgen habe ich die Auslesung*), dann will ich mich in das neue Schloß sperren und einige Tage an meinen Figuren posseln."

So geschah's, und am 4. März schreibt er aus disem Schlosse: „Noch hab ich Hoffnung daß wenn ich den 11ten oder 12ten nach Hause komme, mein Stück fertig sein soll. Es wird immer nur Skizze, wir wollen dann sehn was wir ihm für Farben auflegen. Um die Einsamkeit ists eine schöne Sache wenn man mit sich selbst in Frieden lebt, und was bestimmtes zu thun hat."

Am folgenden Tage begann schon wider das leidige Amtsgeschäft in Apolda, und Goethe schreibt an den seit der ersten bedeutsamen Bekanntschaft (1774 zu Frankfurt mit dem Herzog) bis ans Ende brüderlichen Freund Knebel, mit einer Anrede, welche sich auf die ihm bestimmte Rolle des Thoas bezieht: „Ehrlicher alter Hr. König! ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender Poeta sehr geschunden bin, und hätt' ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger**) Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ey halb angebrütet verfault. Denn von hier seh ich keine gute Hoffnung, vielleicht in Alstedt. Doch sind die guten Geister oft zu Hause wo man sie nicht vermuthet." Er weiß jedoch auch dises verdrießliche Geschäft sich zu Gute zu machen, und fährt fort: „Uebrigens lasse ich mir allerley erzählen, und alsdann steig ich in meine alte Burg der Poesie und koche an meinem Töchterchen."***) Auch meint der Schluß wol eben dieses Erzeugnis, indem er den Freund, und durch ihn auch die Freundin bittet, ihn dort durch irgend etwas, sei's auch eine „Narrensposse", zu erfreuen: „dafür bring' ich Euch auch was mit, daß

---

*) Aushebung der Ersatzmannschaft.

**) Die schöne Oertlichkeit beschreibt G. an Zelter den 10. Juli 1828 mit 50jähriger Erinnerung. Noch bedeutsamer ist seine Schilderung an den Obristen von Beulwitz d. 14. Juli 1823 in Dörings Samml. (Leipzig 1837) Nr. 942.

***) Riemer verweist zu dieser von ihm (woher?) beigefügten Stelle auf Faust Th. 2 (Werke Bd. 41), S. 103: Wagners Kochen des Homunculus.

der König und die Königin sagen sollen: mein liebes Löwchen, brülle noch einmal."

Goethe dichtete damals grade an der Rolle des Thoas, und schreibt denselben Tag und folgenden Abend an die Freundin aus eben diesem so dichterisch klingendem Orte (Apoll da!), von dem er aber sagt: „Hier ist ein bös Nest und lärmig, und ich bin aus aller Stimmung. Kinder und Hunde, alles lärmt durch einander." Und: „Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte. Gute Nacht liebes Wesen."

Ebenso klagt er am folgenden Tage der Freundin: „Hier war gar kein Heil, und eine Scene plagt mich gar sehr, ich denke wenns nur einmal angeht, dann rollts wieder hinter einander."

Den nächsten Tag erfreute Knebel ihn in Buttstädt durch seinen Besuch. Zu einem Briefe Goethes an Knebel 26. Februar 1782 ist bei Erwähnung eben jenes „albernen Geschäfts" bemerkt, es scheint von Knebels Hand: „Als Knebel Goethe bei diesem Geschäfte in Buttstädt besuchte, so fand er ihn am Tische sitzend, die Rekruten um ihn her, und er selbst dabei an der Iphigenia schreibend."

Goethe meldet mit Knebels Besuch der Freundin: „Morgen geh' ich nach Allstedt." Und hier geschah wirklich, was er in Apolda hoffte, indem er die drei ersten Acte der Iphigenia zusammenarbeitete*).

So bewährte er auch hier, was er 1787 aus Neapel in Bezug auf Iphigenia schreibt: es sei nicht das erstemal, daß er das Wichtigste nebenher thue.

Heimgekehrt nach Weimar, meldet er der Freundin: „Hab' auch an meiner Iphigenie geschrieben und hoffe immer mehr damit zu Stande zu kommen."

Ebendort sendet er am 15. März, vor Abreise nach Ilmenau, das Fertige an Knebel, zur Vorlesung an Herder und Seckendorf, und Vorbereitung des Prinzen Constantin auf die Rolle des Pylades: „Hier sind die drei Akte der Iphigenia; lies sie Herdern und Seckendorfen. Letzterem gieb sie mit unter der Bedingung der Stille."

„Nimm doch auch ja den Prinzen Constantin vor, und

*) Riemer II, 83.

leg ihm seine Scenen ein bischen aus und steh ihm mit gutem Rathe bei.

Adieu. Ich komme nicht eher von Ilmenau wieder, bis das Stück fertig ist."

Zwei Tage später klagt er von dort der Freundin über Störung wieder durch andere Amtsgeschäfte: „Den ganzen Tag bin ich in allerhand Händeln herumgeschleppt worden, und der Abend ist mir ohne viel dramatisches Glück hingegangen."

Dennoch verfaßte er, abermals zwei Tage später, den vierten Act der Iphigenia, auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau*).

Und am 28. März ward das so wunderbar erwachsene Schauspiel glücklich vollendet.**)

Nun aber machte die Aufführung neue Sorge, und in Bezug darauf schrieb der Dichter an Freund Knebel, ohne Angabe des Tages: „Die Lust die ich diese acht Tage her in Betrachtung und Bildung meines Stücks gehabt habe, ist in ihrem Laufe durch die Abneigung gehemmt worden, die Du mir gestern gegen das Erscheinen auf dem Theater, mitunter hast sehen lassen. Wenn Du Dich bereden kannst mit mir auch noch dieses Abenteuer zu bestehen, einigen guten Menschen Freude zu machen und einige Hände Salz ins Publikum zu werfen, so will ich muthig ans Werk gehen. Ist aber Dein Widerwille unüberwindlich so mag es auch mit andern ernstlicheren Planen und Hoffnungen in die stille Tiefe des Meeres versinken."

Knebel bewährte sich aber auch hier als des Goethe-Orestes treuer Pylades, und schon am 5. April kam die Aufführung glücklich zu Stande, welche am 12. April widerholt ward.***)

So geschah es auch im folgenden Jahr um dieselbe Zeit (wenn dieses nicht die verschobene erste Auffürung war). Zwei mit Bleistift geschribene Blättchen zwischen dem 26. und 30. März an die

*) Riemer a. a. O.

**) Riemer a. a. O.

***) Riemer a. a. O., mit Bezug auf Briefe Thusneldens (Hoffräulein von Göchhausen) und der Herzogin-Mutter an Goethe's Mutter. Bei der Herzogin war, laut des Hoffourirbuchs, den 6. April, bei Besuch des Prinzen von Koburg, Festmahl und Abends „Komödie." — Schöll zweifelt, daß diß Iphigenia gewesen, weil die Zeit zu kurz wäre, und die im nächsten Jahr um dieselbe Zeit gewisse Auffürung, welche Riemer nicht erwähnt, Verwechslung veranlassen mochte. — Aber die Auffürung war, wie man oben sieht, lange vorbereitet und bei der Einfachheit des Gegenstandes und dem Eifer des Dichters wol zu bewirken.

Freundin beziehen sich hierauf: „Ich habe die Rolle mit meinem Stück und andern Papieren liegen lassen. Bitte darum.“ Dann:

„Ich danke daß Sie mir ein Zeichen des Lebens und der Liebe geben. Auf Ihr schönes Gebet kann ich nichts erwiedern als daß ich heut spazieren gelaufen bin, daß ich mich über Knebeln geärgert habe, der Gott weiß was für eine Confusion angefangen hat, als ob heut nicht Probe sein sollte. Ich probire heut gewiß und sollten die Helden fehlen mit den Vertrauten, ich habe alsdann ihrer drei zu meiner Disposition. Adieu. Seh ich Sie heut Abend?“

Diese Probe war am 29. März, wie das folgende Schreiben vom 30. März (Donnerstag) zeigt: „Gestern Abend hat mich das schöne Misel gleich einem Kometen aus meiner gewöhnlichen Bahn mit sich nach Hause gezogen. Es war viel übler Humor in der Probe. Besonders der Autor und die Heldin schienen zusammen nicht zufrieden zu sein. Ich habe den Aeolischen Schlauch der Leidenschaften halb geöffnet, und einige herauspipsen lassen, die stärksten aber zur Aufführung bewahrt. Ich will diesen Morgen fleißig sein um zu Mittag ein freundlich Wort in Tiefurt von Ihnen zu verdienen.“

Seine Heldin, die Schröter-Iphigenia, benennt er hier mit dem damals in Weimar gangbaren Worte für Mädchen, Fräulein (Mamsel?), welches er häufig gebraucht.*) So schließt er auch das Blatt vom 7. April (Freitag) mit „Umgeben von Pylades dem Unfurm“, welcher Beiname dem schlanken, wolgebildeten Prinzen Constantin-Pylades etwa nur wegen eigentümlicher Aussprache eines Wortes (Uniform?**) gegeben wird, wenn es sich nicht noch näher auf seine Darstellung des Pylades bezieht. Diese mochte den Tag vorher Statt haben, also denselben Tag, der beim vorigen Jahre für die Aufführung der Iphigenia angegeben ist.

Auch im nächsten Jahre ward Iphigenia wiederholt, zum Geburtstage der Herzogin, 30. Januar, und der Dichter stellte auch mit Schmerzen sein Schauspiel dar. Er schreibt am 29. Januar der Freundin: „Mein Hals ist besser, doch spür ichs noch, auf die Probe heut Abend muß ich mich sammeln. Schicken Sie mir doch

*) Sowie in den davon gebildeten „Miselei“ und „miseln“ (den Hof machen). Die tieferen Stufen sind „süße Puppe“ und „Grasaffe“, das letzte gilt sogar von der Lili mit ihrer siebenwöchentlichen Puppe. Br. an Frau v. Stein d. 26. Sept. 1779.

**) Vgl. Goethe's Werke Fol. Bd. 3, S. 343.

das Exemplar der Iphigenie, ich muß noch einige Stellen ansehen. Adieu."

Und am folgenden Tage (Dienstag): „Es ist umgekehrt, wie gestern; ich habe sehr gut geschlafen und mein Hals ist schlimmer. Ich halte mich sehr still um bis den Abend auszulangen. Danke für Ihren Anteil, und hoffe Sie durch mein Spiel vergessen zu machen, daß mir was fehlt. Bringen Sie ein feines Herz mit, wir wollen das unsrige thun."

Auf eine Widerholung in demselben Jahre deutet auch Goethe-Orests Durcharbeiten des Gedichts mit Corona-Iphigenia, am 17. April (Dienstag), worüber er der Freundin schreibt: „Ich bin wie gebannt und kann nicht aus meiner Gegend kommen. Sag mir meine Beste, daß Du wie ein guter Geist mit Deinem Andenken über mir schwebst und ob Du mich noch heut Abend willst. Krone ist (ißt?) heute mit mir. Ich hab an Iphigenien übersetzt und wirds noch mit ihr. Adieu liebste Seele."

Ja noch im Jahr 1786 lag seine Orestesmaske zu einer Darstellung der Iphigenia bereit, an deren Stelle aber die Alceste trat: welche so noch ihre Verspottung in „Götter, Helden und Wieland" 1774, an Goethe'n rächte. Ein Blättchen ohne Tag, zwischen dem 3. und 6. Februar ligend, meldet der Freundin: „Um 11 Uhr kommt Wieland, meine Orestes-Maske liegt schon da und wird der Alceste aufgeopfert werden."

Außer solchen nur halb öffentlichen Hof-Darstellungen, in Tiefurt, Ettersburg, und sonst im Freien, welche neben den Vorstellungen der Schauspielergesellschaft im neuen Schauspielhause, das schon 1779 angefangen ward, weniger lebhaftes Bedürfnis blieben, ward Iphigenia, in diser ersten Gestalt noch weiter bekannt durch Abschriften auch an auswärtige Freunde.

Die Handschrift, welche die Freundin mit ihm gemeinsam hatte, ist schon erwähnt, und geht noch öfter hin und her: 1782 den 6. Februar: „Bis jetzo hab' ich immer gehofft, Du würdest mir die Iphigenie schicken und mir ein holdes Wort sagen." Den 30. April: „Mein Bote geht in die Stadt und ich bitte Dich um Iphigenien und Deine Liebe." 1783, den 30. Januar: „Schicke mir doch Iphigenien, und schreibe mir wie du lebst." 1784, 17. December: „Schicke mir die Iphigenie und die Epigramme daß ich sie abschreiben lasse."

Im Jahre 1783, 22. Februar schreibt Goethes Mutter aus Frankfurt an ihn: „Aber, l. Fr., warum schickt Ihr mir denn die Iphigenie nicht? Vor länger als 4 Wochen bat ich Euch darum.“*)

Früh erhielt Möser eine Abschrift (wie zuvor den Götz) da Goethe den 23ten August 1781 Knebeln mitteilt: „Hier Möser über Iphigenia.“

Dann 1782, den 17. November sandte Goethe eine Abschrift an Jacobi und begleitete sie mit herzlich anspruchlosen Worten: „Ich kann dir wenig sagen, darum schick ich dir Iphigenien, nicht als Werk, oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich mein Geist mit dem deinigen unterhalte, wie mir das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höhern Wesens war. Möge das fremde Gewand und die ungewohnte Sprache dir nicht zuwider seyn und die Gestalt dir anmuthig werden.“**)

Diß sind die obigen Wochen vom 14. Februar bis 28. März 1779, in welchen, neben den widersprechendsten Dienstgeschäften, die erste Darstellung der Iphigenia wunderbar vollendet ward. G. meinte zwar selber (4. März), es werde immer nur eine Skizze, der noch die Farben aufzutragen seien, und er bildete gewis unablässig mit Liebe daran, sodaß das Ganze in gleicher Wolgestalt erscheint, und von gleichem Wollaute beseelt ist, wie es zuerst auf der Bühne dargestellt und ebenso in Abschriften mitgeteilt ward.

Eine solche Abschrift erhielt Knebel schon im Sommer 1780 mit nach der Schweiz, und auf der Reise dahin hieß Goethe ihn sie seiner Schwester und Schwager, Johann Georg Schlosser, Amtmann in Emmendingen, mitteilen, in Nachschrift zum 28. Juli 1780: „Wenn Du nach Emmendingen kommst, so lies ihnen die Iphigenie; ich hab's lange versprochen und nicht geschickt.“

So kam Iphigenia auch zu einen von Goethes ältesten Freunden Lavater, dem er an der Physiognomik treulich half, und über dessen Beifall erfreut, er zugleich ihr beider auf Verschiedenheit begründetes brüderliches Verhältnis treffend ausspricht d. 24. Juli 1780: „Daß du Freude an meiner Iphigenie gehabt hast, ist mir ein au-

*) Briefe an Merk (1835) S. 377.
**) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi (1846) S. 62.

ßerordentlich Geschenk. Da wir mit unsern Existenzen so nah stehen, und mit unsern Gedanken und Imaginationen so weit aus einander gehn, und wie zwey Schützen, die mit den Rücken an einander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen; so erlaub ich mir niemals den Wunsch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten. Ich freue mich deswegen recht herzlich, daß ich auch mit diesem wieder ans Herz gekommen bin.“*)

Goethe hatte jedoch noch weitere Fortbildung im Sinne, und schreibt daher in Betreff einer anderweiten Abschrift an Lavater den 13. October 1780: „Meine Iphigenie mag ich nicht gern, wie sie jezo ist, mehrmals abschreiben lassen, und unter die Leute geben, weil ich beschäftigt bin ihr noch mehr Harmonie im Stil zu verschaffen und also hier und da dran zu ändern. Sei so gut und sag das denenienigen zur Entschuldigung, die eine Abschrift davon verlangen. Ich habe es schon öfters abgeschlagen.“

Erst über ein Jahr später gewährte er, und fährt am 26. November 1781 an Lavater fort: „Du hattest l. Bruder eine Abschrift meiner Iphigenie für den General Koch verlangt, ich schlug es ab, weil ich sie noch einmal durchgehn wollte, dieß ist, zwar leider nach meinen Umständen nur flüchtig geschehen. Gegen Weynachten kann eine Abschrift fertig seyn. Willst du sie nun an den General schicken? oder soll ich es thun? Im letzten Fall schreibe mir wo er sich aufhält, seinen Tittel, ob er die Exzellenz hat rc. daß man mit einem solchen Fremden in Curialibus nicht anstose.“**)

Durch solche Mitteilung haben sich einige, gleichlautende Abschriften der ersten abgeschlossenen Darstellung der Iphigenia erhalten. Dieselbe war und ist ganz wie Prosa fortlaufend geschriben, obgleich absichtlich in manigfaltigen Rhythmen, aus welchen häufig schon die fünffüßigen Jamben von selber hervortreten, und sich dadurch auch als ursprünglich Deutscher Vers bewären. Eine Abschrift dieser Iphigenia ist in der Gothaer Bibl., aus des Herzogs Ernst II Nachlaß, und von Jacobs 1822—40 in Auszügen bekannt gemacht.*) Eine andere, aufs Genauste hiemit überein-

*) Briefe von Goethe an Lavater 1774 — 83. (1833), S. 93.

**) Ebendas. S. 108. 139.

***) Vermischte Schrift. (1822—40) Bd. 6, S. 429—40. Vgl. Bd. I, S. 62.

stimmende Abschrift der Großherzogl. Bibl. in Oldenburg, die vermutlich mit der Büchersammlung des 1792 in Hannover verstorbenen Hofraths G. F. Brandes dorthin gekommen, hat Dr. A. Stahr vollständig herausgegeben, in Oldenburg 1839, mit einer Vergleichung der damals nur noch bekannten beiden G.schen Iphigenien.

Eine dritte Abschrift der Iphigenia ward 1845 in einem Hamburger Bücherverzeichnis (v. Mutzenbecher) ausgeboten, welche auch die nächstfolgende Ueberarbeitung enthalten könnte.

Denn schon 1834 ist in den Leipz. litt. Unterh.-Bl. (31. Aug. Nr. 243) von einem Ungenannten (bezeichnet 98), nachdem er, wie er sagt, anderswo gezeigt, wie Luther bei der Bibelverdeutschung zu Werke gegangen ist, eine Abschrift der vermeintlich ersten Iphigenia angezeigt, welche jedoch schon die Ueberarbeitung derselben ist. Der daraus mitgeteilte Anfang, Iphigeniens Selbstgespräch, ist nämlich schon in Versen abgesetzt, zwar von unbestimmter Länge und Kürze, von 7 bis zu 8 Füßen, und neben vorherrschend jambischem Schritt, auch in manigfaltig andrer Bewegung. Kurz, dises Stück stimmt hierin genau, und überhaupt buchstäblich überein, mit demselben Anfang, welchen, nebst mehren folgenden Auftritten, die „Ephemeriden der Litt. und des Theaters" im Juni 1786 hier in Berlin lieferten. Aus diser wenig bekannten Zeitschrift (von Bertram?) gab der bekannte hiesige Theaterkritiker Fr. Schulz in der Staatszeitung 1834 zur Aufführung der Iphigenia am Goethetage, die ersten 12 Zeilen, ohne Anzeige seiner Quelle; und so erhielt ich von ihm 1838 die sämmtlichen in den Ephemeriden gedruckten Auftritte, zur Mitteilung, an seiner Statt, bei der Goethefeier in unsrer Gesellschaft; worauf Alles in unserm Jahrbuch oder Germania Bd. 3 (1839) aufgenommen ward.*) Die Ephemeriden ließen durch die Nachschrift „der Beschluß folgt" noch mehr erwarten, das sich aber nicht findet. Ihre Quelle ist ebenfalls nicht angegeben.

Diese Quelle nun habe ich seitdem entdeckt, nämlich: D. M. Armbrusters Schwäbisches Museum Bd. 1, das ein Jahr früher 1785 in Kempten erschien und würdig mit disen Auftritten beginnt, welche in aller Hinsicht und buchstäblich mit der Widerho-

*) Daraus widerholt von E. Boas, Nachträge zu Goethes Werken (Leipz. 1841) Bd. 2, S. 147.

lung in den Ephemeriden und in unsrer Germania übereinstimmen. Dise Berliner Ephemeriden enthalten nur dieselben ausgehobenen Stücke, in derselben Folge, wie das Schwäbische Museum; das Museum hat nun aber auch noch die hier folgenden Auftritte, welche zwar auch als „Beschluß" in den Ephemeriden angekündigt, jedoch wol nur zufällig nicht geliefert sind. Sie schließen bedeutsam mit dem Parzenliede von Tantals Stamme, welches auch in seinem eigentümlichen Versen einen merkwürdigen Uebergang zur dritten vollendeten Iphigenia darbietet.

Eine durchgängige Vermittelung und nächste Vorarbeit zur letzten Iphigenia ist nun aber eben dise mittlere in Versen, oder vilmehr in rhythmische Redeglider abgesetzte Iphigenia. Das Schwäbische Museum gibt gleichfalls seine Quelle nicht an, und mir ist nur Eine Abschrift bekannt, worin dise Ueberarbeitung ganz durchgeführt ist. Das ist die obgedachte, aus welcher der Ungenannte im litt. Unterh.-Bl. 1834 den Anfang mitteilte. Die nicht weiter nachgewisene Handschrift (121 S. Fol.) ist in fünf Heften der einzelnen Aufzüge*) überaus sauber und zierlich geschrieben, die Namen sorgfältig rot, die Sprüche grün unterstrichen (auch zum Besten des Vortrags). Der Ungenannte vermutet, sie gehöre zu den schönen Abschriften von der geschickten Hand des Secretärs Vogel, in welcher G. seine ungedruckten Werke 1786 schon längst besaß, und so könne es wol dieselbe sein aus welcher G. sein „neues" Werk in Karlsbad vorlas. Das ist um so annehmlicher, als Vogel Goethe'n nach Karlsbad begleitete und ihm bei seinen dortigen Arbeiten behülflich war.

Daß hier aber von keinem wirklich neuen Werke die Rede sein kann, versteht sich nach dem oben Gesagten von der Entstehung der Iphigenia, seit 1776 und ihrer Aufführung 1779. Nur die Erneuung durch die Ueberarbeitung kann gemeint sein; und dise vollendete G. vor dem Jahr 1785, weil sie damals schon in Schwaben aus irgend einer dorthin gelangten Abschrift (etwa die für den General Koch 1781) gedruckt erschien. Wie der Dichter eine solche Fortbildung schon bei dem Abschlusse der ersten Darstellung für die Bühne, im Sinne behielt, so könnte man schon

*) Der erste hat 436 Verse, jetzo 560.

den obigen Bericht vom 17. April 1781, er habe an Iphigenien übersetzt und fahre darin fort mit Corona Schröter, auf solche rhythmische Gliderung und Absetzung beziehen, zunächst auch zur Erleichterung des Vortrages auf der Bühne. Gewis ist, daß diser Uebergang zur vollendeten Darstellung in regelmäßigen Jamben schon gemacht war, als Goethe im Jahr 1786 sein Schauspiel nochmals genau durchgieng, mit Wieland, der auch gern in solchen freien, ungleichen, nur gereimten Versen dichtete. Nachdem G. aus Ilmenau den 9. Juni 1786 Frau von Stein ersucht, ihr Exemplar der Iphigenia an Wieland zur Durchsicht zu geben, der schon wisse was er damit soll, meldet er den 25. Juni: „Heute Mittag ißt Wieland bei mir, es wird über Iphigenien Gericht gehalten.“ Er fügt d. 9. Juli hinzu, daß er Wielands und Herders Bemerkungen (zum Götz und Werther) noch benutze: „was ich hier thue hab ich im Karlsbad zu gut, und kann dort meine Gedanken zur Iphigenie wenden.“ Und so nahm er sie denn dorthin mit, wo er die vier ersten Bände seiner schon gedruckten Schriften für die erste rechtmäßige Sammlung bei Göschen in Leipzig 1787 ff. einrichtete; und wo er, im bedeutenden und befreundeten Kreise, des Herzogs, Knebels, Herders u. a., mit der heimlich vergönnten Aussicht nach Italien (darum nur etwa der Herzog und die Stein wusten), alles bisher Unbekannte und Umgearbeitete seiner Werke vorlas, und darunter war denn auch dise mittlere Iphigenia. Er schreibt am 22. Aug. 1786 aus Karlsbad an die Freundin: „Ich lese alle Abende vor und es ist ein recht schönes Publikum geblieben. Gestern haben die Vögel ein unsägliches Glück gemacht. Heute les ich Iphigenien wieder, morgen noch etwas und übermorgen gehn (Graf) Harrachs fort.“

Goethe wollte anfangs auch die ungedruckten Schriften in 4 Bänden in Karlsbad vollenden und druckfertig zurücklassen, stand jedoch von dem allzu vermessenen Unternehmen ab. In disem Sinne gedenkt G. noch am 6. Januar 1787 in Rom jenes trefflichen Freundes der sich jahrelang auf eine große Entdeckungsreise vorbereitet, und zuletzt noch die Tochter eines angesehenen Hauses mit entführt, mit der Anwendung: „Ebenso frevelhaft entschloß ich mich Iphigenien nach Karlsbad mitzunehmen.“ Er hatte also zur Herausgabe vor allen die auf die angegebene Weise in Versgestalt gebrachte Iphigenia wider vorgenommen, von welcher er, laut des

Ungenannten, sagt (wo?): „Das Ganze ist zwar in Verszeilen, aber es finden sich nur einzelne wirkliche jambische Verse." Am 23. Aug. schreibt er nun aus Karlsbad an Frau von Stein: „Gestern Abend ward Iphigenie gelesen und gut sentirt. Dem Herzog wards wunderlich dabei zu Muthe. Jetzt da sie in Verse geschnitten ist macht sie mir neue Freude, man sieht auch eher was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden. Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind."

Dise Arbeit zur letzten Ausgestaltung der Iphigenia ist nun aber, wie schon aus obigen Worten hervorgeht, keine bloße äußerliche versartige Zerschneidung und Absetzung der ersten fortlaufenden Prosa, sondern es war damit natürlich vom Dichter selber eine durchgängige Ueberarbeitung verbunden, teils um die Versglieder deutlicher hervortreten zu lassen durch manigfaltige kleine Ausfüllungen, Zusätze und Auslassungen, überhaupt Veränderungen mancherlei Art: wie die Vergleichung des Anfanges fast in jeder Verszeile beweist. Damit war ein starker Schritt getan: es fehlte jedoch noch viel am gleichmäßigen jambischen Verse des Drama's, worin Goethe's 1783 gedichteter Elpenor (Werke Bd. 10) schon beträchtlich weiter fortgeschritten war.

Herder empfahl daher Goethe'n, dessen Reise er für eine seiner gewönlichen Bergreisen hielt, vor allen der Iphigenia noch die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken, anstatt, wie er spottete, „taubes Gestein zu klopfen." Und so zog G. schon auf dem Uebergange nach Italien auf dem Brenner dise Iphigenia aus dem größern Pack seiner ungedruckten Schriften, und nahm sie zunächst mit hinüber in das schon für sie heimische schöne Land, wo sie schnell zur Vollendung blühte und reifte.

Die letzte förderliche Vorarbeit erklärt, wie G. schon am Gardesee „die ersten Linien der neuen Bearbeitung zog", dann in Verona, Vicenza, Padua die letzte Bearbeitung begann; für welche er in Bologna das Bild einer so wunderherrlichen heiligen Agatha fand, daß er im Geiste sein Gedicht ihr vorlesen und Iphigenien nichts wollte sagen lassen, was diese Heilige nicht aus-

sprechen möchte. Seit Cento ward er durch die Erscheinung der Iphigenia in Delphi gehemmt. In Rom aber ward das Werk vollendet, schon den 6. Januar 1787 zur Sendung nach Weimar bereit in zwei ziemlich gleichlautenden Abschriften, „wovon die eine nächstens zu euch wandern soll. Nehmt es freundlich auf, denn freilich steht nicht auf dem Papiere was ich gesollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.“ (Ital. Reise S. 251, Werke Bd. 27.)

Besonders half dazu Mitwirkung unsers Moritz (den Goethe dort auf die liebreichste Weise pflegte und förderte und half), dessen Deutsche Prosodie er, mit Recht, auch in der Folge stäts bewärt gefunden hat. G. bekennt, daß er ohne Moritz, die Umarbeitung in regelmäßige Jamben nicht würde durchgeführt haben; und Moritz, in dankbarer Erwiderung, hat seine geistreiche antike Mythologie (welche hier schon 14. Auflagen erlebt hat) bedeutsam vor allen mit Stellen der vollendeten Iphigenia, sowie verwandter G.scher Gedichte (z. B. Prometheus) geschmückt.

G. beschreibt anmuthig, wie er in Rom abends beim Schlafengehn seine Aufgabe für den Morgen vorbereitete und sogleich beim Erwachen das Stück ruhig abschrieb, und „es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen ließ. Was daraus entstanden ist werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan“ (s. 252). In einem andern Bilde kann man sagen: Goethe reihte hier die schönsten und reinsten Zahlperlen an einander, zu seinem eigenen unvergänglichen Kranze.

Bei der Absendung der Iphigenia aus Rom, wo er sie noch zweimal den jungen Künstlern vorgelesen hatte, am 10. Januar 1787, schrieb er (an Frau von Stein): „Hier folgt denn also das Schmerzenskind, denn dieses Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als Einem Sinne. Bei Gelegenheit daß ich sie unsern Künstlern vorlas, strich ich verschiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbesserte, die andern aber stehen lasse, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet.“ (S. 254).

Die erste Vorlesung hatte ein Gleichnis und Zeichnung von Tischbein zu Folge, welche G. beifügte: ein Opfer, dessen Rauch ein sanfter Luftdruck zur Erde zieht, wärend die Flamme freier emporsteigt. G. beschließt:

„Und so hat mich denn diese Arbeit, über die ich bald hinaus-

zukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beschäftigt und gequält. Es ist nicht das erstemal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten." (S. 256.)

G. wiederholte dise Künstler-Vorlesung und schreibt 22. Jan. 1787: „Schon früher, aber besonders bei der Aufführung des Aristodem, erwachte der Patriotismus unserer deutschen Künstler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht."

„Dieser gute Ruf erscholl nun bis zu Reifenstein und Angelica, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte gewann sich diese Darstellung die Gunst gedachter Personen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieses klärt sich aber dadurch sehr gut auf, daß das Stück sich der Form nähert, die man im Griechischen, Italiänischen, Französischen längst gewohnt ist, und welche demjenigen noch immer am besten zusagt, welcher sich an die Englischen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat." (S. 266.)

Eine Vorlesung des Gedichts selber gewärte aber Göthe noch den drei Genannten, Angelica Kaufmann, Hofrath Reifenstein und Maler Zucchi, vor seiner Abreise nach Neapel (S. 274.)

Auch in dieser Zauberstadt erlebte er noch eine schöne Blüte seiner Iphigenia in dem Gemälde des von ihm so kräftig nach dem gelobten Kunstlande geförderten Wilhelm Tischbein: die Erkennung von Orest und Iphigenia, zu welcher ihm die wunderschöne Engländerin des Ritters Hamilton, für den er es malte, als Vorbild diente.*)

Angelica versprach in Rom Goethen auch eine Zeichnung aus seiner Iphigenia. Von ihr ist auch die Zeichnung zum Kupferstiche

*) Des mit der Feder auch sehr gewandten Tischbein Brief vom 10. October 1787 an Merk (1836) S. 507. Wo befindet sich jezo dises Gemälde?

des achten und letzten Bandes von „Goethe's Schriften" (1789): die tragische und komische Muse vor seinem Brustbilde.

Aus Neapel antwortet er den Freunden in Weimar den 3. März 1787 über ihre Aufname der Iphigenia, bedeutsam für das Verhältnis der ältern und der letzten Darstellung: „Mich freut daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterschied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß was ich daran gethan habe und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude ist, das Gute zu genießen, so ist es eine größere, das Bessere zu empfinden, und in der Kunst ist das Beste gut genug."

Hienach will ich die durch die zweite Ueberarbeitung zu diser letzten, vollendeten Darstellung vorbereiteten Auftritte, welche sich den 1838 mitgeteilten anschließen, vorlesen, mit dem Wunsche, daß auch diese merkwürdige Vermittelung der drei Iphigenien neben der letzten und ersten vollständig ans Licht trete, wie die drei Götze schon in Göthe's sämmtlichen Werken erschienen sind.

Aeltere Iphigenia.

(Aus J. M. Armbrusters Schwäb. Museum Bd. 1 (Kempten 1785. 8.) S. 22—28.)

Dritte Szene des dritten Aktes.

Iphigenie. Orest. Pylades.

Orest.

Seid auch Ihr schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, Dir!
Noch fehlt Elektra!
Ein gütger Gott send' uns die Eine
Mit sanften Pfeilen auch so schnell herab!
Dich, armer Freund muß ich bedauern!
Kommt mit, kommt mit zu Pluto's Thron!
Es ziemt den Gästen
Den Wirth mit Gruß zu ehren.

Iphigenie.

Geschwister, die Ihr an dem weiten Himmel
Das Licht bei Tag und Nacht heraufbringt,
Und den Abgeschiednen nimmer leuchtet . . .
Erbarmt Euch unser!
Du weißt, Diana,
Wie Du Deinen Bruder vor allem liebst,
Was Erd' und Himmel faßt!
Und seegnend immer Dein Angesicht
Nach seinem ewgen Lichte wendest!
Laß meinen Einigen, Spätgefundnen
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!
Und ist Dein Wille, daß Du hier mich bargst
Nunmehr vollendet;
Willst Du Mir durch ihn, und ihm durch Mich
Die seelge Rettung geben,
So lös ihn von den Banden der Furien,
Daß nicht die theure Zeit
Der Rettung uns entgehe.

Pylades.

Erkennst Du uns und diesen heilgen Hayn?
Und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlst Du den Arm des Freundes und der Schwester,
Die Dich noch lebend halten?
Faß uns an!
Wir sind nicht leere Schatten!
Merk auf das Wort und raffe Dich zusammen!
Denn jeder Augenblick ist theuer.

Orest.

Laß mich zum ersten mahl seit meinen Kinder-Jahren
In Deinen Armen ganz reine Freude haben!
Ihr Götter, die Ihr mit entsetzlichen Flammen
Die schweren Gewitterwolken aufzehrt!
Und Eure Gnadengaben, Euren fruchtbaren Regen
Mit fürchterlichen Donnerschlägen
Auf Eure Erde schmettert,
Und so die grausende Erwartung der Menschen sich

In heilsamen Seegen auflößt,
Wenn die Sonne mit den Blättertropfen spielt,
Und jeden grauen Rest getrennter Wolken
Mit bunter Freundlichkeit
Die leichte Iris forttreibt!
Laßt mich auch so in Euren Armen danken!
Mich dünkt, ich höre der Erinnen fliehend Chor
Die Thore des Tartarus hinter sich
Fernab donnernd zuschlagen.
Mich dünkt, die Erde dämpft mir wieder
Erquickenden Geruch,
Und ladt mich ein, auf ihren Flächen wieder
Nach Lebens-Freud und großer That zu jagen.

Pylades.

Versäumt die Zeit nicht, die uns übrig bleibt!
Und laßt den Wind, der unsre Seegel schwellt,
Erst unsre volle Freude zum Olympus bringen.
Kommt! Es bedarf hier schnellen Rath und Schluß!

Die erste Szene des vierten Akts.

Iphigenia allein.

Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben,
Wem sie den erschütternden schnellen Wechsel
Von Freud und Sch(m)erzen bereiten,
Dem geben sie kein höheres Geschenk
Als einen ruhigen Freund.
Seegnet unsern Pylades und sein Vorhaben!
Unsterbliche!
Er ist wie der Arm des Jünglings in der Schlacht!
Wie des Greisen leuchtend Aug in der Versammlung,
Denn seine Seele ist still und Er bewahrt die Ruhe
Wie einen heiligen Schatz,
Und aus ihrer Tiefe hohlt Er
Für die Umgetriebnen
Rath und Hülfe.

Er hat mich von dem Bruder losgerissen,
Den staunt ich immerfort an,
Hielt ihn in meinen Armen,
Und dachte an keine Gefahr.
Izt gehn sie listig ihren Anschlag auszuführen
Hin nach der See, wo das Schiff
Mit den treuen Gefährten
An irgend einer Felsenbucht aufs Zeichen lauert —
Und haben mir in den Mund gegeben,
Was ich sagen soll, wenn nun
Der König sendet, das Opfer zu beschleunigen.
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Denn nie hab ich gelernt hinterhaltig zu seyn,
Noch einem etwas abzulisten.
O weh der Lüge, die Brust wird nicht
Wie von einem andern wahrgesprochnen Worte
Getrost und frey — wer sie heimlich schmiedet,
Den ängstet sie —
Und wie ein versagender Pfeil kehrt
Sie losgedrückt, verwundend
Auf den Schützen zurück.
. . . .

Aus der letzten Szene des vierten Akts.

Iphigenie.

. . . .
Vergebens hoft ich, still verwahrt von meiner Göttin
Den alten Fluch von unserm Haus
Ausklingen zu lassen,
Und durch Gebet und Reinheit
Die Olympier zu versöhnen . . .
Kaum wird mir in Armen ein Bruder geheilt,
Kaum naht ein Schiff, ein langerflehtes,
Mich an die Städte der lebenden Vaterwelt zu leiten,
Wird mir ein doppelt Laster
Von der trüben Noth geboten —
Das heilige, mir anvertraute Schutzbild dieses Ufers
Wegzurauben —

Und den König zu hintergehn.
Wenn ich mit Betrug und Raub beginne,
Wie will ich Seegen bringen?
Und wo will ich enden?
Ach! warum scheint der Undank mir wie tausend Andern
Nicht ein leichtes, unbedeutendes Vergehn?

Es sangen die Parzen ein grausend Lied,
Als Tantal fiel vom goldenen Stuhl.
Die Alten litten mit ihrem Freund.
Ich hört' es oft! Ich hört' es oft . . .
In meiner Jugend sang's eine Amme uns Kindern vor:
Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie haben Macht —
Und brauchen sie, wie's ihnen gefällt.
Der fürchte sie sehr,
Den sie erheben!
Auf schroffen Klippen
Stehn ihre Stühl um den goldnen Tisch!
Erhebt sich ein Zwist,
So stürzt der Gast
Unwiederbringlich ins Reich der Nacht.
Und ohne Gericht liegt er gebunden,
In der Finsterniß.
Sie aber lassen sich's ewig wohl seyn
Am goldnen Tisch.
Von Berg zu Bergen schreiten sie weg,
Und aus der Tiefe
Dampft ihnen
Des Riesen erstickter Mund,
Gleich andern Opfern ein leichter Rauch.
Von ganzen Geschlechtern
Wenden sie weg
Ihr seegnend Aug
Und hassen im Enkel
Die ehmals geliebten
Und nun verworfnen Züge des Anherrn . .

So sangen die Alten
Und Tantal horcht in seiner Höhle,
Denkt seine Kinder und seine Enkel
Und schüttelt das Haupt.

v. d. Hagen.

2. Der Edelknabe und die Müllerin von Göthe und ein Gedicht des Troubadours Marcabrun.*)

Die Herren Dr. W. Holland und Professor A. Keller zu Tübingen haben vor zwei Jahren als einen Beitrag zur Göthe-literatur am 28. August 1849 ein Gedicht des Troubadours Marcabrun (1140—1185) in der Urschrift herausgegeben, das, wie sie in der Vorrede sagen, Göthe zwar schwerlich gekannt habe, das aber der Ballade desselben „Der Edelknabe und die Müllerin" nach Inhalt und Anlage auffallend ähnlich sei.**) Ich habe eine Uebersetzung desselben versucht, die aber bei treuer Beibehaltung der Form nur eine freie Nachbildung zu nennen ist. Zur Vergleichung ist Göthe's Ballade vorangestellt.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.
Wohin? Wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt Du?
Müllerin.
Lise.
Edelknabe.
Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?
Müllerin.
Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.
Edelknabe.
Und gehst so allein?
Müllerin.
Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.
Edelknabe.
Ist nicht eine stille Laube dabei?
Müllerin.
Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.
Edelknabe.
Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns darin verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —
Müllerin.
Das gäbe Geschichten.
Edelknabe.
Ruhst Du in meinen Armen aus?

*) Vorgelesen in der Deutschen Gesellschaft am 20. Februar 1851.

**) Es lebt noch ein änliches Französisch-Flamändisch und ein Hoch-Niederdeutsch wechselndes Volkslied. H.

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thäte mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ists recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.

Marcabrun's Gedicht.

Jüngst begegn' ich bei der Linde
Einem muntern, kecken Kinde,
Einer Schäferin Dorinde,
Einer rechten Maid vom Lande,
Wie an Hemd' und Latz' und Binde,
Grobem Strumpf und Schuh ich finde,
Und am drillichnen Gewande.

Näher tret' ich ihr geschwinde:
„Mädchen — sprech' ich — wohl nicht linde
Wird Dein Haar zerzaust vom Winde!" —
„Junker — spricht die Maid vom Lande —
Gott sei Dank, daß ich empfinde
Wenig von dem rauhen Winde!
Ich bin nicht von Zuckerkande." —

„Mädchen, holde Mirabelle,
Sieh, ich komm' hieher zur Stelle,
Daß ich werde Dein Geselle,
Du, o schöne Maid vom Lande!
Nicht darfst Du auf alle Fälle
Schafe weiden fern am Quelle
So allein im led'gen Stande." —

„Was bedeute ein Geselle,
Sowie Ihr, wird mir in Schnelle
Klar und offenbar und helle,
Herr! — versetzt die Maid vom Lande —
Wer nicht bleibt auf seiner Stelle,
Trägt als Narre Kapp' und Schelle!
Nehmt, o Herr, mein Wort zum Pfande!" —

„Maid, von einem Cavaliere
Stammst Du, der im Dorfreviere
Augen schuf Dir von Sapphire,
Du o holde Maid vom Lande!
Doch daß Dich nur nicht regiere
Falsches Sprödigkeitsgeziere,
Denn das zeugt nicht von Verstande." —

„Nie in städtischem Quartiere
Lebte mein Geschlecht; beim Stiere
Nur und Schaf im Dorfreviere,
Herr! — versetzt die Maid vom Lande —
Und daß Baur und Hirt handthiere,
Statt zu gehen zum Turniere,
Dient auch ihnen nicht zur Schande." —

„Eine Fee hat Dir gegeben
Schönheit, die mich macht erbeben,
Mädchen, als Du tratst ins Leben,
Mehr als sonstiger Maid vom Lande.
Doppelt würd' ich Dich erheben,
Dürft' ich innig Dir umweben
Meiner Arme Liebesbande." —

„Dank, Herr, Eurem Lobbestreben!
Doch ich sag' Euch frei daneben,
Daß es mich gelangweilt eben,
Herr! — versetzt die Maid vom Lande. —
Ei, so muß ich das erleben,
Daß man führt an Hirtenstäben
Junker, und am Gängelbande!"

„Mädchen, solch ein Herz von Steine
Trägst Du, hoff' ich, nur zum Scheine.
Unterwegs, wie ich vermeine,
Bringt man eine Maid vom Lande
Wohl zu lieblichem Vereine.
Du wirst mein, und ich der Deine!
Das heißt handeln mit Verstandt." —

„Herr, ich seh, Ihr sparet keine
Huldigung, so grob' als feine,
Um zu lenken an der Leine
Eine solche Maid vom Lande.
Eurer Reden doch nicht eine
Lockt mich zu verkaufen meine
Reine Mädchenschaft der Schande." —

„Die Geschöpfe allerwegen
Siehst Du süße Liebe hegen;
Laß drum uns auch ihrer pflegen,
Mich und Dich, Du Maid vom Lande.
Sei nicht länger mir entgegen!
Komm, wir sind in Hains Gehegen
Sicher dort an Baches Rande." —

„Ja, doch komme sich entgegen
Gleich und Gleich; das wollt erwägen!
Herr und Dame, das bringt Segen,
Bauer auch und Maid vom Lande.
Hack' und Karst paßt nicht zum Degen,
Heller Himmel nicht zum Regen,
Waizen wächst nicht auf dem Sande." —

„Schöne Maid, nicht zu bewegen
Bist Du denn, bist mir entgegen,
Wie ich's traf in keinem Lande." —
„Herr, lebt wohl! Ihr wart verwegen!
Säumt nicht länger meinetwegen,
Und Gott helf' Euch zu Verstande!" —

K. L. Kannegießer.

---

3. Zur Goethe-Feier 1852.

Im Jahre 1825 befahl der Großherzog von Weimar, daß am 7. November, dem Tage, an welchem vor 50 Jahren Goethe nach Weimar gekommen, das Jubiläum seines Eintritts in den weimarschen Staatsdienst feierlichst begangen werden sollte. Bei dieser Gelegenheit machte Goethe das Gedicht, welches unter der Ueberschrift: „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt" später abgedruckt ward und also lautet:*)

„Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben;
erst sollt ihr leben — und nach diesem schreiben;
erst sollt ihr dichten — und nach diesem malen:

*) Dasselbe Gedicht habe ich in Germania Bd. 9, S. 278 mitgetheilt und gedeutet. Es steht nur in „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk," welches erst nach Goethe's Tod erscheinen sollte und erschien, 1832 in Leipzig bei Brockhaus, S. 219. In Goethe's Werken, auch den nachgelassenen, findet es sich nicht. H.

sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
und seid, obwol von Jedermann gelesen,
doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein Jeder sehe, wie und was er schreibe!
der Kopf sei angemessen seinem Leibe!
zehntausend Schultern Einem anzupassen,
das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier, ob Viele
sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
das Urgeheimniß ewiger Gestalten,
es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern;
es wird in Felsen, wie in Büchern blättern;
denn was Homer erschuf und Scipionen,
kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen:
allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen!
ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs, o Eich', erwachs zum Weltvergnügen:
schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
so wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
die spätern Enkel werden sehen lernen,
um in prophetisch höheren Gesichten
von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten."

Der Kerngedanke dieses Gedichts liegt in den Worten: „Erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben;" das heißt: Ihr sollt überhaupt nur das zur Darstellung bringen, was ihr innerlich erfahren, was ihr durchlebt und dessen Wesen ihr euch hiedurch angeeignet habt. Es ist derselbe Gedanke, der in den bekannten Worten ausgesprochen ist: „Jedes gute Gedicht müsse ein Gelegenheitsgedicht sein." Es ist bei dem Worte Gelegenheit allerdings nicht an eine bloß äußerliche Situation oder an ein bloß äußerliches Verhältnis zu denken, sondern an ein innerlich „Ergriffen sein" von einem äußerlichen Zustande, durch welches eben dieser Zustand unter einem neuen Lichte erscheint. In Eckermanns Gesprächen sagt Goethe zur Entkräftigung des Vorwurfs, daß er im Jahre 1813

nicht gegen Napoleon gedichtet und geschrieben habe: „Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!" — Dieser Gedanke, daß vor Allem der Dichter durchfühlt und durchlebt haben müsse, was er seinem Volke in künstlerischer Form darstellen will, ist gewissermaßen Goethe's Lebensgrundsatz gewesen, welcher daher in den verschiedensten Formen und Wendungen überall in seinen Schriften wiederkehrt. So hat das Gespräch zwischen Wagner und Faust nur diesen Gedanken zum Inhalte; so sagt er:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt."

Und weiter:

„Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!"

Dieselbe Bewandnis hat es mit dem ganzen Vorspiel zum Faust; denn was der Theaterdirektor fordert und was der Dichter ablehnt, handelt sich um diesen Punkt. Jener will ein äußerlich Zusammengesetztes, das durch Reichtum und Abwechselung, durch Glanz und Seltsamkeit die Masse anziehe und befriedige; der Dichter versichert dagegen nur schaffen zu können, was ihm ein Gott zu fühlen gegeben. Er kann nicht mehr jugendlich singen, weil er nicht mehr die Jugend empfindet. In unserm Gedichte ist dieser Gegensatz unter den Formen des Styls und der Manier dargestellt. Styl ist ihm diejenige Darstellung, welche als der unmittelbare Ausdruck eines im Innern vorhandenen, lebendigen Zustandes erscheint; die Manier dagegen ist die von Außen herbeigebrachte, durch Reflexion gewonnene, also gemachte oder erkünstelte Form, die mit dem Stoffe oder der Seele des Kunstwerkes nicht in einem organischen oder nothwendigen, sondern nur in einem zufälligen und äußeren Zusammenhange steht.

Gehen wir näher auf die Betrachtung des Faust ein, desjenigen Werkes, an welchem Goethe 60 Jahre seines Lebens hindurch gearbeitet, das er in der frühesten Jugend begonnen, im spätesten Alter beendigt hat, das also ganz besonders davon Zeugnis geben muß, daß ihm die Worte: „Erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben" Lebensgrundsatz gewesen sind; so werden wir zu der Ansicht geführt: Faust sei nicht, wie gewönlich behauptet wird, der Vertreter der Menschheit überhaupt, sondern der Vertreter der protestantischen Weltanschauung. Zunächst kann dies befremdlich erscheinen, da wir die katholische Kirche in dieser Dichtung eine bedeutende Rolle spielen sehen; allein näher eingehend finden wir überall das mittelalterliche oder Römische Kirchenwesen als Stafage, als äußerliches Beiwerk und als Gegensatz, wodurch der protestantische Faust und seine Weltanschauung nur in ein um so schärferes Licht gesetzt wird. Der Unterschied des Protestantismus und des Katholicismus beruht aber wesentlich darauf, daß in diesem der Mensch sich zur Kirche und deren geistigem Gehalte als zu einem Aeußeren verhält und daß er sich von diesem Aeußeren, als von einer fremden Macht, in Abhängigkeit fühlt, während der Protestantismus die kirchliche und religiöse Unabhängigkeit des Christen proklamirt, und vielmehr fordert, der Mensch solle nicht ausschließlich auf die Autorität einer fremden Macht hin sein Glaubensbekenntnis gründen, sondern seine Anschauungen von Gott und göttlichen Dingen hauptsächlich als ein dem Geiste Gegenwärtiges besitzen. Damit ist die Subjektivität auf einen Standpunkt der Machtvollkommenheit erhoben, welchen sie nie, außer in der Zeit des Griechischen Lebens, eingenommen hat. Dieser Standpunkt ist der schlechthin höchste, welchen es für die Menschheit gibt, aber er ist auch der gefahrvollste. Auf ihm kann sich jede irgend denkbare geistige Richtung Geltung verschaffen, und der Mensch kann eben so sehr der Identifizirung mit Gott nachstreben, wie andererseits sich dem absolut Bösen, dem Teufel zuwenden. Aber selbst rücksichtlich der Auffassung Gottes sind auf protestantischem Gebiete zwei ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Standpunkte möglich. Gott kann betrachtet werden als der sich zu dem Menschen Herablassende und durch ihn wirkende, und andererseits, als der, zu welchem der Mensch sich erhebt und durch den er seine Wirksamkeit ausübt. Zunächst scheint es ziemlich übereinstimmend, ob wir sagen: Gott schafft durch uns oder wir schaffen durch

Gott. Halten wir diesen Unterschied aber folgerecht fest und treiben wir ihn auf die Spitze, wie es geschehen ist, so ist das schließliche Resultat bei Verfolg jeder dieser beiden Richtungen nicht nur ein anderes, sondern sogar ein entgegengesetztes. Wenn Gott durch den Menschen wirkt, so ist die Weltregierung bei ihm und der Mensch sein Werkzeug. Schafft der Mensch einseitig durch Gott, ist er der ausschließlich wirkende, wenn auch mit der Beihülfe Gottes, so wird Gott zum Werkzeuge und es tritt eine Vergöttlichung des Menschen ein. Hier liegt die Klippe. In der Philosophie führt diese Richtung zum Pantheismus und im Einzelleben treibt sie in das Gebiet des Phantastischen, des Zauberwesens oder auch zur Verzweiflung. Der Mensch kann sich in einzelnen Momenten durch Gebet und Energie des Geistes zu Gott, gleichsam in Gott erheben, so daß er sich Gott ähnlich fühlt; aber dies Gefühl der Gottähnlichkeit verschwindet sehr schnell wieder und der sinnliche Mensch, das irdische Geschöpf, tritt unmittelbar darnach wieder um so lebhafter in seine Rechte, und dieser Gegensatz zwischen jenem flammenden, beseligenden Gefühle und dieser geistigen Armut und Verlorenheit treibt zu den auffallendsten menschlichen Verirrungen. Goethe sagt von einem solchen Wechsel:

„In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke,
Ins ungewisse Menschenloos."

Im Mittelalter, der Zeit absoluten Autoritätsglaubens, wäre die Faustidee undenkbar gewesen, erst mit der Reformation konnte sie entstehn und ist sie entstanden. Faust zeigt sich überall als der nur von seiner Einsicht, von seinem Willen abhängige; er erkennt keine Autorität, keine Macht über sich an, und wird, indem Erkenntnis und Wissenschaft ihm keine vollkommne Befriedigung gewähren können, dem Gebiete des Phantastischen, des Zauberwesens zugetrieben. Als nach dem vorhin erwähnten Gespräche Wagner, der Vertreter rein mittelalterlichen Denkens, Faust verlassen hat, spricht dieser das Urtheil über Jenen, indem er zugleich sein eignes Wesen und sein Streben nach Vergöttlichung des Menschen schildert:

„Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoß, im Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;

Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, schaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft."

In ähnlicher Weise finden wir den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus bei Gelegenheit des Versuchs einer Uebersetzung des neuen Testaments ausgesprochen. In der von der Römischen Kirche allein anerkannten Lateinischen Uebersetzung der Bibel, der Vulgata, sind die Anfangsworte des Evangelium Johannis: „ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος" durch die Lateinischen Worte: „ab initio erat verbum" wiedergegeben. Erasmus von Rotterdam, ein Gegner Luthers, der zum ersten Male das Neue Testament in der Ursprache 1516 abdrucken ließ, gab bei seiner hinzugefügten Lateinischen Uebersetzung jenen Worten diese Form: „ab initio erat sermo" und wurde deshalb von der Kirche lebhaft angegriffen, ja verfolgt. Faust dagegen verhält sich zu dem Bibelworte auf selbständig denkende Weise. Er übersetzt:

„Geschrieben steht: „im Anfang war das Wort!"
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: Im Anfang war die That!"

Er geht vom Worte zum Sinn, vom Sinn zur Kraft, von der Kraft zur That über. Betrachten wir die Ausdrücke näher, so finden wir sie sämmtlich als sinnverwandte in nächster Beziehung zu einander. Der Sinn ist das Wesen des Wortes, denn ohne Sinn ist das Wort nur eine leere Schale, was λόγος hier unmöglich sein kann. Der Sinn aber des Wortes enthält wesentlich auch die Kraft, denn was wäre ein sinnvolles Wort, das sich nicht in seiner Wirksamkeit nach außen als kraftvoll bewiese? Die Kraft ist nur

der Ausfluß oder die Thätigkeit des Wortes nach außen. Endlich die That. Noch richtiger wäre das Thun. Die That oder das Thun ist das Resultat der kräftigen Wirksamkeit des Wortes und entspricht vollkommen dem Begriffe des λόγος, der das Treten Gottes in die Welt der Erscheinung bezeichnen soll. Dieß ist protestantische Exegese und fordert ein Eingehn in den geistigen Inhalt der Schrift, welches nur möglich ist mit einem wahrhaftigen Leben in derselben. Wo eine bloße Aufnahme des christlichen Glaubensgehaltes auf Autorität oder Tradition hin gefordert wird, kann eine selbständige Auffassung, kann ein subjektives Begreifen, wie wir es hier vorfinden, nicht bestehn.

An diese Bestimmung der protestantischen Idee in der Faustsage muß man sich anlehnen, wenn man den Vertrag, den Faust mit Mephistopheles schließt, verstehn will. Häufig hat man geglaubt, daß Goethe, als er seine Dichtung begonnen, Faust habe wollen untergehn lassen, und daß er erst später diesen Plan geändert habe. Sehen wir die Worte des Vertrages genau an, so finden wir das Gegentheil. Mephistopheles sagt:

„Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun."

Worauf Faust erwiedert:

„Das drüben kann mich wenig kümmern" u. s. f.

„Wenn wir uns drüben wiederfinden." Sie finden sich aber nicht wieder, sie können sich nicht wiederfinden, wenn Faust in dem Streben beharrt, das er bisher verfolgt hat. Allerdings schmeichelt sich Mephistopheles, ihn seine Straße sacht zu führen, was aus seinen Worten deutlich hervorgeht, die er unmittelbar nach Schließung des Vertrages als Urtheil über ihn ausspricht:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft.
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,

Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!"

Er irrt sich aber. Faust ist allerdings auf falschem Wege begriffen, er hat mit der Wissenschaft gebrochen, weil sie keine absolute Befriedigung gewährt, er will nun durch Alchemie und Zauberkunst erreichen, was ihm die Wissenschaft nicht gewährte, er will Genuß, ohne diesen auf dem Wege des Wissens und der That sich errungen zu haben. Der natürliche und vernünftige Weg ist aber allein dieser, daß wir durch das Wissen, durch die Erkenntnis zur That fortgetrieben werden und im Bewußtsein der edlen That unsern Genuß suchen und finden. Er will Genuß ohne Wissen, ohne That, aber der Genuß, den er sucht, ist selbst nur Prüfung, Bemühung um die Wahrheit, es ist wieder das Streben nach dem Wissen, aber auf anderem Wege, als dem des Studiums, er will das Leben kennen lernen, aber nicht durch Betrachtung, sondern durch das Leben selbst und nicht um des Genusses willen:

„Mein Busen, der von Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Dieß versteht Mephistopheles nicht. Er setzt vielmehr voraus, daß Faust im Sinnenrausch Befriedigung finden werde, und da dieß nicht geschieht, so muß er seine Wette verlieren. Faust findet sich nirgends beglückt, und nachdem das Verhältnis zu Gretchen sich tragisch gelöst hat, geht er zu allgemeinen Versuchen und Unternehmungen über. Er bekümmert sich um die Staatsbeglückung, er spürt dem Ursprunge der Dinge, den Müttern oder den Ideen nach, er versucht eine Vermählung der Griechischen Schönheitsidee mit den romantischen Kunstbestrebungen, und geht endlich auf ein ganz äußerlich Praktisches über, die Gewinnung eines Streifens des

Meergestades zum Culturboden für die Menschen. Als er hier seine Arbeiten mit Erfolg gekrönt sieht, ruft er erfreut aus:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den schönsten Augenblick."

Damit ist sein Erdenlauf beendet, sein unsterbliches Theil verläßt den Körper und wird von den Heiligen und Engeln emporgetragen. Mephistopheles bleibt getäuscht in der endlichen, sinnlichen Welt zurück; sie finden sich nicht wieder, es ist eine Kluft zwischen ihnen befestigt, wie zwischen dem reichen Manne und Lazarus, der im Schoße Abrahams ruht. Faust ist auf weiten Irrwegen umhergeschweift, aber sein Ziel war immer die Wahrheit — „Es irrt der Mensch solang er strebt" — und die Liebe Gottes hat ihn nie verlassen. Davon zeugt der Monolog in der Waldeshöhle, als die Verbindung mit Mephistopheles schon längere Zeit besteht:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste
Und Nachbarstämme, quetschend, nieder streift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert!
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunden öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber; schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

O daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,

Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

So sehen wir in der Geschichte des Faust einen Theil der Geschichte des Protestantismus vor uns. Mit der Lehre von der freien Prüfung, welche uns die Reformation gegeben, mit der Anerkennung des subjektiven Geistes als höchster, entscheidender Macht für wissenschaftliche und sittliche Erkenntnis, ist die Möglichkeit unendlicher Abirrung gegeben, die Möglichkeit zahlloser krummer Linien zwischen zwei gegebenen Punkten, und darum ist diese Lehre so gefahrvoll und wird namentlich für so verderblich für den großen Haufen gehalten: aber sie ist doch die höhere, die allein dem Menschen zu wahrem Heile gereichende, weil er nur durch sie zu einem wahrhaft freien, geistigen Genusse, zu wahrer Seligkeit gelangen kann. Denn wenn er sich nur in lebendigem Glauben zu Gott erhält, wenn er nur die historische Grundlage des Evangeliums, das Alte-Testament, nicht aus den Augen verliert, so wird die mögliche, durch den Protestantismus gegebene subjektive Willkür nicht zum Schaden gereichen. Er kann auch auf diesem Wege sich das allein richtige Verhältnis zu Gott bewahren und zu wahrer Kindschaft Gottes und zu wahrer Jüngerschaft Christi gelangen.

Im Faust aber hat Goethe, wie überall in seinen Werken, seine Lebenserfahrungen, das heißt, nicht was er an Anderen, sondern was er an sich selbst erfahren und durchlebt hat, niedergelegt, und wir sehen den Dichter hier also immer in eigner Person agiren. Welche Seite seiner Thätigkeit wir auch hervorgreifen, seine Farbenlehre, seine Metamorphose der Thiere und Pflanzen, seine geologischen und geognostischen Studien, sein Staatsleben, seine Lehre von der Wolkenbildung und der Meteorologie überhaupt, überall finden wir den gründlichen Forscher, den prüfenden Geist, der mit dem Zweifel an dem Ueberkommenen, an dem Hergebrachten beginnt und den Grundstein zu neuen Bauten in den wissenschaftlichen Boden seines Volkes einsenkt. Daher sagt er auch mit Recht:

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Pabst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren."

und darum durfte er, der sonst so bescheidene, sagen:

„Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
so wird sich noch ein mildes Licht ergießen"

und darum endlich durfte er an seine jüngeren Zeitgenossen die Worte richten, gewissermaßen seine letzten, seine testamentlichen:

„Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben,
Erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben." —

Adolf Müller.

---

4. Jean Paul und Goethe.

Zur Luther-Schiller-Goethe-Feier 1850
am 14. November, Jean Pauls Todestag.

Mors janua vitae! Der Tod ist die Thür des Lebens. So stand, und steht wol noch, in Breslau, meiner Wohnung gegenüber, am Thore des Friedhofes der Elisabethkirche, durch welches man zunächst die 21 Leichensteine der einst dicht davor hingerichteten Empörer betritt. In gleichem Sinne heißt der Todestag der Märtyrer, der Blutzeugen Christi, ihr Natalis oder Geburtstag, und die Heiligentage sind eben meist die Tage ihrer Bluttaufe. Hieran werden wir heute, da die Luther-Schiller-Goethe-Feier auf den Todestag Jean Pauls trifft, um so mehr erinnert, da diser eigentümlichste Deutsche unsterbliche Mann unverwandt auf den Gedanken

des Todes gerichtet war, und diser Gedanke sich, von der tiefsten höllischen Vernichtung bis zur höchsten himmlischen Verklärung, wie der Blitzstral, durch alle seine Werke zieht.

Es ist ein tiefer allgemein Germanischer Grundzug. Durch die Nordische Götterwelt weht die Weissagung vom Tode der Götter selber, wie der Menschen, in der Götterdämmerung, mit der allgemeinen Verjüngung und Verklärung. Ein Nachklang diser Götterdämmerung (**Ragna Rök**) ist noch unsere Nibelungen Not, welche auch durchhin, selbst in der höchsten Helden- und Minne-Herrlichkeit, auf den allgemeinen Untergang hinweist, sowie der Heldenmut der christlichen Ritter weit über den Tod hinausreicht. Dieser Grundzug der Germanen, die Todes-Verachtung und Besiegung, in Zuversicht und Vorgenuß eines höheren Lebens, war es eben, welcher sie vor allen zur lebendigen Aneignung und kräftigen Verbreitung des Christentums bestimmte und ausrüstete: sowie sie vor allen freudig im Waffentanze des Todes, ihm fest ins Auge schauend, voranschreiten können. Man hat längst als Eigentümlichkeit der Deutschen bemerkt, daß selbst in ihren freudigsten Liedern, ja im Humor ihrer Trinklieder, der Tod erscheint: Schillers Lied an die Freude, mit dem Lebehoch der Todten, ist der glänzendste Beweis davon.

Hierauf nun beruhen die beiden Angel- und Brennpunkte der Dichtungen Jean Pauls: die Sentimentalität, empfindsame Versenkung und Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen; und der Humor, die Erhebung darüber durch Verspottung, Verneinung und Vernichtung, in dem Sinne, wie Mephistopheles sagt: „denn alles was entsteht, das muß vergehn, und besser wäre, wenn nichts mehr entstünde.“ —

Hierin ist J. P. dem großen Englischen Dichter der **Sentimental journey** und des Tristram Shandy zunächst geistesverwandt. Er hat aber, mit der überschwänglichen Empfindsamkeit, auch über des Engländers reinen Humor die gemütliche, liebevolle Darstellung des menschlichen armutseligen und gottseligen Still- und Kleinlebens, die Erhebung durch Entzückung und Verklärung, voraus, und ist dadurch insonderheit unser eigen.

Solchem Geist entspricht vollkommen die scheinbare Formlosigkeit seiner Werke und die durchgängige Prosa derselben, bei dem höchsten poetischen Schwunge, welche in seiner Erfindung der „Po-

lymeter oder „Streckverse“ (denen die Indischen Sloka's sehr nahe stehn) gutmütig sich selbst belächelt.*)

Innig verbunden damit ist sein Umsichgreifen nach allen Wissenschaften, Sprachen, Kunstausdrücken, Wörtern**) alten und neuen Gepräges (wobei ihm namentlich Campe's und Anderer pedantische Verdeutschungen höchst willkommen waren), das völlig freie Spiel damit, schrankenlose Anspilungen, Vergleichungen und Gleichnisse, hervorgerufen durch die bizarresten, kühnsten, witzigsten und erhabensten Ideenverbindungen.

Diß alles, mit allen Gegenständen des Himmels und der Erde verflochten, aus und in einander fließend, sich verwandelnd und neu gestaltend, bildet, als höhere Form, eine ungeheure poetische Arabeske, aus deren Ranken und Blumen Thiere, Menschen, Engel und phantastische Gebilde aller Art hervorwachsen und aufblicken, darin sich verstecken und versinken, und an deren wundervollen Zweigen Sonnen, Monde und Sterne als Blüten hangen: alles zugleich hervorstralend und überschaut von dem Auge Gottes.

Von solcher mit der Morgenländischen Dichtung, zunächst der urverwandten Inder und Perser, übereinstimmenden Darstellungsweise, nahm Goethe beim Westöstlichen Divan (1819) Anlaß, diesen wundersamen neuen Weimarischen Gast, welchen Wieland als einen mit einem Flügel Shakspeare's kommenden begrüßte, treffend zu schildern. Die Widerholung seiner schönen Worte dient heute zugleich das Andenken beider Männer zu feiern.***)

„Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle

---

*) Gibt's ein Reimgedicht von Jean Paul?

**) Er begab sich gern an Versammlungsorte der Soldaten, wo ihre Namen aufgerufen werden, und vernahm da die Namen seiner komischen Personen, die er auch aus den sonst bekannten wunderlichen und bedeutsamen Namen entnahm. Man denke nur an die Doppelgänger Siebenkäs und Leibgeber, welcher letzte, die größte seiner humoristischen Gestalten, aus einem Oberdeutschen Leitgeb, Leitgeber (Getränk-Schenke, —er, Wirt), wunderlich umgedeutet und umgesprochen ist (vgl. Minnesinger Bd. IV, S. 699). Diesem Leibgeber entsprechend erscheint der auch gangbare Name Seelmacher, der wol aus Silmacher verwachsen ist. — Gelegentlich bemerke ich, daß änlicher noch als „Ehestand, Tod und Hochzeit“ im Gesammtabenteuer XXXII, und dem Dichter des Siebenkäs auch näher, die Thüringische Geschichte ist, wie eine Frau von Werther, geb. v. Münchhausen, getrennt von ihrem Manne, sich auf ihrem Gute scheinbar begraben ließ, um sich mit ihrem Geliebten Einsiedel in Afrika auf der Goldküste zu vereinigen. Goethe's Briefe an Julien v. Stein 1783.

***) Ausgabe letzter Hand Bd. 6, S. 113. Fol. Ausg. I, 392.

Vergleichung (Homers mit Firdusi und „unsern herrlichen Nibelungen") abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem dritten angehört.

Ein Mann (Hammer?), der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe; dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Prinzipalcommissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Bruchstücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanonischer Billardsack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisations-Acte, Pfingstprogramm, Maurerisch, Manual-Pantomime, Amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f.

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deut-

schen Leser bekannt sind, oder durch das Conversations-Lexicon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten dieselbe Verfahrungs-Art auf einer völlig verschiedenen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu seyn, auf einen, durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedens-Verkehr und Verderb so unendlich verclausulirten, zersplitterten Zustand mannigfaltigst anspielen müsse; so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Tact, Parallel-Stellung, Sylbenfall, Reim die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgibt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so nothgedrungenen Stellung, behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; alles was den Geschmack verletzen könnte kommt auf seine Rechnung. Da nun aber, wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist; so kommt hier alles auf das Individuum an, das ein solches Wagestück unternimmt. Ist es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und festiget unsere Stärken.

Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht, und freut sich in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dieß ist ungefähr was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachte-

ten wir so kurz als möglich auszudrücken; ein solcher Text könnte zu einer gränzenlosen Auslegung verführen."

Eine noch stärkere Anerkennung Jean Pauls äußerte Goethe schon am 16. März 1814 in einem Briefe an Knebel, der sie dem Jean Paul mitteilte:*)

„Gar sehr erfreut hat mich hingegen ein Aufsatz von Jean Paul, No. 45 und 46 des Morgenblattes, ausgezogen aus einer neuen Ausgabe der Levana. Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden ohne die mindeste Ausartung, große richtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen und erwarte die neue Levana mit Verlangen."

In solcher Schilderung haben wir zugleich die volle, herzlich anerkennende Würdigung dises Geistesgenossen, wie er in Goethe's Briefwechsel mit Schiller noch nicht so erkannt ward.

Goethe's freundliche, zugleich ihn selber ehrende Würdigung diser neben ihm aufsteigenden, und noch vor ihm wieder verschwindenden Erscheinung ist um so gewichtiger, als sie ihm sehr fremdartig, ja ganz entgegen war in Betreff jenes durchgehenden Todesgedankens, welcher Goethen nichts anhaben konnte, bei seiner rastlosen, weder an Alter, noch an Tod denkenden Thätigkeit, worin er Lavatern (1780, 24. Juli) schrieb: „Du hast recht, ich treibe die Sachen, als wenn wir ewig auf Erden leben sollten"; sowie er später, durch ein **memento mori** daran erinnert, ausrief: „denkt ihr, daß auch ein Sarg mir imponire?", und ein trübseliger Stammbuchspruch aus Jean Paul („der Mensch hat nur zwei Minuten" 2c.) ihn zu heftiger Gegenrede bewog. Er hätte den alten inhaltschweren Spruch, welchen der tiefschwermütige Heinrich von Kleist angesichts der paradisischen Gestade des Thuner Sees über seiner Hausthüre als **memento mori** vor Augen hatte, sich auch wol durch heitere Wendung lebendig angeeignet:

„Ich bin, ich weiß nicht, wer;
Ich komm', ich weiß nicht, woher;
Ich leb', ich weiß nicht, wie lang';
Ich sterb', ich weiß nicht, wann;

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Bd. II, S. 142.

Ich fahr', ich weiß nicht, wohin:
Mich wundert, daß ich fröhlich bin. —
Gleichwol ich gerne fröhlich bin;
Ich weiß, Leben ist Lebens Lohn und Gewinn. —

Jean Paul seinerseits, bei hoher Verehrung Goethe's, fühlte sich jedoch näher hingezogen zu dessen frühsten vertrautesten Freunden Jacobi und Herder: von welchen Jacobi's Eitelkeit und Empfindlichkeit Goethen später nicht mehr zusagte, so daß er im Jugendübermut Jacobi's Woldemar mit den Deckeln an eine Buche des Ettersberges nagelte, die Blätter den Winden preisgebend: was nachmals der bigott gewordene Stollberg ihm vergalt durch Verbrennung des sündlichen Wilhelm Meister, nach Ausschnitt der schönen Seele; sowie ein Vorspil dises Autodafé's schon der burschikose Göttinger Hainbund an Wielands Idris und Zenide vollzogen hatte. — Herder, stäts in Goethe's Nähe, und immer misvergnügt, misgünstig und bitter gegen Goethe's höhere Geistesmacht, Stellung und Verehrung, sodaß Goethe sich zuletzt auch tief verletzt völlig von ihm wandte, — diser allerdings bedeutende Mensch war vor allen Jean Pauls Ideal, der ihn als den Indischen Urweisen in seinen Romanen (Hesperus) verherrlichte. —

Wenn Goethe, in seinem großen Bekenntnisse „Wahrheit und Dichtung" seine Werke selber als Bekenntnisse sowie Gelegenheitsgedichte im höchsten Sinne darstellt: so sind Jean Pauls Werke solches in einem noch vil allgemeineren Sinne; wie schon sein dem Verfasser der **Confessions, Jean Jaques**, nachgebildeter Dichtername Jean Paul, als Abkürzung von Johann Paul Friedrich Richter, andeutet. Es sind die herzlichsten und geistvollsten, in Selbstironie liebenswürdigsten Bekenntnisse, und durch alle seine Gestalten leuchtet seine mächtige Persönlichkeit hervor.

Und so rufen sie denn auch heute mein Bekenntnis hervor, daß Jean Pauls Bücher schon auf der Schule in meine Hände kamen (mit der unsichtbaren Loge. Berlin 1793), dann auf der Universität und hier fortwärend mit Leidenschaft gelesen wurden (neben dem von Jean Paul [1807 am Thomastage] bevorredeten und herausgegebenen Etymo-Mythologen Arnold Kanne), wie sie hinter einander zuerst (mit den Grönländischen Prozessen schon 1782) und meist hier erschienen (Hesperus 1795, Siebenkäs 1796, Biographien 1796, Titan 1800 —3); daher ich sie alle in disen ersten, sämmtlich schon seltenen

Ausgaben besitze; welche um so schätzbarer sind, als Jean Paul aus wunderlichen Sprachgrillen (Doppelwörter) in späteren Ausgaben seine Bücher zum Theil unlesbar machte, sodaß sie in den sämmtlichen Werken nach seinem Tode (durch den Fleiß Dr. Müllers) aus den früheren Ausgaben musten hergestellt werden. So gieng die damals noch bei der Jugend nachwirkende Periode des Ossian an mir vorüber; welcher Ossian auch nachmals, mit seinen Nebelgestalten, durch welche die Sterne hindurchscheinen, nicht mehr wirkte und nicht sonderlich in Betracht kam bei meinem frühen Suchen nach einem neuen Heldengedicht neben dem Homerischen, bis mir die Nibelungen (ohne Nebel) einleuchteten. Aber die alte ächte Liebe rostet so wenig als das Gold, und gern bekenne ich, wie ich dem verehrten Haupte schriftlich und mündlich (in Baireuth 1816) bekannt habe, daß er noch immer den Talisman meiner innigsten Liebe, auch über den Tod hinaus, in sich trägt.

Er verdient es gewis. Er ist anerkannt der dritte Geist- wie Zeit-Genosse zu dem unserm Vaterlande durch alle Stürme unwandelbar leuchtenden Zwillingsgestirn, deren Fest wir heute begehn. Das dankbare Vaterland hat ihm in seiner Heimat ein ehernes Standbild errichtet, wie jenen beiden, deren brüderlich verbundene Gruppe von unserm Meister Rauch, nach dem Beschlusse des aus unsrer Gesellschaft mit Goethe's Jahrhundertfeier hervorgegangenen Goethe-Vereins, nunmehr auch für das Gesammtvaterland ausgeführt wird.*)

Ich erinnere aber heute, in der Nähe des Allerheiligen-Tages, zugleich noch an den vierten zum glücklichen Kleeblatt, den Thronfolger der drei Abgeschiedenen, an Ludwig I; ich meine unsern heimischen Meister Ludwig Tieck, der in hohen, Goethe's Alter sich nahenden Jahren, wie Schelling und Humboldt, mit ihnen unter uns in seiner Vaterstadt lebend, noch die große alte Heroen-Zeit darstellt; er insonderheit als der Vater der neuromantischen Poesie, und Erwecker der alten poetischen Herrlichkeit des Vaterlandes. Möge ihn Gottes Gnade uns allen zu Trost und Freude noch lange erhalten!

*) So lautete damals (1850) der Beschluß des Vereins.

Das Andenken unsers seitdem auch hingeschiedenen Dichters haben wir schon zu seiner Erneuung der Nibelungen gefeiert (S. 14). Hier folgt noch ein Nachruf eines andern befreundeten Dichters.

v. d. Hagen.

An Ludwig Tieck.

Der letzte sankest du der hohen Geister,
Die Deutschlands Blütenzeit hervorgebracht,
Hindämmernd allgemach, in Todes Nacht;
Verwaist schon, scheinen wir uns nun verwaister.
Zwar hat auch unsre Zeit viel tücht'ge Leister,
Die Zahl ist selbst verviel-, vermannigfacht:
Doch wer der Heutigen ist so stolz entfacht,
Zu gleichen sich dem abgeschiednen Meister?
Die Dichtkunst blickt umher mit scheuem Beben,
Sie trauert, sie hat eingebüßt an Ehren,
Man opfert jetzt auf anderen Altären,
In bangen Kindeswehen liegt die Zeit. —
Heil dir, o Tieck! Fern unserm Erdenleid
Lebst du auch hier fortan ein ew'ges Leben.

K. L. Kannegießer.

---

5. Wanderers Nachtlieder.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Dieses Jedem, der es einmal vernommen, unvergeßliche Goethe-Lied ist in der Vossischen Zeitung neulich (Nr. 194) in seiner angeb-

lich ursprünglichen Gestalt aus seiner ersten Urkunde von einem Ungenannten widerholt und besprochen. Dasselbe hat Dr. Kuhn hier vor zehn Jahren auch schon aus derselben Urkunde mitgeteilt, in disem unserm Neuen Jahrbuche Bd. 5, S. 262,*) wie es „an den hölzernen Fensterpfosten" des Jagdhauses auf dem Waldberge Gikelhan bei Ilmenau Goethe selber am 7. September 1783 mit Bleistift geschriben hat. Ebenso eigenhändig hat Goethe später, an seinem Geburtstage, darunter geschriben: „Ren. 29. Aug. 1813" (1831?) und die Züge des Liedes selber sind noch einmal mit Bleistift überzogen, also eben auch von G. selber erneut; und „ein Berliner," den man, laut des Ungenannten, als disen unberufenen Erneurer „nennt," ist demnach unschuldig.

Das Gedicht ist auch ganz unverändert in Goethe's Liederbücher übergegangen. So steht es zwar noch nicht in der ersten rechtmäßigen Sammlung von „Goethe's Schriften" bei Göschen, Bd. 8, 1789, doch in der ersten größern Ausgabe seiner „Werke" bei Cotta 1817, Bd. 1, S. 99, und in der Ausgabe letzter Hand 1827, Bd. 1, S. 109, sowie in den folgenden Ausgaben nach seinem Tode, namentlich in der dreibändigen Folio Bd. 1, S. 16, wo im Verzeichnis auch schon die Stelle der Urschrift und die Zeit angegeben ist.

Diese Stelle, auf hoher, über die Thüringischen Bergwälder weithin schauender Warte, ist in den wenigen Reimzeilen wunderbar schön und heimlich ausgedrückt, als wenn sie, nach einer solchen wilden Jagd, wie der Herzog in diser Gegend sie liebte, dem Dichter als stille Zuflucht und Nachtruhe diente. Ausdrücklich hat solchen Hintergrund das bedeutsame, kurz vorher zum Geburtstage des Herzogs, den 3ten September, hier verfaßte Gedicht „Ilmenau."**) In den fast täglichen Schreiben an die Herzensfreundin, Julien von Stein, aus disen Bergen im Jahre 1783 ist der 7. Septbr. gerade leer ausgegangen, und das Gedicht hat sie selber nur einem Briefe Goethe's aus Kaltennordheim vom 13. Septbr. 1780, später beigeschriben.

Dagegen schreibt Goethe ihr schon am 12. Februar 1776 „am Hang des Ettersbergs" das schöne, nahverwandte Gedicht:

---

*) Mit dem anklingenden Wiegenliede.

**) Ausführlich handelt darüber B. R. Abeken: Ein Stück aus Goethe's Leben. Berlin, 1845.

„Der Du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Es hat hier schon die Ueberschrift „Wanderers Nachtlied," wie in der ersten ächten Liedersammlung 1789 (S. 151), und ist in den folgenden Ausgaben verbunden, auch durch gleiche Ueberschrift, mit „Ueber allen Gipfeln" ꝛc. Drei Jahre vor der Aufzeichnung des Letzten, um dieselbe Jahreszeit, finden wir Goethen auch in und um Ilmenau, und am 6. Sept. 1780 ist eben der genannte Berg seine Nachtherberge, und hier schreibt er der Freundin: „Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingendern Sprache Alektrüogallonax nennen könnte, hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens (Ilmenau), den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Wenn nur meine Gedanken zusammen von heute aufgeschrieben wären, es sind gute Sachen darunter..... Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist groß aber einfach. — Die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen die aufsteigenden Nebels zeichnete. Jetzt ist sie so rein und ruhig und so uninteressant, als eine große schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet. Wenn nicht noch hie und da einige Vapeurs von den Meilern aufstiegen, wär die ganze Scene unbeweglich." Diß ist deutlich Vorahnung oder Nachklang des Nachtliedes, welches wie ein Hauch über diese Gegend hin schwebt. Beide Nachtlieder atmen eine starke gesunde Müdigkeit nach den Mühen des Tages, mit leiser Deutung auf die Mühen des Lebens überhaupt, aber weit entfernt von kränklicher Sehnsucht.

Den obigen Schlußreim „Ruhest du auch" soll Goethe, laut des Ungenannten, erst im Jahre 1831 „bei einem vorletzten oder letzten Besuch eigenhändig" so verändert haben, anstatt des frühern „Ruhest auch du." Aber es könnte sich nur gerade umgekehrt verhalten; denn der Schlußreim „Ruhest du auch" steht nicht allein in der Urschrift, sondern auch in allen folgenden Ausgaben. Die hin-

geworfene Frage des Ungenannten, „ob der Greis oder der Jüngling im Recht gewesen," stellt sich demnach auch verkehrt, und muß denn doch wol für die ursprüngliche Lesart entschieden werden, welche allein den richtigen Reimbund hat. Die fragliche Lesart reimt dagegen „Du" auf „Du," und läßt den „Hauch" in der Luft schweben; obgleich sie den Hiatus „du auch" vermeidet, und in dem gemeinsamen Schicksale des Ruhebedürfnisses, bei Tag und Nacht, den Menschen mehr hervorhebt, sodaß die beiden letzten Zeilen noch stärker als Widerhall und Geisterstimme der Waldeinsamkeit erklingen.

Und so ist dise Aenderung des Goetheschen Liedes auch wol gemeint. Sie rührt nämlich von Johannes Falk in Weimar her, welcher durch sein nachgelassenes Werk „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (1832) auf änliche Weise, wie Eckermann sich innig vertraut erweist mit Goethes Wesen, Worten und Werken, von dem ein andrer Nahestehender richtig gesagt: „Was Goethe sagt ist besser noch, als was er schreibt; und noch besser, als was er schreibt, ist was er lebt." Falk, der anfangs satyrische, dann ernste, endlich fromme Dichter, hat nach dem übermächtigen ganzen großen Menschen und Dichter auch gedichtet*), und hier sogar in einer frommen Richtung, welche Goethe an dem darin zugleich woltätigen Mann auch gelten ließ. Unter Falks Gedichten erschien im Jar 1819:**)

Abendlied.

1. „Unter allen Wipfeln ist Ruh';
In allen Zweigen hörest Du Keinen Laut;
Die Vöglein schlafen im Walde;
Warte nur, balde,
Balde schläfst auch Du.

2. Unter allen Monden ist Plag';
Und alle Jahr' und alle Tag' Jammerlaut!
Das Laub verwelkt in dem Walde;
Warte nur, balde,
Balde welkst auch Du:

3. Unter allen Sternen ist Ruh';
In allen Himmeln hörest Du Harfenlaut;

*) Vgl. oben S. 252.

**) J. Falks auserlesene Werke. In drei Theilen. Leipzig bei Brockhaus 1819. Th. I, S. 354 steht das folgende „Abendlied" mit der Jarzal 1817.

Die Englein spielen, das schallte;
Warte nur, balde,
Balde spielst auch Du."

Hier ist, mit dem fraglichen Schlußreime, zugleich eine völlige Umdichtung und Fortdichtung, nicht eben im Goetheschen Geist und Sinne. Mit disem „Abendlied" ist aber der veränderte Schlußreim des Goetheschen Liedes verbreitet worden, besonders durch die treffliche Tonsetzung von Friedrich Kuhlau, der 1832 als Dänischer Hofcomponist starb.*)

Goethe weilte früher und später, als sein Lied entstand, gern in dessen Heimat, in dem freundlichen Ilmenau, das ihm auch durch den dort von ihm 1784 wider aufgenommenen Bergbau so lieb geworden, und wo nicht nur sein obgedachtes, „Ilmenau" überschribenes Gedicht heimisch ist, sondern auch, vornämlich im Wilhelm Meister manche Oertlichkeiten (beim Aufenthalt der Schauspiler- und Seiltänzergesellschaft in dem Gebirgestädtchen, und die kleine dramatische Vorstellung des dort noch gangbaren Bergmannsliedes**)) entnommen sind. Auch das Städtchen in Hermann und Dorothea erinnert daran, und der Gasthof zum Goldenen Löwen stand wenigstens 1839 noch unversehrt, und auf einer Sommerfahrt mit den Meinigen über den Thüringer Wald erhielt ich dort dasselbe Zimmer, wo sonst Goethe wohnte und das noch unverändert mit allerlei auf ihn bezüglichem Bildwerk (z. B. dem goldenen Jubeldenkmale 1825 vom Baumeister Coudray) geschmückt war.

Goethe zog sich mehrmals an seinem Geburtstage hieher zur stillen Feier zurück. Wie im Jahr 1813, so auch am letzten Geburtstage im Jahr 1831, und da besuchte er auch nochmals das Berghäuschen, und schrieb den 4. September 1831 an Zelter: „Sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscirte

*) Diese Nachweisung verdankte ich L. Erk, dem Herausgeber der besten Volksliedersammlung mit ihren ächten Sangweisen, der in seinen mehrstimmigen Auffürungen derselben auch obiges Abendlied gegeben hat. Goethes Lied ist auch von Bernhard Klein merstimmig gesetzt, mit dem Schlusse „Ruhst auch du."

**) Vergl. Abeken a. a. O. S. 51 und L. Bechsteins Deutsches Museum Bd. 1 (1842), S. 6.

ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" ꝛc.

Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten" u. s. w.

Auf dem geräumigen Vorsale zu den oberen Gastzimmern des Goldenen Löwen traf ich 1839*) den Hauptmann Quenzel, der schon manches Jahr in disem Gasthofe wonte und sich gern mit den Gästen unterhielt. Der erzälte mir auch von diser letzten Anwesenheit Goethes mit seinen Enkeln hier, und wie er ebenso wie wir beide, mit ihm auf dem Vorsale im Gespräche auf- und abgegangen, und er, auch schon ein Achtziger, wie Goethe, sich nur über die Beschwerden des Alters beklagt habe; worauf Goethe, in seiner eigentümlichen geraden Haltung, wie das kleine Standbild von Rauch ihn darstellt, die Hände auf dem Rücken zusammenfassend, gesagt: „Ja, das Alter, das ist freilich eine schlimme Sache. Aber sehen sie, machen Sie's wie ich: ich gehe immer so gerade vor mich hin, und kehre mich gar nicht an das Alter."

Gewis bleibt auch der alte Goethe für uns ewig jung.

*) Vgl. Germania Bd. 5, S. 263.

v. d. Hagen.

XIV.

Bericht
über die in den Jahren 1852 und 1853 in der Gesellschaft für Deutsche Sprache u. s. w. zu Berlin gehaltenen Vorträge.

1852.

Januar. Der scheidende Ordner, Prof. Maßmann, gab eine übersichtliche Darstellung von der Thätigkeit der Gesellschaft in dem verflossenen Jahre.

Der neue Ordner, Pred. Kläden, entwarf ein Bild von dem äußeren und inneren Leben des Oberlehrers Dr. Emil Lütcke, langjährigen Schriftführers und Bücherwarts der Gesellschaft. Derselbe war am 4. Febr. 1805 zu Berlin geboren und ward uns am 2. Septbr. 1851 durch den Tod entrissen. Der Vortragende, welcher 24 Jahre mit ihm in freundschaftlichem Verkehr gestanden, wies auf die ehrenvolle Thätigkeit hin, welche der Verstorbene auf jeder Stufe seines Lebens ausgeübt habe, so wie auf die Verdienste, die er sich um die Büchersammlung dieser Gesellschaft, besonders aber um die des Gymnasiums zum grauen Kloster, erworben. In dieses Gymnasium sei er als neunjähriger Schüler eingetreten, und ebendort habe er als Mann den Wirkungskreis des Lehrers und Erziehers still — aber vollständig ausgefüllt. Der Grundzug seines Wesens, im Verhältnis zu seinen Eltern wie zu seinen Schülern, zu den Freunden und Amtsgenossen wie zum Staate und

zum größeren Vaterlande, sei die Treue, die Deutsche Treue gewesen; diese werde auch die Gesellschaft, der er 18 Jahre angehört, in liebendem Andenken ihm bewahren.

Dr. Kuhn eröffnete in einem launigen, besonders den anwesenden Frauen gewidmeten Vortrage, eine Reihe von Gebräuchen, welche aus der heidnischen Zeit stammen, meistentheils dem Landvolke eigen sind und sich nach den Gegenden unterscheiden. Sie kommen bei Brautwerbungen und Hochzeiten, bei der Pflege junger Kinder, bei der Wahl der Speisen für gewisse Wochentage, u. s. w. vor, wurden auch wol auf christliche Festtage übertragen, und begleiten gewissermaßen den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. — Uebrigens ward angedeutet, daß diesen Gebräuchen, welche als thörichter Aberglaube erscheinen, doch großentheils eine Erfahrung des thätigen Lebens oder eine Regel für gewisse Lebensverhältnisse zum Grunde liege.

Prof. von der Hagen legte die von ihm mit K. Mathieu in Paris besorgten Gleichbildungen der Manesseschen Handschrift vor, mit ihren bildlichen Darstellungen der Sänger, in denen die Innigkeit und Sinnigkeit, die kindliche Unbefangenheit das Gemüth anspricht und die Farbenpracht das Auge ergötzt.

Bei des Ordners Erinnerung an mehrere große Deutsche Männer gedachte v. d. Hagen auch des hier in seiner Vaterstadt fast 80jährig lebenden L. Tieck, dessen ihm übergebene handschriftliche Bearbeitungen der Nibelungen er vorlegte und Einiges daraus mittheilte.*)

Februar. Dir. Kannegießer führte den fruchtbaren Grundsatz aus, daß bei der Verdeutschung einer Fremdwörterfamilie, namentlich in der Wissenschaft, von einem Deutschen Grundworte ausgegangen werden müsse, von welchem dann für alle verwandte Begriffe Ableitungen zu machen seien. Er zeigte dieß an der Verdeutschung von Philosophie mit den Ableitungen, wofür er einmal Weisheit, einmal Wissenschaft setzte, und nun weisheiten, weisheitlich, Weisheiter u. s. w. bildete.**)

Die ursprünglich ehrende Bedeutung der Benennung unseres Volkes als des Deutschen Michels wurde vom Prof. Maßmann

*) Gedruckt mit dem Anfange der letzten Bearbeitung, in vorliegendem Bande Nr. I.

**) Gedruckt in diesem Bande Nr. X, 5.

dargethan, indem derselbe außer Zweifel setzte, daß das Wort das Mittelhochdeutsche **michel** (goth. **mikls**, Althochdeutsch **mihhil**, gleichen Stammes mit dem griech. μέγας) „groß, reich" sei; woher auch zu erklären, daß die Berge, auf denen früher Wodansdienst gehalten worden, Michelsberge hießen, so daß der Stammvater Wodan der erste Deutsche Michel gewesen. Nahe habe es dann gelegen, daß bei diesem Ausdrucke mit der Zeit auch an den Drachentödter St. Michael gedacht wurde, so daß Stärke, Tiefe und Frömmigkeit, wie die Grundzüge des Deutschen Volkes, so die Bedeutung des Deutschen Michels wären. Schon im 17. Jahrh. habe indes der Begriff des Ungeschlachten angefangen, sich dem Namen beizufügen, sodaß er am Ende jenes Jahrh. allgemein im Gebrauch war.

Dir. Odebrecht legte aus seiner reichen Sammlung von Kalendern, von 1540 bis 1669, einige zu Nürnberg, Berlin u. s. w. herausgegebene vor. Der Inhalt derselben berührt vielfach das Leben und Treiben in Deutschland während jener Zeit und zeigt den Standpunkt der damaligen allgemeinen Bildung.

März. Prof. von der Hagen wies, mit Hinblick auf die Sprachen verwandter Völker, nach, wie zugleich mit den Störungen in der natürlichen Entwickelung der Sprachen selbst eine Trübung auch der Schreibung eintrete, und daß die Zeiten, in denen die geschichtliche Erkenntnis des Sprachbaues abhanden gekommen, zugleich die Zeiten der größten Verwilderung der Rechtschreibung seien, die größten Schwankungen aber dann sich zeigen, wenn, wie zu unseren Zeiten, der Zusammenhang zwischen dem Alten und Neuen wieder anfange begriffen zu werden. Er rieth, dieß Schwanken zu benutzen und das Natürliche, so weit es zum Bewußtsein gekommen, zu wählen, indem er seine Anwendung dieses Grundsatzes in vielen Beispielen nachwies.*) — Derselbe machte auch darauf aufmerksam, daß die neue Art der „Kurzschrift" von Stolze gleichfalls dahin gerichtet sei, den Bau der Wörter nach Stamm und Ableitungsendung u. s. w. dem Auge darzustellen, und so die Einsicht in den Bau der Sprache zu fördern, was denn weiter auf die Schreibung vortheilhaft einwirken werde.

*) Weiter ausgeführt in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1853.

Um das Verhältnis darzulegen, in welchem Goethe zu Hamann, dem Schriftsteller, stand, und die unveränderte, hohe Beachtung, die er den Schriften desselben widmete, deren Sammlung und Ausgabe er, vor Roth, beabsichtigte, las Pred. Kläden einen ungedruckten Brief Goethe's an Dorow vor; woran eine Erörterung der Lebensverhältnisse Dorows und Hamanns durch Prof. Schubert aus Königsberg sich schloß.

April. Einen Beitrag zur Geschichte der Bühnendichtung gab Dir. Odebrecht durch Bekanntmachung und theilweise Vorlesung eines Schauspieles von Leonhard Frisch, Subrector des Berlinischen Gymnas. zum grauen Kloster und Verf. des noch nicht übertroffenen Deutschen Wörterbuchs, v. J. 1700, worin auf ergötzliche, oft ernste und tiefere Weise die Sprachmengerei verspottet, der häufige Gebrauch der heidnischen Götter in der Dichtung misbilligt und von Zeitungssingern die Geschichte des letzten Mönchs des grauen Klosters abgesungen wird.

Mai. Prof. Maßmann stellte in Gruppen diejenigen Ausdrucksweisen zusammen, welche das Aufsteigungsverhältnis von i zu a, oder von i durch a zu u enthalten, und wies nach, wie diese Zwei- und Drei-Klänge, als eine Grundtonreihe, so vielfältig, und namentlich in der Kinder- und Volkssprache, anklingen. Wie geeignet dieselben sind, gewisse Bilder in der Seele zu erwecken und besondere Saiten antönen zu lassen, ergibt sich, wenn man nur etwa den Tonfall in klinge, klang, geklungen, singe, sang, gesungen, mit bim, bam bum — piff, paff, puff zusammenstellt, und die vollen, abgeschlossenen Tonreihen mit denen vergleicht, in welchen das letzte Glied fehlt, wie in: Sing Sang — Kling Klang — wickel wackel. — Der Vortragende durchwanderte das weite Gebiet der Ammenmärchen und Kinderspiele, ging dann zum Räthsel und Volksliede über, woran sich die Erzählungen der Spinn- und Warte-Stuben, nebst den Handwerksgebräuchen reihten, und schloß mit der Predigt. Dieses Ganze durchwebte er mit den mannigfachsten Beispielen aus den verschiedensten Zeiten, und ließ während des Vortrages ein vollständig ausgearbeitetes Wörterbuch dieser Bildungen unter den Anwesenden umhergehn. — Die Aufstellung der tieferen Bildungsgesetze versprach er für eine spätere Versammlung

Juni. Ueber die Schriften und Lebensverhältnisse des für die Geschichte der Deutschen Bühnendichtung wichtigen Ayrer, zu

Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., berichtigte Pred. Kläden manche falschen Angaben, so daß — seinen Untersuchungen zufolge — nur so viel feststeht: Jakob Ayrer, der ältere, Verf. des opus theatricum, war kaiserlicher Notarius, Bürger und geschworner Gerichtsprocurator in Nürnberg, lebte in der Ehe, und hatte wenigstens einen Sohn. Von den Bühnenspielen, die er geschrieben, sind 30 Komödien und Tragödien, und 36 Possen und Fastnachtspiele gedruckt, mindestens 40 ungedruckt. Das früheste seiner Stücke, deren Verfassungszeit wir kennen, fällt in das Jahr 1595; das späteste in das Jahr 1610. Im Jahre 1618 lebte er nicht mehr.

August. Goethefest. — Der Grundgedanke in der Festrede des Prof. Müller war:*) Goethe habe das Wesen der wahren Dichtkunst dadurch zum Bewußtsein kommen lassen, daß er im reinen, dichterischen Gemüthe Durchlebtes oder Lebendiggewordenes in der einfachsten Weise darstellte. Wahre Dichtung könne nur innerlich Durchlebtes, doch nie bloß durch den Gedanken oder die Einbildungskraft von außen künstlich Herbeigeschafftes darstellen; — dieß spreche im Vorspiel zu Faust der Theaterdichter dem Director gegenüber aus; dieß sei dargestellt in dem Verhältnis von Wagner zum Faust. Und daß überall nur das innerlich Durchlebte, Erfahrene, nie das bloß von außenher Angelernte Befriedigung gewähren, seliges Leben wirken könne, das habe Goethe im Faust selbst dargestellt, als dem Vertreter der protestantischen Weltansicht.

An das Vorhergehende anknüpfend berichtete Prof. von der Hagen über die drei Bearbeitungen der Iphigenia, nach ihrer Entstehungs-Zeit und Art, wie nach ihrem Verhältnisse zu einander. Was in Weimar begonnen, weiter ausgebildet in Karlsbad vorgetragen, ward vollendet in Rom.**) — Derselbe theilte die Entdeckung von Bruchstücken der wahrscheinlich ältesten und besten — nun 22sten — Handschrift der Nibelungen mit, welche den Jesuiten zu Dillingen zum Einband eines Cicero gedient hatte, und legte diese selbst vor, die Prof. Hefter in Brandenburg ihm verehrt hat. Da der Inhalt dieser Bruchstücke fast ganz mit dem entsprechenden Theile des auf Befehl Kaiser Maximilians besorgten Heldenbuches stimmt, so

*) Abgedruckt in diesem Bande Nr. XIII, 2.

**) Gedruckt in diesem Bande Nr. XIII, 1.

erhält die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß die Handschrift, der diese Bruchstücke angehörten, die Quelle jenes Heldenbuches sei.*)

September. Dir. Odebrecht, angeregt durch Brückners „Landeskunde des Herzogthums Meiningen,“ machte bemerklich, wie verschieden die beiden Hauptmundarten — im Süden des Thüringer Waldes die Fränkische, im Norden desselben die Thüringische — nicht allein in Laut, Biegung, Zusammensetzung und Betonung, sondern auch darin seien, daß sie denselben Gegenstand oft verschieden benennen. Auch die gangbarsten Namenverkürzungen führte er an, sowie die im Thüringer Walde heimischen Sagen.

Prof. Maßmann, welcher der im laufenden Monate nach Dresden berufenen Versammlung der Alterthumsforscher beigewohnt hatte, stattete über die Beschlüsse derselben, auf den Wunsch der Gesellschaft, Bericht ab.

Oktober. Ueber Geschichte, Bedeutung und Zukunft der Kurzschrift hielt der Lector an der Berliner Universität, Dr. Michaelis, einen Vortrag, durch welchen bezügliche Aeußerungen von der Hagens, in seinem März-Vortrage, bestätigt wurden. Das Ganze der Stenographie nannte der Vortragende: ein Bild unseres Sprach-Organismus.

Prof. Karl Köpke legte 2 von den 3 bekannten Handschriften einer poetischen Bearbeitung der Apokalypse des 14. Jahrhunderts (von Heinrich Hesler) vor, welche derselbe, wie zu hoffen, bald einem größeren Kreise durch den Druck zugänglich machen wird. Die bildlichen Darstellungen in denselben stehen zu ihrem inneren Werthe in umgekehrtem Verhältnis.**)

November. Von Prof. Maßmann ward eine zu Leipzig befindliche Lateinische Chronik des Ecco von Rebkau besprochen, und eine Handschrift aus Meklenburg-Schwerin vorgezeigt, worin eine Deutsche gereimte Bearbeitung des Evangelii Nicodemi, dessen Herausgabe nach Vergleichung der Stuttgarter und Görlitzer Handschrift von Franz Pfeiffer erwartet werden darf. — Von demsel-

---

*) Herausgegeben mit einem Schriftbild und Ergänzung aus der Ambras-Wiener Handschrift, in dem Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1852. Juli, und besonders 1852 Berlin bei Dümmler.

**) Seine Geschichte und Auszug dieses Werks steht in vorliegendem Bande Nr. VII.

ben wurden Abhandlungen der neuesten Zeit aus verschiedenen Zeitschriften zur Sprache gebracht, deren Gegenstände hauptsächlich der Alterthumskunde angehören.

1 8 5 3.

Januar. Nachdem der bisherige Ordner, Pred. Kläden, einen Gesammtbericht über die Leistungen der Gesellschaft und ihr äußeres Bestehn erstattet hatte, übergab er das Amt dem neugewählten Ordner, Prof. Maßmann. Derselbe hielt zuförderst den Brauch der Gesellschaft aufrecht, nach welchem den im verflossenen Jahre gestorbenen Mitgliedern durch eine Darstellung ihres Lebens ein ehrendes Andenken gewidmet wird, und entwarf ein Lebensbild des am 15. Oktober 1852 hingeschiedenen Friedr. Ludw. Jahn, des thätigsten Mitbegründers dieser Gesellschaft. Es traten in demselben hervor: Jahns Verdienste um die Muttersprache, deren Wortreichthum, Bildungsfähigkeit und Kraft er in der „Nachlese zu Adelung,“ in der „Turnkunst,“ dem „Volksthum“ und kleineren Schriften dargethan habe; seine Einführung des Turnens, durch welches er dem jüngeren Geschlecht einen kräftigen Aufschwung gegeben, und sein ebenso wirksames als unermüdliches Ringen für die Befreiuung des Vaterlandes von der fremden Zwingherrschaft. — Die Herausgabe einer ausführlichen Lebensbeschreibung Jahns wurde gewünscht und von Maßmann in Aussicht gestellt.

Februar. Oberst von Rebenstock trug seine Betrachtungen über den Minnegesang vor, stellte die hohe, heilige Begeisterung, welche zu den Kreuzzügen gedrängt habe, mit derjenigen der Minnesänger zusammen und hob an den eigentlichen Minneliedern hervor, daß sie es nur mit der Huldigung der Frauen zu thun gehabt hätten. Abweichend von Gervinus Urtheil legte er Werth auf die Tiefe und Frische des Gefühls, wie auf den heiligen Ernst und sittlichen Schmerz, der — zur Zeit des Sittenverfalles — durch jene Lieder gehe. Das Kriegsglück der Französischen Ritter und ihre glänzende Hofhaltung erkläre die Welt-, Liebes- und Kampfslust, die in dem Provençalischen Minnegesang durchklinge; während der Deutsche an der Begründung des häuslichen Glückes einen bedeutenden Antheil gehabt habe. — Was die Sprache, den Reim angehe, so seien diese nicht leicht nachzubilden, namentlich

wenn man die musikalische Ausbildung jener Gedichte ins Auge fasse.

Hr. Berndt sprach über die hohe Meinung, welche sogar namhafte gleichzeitige Schriftsteller, z. B. Lichtwehr, Weiße, Götze, von Ramlers Ausdrucksweise und dichterischer Kunst gehabt hätten, und gab Belege, wie dreist und willkürlich derselbe über die in obiger Beziehung ihm zur Durchsicht übergebenen Schriften seine richtende Feder habe gehn lassen.

März. Prof. Maßmann stellte das Bemerkenswertheste über Ursprung und Verbreitung des so häufig vorkommenden Namens: Meyer (Meier, Maier, Mayer u. s. w.) zusammen. Er begründete die fast unbezweifelte Entstehung desselben aus dem Latein. **major** (vgl. **senior**, **seigneur** u. a.) theils auf Altdeutsche Benennungen, theils auf die jetzige Bedeutung und Verwendung des Namens z. B. in Baiern, wo Mayer sein überhaupt so viel heiße wie: den Vorzug haben, und wo der Name schlechthin als Titel von Oberbeamten vorkomme, z. B. der Salzmayer. Damit stimme nun auch überein, daß in Pommern und anderweit die Aufseher oder Ersten der auf Landgütern beschäftigten Dienstboten und Arbeiter Meier heißen. Zusammensetzungen des Namens mit Berufsarten u. a. bezeichnenden Vorstellungen erklären sich leicht. —

Dir. Odebrecht begleitete die Vorlegung des von Prof. Homeyer veranstalteten und den Alterthumsvereinen empfohlenen Auszuges: „über Haus- und Hof-Marken" mit seinen ins Einzelne gehenden Nachweisen und Erläuterungen, geschöpft aus eigener Erfahrung namentlich in Beziehung auf die Insel Rügen, Stralsund, die Ostseeprovinzen überhaupt.

April. Dr. Kuhn trug seine Ansicht vor über den Ursprung der Bonerschen Fabel „vom Ritten und dem Floh." Er las das Gedicht vor und ließ sich auf die von Jakob Grimm aufgeworfene Frage ein: warum ein Thier sich mit einer Krankheit (Fieber) in eine Unterredung einlasse? Diese oder jene Krankheit, sagte er, werde ja wol mit einem Wurme verglichen; der Alp werde als ein Ungethüm gedacht, das sich auf den Menschen lege. Bei gewissen Einbildungen sage man: es habe jemand Raupen, Motten im Kopfe; die Annäherung jener beiden Vorstellungen sei demnach nichts Auffallendes. — Hierauf theilte er mit, daß schon in der Pantschatantra, der Grundlage der Hitopadeßa, eine Fabel vom

Floh (Feuermund) und der Laus (Leisegang) enthalten sei, welche beiden Thiere, an einem fürstlichen Hofe lebend, einander ihre Erfahrungen über das Blut der Menschen mittheilen. Nachdem er den Gang dieses Gedichtes angegeben, erklärte er es für unzweifelhaft, daß sich die Bonersche Fabel an diese ältere angelehnt habe, und nicht, wie Jakob Grimm, dem Monatsberichte der Akademie nach, ausgesprochen habe, von Deutscher Erfindung sei.

Prof. v. d. Hagen berichtete über die eben aus München empfangene einzig vollständige Handschrift der Nibelungen in der ältesten Gestalt, welche aus Hohen-Ems stammt, und er die Hohenems-Münchner nennt, wie neben ihr die Hohenems-Laßbergische die jüngste Ueberarbeitung enthält: aus welchen beiden, unwissend, der erste vollständige Druck hier in Berlin 1782 zusammengesetzt ist.*)

Als ein Seitenstück zu dem März-Vortage über „Meyer" theilte Dir. Odebrecht seine Untersuchungen über den Namen Müller mit, welcher jenem an Verbreitetheit gleich komme. Er wies aus den Ereignissen im Mittelalter nach, daß die Besitzer der in und bei den Städten belegenen Wassermühlen, nachdem sie durch die Unfälle im Kriege u. s. w. nach anderen Gegenden verschlagen worden, überall nach ihrem Gewerbe benannt worden seien, freilich entsprechend den Mundarten, wie denn im südlichen Deutschland mehr verbreitet sei: Mahler, im nördlichen: Möhler, in Ostpreußen: Mieler, in Baiern: Muhler, in Berlin um die Mitte des 15. Jahrh.: Molner; nicht zu gedenken der unzähligen Veränderungen des Namens Müller nach der Oertlichkeit, nach Naturgegenständen, persönlichen Beziehungen u. s. w. — An die hiebei vorgekommenen Wörter: mahlen, malmen, knüpfte sich eine Besprechung über das Altdeutsche milan, den Stamm mohl (vgl. molere), das gothische mēl mahlen, das sanskritanische pins reiben (vgl. pinsere) und das slavische pisaç (vgl. pingere).

Mai. Prof. Maßmann sah sich durch verschiedene Aufsätze in öffentlichen Blättern veranlaßt, das Erfordernis der Klarheit und Richtigkeit im Gebrauch der Muttersprache hervor-

*) Mehr darüber, auch in Bezug auf Lachmanns Siebenteilung der Nibelungen, mit Schriftbild der beiden Hände und Abdruck der Stelle des Ueberganges derselben, im Monatsberichte der Akademie der Wissenschaften 1853. Mai. Vgl. unten S. 286.

zuheben, wobei er auf fehlerhafte Zusammenstellungen hinwies, z. B. eine sich im Gang befindliche Fabrik. So bezeichnete er auch den Gebrauch des partic. praes. act. mit vorgesetztem zu, in dem Sinne des Latein. partic. fut. pass., z. B. der zu schreibende Brief, als einen solchen, der eigentlich nicht zulässig sei, auch zu offenbaren Unrichtigkeiten führe, wie: „das einzufallende Licht."

Hr. Berndt sprach über einen sich Coromandel nennenden Schriftsteller, welcher i. J. 1774 eine Sammlung Gedichte herausgegeben.

In dieser und mehreren anderen Monatsversammlungen wurde durch Prof. von der Hagen die Aufmerksamkeit auf die Fabersche Sprachmaschine*) und deren wol noch nicht genug anerkannte Leistungen gelenkt. Anlaß dazu gab Dir. Zeune's Aufsatz „Vocalismus," der in diesem Bande Nr. X, 4 gedruckt ist.

Juni. Dr. Kuhn sprach sich über die Etymologie des Gothischen hunsl aus.**) Zurückweisend auf die Thatsache, daß mehrere Wurzeln der alten Sprachen ihre Stämme für das praesens und imperfectum durch n oder eine mit n beginnende Silbe erweitern, und daß diese Erweiterung in den verwandten Wurzeln der Deutschen Sprache sich für alle Bildungen des verbi, sowie für die National-Ableitungen festsetzt, wies derselbe nach, daß die Sanskritwurzel hu opfern im prâkrit ihr Präsens u. s. w. hunâmi bilde, und daß demnach von einer so erweiterten Stammform das Wort hunsl abzuleiten sei. Etwanige Einwände dagegen, die sich von der nicht durchgedrungenen Lautverschiebung so wie davon hernehmen ließen, daß die Wurzel hu, griech. χυ (in χέω) bereits in dem durch t erweiterten gothischen giutan vertreten sei, wurden dadurch beseitigt, daß h als reine Spirans mehrfach unverschoben bleibt, dann — daß bei mehreren Wurzeln, namentlich den mit Aspiranten beginnenden, sich verschiedene Formen, die eine mit zurückbleibender muta, die andere mit zurückbleibender Spirans h, entwickeln, um sich herausbildende Begriffsunterschiede darzustellen.

Dir. Odebrecht, unlängst aus Lübeck zurückgekehrt, ermunterte zum Besuche dieser Stadt, deren sehenswürdige Alterthümer er in seinem Berichte hervorhob. Er war der Ansicht, daß — nächst

*) Dir. Augusts Bericht darüber in Bd. IX, Nr. XII.

**) Gedruckt im vorliegenden Bde. Nr. X, 1.

Nürnberg — wol Lübeck die meisten Deutschen Erzeugnisse mittelalterlicher Kunstfertigkeit aufzuweisen habe.

Unsere Gesellschaft, welcher Uhland im J. 1817 das Gedicht: „Gelehrte Deutsche Männer" u. s. w. gewidmet hatte, erfreute sich in dieser Monatsversammlung der Gegenwart des Dichters selbst. Ein vom Ordner, Prof. Maßmann, gedichteter und an ihn gerichteter Gruß ward mit sichtbarer Theilnahme an dem Ergehn der Gesellschaft von ihm erwiedert.

August. Dr. Foß trug seine Vorarbeiten zur Erklärung Uhlandischer Balladen vor und bezog sich vorzugsweise auf diejenigen beiden Gedichte, welche darstellen, wie Eberhard der Greiner im Bade überfallen wird, und wie er Rache nimmt. Mit Bezug auf Uhlands Einleitung zu diesem Gedicht-Ganzen, in welcher der Dichter seine Stammesgenossen, die Schwaben, zu lebendiger Theilnahme an dem neu erwachten Geistesleben Deutschlands auffordert, wies er aus dem Leben Eberhards nach, wie dieser der eigentliche Gründer der Würtembergischen Macht sei, und gab — dem Gange der Gedichte folgend — eine Uebersicht der geschichtlichen Ereignisse, der geographischen Verhältnisse und der Stände-Unterschiede. Die Kenntnis derselben erklärte er darum für erforderlich, weil diese, wie andre Gedichte Uhlands, theils auf alten Volksliedern, theils auf Berichten der Chroniken beruhen.

Prof. von der Hagen berichtete über die 23ste Nibelungen-Handschrift, deren vom Buchbinder zerschnittene 6 Pergamentblätter, dem Germanischen Museum in Nürnberg gehörig, der Stifter desselben, Freiherr von Aufseß, ihm mitgetheilt hatte; sie wurden vorgelegt und es ergab sich, daß sie der ältesten Darstellung in der Hohenems-Münchner Handschrift noch näher stehen, als die Bruchstücke der 22sten Handschrift.*)

*) Herausgegeben, mit Schriftbild und Ergänzung aus der Hohenems-Münchner Handschrift, im Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1853, Juli, und besonders, mit dem obigen Bericht (S. 279) 1853, Berlin bei Stargardt.

E. H. Schmidt.

Druck von J. Petsch in Berlin.

Inhalt
des zehnten Bandes.



'ITY


COLUMBIA UNIVERSITY
0035531185